

JOH. HESSE

Die Mission
auf der Kanzel



Digitized by the Internet Archive
in 2025

J. W. Rieger

Die Mission auf der Kanzel

J. Hesse

Die Mission auf der Kanzel

Ein missionshomiletisches Hilfsbuch

In durchgreifender Neubearbeitung von
G. Hermelink und N. Rösler

„Daß ist keine feine Gottesgelehrtheit, in der
keine Liebe für die armen, verfinsterten Hei-
den lebt.“ Friedrich IV. von Dänemark



1930

Calwer Vereinsbuchhandlung Stuttgart

Vorwort

Im Jahre 1916 ist der langjährige Vorstand des Calwer Verlagsvereins, der Missionsgelehrte und Missionschriftsteller Johannes Hesse, aus gesegneter Arbeit abgerufen worden. Es sind nicht wenige unter den heutigen Pfarrern, die ihn als Vortragenden im akademischen Missionsverein in Tübingen gehört haben, nicht wenige, denen der tiefgegründete und darum so freie und weitherzige Mann mit seinem reichen Wissen, seiner feurigen Liebe zur Sache seines Herrn das Herz warm gemacht und tiefe, bei manchen entscheidende Eindrücke hinterlassen hat. Nicht minder als den Dienst an der akademischen Jugend hat es aber Hesse als eine Lebensaufgabe betrachtet, dem im Amt stehenden Pfarrer die Anregungen zu vermitteln und die Handreichung zu tun, damit der Mission in der kirchlichen Verkündigung die ihr gebührende Stellung werde. Im Verfolg dieser Aufgabe hat er im Jahre 1889 das missionshomiletische Hilfs- und Handbuch „Die Mission auf der Kanzel“ herausgegeben, das dankbare Aufnahme fand. Ihm folgten in den Jahren 1901-1910 die Beispielsammlungen: „Die Heiden und wir“, und „Frühlingswehen in der Heidenwelt“, ferner: „Vom Segensgang der Bibel durch die Heidenwelt“. Im Jahre 1897 konnte „Die Mission auf der Kanzel“ in vermehrter, völlig umgearbeiteter Gestalt erscheinen. Dann aber kam eine geplante Neuauflage nicht mehr zustande, weil der Tod dem unermüdlichen Verfasser die Feder aus der Hand nahm.

Wenn sich nun der Calwer Verlagsverein entschlossen hat, an eine Neubearbeitung und Neuherausgabe des Hesse'schen Werkes heranzutreten, so leitet ihn dabei nicht bloß das Bedürfnis der Dankbarkeit, den Namen des hochverdienten Verfassers mit seinem Werk einer neuen Generation lebendig zu erhalten, sondern wie Hesses Person aufging im Dienst an der großen Sache, so möchte durch die Neuauflage dieser Sache in einer neuen Epoche der Missionsgeschichte im alten Geist neu gedient werden.

Die seit dem Erscheinen der letzten Auflage verflossenen 32 Jahre waren für Kirche und Mission Zeiten gewaltigster Umwälzungen und Veränderungen. Zuerst kam für die Mission eine Zeit mächtiger Entfaltung, die auf der Edinburger Weltkonferenz einen gewissen Höhepunkt erreichte. Die Mission eroberte sich auch mehr und mehr innerhalb der theologischen Wissenschaft den ihr gebührenden Platz und bekam auf verschiedenen Hochschulen eigene Vertreter.

Aber plötzlich brach der Weltkrieg herein und legte zunächst die deutsche Missionsarbeit lahm. Der Friedensschluß beraubte Deutschland aller seiner Kolonien. Nur allmählich konnte die deutsche Mission auf ihre Arbeitsfelder zurückkehren, wo sie aber weithin ganz neue Verhältnisse antraf. Der Krieg und die mit ihm zusammenhängende Weltrevolution haben ihre Wirkungen bis in die fernsten Winkel der Erde hin ausgeübt und die gesamte Einstellung der Eingeborenen zur weißen Rasse und all dem, was sie in die Welt hinausträgt, verändert. Das bekommen auch die Missionen anderer Länder zu spüren. Man denke nur an die Verwicklungen in China und ihre Folgen für die Missionsarbeit aller Nationen. Aber auch die Lage der Kirche in Deutschland ist eine andere geworden. Ihre enge Verknüpfung mit dem Staat wurde gelockert. Sie sieht sich vielfach in der Heimat unmittelbaren Missionsaufgaben gegenübergestellt. So ist heutzutage die Arbeit der Mission noch wichtiger und entscheidender als vor einem Menschenalter. Und der Pfarrer kann noch weniger gleichgültig an ihr vorübergehen. Auf der andern Seite aber ist das Pfarramt heutzutage mit so viel neuen, dringenden Aufgaben belastet, daß es trotz der reichlichen und guten Missionsliteratur manchem Pfarrer schwer fallen dürfte, sich mit der Missionsarbeit immer auf dem Laufenden zu erhalten. Und so wird er ein Hilfsbuch, wie es das alte Hessische sein wollte, nicht verachten.

Die Neubearbeitung wurde zwischen den beiden Herausgebern so geteilt, daß Pfarrer Rösler die Sammlung der Beispiele übernahm, alles übrige wurde von Pfarrer Hermelink durchgesehen und bearbeitet. Für eine Reihe der neuen Predigtentwürfe gab das große Werk von Gottlob Mayer: „Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigtdispositionen“ mancherlei Anregung. Neu beigelegt wurde eine Zusammenstellung der wichtigsten Missionstexte der Bibel und einige Liturgien als Muster für die Gestaltung eines Missionsfestes oder einer Missionsstunde. Dagegen wurde auf weitere Missionsgebete verzichtet, da die meisten neueren Kirchenagenden die Mission hinreichend berücksichtigen.

Gott gebe, daß das Werk in seiner neuen Gestaltung mithelfe, das Missionsinteresse in der Pfarrerschaft zu stärken, und manchen Amtsbruder geschickter mache, in die Gemeinden das Feuer der Missionsliebe hineinzutragen!

Im Herbst 1929

Der Calwer Verlagsverein

Inhaltsverzeichnis

I. Missionshomiletische Winke und Wünsche

A. Die Stellung der Mission im Rahmen des der Kirche übertragenen Amtes	13
1. Die Missionsarbeit, eine unerläßliche Pflicht der Kirche	
2. Der der Kirche aus der Missionsarbeit zufließende Segen	
B. Die Bedeutung und Pflege der Missionsliebe in der gewöhnlichen Sonn- und Festtagspredigt	20
1. Die Aufgabe der Predigt	
2. Die Textwahl und Textbehandlung	
3. Die Illustrierung des Textes	
C. Die besonderen Missionsveranstaltungen	22
1. Gemeindepfarrer und Berufsarbeiter der Mission	
2. Aufgabe: Erweck. d. Gemeinde zur Erkenntnis ihrer Missionspflicht	
3. Die Missionspredigt mit Themen	
4. Die Missionsberichterstattung mit Themen	
5. Gesichtspunkte für die Wahl des Missionsstoffs	
6. Behandlung des Stoffs im Einzelnen	
D. Pflege der Missionsliebe unter der Jugend	31
1. Die Unterrichtsarbeit	
2. Der Kindergottesdienst	
3. Die Jugendvereine	
E. Wie gewinnt der Pfarrer die nötigen Kenntnisse?	36
F. Umschau in der Missionsliteratur	38

II. Texte zu Missionsvorträgen

A. Grundlagen der Mission	42
1. Gottes allumfassende Königsherrschaft. 2. Gottes Liebesrat über die Welt. 3. Die Weltbedeutung Jesu Christi. 4. Das Wesen des Reiches Gottes	
B. Die Notwendigkeit der Mission	47
1. Das Elend der Heidenwelt. 2. Heilsverlangen und Heilsbestimmung der Heidenwelt. 3. Der Missionsbefehl. 4. Das Wesen des christlichen Glaubens und der Liebe	
C. Ziel der Mission	53
1. Einzelbefehrung und Kirchengründung. 2. Zusammenschluß zur einen Herde. 3. Vollendung des Reiches Gottes	
D. Die Arbeiter der Mission	58
1. Ihre Berufung. 2. Ihr Dienst. 3. Ihr Kampf. 4. Ihr Lohn	
E. Die Arbeitsmittel	63
1. Das Wort. 2. Die Liebestätigkeit. 3. Das Gebet. 4. Die Opfer	

F. Die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit	70
1. Die Heidenpredigt. 2. Gemeindegründung und Leitung. 3. Wohlfahrtspflege und ärztliche Mission. 4. Schularbeit. 5. Frauenmission. 6. Judenmission	
G. Der Erfolg der Missionsarbeit	75

III. Predigtentwürfe

A. Zu Perikopenpredigten	77
1. Advent Nr. 1. Matth. 21, 5: Siehe, dein König kommt	
2. Advent Nr. 2. Matth. 25, 31—46. Wie die Wiederkunftshoffnung den Missionseifer belebt	
Nr. 3. Röm. 15, 1—13: Die wahre Missionsgesinnung	
Nr. 4. Röm. 15, 10: Freuet euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!	
Nr. 5. Luf. 12, 47 f.: Eine schwere Verantwortung	
4. Advent Nr. 6. 1. Joh. 1, 3: Der Missionstrieb Gemeinschaftstrieb	
Weihn. Nr. 7. Luf. 2, 10-14: Die Weihnachtsbotschaft und die Mission	
Ersch.-Fest Nr. 8. Matth. 2, 1—12: Wie Gott die nach Jesus verlangenden Heiden allen Hindernissen zum Trotz doch ans Ziel bringt	
Nr. 9. Jes. 60, 1—6: Wie es Licht wird in der Finsternis der Heidenwelt	
1. n. Ersch. Nr. 10. 1. Petr. 2, 5: Die Opfer, die Gott angenehm sind	
4. n. Ersch. Nr. 11. Joh. 4, 31-38: Lohnende Erntearbeit nach Gottes Willen	
Septuag. Nr. 12. Matth. 20, 1—16: Die Letzten werden die Ersten sein	
Remin. Nr. 13. Matth. 15, 21-28: Das kan. Weib, Bild der Heidenwelt	
Judika Nr. 14. Joh. 12, 32: Das Ziehen des Erhöhten	
Passion Nr. 15. Jes. 53: Wie die größte Weissagung des N. T. in Erfüllung gegangen ist u. weiter in Erfüllung gehen soll	
Ostern Nr. 16. 1. Kor. 15, 51—58: Die Mission ein Tatbeweis für die Osterbotschaft	
Ostermont. Nr. 17. Apg. 10, 28: Ein Sieg	
Mis. Dom. Nr. 18. Joh. 10, 11-18: Die Heidenmission im Lichte dieses Evangel.	
Sim'fahrt Nr. 19. Mark. 16, 14—20: Der Missionsbefehl	
Nr. 20. Apg. 1, 1-11: Wenn wir helfen wollen, d. Missionspflicht zu erfüllen, welche d. scheidende Herr den Seinen aufgelegt hat, so müß. w. auch Kraft empfangen a. d. Höhe	
Pfingsten Nr. 21. Apg. 2, 1 ff.: Pfingsten, ein Missionsfest. Das Ende des Anfangs und der Anfang des Endes	
3. n. Trin. Nr. 22. Matth. 5, 16: Lasset euer Licht leuchten	
5. n. Trin. Nr. 23. Luf. 5, 1—11: Menschenfischer	
7. n. Trin. Nr. 24. 2. Kor. 2, 14: Allezeit Sieg	
20. n. Trin. Nr. 25. Matth. 22, 1—14: Grenzen, die wir dem grenzenlosen Liebeswillen Gottes setzen	
23. n. Trin. Nr. 26a. Matth. 16, 1—3: Die Zeichen der Zeit	
Nr. 26b. Zeichen der Zeit auf dem Missionsfeld.	
25. n. Trin. Nr. 27. 1. Thess. 4, 13. 14: Der Tod bei Heiden und Christen	
B. Entwürfe zu Ansprachen bei Missionsfesten und Missionsstunden	98
1. Grundlagen der Mission	98
a) Gottes allumfassende Königsherrschaft	
Nr. 28. Ps. 24, 1: Die Erde ist des Herrn	

Nr. 29. Ps. 103, 19—22: Sein Reich herrscht über alles

Nr. 30. Ps. 145: Alles Fleisch lobe seinen Namen

Nr. 31. Matth. 6, 10: Dein Reich komme

Nr. 32. Hebr. 1, 8. 9: Das Königreich Christi

b) Gottes Liebesrat über die Welt

Nr. 33. Hof. 2, 25: Grund, Ziel und Mittel der Mission

Nr. 34. Apg. 17, 26: Eine große und verpflichtende Idee

Nr. 35. 1. Tim. 2, 4-7: Drei Tatsachen, auf welchen die Mission beruht

c) Die Weltbedeutung Jesu Christi

Nr. 36. Hebr. 1, 1—3: Jesus Christus, der Erbe über alles

Nr. 37. Jes. 42, 1—8: Der Missionsherr und sein Werk

Nr. 38. Joh. 14, 6: Ich bin der Weg

Nr. 39. Matth. 13, 37 f.: Die Welt, der Acker des Menschensohns

Nr. 40. 1. Joh. 4, 14: Jesus Christus, der Welt Heiland

2. Die Notwendigkeit der Mission 106

a) Das Elend der Heidenwelt

Nr. 41. Röm. 5, 20: Heidnisches Elend und göttliche Gnade

b) Das Heilsverlangen der Heiden

Nr. 42. Röm. 2, 12—16: Das Gewissen in der Heidenwelt

Nr. 43. Apg. 16, 9: Der Rotschrei des Heidenlandes

c) Missionspflicht und Missionsbefehl

Nr. 44. Röm. 1, 14: Die Christenheit eine Schuldnerin der Heidenwelt

Nr. 45. Matth. 28, 16—20: Der Missionsbefehl

Nr. 46. Ps. 119, 60: Eile und säume nicht!

Nr. 47. Richt. 18, 9: Eilet, das Land einzunehmen!

Nr. 48. Jon. 1, 2 a: Mission treiben heißt sich aufmachen und hingehen

Nr. 49. 1. Kön. 8, 41—43: Gottes Haus, ein Bethaus allen Völkern

Nr. 50. Eph. 5, 14: Wache auf, der du schläfst!

d) Das Wesen des christlichen Glaubens und der Liebe

Nr. 51. 2. Kor. 4, 13: Ich glaube, darum rede ich

Nr. 52. 1. Mose 4, 9: Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Nr. 53. Joh. 4, 31—34: Ich habe eine Speise zu essen, von der ihr nicht wisset

3. Ziel der Mission 119

a) Mission und Kultur

Nr. 54. Matth. 4, 8—10: Der Weg zur Weltherrschaft

Nr. 55. 1. Mose 1, 28: Der älteste Missionsbefehl

Nr. 56. Apg. 3, 6: Was ich habe, das gebe ich

b) Mission und Propaganda

Nr. 57. Matth. 23, 15: Eine große Gefahr

c) Einzelarbeit und Gemeindegemeinschaft

Nr. 58. Apg. 16, 11—15: Lydia, ein Bild gesegneter Kleinarbeit

Nr. 59. Apg. 16, 14: Dieser tat der Herr das Herz auf

Nr. 60. 1. Thess. 1, 2—10: Ein Blick in eine heidnische Gemeinde

d) Zusammenschluß zu einer Herde

Nr. 61. Apg. 10, 1—33: Das Pfingsten der Heiden

- Nr. 62. Ps. 133: Ein einzig Volk von Brüdern
 Nr. 63. Gal. 3, 26—28: Das große Einigungswerk der Mission
 Nr. 64. Joh. 11, 52: Die Sammlung der Kinder Gottes aus den Heiden

e) Vollendung des Reiches Gottes

- Nr. 65. Offb. 7, 9 f.: Gottes Ziel mit den Völkern
 Nr. 66. Micha 4, 1—7: Am Ende der Tage
 Nr. 67. Offb. 19, 11—16: Die Mission und die Wiederkunft Christi

4. Die Arbeiter der Mission 129

a) Ihre Berufung

- Nr. 68. Gal. 1, 15 f.: Paulus, ein Missionar von Gottes Gnaden
 Nr. 69. 5. Mose 34, 10—12: Mose als Vorbild für den Missionar
 Nr. 70. Joh. 21, 15—24: Missionseramen und Missionsinstruktion
 Nr. 71. Richt. 7, 1—8: Des Volkes ist zuviel
 Nr. 72. Jer. 1, 4—10: Die Berufung des Jeremia

b) Der Dienst der Missionare

- Nr. 73. 1. Kor. 4, 16: Paulus, das Muster eines Heidenmissionars
 Nr. 74. Joh. 15, 16: Wie Jesus seine Zeugen zu ihrem Beruf ausrüstet
 Nr. 75. Joh. 15, 1—5: Der Weinstock und die Reben
 Nr. 76. Mark. 6, 30 f. Die wahre Missionsmethode

c) Ihr Kampf

- Nr. 77. Matth. 10, 24—31: Warum brauchen sich Jesu Zeugen in der Welt nicht zu fürchten?
 Nr. 78. Matth. 10, 34—36: Die Friedensbotschaft bringt Kampf in die Welt
 Nr. 79. Jak. 5, 7: Seid geduldig

d) Ihr Lohn

- Nr. 80. Joh. 4, 37 f.: Dieser sät, der andere schneidet
 Nr. 81. Matth. 19, 27: Was wird uns dafür?

5. Die Arbeitsmittel 143

a) Die Predigt des göttlichen Wortes

- Nr. 82. Jer. 23, 29: Die Bibel, der größte Missionar
 Nr. 83. Eph. 6, 17: Das Wort Gottes, das Schwert des Geistes
 Nr. 84. 1. Kor. 2: Das weltüberwindende Zeugnis

b) Die Arbeit der Liebe

- Nr. 85. Matth. 4, 23: Eine völlige Erlösung, der Endzweck des Kommens Jesu in die Welt

c) Das Vorbild der heimischen Christenheit

- Nr. 86. Jes. 60, 1—6: Werde Licht!
 Nr. 87. 2. Kön. 20, 12—15: Was haben sie gesehen in deinem Hause?
 Nr. 88. Apk. 11, 1—18: Wie stellen wir uns zur Mission?
 Nr. 89. 1. Thess. 3, 6—8: Heimataemeinde und Missionsgemeinde in ihrem gegenseitigen Verhältnis
 Nr. 90. 1. Kor. 13, 11: Die Pflicht der heimischen Missionsgemeinde, abzugeben, was kindisch ist

d) Das Missionskreuz

- Nr. 91. Joh. 12, 24 f.: Durch Tod zum Leben
 Nr. 92. 2. Tim. 1, 11—15: Die Berufsleiden der Mission

- Nr. 93. 2. Kor. 11, 23—30: Ein Held auf dem Missionsfelde
 Nr. 94. 2. Tim. 4, 14-17: Dreierlei Erfahrungen in Verfolgungszeiten

e) Das Gebet

- Nr. 95. Apg. 4, 24-31: Das Gebet als Schutz- u. Trutzwaffe d. Mission
 Nr. 96. 1. Tim. 2, 1—7: Das Missionsgebet, das erste und wichtigste Missionsmittel
 Nr. 97. Röm. 15, 30—32: Helfet mir kämpfen mit Beten!
 Nr. 98. 2. Kön. 19, 15—20: Ein erhörtes Gebet

f) Die Missionsgaben

- Nr. 99. 1. Petr. 4, 10: Bring und brauche, was du hast
 Nr. 100. 1. Chron. 29, 9—19: Von deiner Hand haben wir dir's gegeben
 Nr. 101. Spr. 10, 16: Liegt dir am Leben, so leg dich aufs Geben!
 Nr. 102. 2. Kor. 12, 14: Nicht das Eure sondern euch
 Nr. 103. Matth. 21, 3: Der Herr bedarf ihrer

6. Die verschiedenen Arbeitsgebiete der Mission 163

a) Die Heidenpredigt

- Nr. 104. 2. Kor. 4, 5: Die Heidenpredigt

b) Gemeindefarbeit

- Nr. 105. Apg. 14, 21-23: Pflege der jungen heidenchristl. Gemeinde
 Nr. 106. Phil. 1, 1—11: Wie es in einer Christengemeinde aussehen sollte
 Nr. 107. 1. Kor. 5, 1—5: Kirchenzucht auf dem Missionsfeld

c) Die Eingeborenenkirche

- Nr. 108. Apostg. 11, 20—23: Eingeborenenkirche und Mission

d) Die ärztliche Mission

- Nr. 109. Luk. 9, 2: Die ärztliche Mission

e) Schularbeit

- Nr. 110. Jes. 45, 11: Missionarische Schularbeit

f) Frauenmission

- Nr. 111. Röm. 16, 1—3: Die Frau und das Evangelium
 Nr. 112. 1. Petr. 3, 1—6: Die Bedeutung der christlichen Frau in der Heidenwelt

g) Judenmission

- Nr. 113. Röm. 9, 1—5: Ein echter Judenmissionar
 Nr. 114. Apg. 28, 17—27: Ein Blick auf die Judenmission
 Nr. 115. Röm. 11, 1—12: Der Glaube an die Zukunft Israels.

h) Mohammedanermiffion

- Nr. 116. Jer. 23, 29: Das Wort Gottes ist der einzige Hammer, der den Felsen des Islam zerschmettern kann

7. Hindernisse 174

a) In der Heidenwelt

- Nr. 117. Ps. 2: Warum toben die Heiden?
 Nr. 118. Hos. 7, 1: Fast unheilbar

h) In der Heimat	
Nr. 119. Röm. 2, 24: Christen, ein Ärgernis für die Heiden	
Nr. 120. 1. Thess. 2, 14—16: Wehrer oder Mehrer der Mission?	
Nr. 121. Mark. 14, 4: Eine Judasfrage im Betreff der Mission	
8. Die Erfolge	180
a) Die Wege zum Erfolg	
Nr. 122. 1. Sam. 17: Davids Kampf mit Goliath, ein Vorbild für die Heidenmission	
Nr. 123. Hes. 37, 1—14: Eine große Erweckung	
Nr. 124. 2. Chron. 20, 1—30: Das Geheimnis des Sieges	
Nr. 125. Sach. 4, 6 f.: Das Geheimnis des Erfolgs	
Nr. 126. 1. Sam. 11, 1—7: Da geriet der Geist Gottes über ihn	
Nr. 127. Matth. 6, 13: Drei Bürgschaften für den Missionserfolg	
Nr. 128. Kol. 4, 2—4: Eine offene Tür	
b) Einzelerfolge	
Nr. 129. Apg. 10, 1-8: Korneliusseelen in der Heidenwelt noch heute	
Nr. 130. Kol. 4, 12—13: Ein treuer Missionsfreund	
c) Die Missionsgeschichte eine Siegesgeschichte	
Nr. 131. 1. Kor. 15, 58: Nicht vergeblich	
Nr. 132. Matth. 13, 31 f.: Das Gleichnis vom Senfkorn	
Nr. 133. Luf. 13, 20 f.: Die alles durchdringende Macht des Reiches Gottes	
Nr. 134. Ps. 84, 8: Von Sieg zu Sieg.	
Nr. 135. Ps. 118, 15 f.: Die Rechte des Herrn behält den Sieg	
Nr. 136. Jes. 2, 2—5: Des Herrn Berg ist höher denn alle Berge	
9. Innere und Äußere Mission	194
Nr. 137. 1. Sam. 30, 24 f.: Miteinander sollen sie teilen	
10. Kindermissionsstunden	195
Nr. 138. Eph. 2, 12: Die armen Heiden	
Nr. 139. Mark. 10, 14: Lasset die Kindlein zu mir kommen	
Nr. 140. Luf. 2, 14: Weihnachtsfeier im Heidenland	
Register der behandelten Texte	196
IV. Missionsliturgien	197
V. Missionskalender	208
VI. Beispiele und Geschichten aus der Mission	215
A. Die Heiden	215
1. Heidnische Not und Greuel	
2. Anima naturaliter christiana	
B. Die Missionare	280
C. Die Erfolge	313
D. Die Heidenchristen	373
E. Und wir?	438

I. Missionshomiletische Winke und Wünsche

A. Die Stellung der Mission im Rahmen des der Kirche übertragenen Amtes

1. **Kanzel und Mission.** Der Dienst an der heimatlichen Christengemeinde und die Arbeit der Ausbreitung des Evangeliums unter den Nichtchristen sind aufeinander angewiesen und bedingen und befruchten sich gegenseitig. Die Mission hat deshalb ein Recht auf besondere Berücksichtigung bei der regelmäßigen Wortverkündigung, ein Recht, das auch immer mehr anerkannt wird. Freilich kommt es immer noch vor, daß sie nur als ein einzelner Zweig der christlichen Liebestätigkeit neben vielen anderen gleichberechtigten angesehen wird, als eine Privat- und Vereinsache, deren sich die Vertreter der Kirche annehmen dürften oder nicht, je nachdem es ihnen beliebt. Es ist aber irreführend, wenn in manchen Lehrbüchern der praktischen Theologie der Mission ihr Platz in einem Abschnitt: „Von den freien Vereinigungen“ neben der Inneren Mission, dem Gustav-Adolf-Verein, dem Evangelischen Bund u. a. angewiesen wird. Die Mission ist eine, im Lauf der Geschichte freilich von der Kirche zu ihrem eigenen Schaden oft verkannte und versäumte, notwendige Lebensbetätigung des christlichen Glaubens. Wir denken freilich dabei nicht nur an die Arbeit einer einzelnen Missionsgesellschaft, ja nicht einmal an die Gesamtheit aller, welche das Evangelium in der Heidenwelt ausbreiten, überhaupt nicht an die menschlichen Veranstaltungen — das alles ist viel zu eng, viel zu klein, nein, wir meinen das Werk Gottes zur Aufrichtung von Glaubensgehorsam unter allen Heiden, den der gesamten Kirche Christi als solcher inwohnenden Apostolat, das was im Neuen Testament geradezu als das Werk des Herrn (1. Kor. 15, 58; Phil. 2, 30), ja als Evangelium im aktiven Sinn (Röm. 1, 1; 15, 19; 1. Kor. 9, 14. 18; 2. Kor. 2, 12; Gal. 2, 7; Phil. 1, 12; 2, 22; 4, 3; 4, 15) bezeichnet wird. Eine Kirche und eine Kanzel, welche aufgehört hat, in diesem Sinne das Evangelium zu treiben, ist in Gefahr, überhaupt das Evangelium zu verlieren, oder, wie Dr. Duff gesagt hat, eine Kirche, die nicht evangelisiert (d. h. ja eben missioniert), wird auch nicht auf die Dauer evangelisch bleiben. Um zu halten, was wir haben,

müssen wir geben, was wir haben; durch Lehren lernen wir, und vom Geben lebt die Kirche.

Jeder lebendige Organismus hat zwei Funktionen, eine der Selbsterhaltung und eine der Selbsterweiterung oder Fortpflanzung dienende. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch, der unter dem Einfluß des Staats- und Landeskirchentums Mission und Kirche *n e b e n* einander stellt, verstehen wir unter Kirche meist nur die Summe derjenigen Funktionen und Organe, welche sich auf die Selbsterhaltung des betreffenden Kirchenkörpers beziehen. So hat das Mißverständnis aufkommen können, als sei eigentlich die Mission nicht notwendig und selbstverständlich eine Kirchensache. Freilich, wo die Kirche so sehr zu einer bloßen Selbsterhaltungs- und Predigtanstalt für ein einzelnes Volk oder Land herabgesunken ist, wie das bei unserem protestantischen Landes- und Staatskirchentum zum Teil der Fall ist, da muß allerdings die Mission selbstverständlich *n e b e n* ihr sich erheben als ein gleichberechtigter und ebenbürtiger Faktor des im höheren Sinne kirchlichen Lebens. Aber das ist eben nur ein Notbehelf. Je missionsmäßiger die Kirche, desto kirchlicher wird auch die Mission sein, und umgekehrt.

Aber merkwürdig! Kaum war die erste Kirche gegründet, so trat sie auch schon in einen gewissen Gegensatz gegen die Mission. Die Judenthristen in Jerusalem hatten keine Lust, die Heiden zu bekehren, und als Paulus mit neuen Zungen allen Völkern zu predigen anfing, da stieß er auf Widerspruch eben bei denen, die ihn hätten unterstützen sollen. Und so ist es fortgegangen bis auf den heutigen Tag, einerlei, ob die Missionsgegner pharisäische Judaisten oder nationalstolze Griechen und Römer, wissens- und wahrheitsfahne Orthodoge oder weltfrohe Liberale, laxe Lutheraner oder puritanische Calvinisten waren. Wieder und wieder ist das paulinische Missionschristentum verschrieen worden als *e i n e n e u e R e l i g i o n*. Und eine neue Religion i s t u n d b l e i b t es auch im Gegensatz gegen alles, was bloß national, irdisch-menschlich oder gar fleischlich an unserem Kirchen- und Christentum ist. Und eben deswegen hat es Anspruch auf die Kanzel. Allerdings ist ja der Pfarrer in erster Linie Diener der Kirche nur in seiner Gemeinde, aber er darf doch nicht vergessen, daß er auch Diener der Kirche im allgemeinen ist, Diener *d e r* Kirche, welche ein Licht und ein Salz sein soll für die ganze Welt.

Und selbst seiner eigenen kleinen Gemeinde kann der Pfarrer nicht recht dienen, wenn er in ihr das Missionschristentum nicht

vertritt. Er soll ja die Getauften halten lehren alles, was Christus den Seinen befohlen hat, und zu diesem Befehl gehört doch auch der Missionsbefehl. Es gibt keine Gemeinde, ja keine Seele, die nicht so Pflicht wie Recht hätte, an der Ausführung dieses Befehls mitzuarbeiten. Gott wirkt durch Menschen. „Ich will euch zu Menschenfischern machen. Ihr werdet meine Zeugen sein. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ — Das sind Worte Christi; und Paulus nennt sich und seine Gehilfen geradezu Mitarbeiter Gottes, die Gesamtkirche aber einen Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit, d. h. eine hochragende Säule, von der aus das Geheimnis der Gottseligkeit weit hinausleuchtet in die Welt.

Dazu kommt, daß in vielen Gemeinden bereits Missionsvereine bestehen und in der einen oder anderen Weise am Werk der Heidenbekehrung mitgearbeitet wird. Dazu kann doch die Kanzel nicht schweigen. Ist das vorhandene Missionsinteresse ein falsches, so muß es korrigiert, ist es ein gesundes, so muß es gepflegt und gefördert werden. Die Gemeinde hat einen wohlbegründeten Anspruch darauf, daß der Pfarrer ihr sage, ob und wie sie sich an der inneren und äußeren Mission beteiligen soll.

Und wie kann man predigen am Advents-, am Weihnachts-, am Erscheinungsfest, an Ostern, am Himmelfahrts- und Pfingstfest, wie insbesondere auch am Karfreitag, wie dem betreffenden Text auch nur exegetisch, geschweige denn homiletisch gerecht werden, ohne auch der Heiden als Miterben aller dieser Gnaden zu gedenken? Wir verlangen ja durchaus nicht, daß immer eine besondere Missionspredigt gehalten, oder dessen, was in der heutigen Mission getan wird, mit Anerkennung gedacht werde. Aber das behaupten wir: Ein Prediger, der nie über die großen Missionsgedanken der Schrift predigt, der jahraus, jahrein von der Missionspflicht der Kirche schweigt, der sich nie ein Urteil bildet über die tatsächlich vorhandenen Missionsbestrebungen der Gegenwart und seine Zuhörer im Dunkeln darüber läßt, ob sie gut tun, sich an etwas Derartigem zu beteiligen oder nicht, der tut seine Pflicht nicht und der versteht seine Zeit nicht.

Wir leben in einer Zeit, in der durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel alle Völker der Welt in einen gegenseitigen Verkehr und Austausch hineingezogen sind, wie man ihn noch vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Unaufhaltsam dringen die modernen Errungenschaften der Kultur und Zivilisation hinaus bis zu den fernsten Inseln und den verschlossensten Winkeln der Welt.

Wo nur etwas zu holen ist, da entstehen Riesenniederlassungen, selbst mitten in der Wüste, und Menschen aller Rassen und Zungen werden bunt durcheinandergewürfelt. Diese Entwicklung bewirkt auch einen Austausch und eine gegenseitige Befruchtung des innersten Geistesbesitzes der Völker. Das Heidentum in seiner alten, primitiven Gestalt zerfällt zwar im allgemeinen haltlos vor der modernen Aufklärung. Tritt aber an seine Stelle nichts besseres, als der rücksichtslose, ungläubige moderne Geist, so entstehen daraus nur schwerere und ernstere Widerstände für das Kommen der Herrschaft Christi auf die Erde. Es ist auch kein Wunder, wenn trotz des äußeren Zusammenbruchs des alten Heidentums gewisse heidnische Vorstellungen und Glaubensformen eine überaus zähe Widerstandskraft beweisen, und wenn die höher entwickelten Religionen, wie der Buddhismus, die indische Philosophie, der Islam sich sogar zum Angriff gegen das Christentum rüsten und in Nachahmung der christlichen Mission ihre Abgesandten in die christlichen Länder entsenden. Diese ernste Entscheidungstunde gilt es zu erkennen und ihre Wichtigkeit den Gemeinden vorzulegen. Dabei darf jedoch immer neu die Erfahrung gemacht werden, daß die Botschaft des Evangeliums noch nicht veraltet ist, und daß auch in den geistigen Umwälzungen unserer Tage unser Gott sein Reich baut und seine Siege erringt. Dafür das Auge zu öffnen und die Freude daran zu wecken, ist eine der wichtigsten Aufgaben des heimatlichen Predigtamts.

2. Stellt sich aber die Kanzel so in den Dienst der Mission, so darf sie selbst den reichsten *r ü c k f l i e ß e n d e n* Segen genießen. Was in der Mission erlebt, erfahren, erstritten und erworben wird, das gehört nicht ihr, sondern der Kirche als solcher. Gilt schon das Wort Pauli: Alles ist euer, auch die Welt, auch die weltlichen Wissenschaften usw. in erster Linie dem Prediger, und muß einem, der das Wort Gottes recht teilt, schließlich alles dazu dienen, das Evangelium verständlich, anschaulich und nachdrücklich zu machen, so gilt das doch gewiß noch in ganz besonderer Weise von der Mission. Wie Paulus, dieser großartige Typus der evangelischen Heidenmission, mit seiner die engen Schranken des Judenthums durchbrechenden Missionstheologie nicht nur den Heiden, sondern zugleich der ganzen Kirche zu neuen Einsichten und neuen Erfahrungen der Gnade Gottes in Christo geholfen hat, so gibt es auch in der Gegenwart eine freilich noch ungeschriebene, aber doch schon in Theorie und Praxis sich als einen guten Sauerteig geltend machende Missionstheologie, und diese sollte noch viel mehr, als bis jetzt meist un-

bewußt schon geschieht, für den heimatlichen Kirchendienst, insbesondere auch für homiletische Zwecke flüssig gemacht werden. Einige Züge dieser Missionstheologie, die zur Belebung und Vertiefung des landläufigen Namenchristentums verwendet werden könnten, mögen genannt sein:

Erster Zug: „In das Wesen aus dem Schein, aus der Lüge in die Wahrheit!“ In der Mission weht ein scharfer Wind des Ernstes und der Realität. Sie stellt uns immer wieder vor das geheimnisvolle, gewaltige, von all unserem Rennen und Planen unabhängige Walten Gottes und lehrt uns an uns selbst verzagen und unsere Hoffnung ganz auf Gott setzen. Sie weckt den Sinn fürs Wurzelhafte und Echte, vor allem für die unausschöpfbare Tiefe der Heiligen Schrift, deren Reichtum sie neu erschließt und verstehen lehrt. Hier erlebt man, wie die göttliche Gnade an ein Menschenherz herantritt, es umschafft und zum Glauben bringt, und bekommt so einen Blick für den Unterschied von belehrt und unbelehrt, von tot und lebendig. Man sieht, wie es zur Kirchenbildung kommt und kommen muß und gewinnt so eine Freude an der eigenen kirchlichen Gemeinschaft, deren Werte man erkennt, sieht aber auch, was an unserem Kirchenwesen bloße Gewohnheit, Schein und Schlendrian ist. So lernt man auch auf den Glauben anwenden: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Da heißt es: „Sei, was du bist: — ein Christ, und werde, was du heißest: — ein Kind Gottes!“

Zweiter Zug: „Aus der Enge in die Weite.“ Der Missionar muß alles verlassen; er muß seine Heimat und sein Vaterland verlassen; er muß fremde Sprachen lernen; er muß vieles auch verlieren, muß selbst anders werden, einen weiteren Blick, ein weiteres Herz, eine umfassendere Liebe bekommen, wenn er den Heiden soll dienen können. Er darf nicht befangen bleiben in theologischer, kirchlicher, nationaler und sozialer Enge, sondern muß sich hineinleben in fremde Volksarten und ihre Bedürfnisse, muß ihren Wert erkennen und schätzen lernen. Das erweitert den Horizont und schafft die Freude am Reichtum Gottes, der seine Gaben so mannigfaltig den einzelnen und den Völkern verteilt hat und doch über allen als der eine Herr steht, den sie alle suchen und finden, und dem sie dienen sollen. Wie aber dieser Weitblick nötig ist für den Missionar, so ist er auch nötig und recht für die ganze Kirche. Denn die Kirche selbst ist ja doch schließlich der eine große Missionar für die ganze Welt. Wer das versteht und zu Herzen nimmt, der trachtet danach, ein rechter Bibel-, Missions- und Reichgotteschrist zu werden. Bei aller Treue im Kleinen, bei aller Anhänglichkeit ans Vaterland, bei aller Dankbarkeit für das Eigene und Ererbte, wird er doch einen höheren Flug nehmen, allen nationalen und Sektendümel ablegen, jedes Standeshochmuts und jeder Parteilichkeit sich schämen und mit ganzer Herzenssehnsucht sich ausstrecken nach dem alle umfassenden Reich Gottes, das nicht eher kommen kann, als bis allen Völkern das Evangelium gepredigt ist. „Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen —“ das geht einem in der Missionsluft erst recht auf, da lernt man Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden, die großen, einigenden Heilsgüter und Heilmittel werden einem immer wichtiger, die Streitfragen dagegen immer unwichtiger und die

gegenseitige Verfeinerung der Parteien immer widerwärtiger. Es ist kein Zufall, daß die Einigungsbestrebungen in der Christenheit ihren Ausgang vom Missionsfeld genommen haben. Hier wird ja der Schaden der Zerrissenheit der Konfessionen und Nationalitäten am deutlichsten empfunden.

Dritter Zug: „Halte, was du hast.“ Ja, die Mission macht liberal, aber sie macht auch konservativ. Wer jahrelang in einem Lande gelebt hat, wo man Kühe anbetet, dem erscheinen konfessionelle Unterschiede nicht mehr so groß; wer aber jahrelang in einem Lande gelebt hat, wo es keine Bibel, keine Kirche, keine Hausandacht, keine Trauung, kein christliches Begräbnis, keinen christlichen Unterricht in der Schule gibt, dem erscheinen diese alten, vielfach so gering geachteten Dinge in einem neuen, großen Licht, und mit Dankbarkeit zahlt er wieder seine Kirchensteuer und freut sich der christlichen Luft, in der man leben darf, wenn man wieder in die Heimat zurückgekehrt ist. Alle Unzufriedenen also, die einfach alles Gute, was wir in der Christenheit haben, als einen Raub dahinnehmen, könnten durch eine etwas nähere Bekanntschaft mit den Greueln des Heidentums gründlich geheilt werden, wie Vater Wangemann einst in einer großen sozialdemokratischen Versammlung in Berlin den schon halb zum Austritt aus der Kirche Entschlossenen mit Erfolg gezeigt hat. (Vergleiche Th. Wangemann von H. Petrich, S. 81 ff.) Der echte Missionsgeist ist aber auch konservativ dem Leben und den Gebräuchen des Volkes gegenüber, an dem gearbeitet wird. Auch da will der Missionar lehren halten, was man hat und von Gott empfangen hat. Bei der Missionsarbeit bekommt man ein Auge dafür, wie selbst die auf niedrigster Kulturstufe stehenden Völker Güter empfangen haben, die sie oft freilich in ihrem Werte selbst nicht mehr kennen, die aber namentlich aus ihren Gebräuchen und ihren Sprichwörtern herausgefunden werden können, und die der Missionar nun wieder pflegen und ins Licht stellen darf.

Vierter Zug: „Leget ab, was kindisch ist, und werdet männlich und werdet stark,“ denkt nicht immer nur an euch selbst, sorget auch für andere, lernet, daß Geben seliger ist als Nehmen! Es gibt bei uns Fromme, deren Losung heißt: Nur selig! und die immer darauf aus sind, noch frömmere zu werden und aus der Frömmigkeit nebenbei auch allerlei Nutzen zu ziehen, womöglich auch Zeichen und Wunder zu erleben, immer in einer gewissen Ekstase zu sein, und von allem Guten und Frommen den Löwenanteil für sich zu bekommen. Das ist kindisch; und ich weiß keine bessere Kur dafür als die Mission. Wer in der Mission mitlebt, mitarbeitet oder auch nur mitlebt und mithört, der muß doch über kurz oder lang begreifen, daß es mit all dem nicht getan ist, sondern daß es arbeiten gilt im Weinberg des Herrn, ja nicht nur arbeiten, sondern auch Opfer bringen, Opfer der eigenen Bequemlichkeit und Liebhaberei, ja der eigenen Gesundheit und des Lebens. Die Missionserfahrung lehrt, daß mit der einmaligen Befehrung noch nicht alles gewonnen ist, daß selbst solche, die mit Lebensgefahr und unter allerlei Verfolgungen sich haben taufen lassen, ja die auch wunderbare Gebetserhörungen und Eingriffe Gottes erlebt haben, doch wieder lau werden, ja ins Heidentum zurückfallen, wenn sie nicht in aller Nüchternheit arbeiten, dienen und sich in eine nicht ekstatische, sondern ganz gewöhnliche Kirchen- und Gemeindeordnung schiden lernen. Die Mission ruft ferner auf zum Hinausgehen,

zum Kämpfen, zum Geben, zur Fürbitte, — alles für andere. Das treibt heraus aus dem kindischen Gefühlsdusel, das lehrt einen bald, wenn man's nur ein wenig ernst nimmt, wie ungeschickt zu solchem Reichgottesdienst man noch ist, und das lehrt einen, daß man wachsen muß, wachsen bis zum vollen Mannesalter Christi, wachsen bis zu der Reife, da die Blüten und die Blätter abfallen und nur noch die Früchte bleiben.

Faßt man das alles zusammen, so läuft es darauf hinaus, daß man, um ein rechter Christ zu sein, eben diesen Missionsgeist haben muß, vermöge dessen man herauswächst aus dem bloßen Privat-, Familien-, Konfessions-, Kirchen-, Partei-, Kopf- und Gefühlschristentum, um wahrhaft „des Evangeliums“ würdig (Phil. 1, 27), d. h. eben m i s s i o n s m ä ß i g zu denken und zu wandeln. Ja, es wäre keine Übertreibung, wenn man den Satz aufstellen wollte: Das Maß der Heiligung für den einzelnen Christen wie für die Gemeinde ist der Grad ihrer Missionstüchtigkeit gegenüber der Welt. Daß die, welche draußen sind, gewonnen werden, das erscheint nicht nur bei Paulus, sondern im ganzen Neuen Testament als ein Hauptantrieb zu allen christlichen Tugenden. Wie sollte also der Prediger seine Pflicht erfüllen können, wenn er es unterläßt, seine Zuhörer auf das Heiligungsmotiv hinzuweisen, das in ihrem Missionsberuf liegt?!

So bringt die Beschäftigung mit der Mission dem Einzelnen wie der ganzen Kirche einen reichen Segen. Und ein Pfarrer, der den Missionsgeist in seiner Gemeinde pflegt, darf es erfahren, wie seine Gemeinde immer lebendiger wird und auch zur Lösung aller andern Christenaufgaben fähiger und williger wird. Wie oft sind von Missionsveranstaltungen, namentlich von Missionsfesten, Erweckungsbewegungen ausgegangen zum Segen und zur Belebung der Kirche! Wie haben die Missionserzählungen und die Missionsgeschichten im ganzen dazu geholfen, die Predigt zu bereichern und wirkungsvoller zu machen, und wie manche persönliche Kraft ist aus der Mission herausgewachsen und hat mit ihrer Erfahrung und mit ihrer besonderen Gabe der Kirche dienen dürfen! Denken wir nur, um einen Namen zu nennen, an den Evangelisten Elias Schrenk. Wer das bedenkt, dem wird es ein Anliegen sein, mit seiner Kanzeltätigkeit der Mission zu dienen und andererseits die Mission für seine Kanzeltätigkeit in den Dienst zu nehmen. Bedarf es dazu besonderer Veranstaltungen oder kommt es nur darauf an, daß der Diener der Kirche eben vom rechten Missionsgeist erfüllt sei? Wir möchten darauf antworten: Je mehr Geist und je weniger Veranstaltung, desto besser. Aber der Geist schafft sich doch auch seine Formen, und so ist

es auch berechtigt, aus der Erfahrung gewisse Regeln für die Betätigung des Missionsgeistes auf der Kanzel aufzustellen. Wir behandeln daher die Weckung und Pflege der Missionsliebe: a) in der gewöhnlichen Sonn- und Festtagspredigt, b) in besonderen Missionsveranstaltungen, c) in Schule und Kindergottesdienst.

B. Die Weckung und Pflege der Missionsliebe in der gewöhnlichen Sonn- und Festtagspredigt

Die sonntägliche Hauptpredigt muß immer wieder benützt werden, um die Gemeinde an ihre Missionspflicht zu erinnern. In den meisten Predigten treten uns, auch wenn der Text sie mit Gewalt aufnötigt, Missionsgedanken nur in sehr seltenen Fällen entgegen. Die Mission wird vorwiegend immer noch als etwas Besonderes, als eine persönliche Liebhaberei behandelt, als wäre sie nur eine Art Anhängsel an das Evangelium. Von dieser isolierten Stellung und Behandlung muß sie befreit und als ein unabtrennbarer Bestandteil der ganzen Heilsveranstaltung, als ein Grundgedanke des Evangeliums erkannt und die Beteiligung an ihr als allgemeine Christenpflicht aufgefaßt werden. Das geeignetste Mittel dazu ist die regelmäßige Berücksichtigung der Mission in der Predigt. Wie geschieht sie am besten?

1. Der vom Missionsgeist beeinflusste Prediger wird sich nicht einseitig und ausschließlich von dem Gedanken beherrschen lassen, daß die Predigt nur ein Ausdruck und ein Bekenntnis der feiernden Gemeinde sein soll. Er wird vielmehr ein tiefes Gefühl haben für den klaffenden Widerspruch, in welchem nur zu oft der tatsächliche Gemeindeglaube bzw. Unglaube mit dem wahren christlichen Glauben steht, für den gewaltigen Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, für das Vorhandensein solcher in der Gemeinde, die der Bekehrung zu dem lebendigen Gott unter Abkehr von den Götzen gerade so sehr bedürfen, wie irgend ein Hindu oder Chinese. Und darnach wird er seine Predigt einrichten, darauf wenigstens ohne Unterlaß Rücksicht nehmen. Gewiß soll nicht jede Predigt eine Buß- und Erweckungspredigt sein, aber auch kein Schlaftrank, der die Zuhörer in dem Wahn beläßt oder gar bestärkt, als stünde bei ihnen alles recht. Durch die Predigt soll die Gemeinde vor den lebendigen Gott gestellt werden, der noch jetzt mitten unter uns wirkt und uns zu seinem Dienste beruft, daß wir uns ihm ergeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Und im Werk der Mission tritt uns

das Wirken Gottes, das Umschaffen der Herzen der Völker besonders anschaulich entgegen, und zwar immer so, daß wir zur Mitarbeit aufgerufen werden. Darum wird jede missionsmäßige Predigt voll sein der Anbetung und des Lobpreises der großen Taten Gottes, und doch zugleich aufs stärkste den Willen angreifen. Die Zielstrebigkeit des Inhalts wird sich auch in der rednerischen Form, sehr oft schon in der Fassung des Themas und in der Anordnung der Teile kundgeben. Ja sie mag schon in der Anrede durchbrechen und zu Ersetzung des feststehenden: „Geliebte in dem Herrn!“ durch eine, mehr der Sachlage angepaßte Anrede führen, etwa: „In Christo geliebte, zur Arbeit in seinem Reich berufene Gemeinde!“ oder: „Teure Mitgenossen am Leiden und am Reich!“ oder: „Ihr, die ihr sein sollt ein Licht der Welt und ein Salz der Erde!“

2. Der Einfluß des Missionsgedankens auf die Predigt wird sich hauptsächlich darin zeigen, daß man da, wo die Textwahl freisteht, je und je auch eigentliche Missionstexte wählt, und da, wo der Perikopenzwang besteht, den vorgeschriebenen Text ernstlich darauf ansieht, ob er auch ein Missionstext sei, oder wenigstens den einen oder anderen Missionsgedanken enthalte. Man hat ja schon oft geklagt, beim Perikopenzwang wirke Wiederholung des schon so oft über den gleichen Text Gesagten lähmend und geisttötend auf den Prediger und auf den Zuhörer. Aber würde man nicht in vielen Perikopen neue, große und auch praktisch fruchtbare Reichgottesgedanken finden, wenn man sie mit einem durch die Mission und für die Mission geöffneten Auge lesen würde? Hier nur ein paar Beispiele:

Wie oft wird über Matth. 7, 5 sehr eindrücklich gepredigt, man solle am ersten den Balken aus dem eigenen Auge ziehen, aber völlig übersehen, daß dabei steht: darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Warum über diesen Text nicht missionsmäßig predigen, d. h. etwa so: Wer aus anderer Augen Splitter ziehen will, der ziehe zuerst den Balken aus dem eigenen Auge: 1. Wir alle sind berufen, je und je auch Splitter aus des Bruders Auge zu ziehen a) in der Kindererziehung und im Lehrlingswesen, b) im alltäglichen Zusammenleben in Familie, Kirche und Staat, c) in der Mission. 2. Diese Aufgabe kann aber nur der erfüllen, der zuerst den Balken aus dem eigenen Auge gezogen hat: a) die Unbußfertigkeit der Älteren und Erfahreneren ist wie ein Balken im Vergleiche mit den Splittern der jugendlichen Fehler und Sünden; ebenso die Lieblosigkeit und der Hochmut der Christen im Vergleiche mit der Unwissenheit und den Lastern der Heiden; b) also hinweg mit dem Balken! Befehren wir uns selbst, dann können wir vielleicht auch andere befehren! — Oder nehmen wir Luk. 2, 17 die Stelle von den Hirten, die, nachdem sie den neugeborenen Heiland gesehen, nun das Wort ausbreiten, das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war: wie nahe liegen doch hier die beiden Gedanken: 1. daß man Jesus nicht

selbst kann gesehen haben, ohne ihn sofort auch andern anzupreisen, 2. daß man nicht andern das Heil verkündigen kann, ohne es selbst erfahren zu haben! Wie vielsagend ist auch der Umstand, daß es heißt: Sie breiteten das Wort aus, das sie von den Engeln (Propheten usw.) über dies Kind gehört hatten; nicht das Aussehen von Maria und Joseph, nicht einmal das des Kindes beschreiben sie, nicht allerlei Reliquien bringen sie aus dem Stall und von der Krippe, sondern das Wort, dessen Erfüllung sie dort erlebt haben, das sie breiten sie aus. Die Anwendung auf die Heidenmission wie auf alle Heilsverkündigung, daß dazu zweierlei gehöre: das objektive Wort und die subjektive Erfahrung, die in Christus zusammentreffen, liegt auf der Hand.

3. Ein weiteres, sehr wichtiges Stück ist die Herbeiziehung von Geschichten und Zügen aus dem Missionsleben zur *Illustrierung* des Textes. „Das Interesse für Mission wird weniger durch Missionsstunden, als durch eingestreute Bemerkungen in Predigten und Verkündigungen geweckt“ — also durch gelegentliche Erwähnung der Mission auf der Kanzel. So lautet eine Stimme aus Bayern. Das ist richtig. Wir denken aber hier weniger an den Nutzen, den die Mission davon haben soll, als an den Nutzen, den der Prediger und die Zuhörer selbst aus der Mission ziehen können, wenn das ungeheure Anschauungs- und Erfahrungsmaterial, das sie darbietet, homiletisch verwertet wird. Sicher würde manche Predigt ganz bedeutend gewinnen, wenn sie durch allerlei Bekehrungs-, Verfolgungs-, Bewahrungsgeschichten und andere Züge aus der Heidenmission illustriert würde. Das Sammeln solchen Stoffes sollte aber nicht dem Zufall überlassen, sondern möglichst systematisch betrieben werden. Die Mission verfügt über ein so inhalts- und farbenreiches Bilderbuch, daß jeder, der auch nur ein einziges Missionsblatt regelmäßig liest, kaum je Mangel an immer neuem Illustrationsstoff haben wird.

C. Die besonderen Missionsveranstaltungen

1. Neben der mehr gelegentlichen Erwähnung der Mission im Rahmen der gewöhnlichen Wortverkündigung wird ein Pfarrer, dem die Mission und die Arbeit für sie ein Herzensbedürfnis geworden ist, sich getrieben fühlen, durch besondere Veranstaltungen in seiner Gemeinde das Missionsinteresse zu wecken und sie in das reiche Gebiet der Missionsgeschichten und Missionserfahrungen einzuführen. Diese Aufgabe darf der Pfarrer nicht einzig den *Verursachern* der Mission überlassen. Wohl haben diese den Vorzug, als unmittelbare Zeugen reden zu können, die aus der lebendigen Arbeit kommen und häufig auch die persönlichen Opfer

für das Werk gebracht haben. Während andere über das Pulver erzählen, sind sie vom Pulverdampf geschwärzt und können ihre Wunden zeigen, darum macht der gelegentliche Besuch eines Missionars in einer Gemeinde immer einen besonderen Eindruck, und ihre Berichte bei größeren Bezirksveranstaltungen, wie bei Missionskonferenzen und Missionsfesten sind unentbehrlich. Aber sie dürfen nicht überanstrengt werden, und es ist gänzlich ausgeschlossen, durch die meist der Erholung Bedürftigen das gesamte Missionsinteresse in den Gemeinden pflegen zu lassen. Das Herumgehehtwerden von einem Missionsfest zum andern, das stete Wiederholen ihrer Erlebnisse muß auch bei ihnen zu einem inneren Bankrott führen. Es kann einem dabei der Invalide einfallen, der, die Brust mit Orden bedeckt, mit der Drehorgel noch etliche Groschen zu seiner Pension hinzuleiern muß. Und sie stehen leicht in Gefahr, sich auf dem kleinen Umkreis ihres Arbeitsfeldes oder gar ihrer Station zu beschränken, während der Gemeinde auch der Blick für weitere Missionsgebiete und Missionsgesellschaften geöffnet werden sollte und für solche Felder, in denen zurzeit gerade etwas vom Wehen des Geistes Gottes zu spüren ist. Diesen weiteren Blick wird sich der für die Mission erwärmte Gemeindepfarrer aus einem gewissen Abstand heraus leichter erwerben können. So muß er sich dazu entschließen, sich soweit mit dem Missionswerk bekannt zu machen, daß er auch imstande ist, anschauliche, lebensvolle Bilder aus der Missionsarbeit seiner Gemeinde zu entwerfen. Und während bei den Rednern, die nur so gelegentlich kommen und wieder gehen, immer die Gefahr besteht, daß die Sache, die sie vertreten, für die Gemeinde leicht etwas außerordentliches bleibt, lebt der Pfarrer als geordneter Vertreter des Wortes Gottes und seiner Ansprüche in der Gemeinde, und wenn er nun ihr ihre Dienstpflicht an der nichtchristlichen Welt beständig aus Schrift und Überzeugung heraus vor Augen hält, dann kann die Mission im Bewußtsein der Gemeinde den Platz erhalten, der ihr gebührt.

2. Die Aufgabe, die dem Pfarrer damit obliegt, ist die Erweckung möglichst der ganzen Gemeinde oder doch einiger Glieder derselben zu einer lebendigen Erkenntnis ihrer Missionspflicht und zum festen Entschluß, dieselbe nicht länger unerfüllt zu lassen.

a) Vor allem muß er seine Zuhörer dahin zu bringen suchen, daß sie an die Mission glauben. Vorausgesetzt ist natürlich, daß sie an den Herrn Jesus und sein Wort glauben. Ist das aber der Fall, so müssen sie

auch an das Elend der Heidenwelt, an die Möglichkeit und Notwendigkeit ihrer Befehrung und an den schließlichen Sieg des Evangeliums auf der ganzen Erde glauben. Wie es angesichts der äußeren Zerrissenheit der Christenheit und ihrer inneren Kämpfe schwer, aber deswegen doch möglich und unerlässlich ist, an die eine heilige apostolische Kirche zu glauben, so ist es bei den großen Mängeln und Schwächen unseres gesamten Missionswesens auch nicht leicht, an die Mission zu glauben und sich davon zu überzeugen, daß man selbst sich in ihren Dienst stellen muß. Diesen Glauben nun zu wecken, was ihn hindert aus dem Wege zu räumen, Bedenken, Zweifel und Einwürfe zu widerlegen und immer wieder das „Der Herr will es“ zu betonen, das ist die Aufgabe der Missionspredigt.

1) Das nächste ist, daß die Leute lernen, wenn sie einmal an die Mission glauben, auch für dieselbe zu beten. Wer das gerne tut, der tut auch das Schwerste gern, dem braucht man überhaupt nicht lange auseinanderzusetzen, was die Mission auch von ihm verlangt. Er wird allmählich von Gott selbst gelehrt werden und, ohne daß er's selber merkt, immer tüchtiger und williger werden, in der Mission auch mitzuarbeiten. Aber man glaube nicht, daß es so leicht ist, die Leute zu solchem Beten für die Mission zu bringen. Die meisten Aufforderungen zur Fürbitte, wie man sie besonders an Missionsfesten zu hören bekommt, dürften — nur ungern sprechen wir es aus — in den Wind gesprochen sein. Und schon viel ist erreicht, wenn der Prediger sich selbst und seine Zuhörer auch nur dahin bringt, daß sie kein Vaterunser mehr beten können, ohne auch an das Kommen des Reiches Gottes und an das Geschehen seines Willens bei den Heiden zu gedenken.

c) Gaube und Gebet werden aber bald wieder einschlafen, wenn sie nicht beständig genährt werden durch das Hören oder Lesen von Missionsnachrichten. „Wer nicht liest, der lebt nicht.“ — Das gilt auch von der Mission. Der Prediger wird daher nicht unterlassen dürfen, zum Lesen von Missionschriften aufzufordern.

d) Wir kommen an das Geben. Wer für die Mission nicht gibt, wird auch auf die Dauer nicht für sie beten, wird überhaupt keine Notiz von ihr nehmen. Man rate also den Leuten in der Predigt, sich einem Missionskollektverein anzuschließen, im eigenen Haus eine Missionsbüchse aufzustellen, bei festlichen Familienanlässen ein besonderes Dankopfer zu bringen und dergleichen.

e) Ist einer ein Beter und ein Geber für die Mission geworden, dann wird er sich auch nicht lange mit Fleisch und Blut besprechen, wenn ein Missionsruf an ihn selber kommt. Er wird gehen. Und kann er selbst nicht gehen, so wird er doch gerne die andern gehen lassen, auch wenn's seine eigenen Kinder oder sonstige Angehörige sind. Keine rechte Missionspredigt, die das nicht im Auge behält, und kein schönerer Erfolg einer solchen, als wenn der eine oder andere der Zuhörer dahin kommt, vor den erhöhten Missionsherren hinzutreten und zu fragen: Herr, was willst du, daß ich tun soll?

3. Um ein solch lebendiges Missionsinteresse in der Gemeinde zu wecken, wird der Pfarrer von Zeit zu Zeit namentlich am jährlichen Missionsfest und am Erscheinungsfest eine eigentliche Missionspredigt zu halten haben, welche sich ausschließlich mit dem großen Werk der Glaubensausbreitung unter den Völkern beschäftigt.

Als Text wird ein klares, biblisches Missionswort gewählt, das im Zusammenhalt mit bestimmten Tatsachen der Missionsgeschichte und Missionserfahrung ausgelegt und entfaltet wird. Eine solche Missionspredigt wird reden:

- a) von den Grundlagen der Mission:
 - im ewigen Liebesratschluß Gottes Joh. 3, 16,
 - in der Weltversöhnung 2. Kor. 5, 19 f.,
 - in der Erhöhung Christi zum Herrn über alles Phil. 2, 9—11; Ps. 2, 110,
 - im ausdrücklichen Missionsbefehl des Auferstandenen Matth. 28, 19 ff.;
 - Apg. 1, 6—9,
 - in der Bestimmung des Reiches Gottes Matth. 6, 10; Offb. 11, 15; Dan. 2, 44,
 - im Wesen der Kirche als *πληρομα Χριστοῦ* Eph. 1, 23;
- b) von der Notwendigkeit der Mission, gegründet aus:
 - dem Elend der Heiden Apg. 16, 9; Eph. 2, 11 f.,
 - dem Ratsschluß Gottes über sie 1. Tim. 2, 3—6; Eph. 3, 1—13,
 - dem Wesen des christlichen Glaubens, der zeugen muß von dem, was er erfahren Röm. 1, 16; Apg. 4, 20,
 - der christlichen Liebe, die aus Dankbarkeit für die erfahrene Erlösung und aus Liebe zu den noch nicht erlösten Heiden ihnen das Evangelium bringen möchte Röm. 1, 14; 2. Kor. 5, 14 f.
- c) vom Ziel der Mission:
 - die Bekehrung einzelner Seelen Luk. 15, 3—7,
 - die Bekehrung eines ganzen Volkes Röm. 11, 26,
 - eine Herde und ein Hirte Joh. 10, 16,
 - Vollendung des Reiches Gottes 1. Kor. 15, 25—28; Kol. 1, 20;
- d) von den Reichgottesgesetzen, denen die Mission unterworfen ist, und die in ihrer Geschichte am senfkornartigen Wachstum Matth. 13, 31, ihren sauer- teigartigen Wirkungen Matth. 13, 33, ihren Kämpfen mit den Mächten der Finsternis Eph. 6, 10 ff., ihren Leiden und Trübsalen Joh. 12, 24—26, erfahrungsgemäß zutage treten;
- e) von den Arbeitern der Mission:
 - Gott selbst will die Mission 2. Kor. 5, 20,
 - Menschen sind seine Mitarbeiter 1. Kor. 3, 9,
 - darum sendet er seine Boten aus Röm. 1, 1; Matth. 10, 16,
 - sie sollen sein Menschenfischer Matth. 4, 19; 13, 47,
 - gute Streiter Jesu Christi 2. Tim. 2, 3,
 - sie bekommen mancherlei Gaben 1. Kor. 12, 28; Eph. 4, 11 f.,
 - sie werden zum Dienst willig gemacht 1. Kor. 3, 5; 16, 15;
- f) von den Mitteln, die der Mission zur Ausführung ihres Auftrags zur Verfügung stehen:
 - das Wort als Same Luk. 8, 11; 1. Petr. 1, 23,
 - das Wort als Schwert des Geistes Eph. 6, 17,
 - die geistliche Waffenrüstung des Missionars Eph. 6, 11 ff.,
 - die Anforderungen an den Missionar und an die Missionsgemeinde Matth. 5, 13—16,
 - die Unerläßlichkeit anhaltenden Gebets Matth. 9, 37 f.; Röm. 12, 12; Eph. 6, 18 f.; Kol. 4, 3; 2. Thess. 3, 1.

die Mission als Glaubenswerk Röm. 1, 16, als Liebeswerk 2. Kor. 5, 14, als Geduldswerk Hebr. 10, 36; 2. Tim. 1, 7. 8.

Das Missionswerk wurzelt so tief in den Reichgottesgedanken der Heiligen Schrift, daß wirkliches Verständnis für die Missionsaufgabe und andauernde warme Liebe zur Mission nur da vorhanden ist und bleibt, wo man sich mit den biblischen Gedanken immer vertrauter macht.

4. Aber ebenso vertraut sollten der Missionsgemeinde die Tatsachen der Missionsgeschichte gemacht werden. Dazu dienen die Veranstaltungen, in denen die Berichterstattung aus der Mission und Erzählungen aus dem Missionserleben im Mittelpunkt stehen, vor allem die Zusammenkünfte der für die Mission besonders interessierten Gemeindeglieder in den Gemeinschaftsstunden, in den Missionsarbeitsvereinen, beim Zusammenkommen der Sammler und Sammlerinnen der Missionskollekte, die Ansprachen bei Nachversammlungen der Missionsfeste, die an Stelle der Nachmittags- und Abendpredigten gehaltenen öffentlichen Missionsstunden und die Festberichte an den Missionsfesten, falls hiefür kein Missionar zur Verfügung steht. Es lohnt sich reichlich, sich so in den Missionsstoff einzuleben und einzuarbeiten, daß lebendige und anschauliche Bilder gezeichnet werden können. Der Stoff für solche geschichtliche Missionsreden ist ja unerschöpflich und die hiezu nötige Literatur ist meist leicht zu beschaffen. Die weitverbreiteten Jahresberichte und die verschiedenen Blätter der Missionsgesellschaften mit ihren Skizzen aus der Missionsarbeit liefern reiche Ausbeute. Der von dem Stuttgarter Missionsverlag herausgegebene Katalog der Zentralstelle für Missionsliteratur sucht einen möglichst vollständigen Überblick über die vorhandenen Missionsbücher zu geben. Die großen Missionszeitschriften bringen immer neue Anregungen, und in ihren älteren Jahrgängen sind sie eine unerschöpfliche Stoffquelle. So wird man immer eine reiche Auswahl von Themen, die sich zur Behandlung eignen, haben. Die folgende Zusammenstellung von Gegenständen macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, sondern will nur die Fülle des Stoffes andeuten und an manches erinnern, woran der einzelne nicht immer denkt. Als Themen können gewählt werden:

1. Bilder aus der Missionsgeschichte:

- a) der alten Zeit: Bedeutung der Zerstörung Jerusalems für die Heidenmission; Bekehrungsgeschichten aus den ersten Jahrhunderten; die missionierende Wirkung der Verfolgungen; der gewinnende Einfluß der Liebestätigkeit; Kaiser Konstantin als Missionsfrucht und als Typus

dessen, was bis dahin weltgeschichtlich erreicht war; Armenien, das erste christliche Reich; Chrysostomus als Missionsarbeiter; Alexandrien und Konstantinopel als Missionszentren; Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika;

- 1) aus dem Mittelalter: Langsamer Gang der Bekehrung Deutschlands; die irischottische Missionskirche; die Bekehrung der Angelsachsen und ihre Bedeutung für die Christianisierung Europas; Columban I. u. II.; Bonifatius; Ansgar; Bruno; Karl der Große; die Bekehrung der Sachsen; die Bekehrung der Russen; der Islam, eine Strafe für versäumte Missionspflicht und ein Kiegel gegen weitere Missionsversuche; die Missionsarbeit der mittelalterlichen Orden;
- c) aus der neueren Zeit: Franz Xavier, die Jesuitenmission in Indien, China und Südamerika; das Zurücktreten des Missionsgedankens in den Reformationkirchen; Justinian von Welz; A. S. Francke; Zinzendorf und die Brüdergemeine; Caren, der Missionsprophet; die ostindische Kompanie; das Entstehen und die Entwicklung der verschiedenen Missionsgesellschaften; das Vordringen des amerikanischen Geistes in der Mission.

2. Bilder aus dem Leben und Treiben der Heiden:

Die Religionen und das Christentum; die Trostlosigkeit des Gögendienstes; Aberglaube und Zauberei; heidnische Greuel; Hoffnungslosigkeit gegenüber dem Tod; Stellung der Frauen; die Vielweiberei; die Kaste in Indien; Ahnenverehrung in China; Wahrheitselemente und Lichtstrahlen im Heidentum; Macht der Sitte; Gottesahnung; Sprichwörter; Aussagen von weisen Männern; Reformbewegungen.

3. Allerlei aus der Arbeit der Missionare:

- a) das heimatliche Missionsleben; Berufung und Erziehung der Missionare; die Missionshäuser; die Missionskinder und Kinderhäuser; Geldmittel und Kollektivenvereine; Missionskonferenzen und Missionsfeste, was ein Missionsinspektor oder ein Missionskomitee alles zu tun hat;
- b) die verschiedenen Zweige und Methoden der Arbeit: Sprachschwierigkeiten; Reisen; Heidenpredigt und Hausbesuche; Schularbeit; Gemeindearbeit; literarische Arbeit; die Bibel und der Missionar; ärztliche Tätigkeit; Arbeitsunterricht und Industrie; Gefahren und Leiden in der Mission; Martyrium und Verfolgung; Todesfälle unter den Missionaren.

4. Allerlei Gemeindefragen:

Die Heidentaufe; Licht- und Schattenseiten der eingeborenen Christen; die eingeborenen Missionsarbeiter und ihre Ausbildung; die Begründung der Eingeborenentirche; die Kirchenzucht auf dem Missionsfelde; die Selbständigmachung der Eingeborenentirche; die Zusammenschließbewegung der Kirchen.

5. Die Entwicklung der verschiedenen Missionsgebiete und einzelner Missionsstationen:

- a) die Einführung des Christentums in Hawaii, Fidji, Madagaskar, Tinnelly, Tschota Nagpur, China, Japan, Korea, Uganda, unter den Bakats, auf Nias, in Neuguinea; menschliche Methode und göttliches Wirken auf dem Missionsfelde;

- 1.) Gründung einzelner Missionsstationen: Botschabelo, Trankebar, Paramaribo, Akropong, Medingen; Sattelberg usw.
6. Biographien, fast das Ansprechendste und Lohnendste:
- a) von Missionaren und Missionsfrauen, z. B.: Ziegenbalg, Schwarz, Hans Egede, John Eliot, Zeisberger, Zinzendorf, Henry Martyn, Zaremba, Niesel, Gohner, Spittler, Gobat, Krapf, Hebig, Josenhans, Gundert, Hudson Taylor, Livingstone, Rommensen, Merensky, Coillard, Vechler, Graul, L. Harms usw.;
 - b) von eingeborenen Christen: Bischof Crowther, Nisima, der Elefantenführer Gowinda, Banerdschi, Lomai von Lenakel, Pandita Ramabai, Sundar Singh, König Rhama usw.
7. Hindernisse und Schwierigkeiten:
Schlechtes Beispiel der Europäer; politische und wirtschaftliche Verwicklungen, Opium und Branntweinhandel; Gegenmission des Islam und der großen heidnischen Religionen; Theosophie; römische Konkurrenz; der erwachende Nationalismus der Völker; die Wirkungen des Weltkrieges.
8. Brennende Missionsfragen:
Verhältnis von Mission und Kirche; von innerer und äußerer, von Juden- und Heidenmission zueinander; Mission und Propaganda; deutscher und amerikanischer Reichgottesbegriff, Nationalität und Internationalität in der Mission; Weltrevolution und Weltmission.

Nach welchen Gesichtspunkten soll nun aus der fast erdrückenden Fülle des Missionsstoffs die *Auswahl* getroffen werden?

a) Man nehme den Gegenstand, der einem am nächsten liegt, und aus dem Missionsgebiet, mit dem man durch persönliche Beziehungen und Arbeitsgemeinschaft verbunden ist und für den sich die Zuhörerschaft am meisten interessiert. Es ist wichtiger, daß die Missionsfreunde auf einem Gebiet zu Hause sind, als daß sie überall plan- und ziellos herumgeführt werden. Vor allem haben die Gemeinden ein Recht darauf, von der Mission zunächst und zumeist zu hören, für die sie immer ihre Gaben dargebracht haben, und für die sie beten sollen.

b) Aber man verliere dabei nicht den Blick in die Weite. Die Mission ist eine Reichgottesfache, die die ganze Christenheit angeht. Der Prediger darf nicht unterlassen, immer wieder darauf hinzuweisen, daß, wie an der einen Stelle, so der Herr überall seinen Sieg erringt. Die Arbeiten, Trübsale, Kämpfe und Erntefreuden in der weiten Heidenwelt, wo immer es auch sei, dienen dem Missionsfreunde zur Belehrung, Ermunterung und Glaubensstärkung, erweitern seinen Horizont und verleihen ihm den Reichgottesfimmel. Wie hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Arbeit der Brüdergemeine, und was man von den neugegründeten britischen Mis-

sionsgesellschaften hörte, dazu mitgeholfen, daß der Missionsfinn in der deutschen Christenheit so kräftig erwachte.

c) Es gilt auch je und je besondere Anlässe und Umstände, die die Aufmerksamkeit der Missionsgemeinde stark in Anspruch nehmen, zu berücksichtigen. Wichtige Ereignisse, Erweckungen, wie auf Nias, Verfolgungen, Krisen auf dem Missionsfelde, neue Unternehmungen, Jubiläen, politische Verwicklungen, Erdbeben und Hungersnöte usw. können als Anknüpfungspunkte zur Erweckung des Interesses für ein bestimmtes Gebiet benützt werden. Wer mit der Mission, wird immer etwas neues haben, das ihn gerade besonders in Anspruch nimmt.

6. Bei der Behandlung des Stoffes im einzelnen ist zu beachten:

a) Der Missionsvortrag sollte immer ein einheitliches, abgerundetes Bild aus der Missionsarbeit darbieten. Der Missionsbericht sollte, soweit es irgend möglich ist, einem persönlichen Besuch nahekommen. Der Zuhörer sollte auf eine halbe Stunde sich im Geiste auf das betreffende Gebiet versetzt fühlen. Er sollte mit dem Vortragenden einen Ausflug in ein Heiden Dorf machen und dabei das Heidenleben in charakteristischen Zügen beobachten, er sollte die Katechumenen im Unterricht sehen, die eingeborenen Gehilfen kennenlernen, die Gemeindeglieder in ihren Wohnungen, bei ihren täglichen Geschäften und besonders die in der Kirche versammelte Gemeinde so lebendig geschildert bekommen, als wäre er selbst mitten unter ihnen und sänge und betete mit ihnen. So erzählen zu können, setzt freilich eine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen und Personen voraus und erfordert immer eine gründliche Vorbereitung. Der heimgekehrte Missionar hat da allerdings einen großen Vorsprung, aber dieses Vertrautsein mit der Mission läßt sich auch bis zu einem gewissen Grad durch eingehendes Studium erwerben. Um den Missionsvortrag möglichst anschaulich zu machen, achte man:

a) auf klare Gruppierung des Stoffes, etwa: Charakteristisches von Land und Leuten; das religiöse und sittliche Leben; Nationaltugenden und Laster; besondere Schwierigkeiten, die der Mission entgegenstehen und Anknüpfungspunkte für dieselben; bisheriger Entwicklungsgang der Missionsarbeit; die Arbeit an den Heiden, an der Christengemeinde, an den Kranken, an der Jugend, am weiblichen Geschlecht; Erfolge der Arbeit und Ausichten für die Zukunft. Bei einer Biographie folge man entweder einfach dem Faden der Geschichte, oder man kann nach kurzer Skizzierung des äußeren Lebensganges das Lebenswerk in sachlicher Gruppierung vorführen.

Bei einem Überblick nach dem Jahresbericht können die Mitteilungen entweder nach den Arbeitsgebieten gruppiert werden, oder nach bestimmten Gesichtspunkten, wie etwa: Kämpfe und Schwierigkeiten, Erfolge und Hoffnungen. Oder wählt man besondere Themata: Allerlei Erfahrungen unter den Heiden; aus dem Leben der Christengemeinde usw.

f) Fremdartige Verhältnisse, Sitten und Gebräuche müssen durch kurze Erklärungen verdeutlicht und veranschaulicht werden, zum Beispiel: die Kaste in Indien, das Schwiegertöchterlein in China, der Seelenglaube des Primitiven usw.

g) Zwischen dem Thema des Missionsvortrags und dem Interesse der Zuhörerschaft sind Verbindungslinien zu ziehen. Namentlich bei geschichtlichen Vorträgen ist eine Brücke zu schlagen, damit das Vergangene Gegenwartsinteresse bekomme. Das ist in erster Linie Sache der Einleitung.

h) Es sollten nicht nur einzelne Bruchstücke aus dem Missionsleben vorgeführt werden, vielmehr möglichst zusammenhängende Bilder, die einen Blick gewähren in das Ganze und Einzelne der Missionsarbeit. Die Missionsgemeinde hat das Recht und das Verlangen nach allseitiger, gründlicher Einführung.

i) Man halte seinen Vortrag frei und beschränke das Lesen höchstens auf besonders Charakteristisches und einzelne Aussprüche, die im Wortlaut mitzuteilen sind.

j) Man hüte sich vor jedem Schema, daß man etwa in monotoner Gleichförmigkeit immer erst Land und Leute schildert, dann die Missionsgeschichte chronologisch durchnimmt usw. Das langweilt und macht die Missionsstunden unpopulär. Man verweile auch nicht zu lange bei nebenfächlichen Außerlichkeiten, die ins Gebiet der Geographie, Ethnologie und Naturgeschichte gehören, und die nur den Rahmen für das Missionsbild abgeben und kein Leben wecken. Man male frisch und anschaulich und halte sich gleichweit entfernt von allgemeinen Schilderungen wie vor der ins Kleinliche geratenen Breite, die nicht fesselt, sondern ermüdet.

k) Unbedingt notwendig ist peinlichste Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit der Mitteilung. Mit veralteten, unwahren Anekdoten und Bekehrungsgeichten ist der Missionsgemeinde nicht gedient. Man hüte sich vor allgemeinen Urteilen und vor zu optimistischer oder zu pessimistischer Betrachtung von Einzelfällen. Die sittlichen Greuel der Heidenwelt dürfen nicht zu grell, der Stand der Bekehrten und der Gemeinden nicht zu rosig geschildert werden, sondern Licht- und Schattenseiten müssen in sachlich objektiver Weise hervorgehoben werden.

l) Der Missionsvortrag soll immer im guten Sinn erbaulich sein, nicht bloß allerlei Unterhaltendes und Interessantes bieten, sondern den Endzweck im Auge behalten: Weckung, Belebung, Stär-

tung und Vertiefung des Missionssinns und der Missionsliebe bis zur opferwilligen, tätigen und fürbittenden Teilnahme am Missionswerk. Die erbarmende Liebe ist und bleibt der Kern des Missionslebens. Namentlich die Gemeinschaftskreise wollen auch etwas fürs Herz haben. Es liegt ihnen daran, etwas von den Taten Gottes in der Heidenwelt, von der seligmachenden Kraft des Evangeliums, von der Siegesmacht des Glaubens, wie er sich in den Kämpfen und Siegen auf dem Missionsfelde bewährt, zu erfahren. Der Missionsredner soll als ein Zeuge des Herrn Jesus vor der Gemeinde stehen und alle seine sonstigen Interessen diesem ihm aufgetragenen Dienst an der Gemeinde unterordnen. Er soll deshalb immer vor der Gemeinde stehen mit einem Herzen, das voll ist von den Dingen, die er reden will. Die Not der Nichtchristenwelt, der Kampf des Evangeliums mit den ihm widerstrebenden Mächten, die Sorge um das Heil der jungen Gemeinden muß auf seiner Seele brennen, wenn er vor die Gemeinde tritt. Das bedeutet mehr als ein bloßes Beherrschen des Stoffes, es muß ein inneres Kämpfen, Trauern, Fürbitten und Lobpreisen in seiner Seele vorhanden sein. Ist die Missionsrede so im Heiligtum geboren, so wird sie auch die Zuhörer ins Heiligtum hineinführen. Ihr letztes Ziel ist, die Gemeinde zum Missionsgebet willig zu machen, zur Fürbitte für die im heißen Kampfe Stehenden und für die noch in der Dunkelheit Dahingehenden, zum Lobpreis des Gottes, der noch heute seine Macht beweist unter den Völkern, sich der Verlorenen erbarmt und sein Heil verkündigen läßt, und zur inneren Herzenshingabe an diesen Herrn der Mission, aus der unter Umständen auch die Hingabe zu seinem Dienste herauswächst, wenn sein Ruf an den oder jenen ergeht. Mission und Gebet gehören ja zusammen. Und eine Missionsstunde ohne Gebet gleicht einem Kochtopf, unter dem kein Feuer brennt.

D. Pflege der Missionsliebe unter der Jugend

Einen besonders aussichtsvollen Boden zur Pflanzung und Pflege der Missionskenntnis und Missionsliebe bietet die Jugend dar. Und ein Vertrautsein mit den Missionstatsachen wird dem Pfarrer selbst seine Arbeit an der Jugend wesentlich erleichtern. Das Kindesherz verlangt noch viel mehr als das des Erwachsenen, daß ihm Brücken geschlagen werden aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart. Es will etwas davon sehen, daß in Abrahams Samen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde, daß des Menschen Sohn gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist und

ein Licht ist zu erleuchten die Heiden. Kann ihm aus der Arbeit und aus der Geschichte der Mission deutlich gemacht werden, wie das Reich Gottes aus kleinen, senfornartigen Anfängen zu so umfassender Größe herangewachsen ist, daß ein Volk ums andere in seinem Schatten Erquickung findet, hört und sieht es, wie das Evangelium sauerteigartig alle Verhältnisse durchdringt und umgestaltet, dann erst wird Jesus vor dem Kinde recht lebendig und mächtig, groß und herrlich, und es kann es glauben und verstehen: „Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.“ Wie viel eindrucksvoller und behältlicher könnte manche Glaubenswahrheit im Unterricht und in der Konfirmandenstunde gestaltet werden, wenn das reiche Anschauungsmaterial der Mission besser ausgenützt würde. Dadurch wird ja das Wort der Schrift und der Besitz unseres Glaubens immer wieder vor unseren Augen lebendig und als Wahrheit und Kraft erwiesen. Und wie leicht ist es, die Jugend zur Erfüllung ihrer Missionspflicht anzuregen und willig zu machen und durch sie auch in die Häuser der Eltern und Angehörigen Freude an der Mission und Bereitschaft, irgendwie für sie etwas zu tun, hineinzutragen.

Gelegenheit zur Arbeit an der Jugend ist ja dem Pfarrer geboten durch seine Unterrichtstätigkeit, durch den Kindergottesdienst und durch seine Mitarbeit an den Vereinen und Jugendverbänden.

1. Die Unterrichtsarbeit. Mission und Schule stehen, wie dies Warneck in seinem Buch: „Die Mission in der Schule“ deutlich gezeigt hat, von altersher im engsten Zusammenhang. Der Missionsbefehl ist gewissermaßen auch die Stiftungsurkunde der christlichen Schule. Die Schule, die die Kinder fürs Leben erziehen und ihnen den Blick für die großen Wirklichkeiten eröffnen will, kann und darf die Mission, die eine so gewaltige Umwandlungskraft in der Welt bewiesen hat, nicht unbeachtet lassen. Pflanzte die Schule ein gewisses Maß nicht bloß von Missionskenntnissen, sondern auch von Missionsliebe in die Herzen der Kinder, so darf man mit Grund die Hoffnung haben, daß das Missionsverständnis und der Missionseifer in unserem Volke, jedenfalls in den religiös gesinnten Kreisen, wachsen wird.

Allerdings werden der Mission nur wenige besondere Stunden gewidmet werden können. Es ist unmöglich und auch unnötig, die Missionsgeschichte in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang zu behandeln. Nur als Abschluß des biblischen Geschichtsunterrichts wird ein Überblick über die Ausbreitung des Christentums in zwei

bis drei Stunden gegeben und von der Mission gesprochen werden müssen. Beim kirchengeschichtlichen Unterricht dienen einige Bilder aus der neueren Missionsgeschichte zur wesentlichen Belebung. Im Konfirmandenunterricht muß einmal von der Mission die Rede sein, und den Kindern muß dabei ihre Missionspflicht ans Herz gelegt werden. Im Katechismusunterricht ist beim Taufbefehl, bei der Erklärung des zweiten und dritten Artikels und vor allem bei der zweiten Bitte des Vaterunsers mehr oder weniger eingehend von der Mission zu reden. Daneben aber wird der gesamte Religionsunterricht des Pfarrers den größten Gewinn davon haben, wenn derselbe in Missionsgedanken lebt und eine gute Missionskenntnis besitzt. Wie manche biblischen Stellen und Situationen lassen sich ohne die Auslegung, die sie durch die Missionsarbeit finden, fast gar nicht ganz verstehen und verständlich machen. Besonders bei der Erklärung der Apostelgeschichte und der apostolischen Briefe, die ja eigentlich nichts anderes sind als Missionsbriefe, wird immer wieder die Missionserfahrung herangezogen werden müssen, und wie viele Geschichten wird ein mit der Mission vertrauter Pfarrer seinen Kindern erzählen und ihnen damit den Unterricht würzen können. Und wenn die neuere Arbeitschulmethode darauf ausgeht, die Selbsttätigkeit der Kinder zu wecken und auf bestimmte Arbeiten und Dienste hinzulenken, so wird sich der Pfarrer die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seine Schüler für die Mission zu erwärmen und ihnen zu zeigen, wie auch sie schon ihr dienen und ihre Arbeit fördern können.

2. D e r K i n d e r g o t t e s d i e n s t. In unserer Zeit setzt sich die Erkenntnis immer stärker durch, daß die Kinder ihre besonderen Gottesdienste brauchen, daß die Gottesdienste der Erwachsenen, deren Mittelpunkt die Predigt ist, und die so viel Nachdenken erfordern, ihren Bedürfnissen nicht entsprechen und nicht genügen. Freilich auch die Kinder brauchen ihre Gottesdienste, auch sie sollen und wollen vor ihren Gott gestellt werden, wollen hören und sehen, wie er ist und was er tut und was er fordert, und wollen an ihrem Teil, als Kinder und Unmündige, ihm dienen, ihn loben und für ihn tun, was in ihren Kräften steht. Aber sie erleben ihren Gott in seiner anbetungswürdigen und verpflichtenden Größe nicht durch Gedankenentwicklungen, wie sie einen Erwachsenen interessieren und anregen können, sondern nur dann, wenn sein Wirken ihnen bildhaft vors Auge und die Seele gestellt wird. Und dazu gibt es kein besseres Mittel als reichliche Heranziehung der Mission mit ihrer Fülle von erhebenden, herzerfreulichen und zur Mitarbeit aufrufen-

den Geschichten und Bildern. Sie ist ja im besonderen Sinn das Werk des Herrn (1. Kor. 15, 58). Und wie man bei einem Neubau leichter als bei einem fertigen Hause verstehen lernt, wie groß und schwer und schön die Arbeit des Baumeisters ist, wie man aber auch dort am einfachsten noch mitarbeiten kann, so ist es ja auch beim Missionswerk. Darum hat die Mission für die Kindergottesdienste ihre besondere Bedeutung und sollte hier möglichst stark berücksichtigt werden.

Dazu bieten schon die zu behandelnden biblischen Texte mancherlei Gelegenheit. Geben doch die Missionserfahrungen zu vielen biblischen Geschichten neue Erläuterungen und Auslegungen. Namentlich aber wird es sich empfehlen, da, wo es üblich ist, nach der Darbietung der biblischen Geschichte den Kindern noch etwas zur Illustration zu erzählen, recht häufig aus dem unerschöpflichen und so reichhaltigen Schatz der *Missionsgeschichten* zu schöpfen. Da braucht es nie eintönig und langweilig zu werden. Das einmal kann ein begeisterndes Lebensbild gezeichnet, das anderemal eine interessante Reise geschildert werden. Bald gibt es eine spannende Geschichte von Gefahren, wie sie der Missionsberuf mit sich bringt, bald wieder hört man von fremden Völkern und Tieren, man sieht hinein in schwere Glaubenskämpfe und man freut sich über den Siegeslauf des Evangeliums usw. Hier und da gibt es dann auch eine besondere *Kindermissionsstunde*, die man entweder selbst hält oder von einem anwesenden Missionar halten läßt. Besonders dankbar sind die Kinder, wenn dabei auch allerlei Gegenstände aus dem Heidenland, Gözenfiguren, Gebrauchsgegenstände aus den fremden Völkern, Bilder aus der Mission und ähnliches gezeigt werden. Zur Förderung der Missionskenntnis und der Missionsliebe unter der Jugend dienen besonders auch die fast von allen Missionsgesellschaften herausgegebenen *Kindermissionsblätter*. Sie sollten im Kindergottesdienst neben dem sonstigen Kinderblatt regelmäßig mitverbreitet werden.

Aber der Kindergottesdienst soll von der Mission nicht bloß empfangen, sondern er darf auch der Mission Dienste leisten. Ist es den Kindern eindrücklich geworden, wie Gott heute noch am Werk ist und sein Reich baut, so ist es wirklich nicht schwer, sie dazu willig zu machen, auch in ihrem Teil mitzuarbeiten, und zwar nicht bloß dadurch, daß sie miteinstimmen in das Lob Gottes, und die schönen Missionslieder lernen und singen, sondern daß sie auch ihre Opfer bringen. Der Sinn des Knaben, der, weil er sonst nichts zu geben

hatte, selbst ins Opferbecken sprang, um sich für des Herrn Dienst bereitzustellen, ist auch heute noch in der Kinderwelt lebendig. Bei sehr vielen, die in den Missionsdienst eintraten, ist der Grund ihrer Missionsliebe im Kindergottesdienst gelegt worden. Weil die Kinder sich lieber für etwas Bestimmtes, als fürs Allgemeine begeistern lassen, ist es freilich gut, nicht bloß für die Mission im allgemeinen zu werben, sondern einem Kindergottesdienst eine besondere Aufgabe zu zeigen, an der sie mitarbeiten dürfen, etwa, daß sie die Kosten für ein Kind in einer Waisenanstalt aufbringen, mit dem man dann eine regelmäßige Verbindung herstellen kann, oder daß man eine Weihnachtskiste füllen läßt, zu der jedes etwas Passendes, Spielachen, Puppen, Hefte, Bleistifte usw. beisteuern darf. Eine in der Art der Gustav-Adolf-Kindergabe im ganzen Reich gesammelte Missionskindergabe könnte den Kindern anschaulich machen, welch ein gewaltiger Strom aus den kleinen Bächlein wird, die in den einzelnen Kindergottesdiensten sprudeln. Ein so für die Mitarbeit am Werk Gottes geweckter Kindergottesdienst hätte sicherlich einen viel festeren Zusammenhalt, und die Arbeit an ihm müßte auch das Herz des Leiters erfreuen.

3. Die Jugendvereine. Die Pflege der Missionsliebe in den Jugendvereinen ist eine überaus wichtige Aufgabe. Hier haben wir ja den Mutterboden vor uns, aus dem der größte Teil der Missionsarbeiter herauswächst. Unsere ganze christliche Jugendarbeit bliebe eine unfruchtbare Sache, wenn nicht auch hie und da eines oder das andere der Vereinsglieder so weit käme, sich ganz in den Dienst des Herrn, sei es in der Heimat oder draußen, zu stellen. Freilich, von selbst fällt einem diese Frucht nicht zu, sie muß erarbeitet werden.

a) Die Jugend in unseren Vereinen ist ja in der Regel eine recht bunt gemischte Gesellschaft. Es gibt in ihrem Kreis immer eine größere Zahl solcher, die zunächst der Mission noch ganz ferne stehen. Ja, manche lehnen sie mit der der Jugend eigentümlichen kritischen Schärfe völlig ab. Andere zeigen ein gewisses Interesse, und nur wenige haben einen wirklichen Sinn für die Mission und eine Bereitschaft, an dem Werk irgendwie mitzuarbeiten. Aber irgendwie stellen sich doch alle, die sich einem christlichen Jugendverein anschließen, unter das Wort Gottes. So wird die erste Aufgabe sein, immer wieder die Missionsgedanken der Bibel herauszuheben, zu entwickeln und zu zeigen, wie Jesu Sein und Tun durchglüht und bestimmt ist von missionarischem Wollen. Er ist ja gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

b) Bei der Besprechung all der Fragen und Probleme, die die Jugend beschäftigen, ist die Erfahrungswelt der Mission, die manche derartigen Fragen in ein neues, helles Licht stellt, reichlich mit heranzuziehen. Welches Licht fällt zum Beispiel nur auf die Kirchenfrage, die unserer Jugend so viel Not und Kopfzerbrechen macht, wenn wir die Gemeinde- und Kirchenbildungen auf den verschiedenen Missionsfeldern studieren!

c) Die gegenwärtig auf so beachtenswerter Höhe stehende Missionsliteratur muß in unseren Jugendvereinen eifrig gelesen werden. Bücher wie Schweizers „Zwischen Wasser und Urwald“, Keyßers „Anutu und Ujo“, Röschs „Mit der Seele erschaut“, Schreibners „Im Kampf um die Welt“ und viele andere ebenso gute können unsere Jugend wirklich begeistern und ihr ein Verständnis für die Missionsarbeit geben.

d) Wo das Missionsinteresse dann erwacht ist, kann es in Missionsstudienfrägen weitergepflegt werden, die eines der zu diesem Zwecke geschaffenen Studienbücher durcharbeiten, oder sich sonst an Hand der reichen Literatur in ein besonderes Missionsgebiet vertiefen.

e) Die angeregte Jugend sollte aber dann auch in unmittelbare Verbindung mit dem Missionswerk selbst gebracht werden. Das geschieht, wenn man sie mitnimmt zu ausgewählten Missionsveranstaltungen, etwa zu einer Einsegnung ausziehender Missionsleute, oder daß man ihnen den Besuch eines Missionshauses oder einer Missionsfestwoche ermöglicht. Sie sollten dazu gebracht werden, ihre besonderen Arbeiter auf dem Missionsfeld zu haben und für deren Gehalt einen Beitrag, soweit es in ihren Kräften steht, zu leisten.

f) So entsteht dann die Bereitwilligkeit zum Dienst, daß unsere Jugend sich für die Mission verantwortlich fühlt, daß sie die Lasten der Mission tragen hilft und daß da und dort ein Glied bereit wird, selbst in den Missionsdienst zu treten.

E. Wie gewinnt der Pfarrer die nötigen Kenntnisse, um all diesen Anforderungen zu genügen?

Es bringt viel Zeitverlust, Unbefriedigtsein und Verdruß mit sich, wenn man hier nicht planmäßig arbeitet. Sonst besteht die Gefahr, sich rettungslos in einer Fülle zufällig aufgeschnappten Stoffes zu verlieren und an unwesentlichen Kleinlichkeiten hängen zu bleiben.

Freilich kann nicht von allen das gleiche verlangt werden, und wo zuviel verlangt wird, da kommt es zu nichts.

Auszugehen ist jedenfalls von der Missionsgesellschaft, zu deren Hinterland die Gemeinde, an der der Pfarrer steht, gehört. Ihre Jahresberichte sollten wirklich durchstudiert, ihre wichtigsten Missionsblätter regelmäßig gelesen, ihre Arbeit auf der Karte, wenn möglich auf einem Missionsatlas verfolgt werden. Man sollte sich auch bemühen, sich mit der Geschichte der betreffenden Gesellschaft bekannt zu machen. Und die meisten Gesellschaften haben ja in letzter Zeit treffliche Darstellungen ihrer Geschichte aus berufener Feder gefunden. Man nehme auch ein paar der besten Missionstraktate und Missionsbücher zur Hand, wie sie zu billigen Preisen von den Missionsgesellschaften und vom Stuttgarter Missionsverlag herausgegeben werden. In ihnen lernen wir das Lebenswerk der großen Missionare, und die besonderes Interesse beanspruchenden Missionsgebiete kennen. Dabei sollte man immer ein Sammelheft zur Hand haben, um Hinweise auf Stoffe, die in Predigt- und Unterrichtstätigkeit verwertet werden können, einzutragen.

Wer sich eingehender mit der Mission beschäftigen und immer mit den großen Missionsfragen auf dem Laufenden bleiben will, muß eine der allgemeineren Missionszeitschriften lesen: Die neue allgemeine Missionszeitschrift; das Missionsmagazin; die evangelische Mission; die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Über die neueste Literatur orientiert fortlaufend: Der Missionsbücherwart. Speziell dem Pfarrer für sein Amt dienen wollten die, leider dem Krieg zum Opfer gefallenen Calwer Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, und die noch immer von der Berliner Missionsgesellschaft herausgegebene Zeitschrift: „Mission und Pfarramt“.

Für ein richtiges eingehendes Missionsstudium ist es erforderlich, sich einen Überblick über die Geschichte der Mission zu verschaffen an Hand der Bücher von Warneke, Richter oder Schlunk, man studiere die Missionslehre von Warneke, die Missionskunde von J. Richter, und arbeite sich dann in ein bestimmtes Gebiet gründlich ein.

Sehr zu empfehlen ist die Korrespondenz mit Missionaren, die es ermöglicht, mit einer Missionsstation in unmittelbare Verbindung zu kommen, immer das Neueste zu erfahren und so auch seine Gemeinde in eine unmittelbare, lebendige Verbindung mit dem Missionswerk zu bringen.

F. Umschau in der Missionsliteratur

1. Missionstheoretisches

- G. Warneck, *Ev. Missionslehre* (Kloß) 1905
 W. Bornemann, *Einführ. in die ev. Missionskunde im Anschluß an die Basler Mission* (Mohr) 1902
 H. Frick, *Die ev. Mission* (Schröder) 1922
 J. Richter, *Ev. Missionskd.* (Deich.) 1927
 Missionswissenschaftliche Forschungen. Hrsg. v. Carl Mirbt Nr. 1-7 (Hinrichs). Darunter: A. Depke, *Die Missionspr. d. Ap. Paulus*; E. Steinborn, *Die Kirchenzucht i. d. Geschichte d. deutsch-ev. Mission*; M. Richter, *Der Missionsgedanke im evang. Deutschland des 18. Jahrh.*; O. Rübler, *Mission u. Theologie*
 Allgemeine Missionsstudien. Hrsg. v. J. Richter u. M. Schlunk (Vertelsmann). Darunter: H. Frick, *Vom Pietismus zum Volkskirchentum*; A. S. Francke, *Geistesleben in Tibet*; W. Runze, *Der Missionsgedanke bei Schleiermacher u. seinen Schülern*; E. v. Nieden, *Der Missionsgedanke in der systematischen Theologie seit Schleiermacher*
 J. Richter, *Die Briefe des Ap. Paulus als miss. Sendschreib.* (Vertelsmann) 1929
 J. Warneck, *Die Lebenskräfte des Evangeliums* (Warneck) 1922
 J. Warneck, *Paulus im Licht der heutigen Heidenmission* (Warneck) 1922
 B. Gutmann, *Gemeindeaufbau aus dem Evangelium* (Lpz.) 1925
 B. Gutmann, *Freies Menschentum aus ewigen Bindungen* (Bärenreiterverlag) 1928
 M. Schlunk, *Von den Höhen des Elbergs* (Missionsv. Stuttgart u. Jürche) 1928

2. Religionsgeschichte

- Ch. de la Saussaye, *Lehrbuch*. Hrsg. v. Bertholet u. Lehmann (Mohr) 1925
 E. v. Orelli, *Allgem. Religionsgeschichte* (Grunter) 1921
 Tiele-Söderblom, *Kompendium der Religionsgeschichte* (Wiley)
 A. Jeremias, *Allgem. Religionsgeschichte* (Piper) 1923
 Wurms *Handb. d. Religionsgesch.* Hrsg. v. Blum-Ernst (Vereinsbuchhlg.) 1929
 M. Schlunk, *Die Weltreligionen und das Christentum* (Raubes Haus)
 J. Richter, *Die Religionen der Völker* (Oldenbourg) 1927
 Quellen der Religionsgeschichte. Hrsg. b. d. Gesellsch. d. Wissenschaften in Göttingen (Vandenhoek) 12 Grupp. geplant.
 W. Sauer, *Die Religionen* (Kohlhammer)
 J. Dannholz, *Im Bann des Geisterglaubens* (Lpz.) 1916
 H. W. Schomerus, *Indische Erlösungslehren* (Hinrichs)
 W. Dilger, *Die Erlösung d. Mensch. nach Hinduismus und Christentum* (Basel)
 G. Simon, *Der Islam und die christliche Verkündigung* (Vertelsmann) 1920
 G. Simon, *Islam u. Christent.* (Warneck)
 R. L. Reichelt, *Der chines. Buddhismus übers. von W. Ehler* (Basel) 1928
 W. Kern, *Das Licht des Ostens* (Union) 1922
 R. Wilhelm, *Die Seele Chinas* (Hobbing) 1926
 J. Witte, *Japan zwischen zwei Kulturen* (Hinrichs) 1928
 Th. Devaranne, *Der Geisteskampf um Ostasien* (Kloß) 1928

3. Kartenwerke

- World Atlas of Christian Missions (London) Edinburgh Weltmissionsatlas Weltmissionskarte (Columbusverlag)
 R. Grundemann, *Neuer Missionsatlas* (Vereinsbuchhandlung) 1903
 R. Grundemann, *Kleiner Missionsatlas* (Vereinsbuchhandlung) 1905
 Missionsatlas d. Brüdergem. (Herrnhut)
 R. Heilmann, *Die äußere Mission* (Vertelsmann) 1925

4. Missionsgeschichte

- G. Warneck, *Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen* (Warneck)
 J. Richter, *Ev. Missionskunde*, Band I (Deichert) 1927
 M. Schlunk, *Die Weltmission des Christentums* (Raubes Haus) 1925
 C. Mirbt, *Die ev. Mission* (Hinrichs) 1918
 C. Soudert, *Die ev. Mission* (Teubner) 1913
 G. Stofz, *Der innere Gang der Missionsgeschichte* (Vertelsmann) 1905
 J. Schmidlin, *Kathol. Missionsgeschichte* (Stenl) 1925
 H. Harnack, *Die Mission u. Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten* (Hinrichs) 1924
 G. Uhlhorn, *Der Kampf d. Christentums mit dem Heidentum* (Gundert) 1924
 H. Timmerding, *Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer* (Diederichs) 1929

- W. German, Ziegenbalg und Plütschau (Deichert) 1868
 S. Schulze, Abriß einer Geschichte der Brüdermission (Herrnhut)
 G. Burkhardt, Die Brüdergem. (Herrnh.)
 J. Richter, Gesch. d. Berliner Miss., 1924
 E. Kriele, Gesch. der Rhein. Miss., 1928
 A. Bonn, Ein Jahrhundert Rheinische Mission, 1928
 R. Handmann, Die ev.-luth. Tamulenzmission (Hinrichs) 1903
 C. Paul, Leipziger Mission daheim und draußen (Leipzig) 1914

- W. Schlatter, Gesch. d. Basler Miss., 1915
 G. Haccius, Hannoversche Missionsgesch. (Hermannsburg) 1920
 E. Bohl, Aus den Anfängen unserer Breklumer Mission, 1929
 W. Bracker, Unter der Fahne des Kreuzes (Breklum) 1926
 R. Koller, Die Missionsanstalt in Neuen-dettelsau, 1924
 W. Ritsch, Unter dem offenen Himmel (Neukirchen) 1928
 J. Held, Anfänge einer deutschen Mos-hammedanermision (Wiesbaden) 1925

5. Aus der Missionsarbeit

a) Afrika

- Afrika in Wort u. Bild (Vereinsbuch.)
 J. Richter, Geschichte der evg. Mission in Afrika (Bertelsmann)
 F. Rösch, Mit der Seele erschaut (Aue)
 L. J. Iselin, Der Untergang der christl. Kirche in Nordafrika (Basel)
 J. Richter, Uganda (Bertelsmann) 1893
 S. Adolphi, Am Fuß der Bergriesen Ostafrikas (Leipzig) 1912
 B. Gutmann, Das Dschaggaland u. seine Christen (Leipzig) 1925
 E. Kof, Sklaven (Adventverlag) 1925
 E. Kof, Im Banne der Furcht (Adventverlag) 1922
 W. Ritsch, Tränensaat und Freuden-ernte in Ostafrika (Neukirchen)
 B. Wohlrab, Usambara (Bethel) 1915
 A. Hehle, Köstlicher als das vergängliche Gold (Basel) 1928
 S. Böhner, Im Land d. Fetisches (Basel)
 S. Norden, Der Raffe d. Zaubers (Bas.)
 S. Norden, Der Urwaldschulmeister (Bas.)
 A. Rein-Wuhrmann, Mein Bamumvolk (Basel) 1925
 J. Hofmeister, Erlebn. im Missionsdienst in Kamerun (Oncken) 1926
 D. v. Blomberg, Allerlei aus Südafrika (Bertelsmann) 1899
 J. Irle, Die Herero (Bertelsmann) 1906
 M. Wilde, Schwarz und Weiß in Südafrika (Schwarz)
 D. Wolff, Unter den Sulu (Hermannsb.)
 L. Weichert, Kehre wieder, Afrika (Berl.)
 C. Hoffmann, Wildschwein- und Büffel-land (Berlin) 1928
 E. v. Calker, Menschenwege und Gottes-mege (Aus 100jähr. Raffermission der Brüdergemeine (Herrnhut) 1928
 M. Jäckel, Und Glocken hör' ich weit (Rögle)

b) Amerika

- E. R. Baierlein, Bei den roten Indianern (Ungelenk) 1928
 J. W. Schulz, Natahki und ich, und: In Natakhis Zelt (Rauhes Haus) 1928
 S. G. Schneider, Moskito (Herrnhut)

- Eg. R. Young, Unter den Indianern Brit.-Nordamerikas (Bertelsmann)
 W. R. Boullaire, Land, Leute u. Mis-sionsleben in Surinam (Herrnh.) 1925

c) Indien

- J. Richter, Ind. Missionsgesch. (Bertelsm.)
 J. Richter, Die Deutsche Mission in Süd-indien (Bertelsmann) 1902
 J. Richter, Nordindische Missionsfahrten (Bertelsmann) 1903
 A. Gehring, Das Tamulensland (Lpz.) 1927
 S. W. Schomerns, Indien u. das Abend-land (Aue) 1925
 A. Lucas, Die Deutschen in Indien (Bor-dersholm)
 E. Stanlen Jones, Der Christus der in-dischen Landstraße (Furcheverlg.) 1926

d) China

- J. Richter, Werden der christl. Kirche in China (Bertelsmann) 1927
 W. Ehler, China u. d. christl. Mission in Geschichte und Gegenwart (Basel)
 W. Ehler, Die Taipingbewegung (Bertels-mann) 1924
 E. J. Boskamp, Unter dem Banner des Drachen u. i. Zeichen d. Kreuzes (Berl.)
 E. J. Boskamp, Chinesische Gegensätze (Berlin) 1925
 M. Maier-Hugendubel, Hinter der chine-sischen Mauer (Basel) 1929
 S. Tanlor, Auf uralten Pfaden (Aue)
 E. Kühn, 4000 Li auf Missionspfaden (Liebenzell)

e) Japan

- T. Kagawa, Auflehnung und Opfer (D. Gundert) 1929
 J. Witte, Sommerfeste in Japan und China (Brot. W. B.)
 E. Skovgaard-Petersen, Aus Japan, wie es heute ist (Basel) 1912

f) Niederländisch Indien

- J. Warneck, 60 Jahre Batakmission in Sumatra (Warneck) 1925
 W. Ritsch, Der Sonne entgegen (Neukirch.)

- R. Wegner, Die Erweckungsbewegung auf Nias (Barmen)
 E. Rüring, Wundersame Wege (Aue)
 G. Simon, Unter den Mohammedanern Sumatras (Bethel)
 R. Kühnle-Degeler, Die Starken zum Raube (Basel) 1925

g) Südsee und Australien

- C. Paul, Die Mission auf den deutschen Südeinseln (Ungelenk) 1908
 G. Runze, Im Dienst des Kreuzes (Barmen) 1925
 J. Klierl, Gottes Wort in den Urwäldern von Neuguinea (Neuendettelsau) 1929
 Chr. Keyßer, Anutu im Papualande (Glockenverlag) 1925

- Chr. Keyßer, Ajo (Glockenverlag) 1926
 E. Kriele, Das Kreuz unter den Palmen (Barmen) 1927.

h) Islamitische Welt

- J. Richter, Mission und Evangelisation im Orient (Bertelsmann) 1908
 G. Simon, Die Welt des Islam und die neue Zeit (Aue) 1925
 M. v. D., Deines Bruders Blut (Bahn) 1926
 J. Künzler, Garabed und Djärdji (Tempelverlag) 1925
 G. v. Massenbach, Als Mohrenland noch christlich war (Wiesbaden)

i) Allgemein

- H. Anstein, Rund um d. Welt (Basel) 1929

6. Lebensbeschreibungen

a) Sammlungen

- P. Richter, Aus der Heidenwelt (Steinkopf) 1922
 P. Richter, Gottesmänner im Heidenland (Steinkopf) 1922
 Dr. Gähler, Lebensbilder aus der neuzeitlichen Heidenmission (Dürr)
 Ch. Genz-Bettger, Helden u. Pfadfinder (Günther)
 W. Römhild, Lebensbilder aus der Innern und Äußern Mission (Belfer)
 W. Römhild, Im Dienst d. Herrn (Belf.)
 L. Schlipköter, Der Heiden Licht (Belf.)

b) Missionäre

- R. Müller, Georg Schmidt. Die Geschichte der ersten Hottentottenmiss. (Herrnh.)
 R. Müller, Matthäus Stach (Fürche)
 S. Petrich, Alexander Merenzky (Berl.)
 M. Schlunk, F. Coillard (Bertelsm.) 1905
 P. Steiner, Die weiße Königin von Okongong (Basel)
 P. Steiner, Ein Freund Afrikas (Basel)
 S. Bortisch, Ein Marschall Vorwärts in der Mission (Basel)
 M. Hesse, Bischof Hannington (Vereinsbuchhandlung) 1891
 W. Baur, Alex. Mackay (Hinrichs) 1902
 S. Irie, Mori. In Gottes Schule (Barmen) 1926
 W. Searle, D. Brainerd (Wandsb.) 1926
 S. Römer, Die Indianer u. ihr Freund Zeisberger (Herrnhut)
 P. Geijer, J. Meyer, Mit starkem Willen (Basel) 1927
 W. Germann, Chr. Friedr. Schwarz (Deichert) 1870
 J. Gaeter, L. O. Skrefsrud (Missv.) 1928
 J. Hesse, S. Gundert (Vereinsbuchhdlg.)
 S. Gundert, S. Mögling (Vereinsbuchh.)
 J. Jauf, Samuel Seibich (Basel)
 J. Warneck, Dr. L. Rommensen (Barm.)

- G. Heyde, Fünfzig Jahre unter Tibetern (Herrnhut)
 W. Schreiner, Im Kampf um die Welt (Wollermann)
 R. Grundemann, Joh. Friedr. Riedel (Bertelsmann)
 W. Baur, J. Coleridge Patteson (Bert.)
 J. Batou, Missionar der Neuhebriden (Wallmann) 1924
 L. Ehler, Tamate (James Chalmers) (Vereinsbuchhandlung)
 J. M. Glad, Selbstbiographie (Brunnenverlag) 1922
 F. Tröhlich, Vom Wildfang zum Missionar (Brunnenverlag) 1924
 S. u. G. Taylor, S. Taylor (All. Ch. Miss.)
 W. Schlatter, R. Lechler (Basel)
 E. Ehler-Heimerding, B. d. Lebensfahrt ein. Landsknechts Jesu Christi (Urban)

c) Heimische Missionsmänner

- S. Dalton, Joh. Gohner (Gohner. Miss.)
 Gg. Plath, Karl Plath, Inspektor der Gohnerschen Mission (Bahn)
 Th. Harms, Louis Harms (Hermannsburg) 1922
 W. Wendebourg, Louis Harms (Hermannsburg) 1910
 Th. Wangemann, G. Knak (Berlin) 1928
 J. Hesse, Jos. Josenhans (Ver'buch.) 1895
 M. Ehler, Theodor Ehler (Basel)
 D. Rappard, Carl Heinrich Rappard (Brunnenverlag)
 E. Doll, Jul. Stursberg (Neukirch.) 1921

d) Eingeborene

- R. Utschimura, Wie ich ein Christ wurde (Gundert)
 Booker T. Washington, Vom Sklaven empor, Selbstbiographie (Reimer)
 Sadhu Sundar Sing, von K. Heiler (München) 1926
 S. A. Junod, Sidshi (Hinrichs) 1912

- Mahatma Gandhi, von R. Kolland
(Rotapfelverl.)
Th. Wangemann, Maleo und Sekukuni
(Berlin)
S. Khlem, Pandita Kamabai (Basel)
P. Uhlmann, Der schwarze Weber vom
Berge (Herrnhut)
S. Taylor, Pastor Hsis Bekehrung
(Mianz Ch. M.)

- E. Hoffmann, B. Kral z. Kanzel (Berl.)
G. Bachmann, Ambilishine (Herrnh.) 1917
G. Freitag, Johannes Ring, der Busch-
landprophet (Herrnhut) 1927
F. Baton, Lomai von Lenakel (Wallm.)
R. Dewafagajam, Aus meinem Leben
(Leipzig) 1919
M. Klamroth, Ein Christ M. Ganishya
(Berlin) 1927

7. Verschiedene Arbeitszweige

a) Frauenmission

- G. Wasserzug-Träger, Deutsch-ev. Frauen-
missionsarbeit (Kaiser)
A. Lucas, Im Land der Sonne und des
Todes (Bertelsmann)
S. Schmitz, Im Dienst des Meisters un-
ter Chinas Frauen (Barmen) 1925
S. G. Schneider, Hinz-Fogdal Hansine,
eine Magd des Herrn (Herrnh.) 1918
M. A. Friedemann, Das Mutter Annen-
buch (Tempelverlag) 1927
L. Schaal, 'Freud' und Leid unter dem
Zeichen des Kreuzes (Basel)
S. Roterberg, Was unsere Missionars-
frauen erzählen (Göhrner)
R. Kühnle-Degeler, Tagebuchblätter aus
Borneo (Basel)
E. Ehler-Heimerding, Das Pfarrhaus
am Schatzberg (Basel)
Dieselbe, Ich harre aus (Basel)
Dieselbe, Wie mir die Chinesen zu
Freunden wurden (Basel)

- S. v. R., überfließ. Leben (Brunnenverl.)
A. Hoffmann, Sie reden noch (Basel)
A. Hoffmann, Junge Mädchen in weiter
Welt (Basel)
S. Irle, Wie ich die Herero lieben lernte
(Bertelsmann)
Die Stuttgarter Missionsbücher (Miss-
verlag Stuttgart-Basel)

b) Ärztliche Mission

- A. Schweizer, Zwischen Wasser und Ur-
wald (Haupt, Bern)
Schweizer, Mitteil. aus Lambarene (Beck)
S. Feldmann, Die ärztliche Mission unter
Heiden und Mohammedan. (Basel) 1904
S. Bortisch, Chines. Patienten und ihre
Ärzte (Bertelsmann)
J. Winkler, Die Toba Batak auf Sumatra
in gesund. u. krank. Tag. (Belfer) 1925
E. Witt, Ein Doktor für alles (Lieben-
zell) 1925

8. Regelmäßige Veröffentlichungen

- Neue allgemeine Missionszeitschrift von
J. Richter u. M. Schlunk (Bertelsm.)
Allg. Missionszeitschrift von G. Warneck
1874—1923
Ev. Missionsmagazin v. W. Ehler (Bas.)
Zeitschr. f. Missionskunde u. Religions-
wissenschaft v. J. Witte, Ostasienmiss.
Die evg. Mission v. J. Richter (Bertelsm.)

- Die ärztl. Mission von J. Olpp (Basel)
Mission u. Pfarramt v. G. Beyer (Berl.)
Miss. u. Unterricht v. W. Braun (Berl.)
Jahrbuch d. vereint. Missionskonferenzen
Luther. Weltmissionsjahrbuch (Wallm.)
Ostasienjahrbuch (Berlin)
Die Monatsblätter der verschiedenen
Missionsgesellschaften

9. Hilfsmittel für das Pfarramt

- G. Mayer, Die Missionstexte des N. T.
in Meditationen u. Predigtdispositio-
nen (Bertelsmann)
W. Meyer, Die Kanzel im Dienst der
Mission (Chemnitz)
L. Ihmels, Dein Reich komme, Missions-
predigten (Leipzig) 1915
L. Rohlfener, Missionspredigten (Ber-
telsmann) 1907
A. Petri, Missionsagende (Bertelsm.) 1876
E. Körner, Kleine Missionsagende (Lpz.)
G. Warneck, Missionsstunden (Bertelsm.)
R. Grundemann, Die Mission in Bildern
aus ihrer Geschichte (Bertelsmann)
G. Tolzien, Zwölf Vorträge aus der
Missionsgeschichte (Bahrn) 1928

- S. Schade, Missionsgeschichtl. Beispiele
(Bertelsmann)
F. Schwenker, Bilder aus der Berliner
Mission (Berlin) 1928
W. Meyer, Aus unseres Gottes Werk-
statt (Chemnitz)
J. Hesse, Die Heiden und wir (Verbch.)
J. Hesse, Vom Gegenseitig der Bibel
(Vereinsbuchhandlung) 1910
J. Hesse, Frühlingswehen in der Völker-
welt (Vereinsbuchhandlung) 1908
O. König, Die Mission im Katechismus-
unterricht (Berlin) 1913
G. Warneck, Die Mission in der Schule
(Bertelsmann) 1899
K. Heilmann, Mission u. Schule (Union)

II. Texte zu Missionsvorträgen

A. Grundlagen der Mission

1. Gottes allumfassende Königsherrschaft

1. Kön. 8, 42: Sie werden hören von deinem großen Namen und von deiner mächtigen Hand und von deinem ausgereckten Arm.

Pf. 22, 28, 29: Es werden gedenken und sich zum Herrn befehlen aller Welt Enden, und vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden. Denn des Herrn ist das Reich, und er herrscht unter den Heiden.

Pf. 24, 1: Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnt.

Pf. 24, 9: Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!

Pf. 47, 9: Gott ist König über die Heiden; Gott sitzt auf seinem heiligen Stuhl.

Pf. 66, 5, 8: Kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Tun unter den Menschenkindern. Lobet, ihr Völker, unsern Gott; laßet seinen Ruhm weit erschallen!

Pf. 72, 8: Er wird herrschen von einem Meer bis ans andere und von dem Strom an bis zu der Welt Enden.

Pf. 72, 19: Alle Lande müssen seiner Ehre voll werden!

Pf. 82, 8: Gott, mache dich auf und richte den Erdboden; denn du bist Erbherr über alle Heiden!

Pf. 96, 3—5: Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder! Denn der Herr ist groß und hoch zu loben, wunderbar über alle Götter. Denn alle Götter der Völker sind Götzen; aber der Herr hat den Himmel gemacht.

Pf. 96, 7: Ihr Völker, bringet her dem Herrn, bringet her dem Herrn Ehre und Macht!

Pf. 97, 9: Du, Herr, bist der Höchste in allen Landen; du bist hoch erhöht über alle Götter.

Pf. 100, 1-3: Jauchzet dem Herrn, alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden; kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken! Erkennt, daß der Herr Gott ist!

Pf. 113, 4—7: Der Herr ist hoch über alle Heiden; seine Ehre geht, so weit der Himmel ist. Wer ist wie der Herr, unser Gott?, der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden; der den Gerungen aufrichtet aus dem Staube.

Pf. 117, 1, 2: Lobet den Herrn, alle Heiden; preist ihn, alle Völker! Denn seine Gnade und Wahrheit waltet über uns in Ewigkeit. Halleluja!

Jes. 12, 4: Danket dem Herrn; prediget seinen Namen; machet kund unter den Völkern sein Tun; verkündiget, wie sein Name so hoch ist. Lob- singet dem Herrn, denn er hat sich herrlich bewiesen; solches sei kund in allen Landen.

Jes. 37, 20: Herr, unser Gott, hilf uns, auf daß alle Königreiche auf Erden erfahren, daß du Herr seist allein!

Jes. 42, 8: Ich, der Herr, das ist mein Name; und will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen.

Jes. 45, 23—25: Ich schwöre bei mir selbst, und ein Wort der Gerechtigkeit geht aus meinem Munde, dabei soll es bleiben: Mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen schwören und sagen: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke. Solche werden auch zu ihm kommen; aber alle, die ihm widerstehen, müssen zu Schanden werden. Denn im Herrn wird gerecht aller Same Israels und wird sich sein rühmen.

Dan. 2, 47: Es ist kein Zweifel, euer Gott ist ein Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige.

Dan. 6, 27. 28: Das ist mein Befehl, daß man in der ganzen Herrschaft meines Königreiches den Gott Daniels fürchten und scheuen soll. Denn er ist der lebendige Gott, der ewiglich bleibt, und sein Königreich ist unvergänglich, und seine Herrschaft hat kein Ende. Er ist ein Erlöser und Retter, und er tut Zeichen und Wunder im Himmel und auf Erden.

Apq. 15, 18: Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her.

Apq. 17, 24: Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erden, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; sein wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte, so er selber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt.

Apq. 17, 26. 27: Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und vorgeesehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen; daß sie den Herrn suchen sollten; ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns.

Röm. 3, 29. 30: Ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich, auch der Heiden Gott. Sintemal es ist ein einiger Gott, der da gerecht macht die Beschnittenen aus dem Glauben und die Unbeschnittenen durch den Glauben.

Röm. 10, 12: Es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen; es ist aller zumal ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen.

Röm. 11, 36: Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.

2. Gottes Liebesrat über die Welt

1. Mose 12, 3: In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden (vergl. 18, 18; 22, 18; 26, 4; 28, 14).

Hos. 2, 25: Ich will mich erbarmen über die, so in Ungnaden war, und sagen zu dem, das nicht mein Volk war: Du bist mein Volk; und es wird sagen: Du bist mein Gott.

Luk. 14, 17: Kommt, denn es ist alles bereit!

Apq. 15, 7—9: Gott hat lange vor dieser Zeit unter uns erwählt, daß durch meinen Mund die Heiden das Wort des Evangeliums hörten und glaubten. Und Gott, der Herzenskundiger, zeugte über sie und gab ihnen den heiligen Geist gleichwie auch uns, und machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen und reinigte ihre Herzen durch den Glauben.

Röm. 8, 29: Welche er zuvor erschen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.

Röm. 11, 32: Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme.

Röm. 16, 25—27: Dem aber, der euch stärken kann laut meines Evangeliums und der Predigt von Jesu Christo, durch welche das Geheimnis offenbart ist, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, nun aber offenbart, auch kundgemacht durch der Propheten Schriften nach Befehl des ewigen Gottes, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden; demselbigen Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen.

Eph. 1, 3, 4: Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum, wie er uns denn erwählt hat durch denselben, ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe.

Eph. 1, 9, 10: Er hat uns wissen lassen das Geheimnis seines Willens nach seinem Wohlgefallen, so er sich vorgesetzt hatte in ihm, daß es ausgeführt würde, da die Zeit erfüllt war, auf daß alle Dinge zusammengefaßt würden in Christo, beides, das im Himmel und auf Erden ist, durch ihn.

Eph. 2, 4—7: Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, durch seine große Liebe, damit er uns geliebt hat, da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht (denn aus Gnade seid ihr selig geworden) und hat uns samt ihm auferweckt und samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt in Christo Jesu, auf daß er erzeigte in den zukünftigen Zeiten den überschwenglichen Reichtum seiner Gnade durch seine Güte gegen uns in Christo Jesu.

Eph. 3, 8—11: Mir, dem allergeringsten unter allen Heiligen, ist gegeben diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi und zu erleuchten jedermann, welche da sei die Gemeinschaft des Geheimnisses, das von der Welt her in Gott verborgen gewesen ist, der alle Dinge geschaffen hat durch Jesum Christum, auf daß jetzt kund würde den Fürstentümern und Herrschaften in dem Himmel an der Gemeinde die mannigfaltige Weisheit Gottes, nach dem Vorlag von der Welt her, welche er bewiesen hat in Christo Jesu, unserem Herrn.

1. Tim. 2, 4: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

1. Tim. 4, 10: Dahin arbeiten wir auch und werden geschmäht, daß wir auf den lebendigen Gott gehofft haben, welcher ist der Heiland aller Menschen.

Tit. 2, 11: Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.

1. Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

3. Die Weltbedeutung Jesu Christi

Pf. 2, 7, 8: Ich will von der Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt; heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum.

Pf. 89, 28: Ich will ihn zum ersten Sohn machen, allerhöchst unter den Königen auf Erden.

Jes. 11, 10: Es wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Isai, die da steht zum Panier den Völkern, nach der werden die Heiden fragen; und seine Ruhe wird Ehre sein.

Jes. 42, 1: Siehe, das ist mein Knecht — ich erhalte ihn — und mein Ausgewählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen.

Jes. 42, 6: Ich, der Herr, habe dir gerufen in Gerechtigkeit und habe dich bei deiner Hand gefaßt und habe dich behütet und habe dich zum Bund unter das Volk gegeben, zum Licht der Heiden.

Jes. 49, 6: Es ist ein Beringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Bewahrten Israels wiederzubringen; sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seist mein Heil bis an der Welt Ende.

Jes. 52, 15: Er wird viele Heiden besprengen, daß auch Könige werden ihren Mund vor ihm zuhalten.

Jes. 53, 12: Ich will ihm große Menge zur Beute geben; und er soll die Starken zum Raube haben.

Matth. 11, 28: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.

Mark. 10, 45: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele.

Luk. 2, 10, 11: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.

Luk. 12, 49: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

Luk. 19, 10: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Joh. 1, 4, 5: In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen.

Joh. 1, 9: Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Joh. 1, 29: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!

Joh. 4, 42: Dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.

Joh. 5, 25: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben.

Joh. 8, 12: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Joh. 12, 32: Wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.

Joh. 14, 6: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Apg. 4, 12: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.

Apg. 10, 42, 43: Er hat uns geboten zu predigen dem Volk und zu zeugen, daß er ist verordnet von Gott zum Richter der Lebendigen und der Toten. Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.

Röm. 5, 18: Wie durch e i n e s Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch e i n e s Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen.

2. Kor. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu.

Eph. 2, 13. 14: Nun aber seid ihr, die ihr in Christo Jesu seid und weiland ferne gewesen, nahe geworden durch das Blut Christi. Denn er ist unser Friede, der aus beiden e i n e s hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, indem er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft. (Bergl. B. 17.)

Phil. 2, 8—11: Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Kol. 1, 19. 20: Es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte und alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel, damit daß er Frieden machte durch das Blut an seinem Kreuz, durch sich selbst.

1. Tim. 2, 6: Christus Jesus hat sich selbst gegeben für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.

1. Joh. 2, 2: Derselbe ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt.

1. Joh. 3, 8: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

1. Joh. 4, 14: Wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heilande der Welt.

1. Joh. 5, 12: Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht.

Hebr. 1, 3: Welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort und hat gemacht die Reinigung unsrer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zu der Rechten der Majestät in der Höhe.

Hebr. 2, 9: Den aber, der eine kleine Zeit niedriger gewesen ist denn die Engel, Jesum, sehen wir durchs Leiden des Todes gekrönt mit Preis und Ehre, auf daß er von Gottes Gnaden für alle den Tod schmeckte.

Hebr. 9, 28: Christus ist einmal geopfert, wegzunehmen vieler Sünden; zum andernmal wird er ohne Sünde erscheinen denen, die auf ihn warten, zur Seligkeit.

Hebr. 10, 12. 13: Dieser aber, da er hat e i n Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzt er nun zur Rechten Gottes und wartet hinfort, bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden.

Hebr. 13, 8: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Offb. 5, 9: Du bist würdig, zu nehmen das Buch und aufzutun seine Siegel; denn du bist erwürget und hast uns Gott erkauf mit deinem Blut aus allerlei Geschlecht und Zunge und Volk und Heiden.

Offb. 6, 2: Und ich sah, und siehe, ein weißes Pferd. Und der darauffaß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus sieghaft, und daß er siegte.

4. Das Wesen des Reiches Gottes

Pf. 96, 9. 10: Betet an den Herrn in heiligem Schmuck; es fürchte ihn alle Welt! Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe sein Reich, soweit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll und richtet die Völker recht.

Pf. 97, 1: Der Herr ist König; des freue sich das Erdreich und seien glücklich die Inseln, soviel ihrer sind.

Pf. 103, 19: Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet, und sein Reich herrscht über alles!

Dan. 2, 44: Aber zur Zeit solcher Königreiche wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird; und sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und zerstören; aber es selbst wird ewiglich bleiben.

Matth. 13: Die Gleichnisse vom Reich Gottes, besonders Vers 47: Das Himmelreich ist gleich einem Reize, das ins Meer geworfen ist, womit man allerlei Gattung fängt.

Matth. 21, 43: Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das seine Früchte bringt.

Matth. 22, 2—14 (vergl. Luf. 14, 16—24): Gleichnis von der königlichen Hochzeit. Gehet hin auf die Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.

Luf. 12, 32: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

Luf. 16, 16: Das Gesetz und die Propheten weisagen bis auf Johannes; und von der Zeit wird das Reich Gottes durchs Evangelium gepredigt, und jedermann dringt mit Gewalt hinein.

Luf. 17, 20. 21: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier! oder: da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Luf. 21, 31: Wenn ihr dies alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist.

Joh. 18, 36: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Kol. 1, 13: Er hat uns errettet von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes.

1. Thess. 2, 12: Wir haben bezeugt, daß ihr wandeln solltet würdig vor Gott, der euch berufen hat zu seinem Reich und zu seiner Herrlichkeit.

B. Die Notwendigkeit der Mission

1. Das Elend der Heidenwelt

1. Mose 6, 3: Die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen; denn sie sind Fleisch.

1. Mose 8, 21: Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.

1. Mose 9, 25: Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern!

1. Mose 11, 1—9: Turmbau zu Babel.

1. Kön. 8, 46: Es ist kein Mensch, der nicht sündigt.

Job 14, 4: Kann wohl ein Reiner kommen von den Unreinen? Auch nicht einer.

Ps. 14, 3: Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer.

Jes. 45, 20: Laß sich versammeln und kommen miteinander herzu die Entrommenen der Heiden, die nichts wissen und tragen sich mit den Klöhen ihrer Götzen und flehen zu dem Gott, der nicht helfen kann.

Jes. 60, 2: Siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker.

Jes. 34, 5. 6: Meine Schafe sind zerstreut, als die keinen Hirten haben, und allen wilden Tieren zur Speise geworden und gar zerstreut. Und gehen irre hin und wieder auf den Bergen und auf den hohen Hügeln und sind auf dem ganzen Land zerstreut; und ist niemand, der nach ihnen frage oder ihrer achte.

Joh. 3, 6: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch.

Joh. 3, 19: Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse.

Apg. 17, 29: So wir denn göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht.

Röm. 1, 18: Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten.

Röm. 1, 21: Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott noch ihm gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert.

Röm. 1, 22. 23: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Tiere.

Röm. 1, 28: Gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkannten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, was nicht taugt.

Röm. 3, 10—18: Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer. Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage. Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden. Da ist nicht, der Gutes tue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offnes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglisch. Otterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; auf ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen.

Röm. 3, 23: Es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.

Eph. 2, 12: Gedendet, daß ihr zu derselben Zeit waret ohne Christum, fremd und außer der Bürgerschaft Israels und fremd den Testamenten der Verheißung; daher ihr keine Hoffnung hattet und waret ohne Gott in der Welt.

Eph. 4, 22: Leget von euch ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste in Irrtum sich verderbt.

Eph. 5, 8: Ihr waret weiland Finsternis.

Tit. 3, 3: Wir waren auch weiland unweise, ungehorsam, verirrt, dienend den Begierden und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, waren verhaßt und haßten uns untereinander.

2. Heilsverlangen und Heilsbestimmung der Heidenwelt

Pf. 86, 9. 10: Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren, daß du so groß bist und Wunder tust und allein Gott bist.

Jes. 29, 18. 19: Zu derselben Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buches, und die Augen der Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen, und die Elenden werden wieder Freude haben am Herrn, und die Armen unter den Menschen werden fröhlich sein in dem Heiligen Israels.

Jes. 45, 22: Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden; denn ich bin Gott, und keiner mehr.

Jes. 49, 22: Siehe, ich will meine Hand zu den Heiden aufheben und zu den Völkern mein Panier aufwerfen.

Jes. 51, 5: Meine Gerechtigkeit ist nahe, mein Heil zieht aus, und meine Arme werden die Völker richten. Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm.

Jes. 52, 15: Welchen nichts davon verkündigt ist, die werden's mit Lust sehen; und die nichts davon gehört haben, die werden's merken.

Jes. 60, 3: Die Heiden werden in deinem Licht wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht.

Jes. 65, 1: Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten; ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich!

Jer. 16, 19—21: Die Heiden werden zu dir kommen von der Welt Enden und sagen: Unsere Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt, die nichts nützen können. Wie kann ein Mensch Götter machen, die doch nicht Götter sind? Darum siehe, nun will ich sie lehren und meine Hand und Gewalt ihnen kundtun, daß sie erfahren sollen, ich heiße der Herr.

Jes. 47, 9: Es soll alles gesund werden und leben, wo dieser Strom hinkommt.

Jona 4, 10. 11: Und der Herr sprach: Dich jammert des Rizinus, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezoogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb; und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere?

Sach. 8, 22. 23: Es werden viele Völker und die Heiden in Haufen kommen, zu suchen den Herrn Zebaoth zu Jerusalem, zu bitten vor dem Herrn. So spricht der Herr Zebaoth: Zu der Zeit werden zehn Männer aus allerlei Sprachen der Heiden einen jüdischen Mann bei dem Zipfel ergreifen und sagen: Wir wollen mit euch gehen; denn wir hören, daß Gott mit euch ist.

Matth. 8, 10: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!

Matth. 11, 25: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart.

Matth. 15, 26. 27: Er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen.

Matth. 21, 43: Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das seine Früchte bringt.

Luk. 13, 29. 30: Es werden kommen von Morgen und von Abend, von Mitternacht und vom Mittage, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes. Und siehe, es sind Letzte, die werden die Ersten sein, und sind Erste, die werden die Letzten sein.

Joh. 10, 16: Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören.

Joh. 12, 20—23: Es waren aber etliche Griechen unter denen, die hinaufgekommen waren, daß sie anbeteten auf dem Feste. Die traten zu Philippus, der von Bethsaida aus Galiläa war, baten ihn und sprachen: Herr, wir wollten Jesum gerne sehen. Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagten's weiter Jesu. Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verklärt werde.

Joh. 18, 37: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Apg. 10, 34. 35: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.

Apg. 13, 46—48: Nun ihr euch selbst nicht wert achtet des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden. Denn also hat uns der Herr geboten: „Ich habe dich den Heiden zum Licht gesetzt, daß du das Heil seiest bis an das Ende der Erde.“ Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn und wurden gläubig, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.

Apg. 16, 9: Und Paulus erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Mazedonien, der stand und bat ihn und sprach: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!

Röm. 5, 20: Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.

Röm. 11, 32: Gott hat alle beschloffen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme.

Gal. 3, 13. 14: Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Christo Jesu.

Eph. 3, 6: Die Heiden sind Miterben und miteingeleibt und Mitgenossen seiner Verheißung in Christo.

3. Der Missionsbefehl

Pf. 9, 12: Lobet den Herrn, der zu Zion wohnt; verkündiget unter den Völkern sein Tun!

Pf. 96, 3: Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder!

Jes. 66, 19: Ich will ihrer etliche, die errettet sind, senden zu den Heiden gen Tarsis, gen Phul und Lud zu den Bogenschützen, gen Thubal und Javan und in die Ferne zu den Inseln, da man nichts von mir gehöret hat und die meine Herrlichkeit nicht gesehen haben; und sollen meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen.

Jer. 1, 7: Du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße.

Jona 3, 2: Mache dich auf, gehe in die große Stadt Ninive und predige ihr die Predigt, die ich dir sage!

Matth. 28, 18—20: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Mark. 13, 10: Das Evangelium muß zuvor verkündigt werden unter alle Völker.

Mark. 16, 15. 16: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.

Luk. 24, 46—48: Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem. Ihr aber seid des alles Zeugen.

App. 1, 8: Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.

Röm. 10, 15: Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?

4. Das Wesen des christlichen Glaubens und der Liebe

Nicht. 18, 9: Eilet und seid nicht faul zu ziehen, daß ihr kommt, das Land einzunehmen.

Jes. 5, 11. 12: Wehe denen, die nicht sehen auf das Werk des Herrn und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände!

Jer. 48, 10: Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig tut!

Haggai 1, 2. 8: Dies Volk spricht: Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Gehet hin auf das Gebirge, und holet Holz und bauet das Haus; das soll mir angenehm sein, und ich will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr.

Matth. 5, 13: Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Es ist hinfort zu nichts nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Matth. 5, 14: Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.

Matth. 5, 16: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Matth. 10, 32: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.

Matth. 12, 34: Was das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Matth. 20, 6: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?

Matth. 21, 19: Jesus sah einen Feigenbaum an dem Wege und ging hinzu und fand nichts daran denn allein Blätter und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr eine Frucht! Und der Feigenbaum verdorrte alsbald.

Luk. 19, 26: Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, was er hat.

Joh. 13, 35: Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.

Joh. 14, 12: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere als diese tun; denn ich gehe zum Vater.

Joh. 15, 5: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.

Apg. 4, 20: Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.

Röm. 1, 14, 15: Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. Darum, soweit an mir ist, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen.

Röm. 15, 1: Wir, die wir Kraft und sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben.

1 Kor. 10, 33: Ich suche nicht, was mir, sondern was vielen nützt, daß sie selig werden.

1 Kor. 15, 58: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, seitmal ihr wisst, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

2 Kor. 4, 13: Dennoch wir denselben Geist des Glaubens haben, nach dem das geschrieben steht: „Ich glaube, darum rede ich.“ so glauben wir auch darum so reden wir auch.

2 Kor. 5, 14–15: Die Liebe Christi dringt uns also, seitmal wir halten, daß sie einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben, und er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht um selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Eph. 3, 16–19: Der Vater unsers Herrn Jesu Christi gebe euch Kraft nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, Kraft zu werden durch seinen Geist an dem unermesslichen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in euren Herzen und ihr durch die Liebe eingeweiht seid und gegründet werdet, auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe, auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übertrifft, auf daß ihr erfüllt werdet mit allerer Gottesfülle.

Phil. 4, 5: Eure Lindigkeit laßt kund sein allen Menschen!

Tit. 2, 14: Daß aber auch die Unseinen lernen, daß sie im Stand guter Werke sind, lassen wir man ihnen bedacht, auf daß sie nicht unfruchtbar seien.

1 Joh. 1, 3: Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt, und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus.

1 Joh. 4, 11: Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.

Gal. 2, 15–17: So aber ein Jude oder eine Schwester bloß warte und Mangel hätte der taglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche zu ihnen: Wen verate eine, warnt er euch und tadeln euch! Ihr gebt ihnen aber nicht, was des Leibes Notdurft ist, was halfte ihnen das? Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber.

Gal. 5, 13–20: Liebe Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und jemand beschate ihn, der soll warnen, daß, wer den Sünden beschert hat, von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden.

Offb. 3, 2: Werde wach und stärke das andere, das sterben will.

C. Ziel der Mission

1. Einzelbefehrerung und Kirchengründung

Pf. 68, 32: Die Fürsten aus Ägypten werden kommen; Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.

Pf. 87, 4: Ich will predigen lassen Rahab und Babel, daß sie mich kennen sollen. Siehe, die Philister und die Tyrer samt den Mohren werden daselbst geboren.

Jes. 40, 3—5: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gott! Alle Täler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden, und alles Fleisch miteinander wird es sehen; denn des Herrn Mund hat's geredet.

Jes. 45, 22: Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden; denn ich bin Gott, und keiner mehr.

Jes. 55, 1: Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser! und die ihr nicht Geld habt, kommet her, kauft und esset; kommt her und kauft ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch!

Jes. 55, 6. 7: Suchet den Herrn, solange er zu finden ist; rufet ihn an, solange er nahe ist. Der Gottlose lasse von seinem Wege und der Übeltäter seine Gedanken und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich sein erbarmen, und zu unserem Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung.

Jer. 29, 13: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.

Jes. 34, 16: Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen.

Hof. 14, 4: Wir wollen nicht mehr sagen zu den Werken unsrer Hände: „Ihr seid unser Gott“; sondern laß die Waisen bei dir Gnade finden.

Matth. 3, 2: Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!

Luf. 15, 4: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, so er der eines verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er's finde?

Luf. 15, 24: Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.

Luf. 24, 46. 47: Also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern.

Joh. 1, 12: Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.

Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Apg. 2, 37. 38: Da sie aber das hörten, ging's ihnen durchs Herz, und sprachen zu Petrus und zu den andern Aposteln: Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun? Petrus sprach zu ihnen: Tut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes.

Apg. 16, 30. 31: Der Kerkermeister sprach: Liebe Herren, was soll ich tun, daß ich selig werde? Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig!

Apg. 17, 30. 31: Gott gebietet allen Menschen an allen Enden, Buße zu tun, darum daß er einen Tag gesetzt hat, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt.

2. Kor. 6, 1. 2: Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Denn er spricht: „Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“ Sehet, jezt ist die angenehme Zeit, jezt ist der Tag des Heils!

1. Petr. 2, 25: Ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

Offb. 3, 20: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfе an. So jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.

2. Zusammenschluß zureinen Herde

1. Kön. 8, 41—43: Wenn auch ein Fremder, der nicht von deinem Volk Israel ist, kommt aus fernem Lande um deines Namens willen (denn sie werden hören von deinem großen Namen und von deiner mächtigen Hand und von deinem ausgerechten Arm), und kommt, daß er bete vor diesem Hause: so wollest du hören im Himmel, im Sitz deiner Wohnung, und tun alles, darum der Fremde dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß sie auch dich fürchten.

Ps. 106, 47: Hilf uns, Herr, unser Gott, und bringe uns zusammen aus den Heiden, daß wir danken deinem heiligen Namen und rühmen dein Lob.

Ps. 107, 3. 8: Die er aus den Ländern zusammengebracht hat vom Ausgang, vom Niedergang, von Mitternacht und vom Meer; die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut.

Jes. 11, 12: Der Herr wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels und die Zerstreuten aus Juda zuhauf führen von den vier Enden des Erdreichs.

Jes. 34, 12. 13: Wie ein Hirte seine Schafe sucht, wenn sie von seiner Herde verirrt sind, also will ich meine Schafe suchen und will sie erretten von allen Orten, dahin sie zerstreut waren zur Zeit, da es trüb und finster war. Ich will sie von allen Völkern ausführen und aus allen Ländern versammeln und will sie in ihr Land führen und will sie weiden auf den Bergen Israels und in allen Auen und auf allen Angern des Landes.

Jes. 37, 22: Und ich will ein Volk aus ihnen machen im Lande auf den Bergen Israels, und sie sollen allesamt einen König haben und sollen nicht mehr zwei Völker noch in zwei Königreiche zerteilt sein.

Micha 5, 4: Er wird unser Friede sein.

Jeph. 3, 9: Alsdann will ich den Völkern reine Lippen geben, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm einträchtig dienen.

Sach. 14, 9: Der Herr wird König sein über alle Völker. Zu der Zeit wird der Herr nur einer sein und sein Name nur einer.

Matth. 23, 8: Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.

Joh. 4, 21. 23: Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten.

Joh. 10, 16: Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird e i n e Herde und e i n Hirte werden.

Joh. 11, 51. 52: Jesus sollte sterben für das Volk; und nicht für das Volk allein, sondern daß er auch die Kinder Gottes, die zerstreut waren, zusammenbrächte.

Joh. 17, 20. 21: Ich bitte auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien.

Röm. 12, 5. 6: Also sind wir viele e i n Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied, und haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist.

1. Kor. 12, 13: Wir sind durch e i n e n Geist alle zu e i n e m Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind alle zu e i n e m Geist getränkt.

Gal. 3, 28: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal e i n e r in Christo Jesu.

Eph. 2, 14—18: Er ist unser Friede, der aus beiden e i n e s hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, indem er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft, auf daß er aus zweien e i n e n neuen Menschen in ihm selber schüße und Frieden machte, und daß er beide versöhnte mit Gott in e i n e m Leibe durch das Kreuz und hat die Feindschaft getötet durch sich selbst. Und er ist gekommen, hat verkündigt im Evangelium den Frieden euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren; denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in e i n e m Geiste zum Vater.

Eph. 2, 19: So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Eph. 2, 21: Der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.

Eph. 3, 6: Daß die Heiden Miterben seien und miteingeleibt und Mitgenossen seiner Verheißung in Christo.

Eph. 4, 3—6: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: e i n Leib und e i n Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eurer Berufung; e i n Herr, e i n Glaube, e i n e Taufe; e i n Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen.

Hebr. 12, 22. 23: Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten.

3. Vollendung des Reiches Gottes

Pf. 2, 8: Heiße von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum.

Pf. 22, 28. 29: Es werden gedenken und sich zum Herrn bekehren aller Welt Enden und vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden. Denn des Herrn ist das Reich und er herrscht über die Heiden.

Pf. 72, 8. 10. 11: Er wird herrschen von einem Meer bis ans andere und von dem Strom an bis zu der Welt Enden. Die Könige zu Tarsis und auf den Inseln werden Geschenke bringen; die Könige aus Reicharabien und Seba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten; alle Heiden werden ihm dienen.

Pf. 86, 9: Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren.

Pf. 102, 15. 16: Deine Knechte wollten gerne, daß sie gebaut würde, und sähen gerne, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden, daß die Heiden den Namen des Herrn fürchten und alle Könige auf Erden deine Ehre.

Jes. 2, 12. 17. 18: Der Tag des Herrn Zebaoth wird gehen über alles Höfartige und Hohe und über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde; daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen und sich demütigen müssen, die hohe Männer sind, und der Herr allein hoch sei zu der Zeit. Und mit den Bögen wird's ganz aus sein.

Jes. 11, 10: Und es wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Jai, die da steht zum Panier den Völkern, nach der werden die Heiden fragen; und seine Ruhe wird Ehre sein.

Jes. 18, 7: Zu der Zeit wird das hochgewachsene und glatte Volk, das schrecklicher ist denn sonst irgend eins, das gebeut und zertritt, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen, Geschenke bringen dem Herrn Zebaoth an den Ort, da der Name des Herrn Zebaoth ist, zum Berge Zion.

Jes. 19, 22: Der Herr wird die Ägypter plagen und heilen; denn sie werden sich bekehren zum Herrn, und er wird sich erbitten lassen und sie heilen.

Jes. 19, 24. 25: Zu der Zeit wird Israel selbdrift sein mit den Ägyptern und Assyriern, ein Segen mitten auf Erden. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du Ägypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!

Jes. 25, 6. 7: Der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf diesem Berge ein fettes Mahl, ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Markt, von Wein, darin keine Hefe ist. Und er wird auf diesem Berge die Hülle wegtun, damit alle Völker verhüllt sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind.

Jes. 40, 5: Die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden, und alles Fleisch miteinander wird es sehen.

Jes. 56, 7: Mein Haus wird heißen ein Bethaus allen Völkern.

Jes. 59, 19: Daß der Name des Herrn gesüchtet werde vom Niedergang und seine Herrlichkeit vom Ausgang der Sonne, wenn er kommen wird wie ein aufgeblaskener Strom, den der Wind des Herrn treibt.

Jes. 60, 5: Dann wirfst du deine Lust sehen und ausbrechen, und dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu dir bekehrt und die Macht der Heiden zu dir kommt.

Jes. 60, 11: Deine Tore sollen stets offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, daß der Heiden Macht zu dir gebracht und ihre Könige herzugeführt werden.

Jes. 62, 10. 11: Gehet hin, gehet hin durch die Tore! bereitet dem Volk den Weg! machet Bahn, machet Bahn! räumt die Steine hinweg! werft ein Panier auf über die Völker! Siehe, der Herr läßt sich hören bis an der Welt Ende.

Jes. 66, 18: Es kommt die Zeit, daß ich sammle alle Heiden und Zungen, daß sie kommen und sehen meine Herrlichkeit.

Jer. 3, 17: Zur selben Zeit wird man Jerusalem heißen „Des Herrn Thron“, und werden sich dahin sammeln alle Heiden um des Namens des Herrn willen zu Jerusalem und werden nicht mehr wandeln nach den Gedanken ihres bösen Herzens.

Jer. 16, 19—21: Die Heiden werden zu dir kommen von der Welt Enden und sagen: Unsre Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt, die nichts nützen können. Wie kann ein Mensch Götter machen, die doch nicht Götter sind? Darum siehe, nun will ich sie lehren und meine Hand und Gewalt ihnen kundtun, daß sie erfahren sollen, ich heiße der Herr.

Dan. 2, 44: Zur Zeit solcher Königreiche wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird; und sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und zerstören; aber es selbst wird ewiglich bleiben.

Micha 4, 1—3: In den letzten Tagen wird der Berg, darauf des Herrn Haus ist, fest stehen, höher denn alle Berge, und über die Hügel erhaben sein, und die Völker werden dazu laufen, und viele Heiden werden gehen und sagen: Kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege und wir auf seiner Straße wandeln! Denn aus Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort aus Jerusalem. Er wird unter großen Völkern richten und viele Heiden strafen in fernen Landen.

Jab. 2, 14: Die Erde wird voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.

Jeph. 3, 9: Alsdann will ich den Völkern reine Lippen geben, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm einträchtig dienen.

Jagg. 2, 6. 7: So spricht der Herr Zebaoth: Es ist noch ein kleines dahin, daß ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene bewegen werde. Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll dann kommen aller Heiden Bestes; und ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen, spricht der Herr Zebaoth.

Sach. 2, 15: Zu der Zeit sollen viel Heiden zum Herrn getan werden und sollen mein Volk sein.

Sach. 9, 10: Er wird Frieden lehren unter den Heiden; und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis ans andere und vom Strom bis an der Welt Ende.

Mal. 1, 11: Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden.

Matth. 24, 14: Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.

1. Kor. 15, 27. 28: Er hat ihm alles unter seine Füße getan. Wenn er

aber sagt, daß es alles untertan sei, ist's offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm alles untergetan hat. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei alles in allen.

Offb. 7, 9. 10: Darnach sah ich, und siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhl stehend und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, schrieten mit großer Stimme und sprachen: Heil sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unserem Gott, und dem Lamm!

Offb. 15, 4: Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen? Denn du bist allein heilig. Denn alle Heiden werden kommen und anbeten vor dir; denn deine Urteile sind offenbar geworden.

Offb. 21, 24—26: Die Heiden, die da selig werden, wandeln in ihrem Licht; und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in sie bringen. Und ihre Tore werden nicht verschlossen des Tages; denn da wird keine Nacht sein. Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Heiden in sie bringen.

Offb. 22, 2: Mitten auf ihrer Gasse auf beiden Seiten des Stroms stand Holz des Lebens, das trug zwölfmal Früchte und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dienten zu der Gesundheit der Heiden.

D. Die Arbeiter der Mission

1. Ihre Berufung

1. Mose 12, 1: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.

2. Mose 3, 9. 10: Weil das Geschrei der Kinder Israel vor mich gekommen ist und ich auch dazu ihre Angst gesehen habe, wie die Ägypter sie ängsten, so gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israel, aus Ägypten führest.

Richt. 6, 14: Gehe hin in dieser deiner Kraft; du sollst Israel erlösen aus der Midianiter Händen. Siehe, ich habe dich gesandt.

1. Kön. 19, 19. 20: Elia ging zu Elisa und warf seinen Mantel auf ihn. Er aber ließ die Kinder und lief Elia nach und sprach: Laß mich meinen Vater und meine Mutter küssen, so will ich dir nachfolgen. Er sprach zu ihm: Gehe hin und komme wieder; bedenke, was ich dir getan habe!

1. Chron. 29, 5: Wer ist willig, seine Hand heute dem Herrn zu füllen?

Jes. 6, 8: Und ich hörte die Stimme des Herrn, daß er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich; sende mich!

Jes. 40, 6: Es spricht eine Stimme: Predige!

Jes. 42, 6. 7: Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und habe dich bei deiner Hand gefaßt und habe dich behütet und habe dich zum Bund unter das Volk gegeben, zum Licht der Heiden, daß du sollst öffnen die Augen der Blinden und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen, und die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker.

Jer. 1, 5—7: Ich kannte dich, ehe denn ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest, und stellte dich zum Propheten unter die Völker. Ich aber sprach: Ach Herr Herr, ich taue nicht, zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr sprach aber zu

mir: Sage nicht: „Ich bin zu jung“; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße.

Jer. 1, 9. 10: Der Herr reckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sprach zu mir: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. Siehe, ich setze dich heute dieses Tages über Völker und Königreiche, daß du ausreißest, zerbrechen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.

Amos 3, 8: Der Herr Herr redet; wer sollte nicht weisagen?

Jona 3, 2: Mache dich auf, gehe in die große Stadt Ninive und predige ihr die Predigt, die ich dir sage!

Matth. 4, 19: Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen!

Matth. 10, 7. 8: Geht und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, weckt die Toten auf, treibt die Teufel aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch.

Joh. 20, 21: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.

Apg. 9, 15: Gehe hin; denn dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel.

Apg. 13, 2: Da sie aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.

Apg. 22, 21: Gehe hin; denn ich will dich ferne unter die Heiden senden!

Apg. 26, 16—18: Dazu bin ich dir erschienen, daß ich dich ordne zum Diener und Zeugen des, das du gesehen hast, und das ich dir noch will erscheinen lassen; und ich will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende, aufzutun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an mich.

Röm. 1, 5: Durch Jesus Christus haben wir empfangen Gnade und Apostelamt, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter seinem Namen.

Röm. 11, 13: Mit euch Heiden rede ich; denn dieweil ich der Heiden Apostel bin, will ich mein Amt preisen.

Röm. 15, 18: Ich wollte nicht wagen, etwas zu reden, wo dasselbe Christus nicht durch mich wirkte, die Heiden zum Gehorsam zu bringen durch Wort und Werk.

Gal. 1, 1: Paulus, ein Apostel nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott, den Vater.

Gal. 1, 11. 12: Ich tue euch kund, liebe Brüder, daß das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht menschlich ist. Denn ich habe es von keinem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi.

Gal. 1, 15. 16: Da es aber Gott wohl gefiel, der mich von meiner Mutter Leibe an hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden: alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut.

Eph. 3, 8: Mir, dem allergeringsten unter allen Heiligen, ist gegeben diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi.

2. Ihr Dienst

Jos. 1, 9: Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig feist. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.

1. Sam. 18, 17: Sei nur tapfer und führe des Herrn Kriege.

Jes. 50, 4: Der Herr Herr hat mir eine gelehrt Zunge gegeben, daß ich wisse mit dem Müden zu rechter Zeit zu reden. Er weckt mich alle Morgen; er weckt mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger.

Jes. 52, 7: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!

Matth. 5, 13: Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Es ist hinfort zu nichts nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Matth. 10, 20: Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.

Luk. 12, 42: Wie ein großes Ding ist's um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzt über sein Gefinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe!

Joh. 9, 4: Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Röm. 15, 16: Mir ist gegeben die Gnade, daß ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden, priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist.

Röm. 15, 20: Ich habe mich sonderlich geübt, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, auf daß ich nicht auf einen fremden Grund baue.

1. Kor. 3, 5, 6: Wer ist nun Paulus? wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden, und das, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben.

2. Kor. 2, 15, 16: Wir sind Gott ein guter Geruch Christi unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden: diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hiezu tüchtig?

2. Kor. 3, 4—6: Ein solch Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott. Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.

2. Kor. 6, 4: In allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes.

2. Kor. 10, 3: Ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicher Weise.

Eph. 6, 14—17: So stehet nun, umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Beinen gestießelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens. Vor allen Dingen aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen

könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichtes; und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Phil. 1, 27: Wandelt nur würdig dem Evangelium Christi, auf daß ihr stehet in e i n e m Geist und e i n e r Seele und samt uns kämpfet für den Glauben des Evangeliums.

2. Tim. 1, 7: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.

2. Tim. 2, 4: Kein Kriegermann flieht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat.

2. Tim. 3, 17: Ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

2. Tim. 4, 2: Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre.

Tit. 2, 7, 8: Allenthalben stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort, auf daß der Widersacher sich schäme und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen.

1. Petr. 4, 10: Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.

3. Joh. 7: Um seines Namens willen sind sie ausgezogen und nehmen von den Heiden nichts.

Jak. 5, 7, 8: So seid nun geduldig, liebe Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfangen den Frühregen und Spätregen. Seid ihr auch geduldig und stärket eure Herzen; denn die Zukunft des Herrn ist nahe.

3. I h r K a m p f

Jer. 1, 17: Begürte deine Lenden und mache dich auf und predige ihnen alles, was ich dich heiße. Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen.

Matth. 10, 16: Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Matth. 10, 37: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert.

Matth. 16, 24: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.

Mark. 8, 35: Wer sein Leben will behalten, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird's behalten.

Joh. 15, 20: Der Knecht ist nicht größer denn sein Herr. Haben sie mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten.

Apg. 9, 16: Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen.

Apg. 14, 22: Wir müssen durch viel Trübsale in das Reich Gottes gehen.

1. Kor. 4, 9: Ich halte dafür, Gott habe uns Apostel für die Allgeringsten dargestellt, als dem Tode übergeben. Denn wir sind ein Schauspiel geworden der Welt und den Engeln und den Menschen.

1. Kor. 16, 9: Mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, und sind viel Widersacher da.

2. Kor. 1, 5: Gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum.

2. Kor. 4, 7, 8: Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht.

2. Kor. 11, 23: Sie sind Diener Christi? — Ich rede töricht: Ich bin's wohl mehr: ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöten gewesen.

2. Kor. 12, 9: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Phil. 1, 16, 18: Jene verkündigen Christum aus Zank und nicht lauter; denn sie meinen, sie wollen eine Trübsal zuwenden meinen Banden. Was tut's aber? Daß nur Christus verkündigt werde allerleiweise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darin und will mich auch freuen.

Phil. 4, 11-13: Ich habe gelernt, worin ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

1. Theß. 3, 3: Daß nicht jemand weich würde in diesen Trübsalen. Denn ihr wisset, daß wir dazu gesetzt sind.

2. Tim. 2, 3: Leide mit als ein guter Streiter Jesu Christi.

Hebr. 12, 1, 2: Diweil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und laßt uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens; welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht und hat sich gesetzt zur Rechten auf den Stuhl Gottes.

Offb. 2, 9, 10: Ich weiß deine Werke und deine Trübsal und deine Armut (du bist aber reich) und die Väterung von denen, die da sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind des Satans Schule. Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirst! Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

4. Ihr Lohn

1. Mose 15, 1: Fürchte dich nicht, Abram! Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn.

1. Sam. 30, 24: Wie das Teil derjenigen, die in den Streit hinabgezogen sind, so soll auch sein das Teil derjenigen, die bei dem Geräte geblieben sind, und soll gleich geteilt werden.

Jes. 49, 4: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist.

Dan. 12, 3: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Matth. 5, 12: Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.

Matth. 10, 10: Ein Arbeiter ist seiner Speise wert.

Matth. 10, 39: Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Matth. 25, 21: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

Mark. 10, 28—30: Da sagte Petrus zu ihm: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Jesus antwortete und sprach: Wahrlich ich sage euch: Es ist niemand, so er verläßt Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfangt: jezt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Acker mitten unter Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.

Luk. 22, 28. 29: Ihr aber seid's, die ihr beharrt habt bei mir in meinen Anfechtungen. Und ich will euch das Reich beschneiden, wie mir's mein Vater beschneiden hat.

Joh. 4, 37: Dieser säet, der andere schneidet.

Joh. 7, 38: Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibes werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Joh. 15, 2: Eine jegliche Rebe, die da Frucht bringt, wird er reinigen, daß sie mehr Frucht bringe.

2. Kor. 2, 14: Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten!

Phil. 2, 16: Ihr haltet an dem Wort des Lebens, mir zu einem Ruhm an dem Tage Christi, als der ich nicht vergeblich gelaufen noch vergeblich gearbeitet habe.

1. Thess. 2, 19. 20: Wer ist unsre Hoffnung oder Freude oder Krone des Ruhms? Seid nicht auch ihr es vor unserm Herrn Jesus Christus zu seiner Zukunft? Ihr seid ja unsre Ehre und Freude.

1. Thess. 5, 12. 13: Wir bitten aber euch, liebe Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen; habt sie desto lieber um ihres Werks willen und seid friedsam mit ihnen.

2. Tim. 4, 7. 8: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung liebhaben.

Hebr. 10, 34: Ihr habt mit den Gebundenen Mitleiden gehabt und den Raub eurer Güter mit Freuden erduldet, als die ihr wisset, daß ihr bei euch selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel habt.

Offb. 3, 10: Dieweil du hast bewahrt das Wort meiner Geduld, will ich auch dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden.

E. Die Arbeitsmittel

1. Das Wort

2. Mose 4, 12: So gehe nun hin: Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst.

Pf. 68, 12: Der Herr gab das Wort mit großen Scharen Evangelisten.

Pf. 98, 2: Der Herr läßt sein Heil verkündigen; vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren.

Ps. 105, 1: Dantel dem Herrn und prediget seinen Namen; verkündiget sein Tun unter den Völkern!

Ps. 147, 15: Er sendet seine Rede auf Erden; sein Wort läuft schnell.

Jes. 40, 9: Zion, du Predigerin, steig auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und fürchte dich nicht; sage den Städten Juda's: Siehe, da ist euer Gott!

Jes. 55, 10, 11: Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen, zu säen, und Brot, zu essen; also soll das Wort, so aus meinem Munde geht, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende.

Jes. 57, 19: Ich will Frucht der Lippen schaffen, die da predigen: Friede, Friede, denen in der Ferne und denen in der Nähe, spricht der Herr, und will sie heilen.

Jes. 61, 1, 2: Der Geist des Herrn Herrn ist über mir, darum daß mich der Herr gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, daß ihnen geöffnet werde, zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Rache unseres Gottes, zu trösten alle Traurigen.

Jes. 62, 6: O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stillschweigen sollen und die des Herrn gedenken sollen, auf daß bei euch kein Schweigen sei.

Jer. 23, 29: Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?

Matth. 10, 7: Geht aber und predigt und spricht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Matth. 10, 27: Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was ihr hört in das Ohr, das predigt auf den Dächern.

Mark. 13, 10: Das Evangelium muß zuvor verkündigt werden unter alle Völker.

Luk. 10, 16: Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.

Luk. 16, 16: Von der Zeit wird das Reich Gottes durchs Evangelium gepredigt, und jedermann bringt mit Gewalt hinein.

Apg. 4, 33: Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen.

Apg. 20, 27: Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes.

Röm. 10, 17: So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes.

1. Kor. 1, 21: Diemeil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gesiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.

1. Kor. 2, 4: Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.

2. Kor. 5, 18: Gott hat uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt.

Eph. 6, 17: Nehmet das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Kol. 1, 25: Ich bin ein Diener worden der Gemeinde nach dem göttlichen Predigtamt, das mir gegeben ist unter euch, daß ich das Wort Gottes reichlich predigen soll.

1. Theß. 2, 4: Wie wir von Gott bewährt sind, daß uns das Evangelium vertraut ist zu predigen, also reden wir, nicht, als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott, der unser Herz prüft.

1. Theß. 2, 13: Wir danken ohne Unterlaß Gott, daß ihr, da ihr empfanget von uns das Wort göttlicher Predigt, es aufnimmt nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, welcher auch wirkt in euch, die ihr glaubet.

1. Tim. 3, 16: Ründlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist offenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

1. Petr. 1, 23: Als die da wiedergeboren sind, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da ewiglich bleibt.

1. Petr. 1, 25: Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter euch verkündigt ist.

Hebr. 4, 12. 13: Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidig Schwert, und dringt durch, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Und keine Kreatur ist vor ihm unsichtbar; es ist aber alles bloß und entdeckt vor seinen Augen.

Jak. 1, 21: Nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzt ist, welches kann eure Seelen selig machen.

2. Die Liebestätigkeit

Jes. 72, 12. 13: Er wird den Armen erretten, der da schreit, und den Elenden, der keinen Helfer hat. Er wird gnädig sein den Geringen und Armen, und den Seelen der Armen wird er helfen.

Jes. 29, 18. 19: Zu derselben Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buches, und die Augen der Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen, und die Elenden werden wieder Freude haben am Herrn, und die Armen unter den Menschen werden fröhlich sein in dem Heiligen Israels.

Jes. 35, 5. 6: Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden; alsdann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und der Stummen Zunge wird Lob sagen. Denn es werden Wasser in der Wüste hin und wieder fließen und Ströme im dürrer Lande.

Jes. 40, 11: Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen und die Schafmütter führen.

Jes. 41, 17: Die Elenden und Armen suchen Wasser, und ist nichts da; ihre Zunge verdorrt vor Durst. Aber ich, der Herr, will sie erhören; ich, der Gott Israels, will sie nicht verlassen.

Jes. 42, 3: Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.

Jer. 8, 22: Ist denn keine Salbe in Gilead, oder ist kein Arzt da? Warum ist denn die Tochter meines Volks nicht geheilt?

Hes. 34, 4: Der Schwachen wartet ihr nicht, und die Kranken heilt ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht, das Verirrte holt ihr nicht, und das Verlorene sucht ihr nicht, sondern streng und hart herrschet ihr über sie.

Hes. 34, 16: Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten.

Mal. 2, 10: Haben wir denn nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn einen den andern?

Matth. 5, 7: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Matth. 9, 13: Gehet hin und lernet, was das sei: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.“

Matth. 9, 35: Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volke.

Matth. 9, 36: Da er das Volk sah, jammerte ihn dieselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Matth. 10, 8: Macht die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, weckt die Toten auf, treibt die Teufel aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch.

Matth. 10, 42: Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt in eines Jüngers Namen, wahrlich ich sage euch: es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.

Matth. 11, 5: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Matth. 18, 33: Solltest du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?

Matth. 25, 35. 36: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich geränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

Matth. 25, 45: Wahrlich ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.

Luk. 10, 33. 34: Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß drein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein.

Luk. 10, 36. 37: Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und tue desgleichen!

Luk. 14, 21: Gehe aus schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein.

Joh. 13, 35: Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.

Apg. 10, 38: Jesus von Nazareth ist umhergezogen und hat wohlgetan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren.

Röm. 12, 8: Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust.

Röm. 12, 13: Nehmet euch der Notdurst der Heiligen an! Herberget gern!

1. Kor. 12, 26. 27: So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Ihr seid aber der Leib Christi und Glieder, ein jeglicher nach seinem Teil.

1. Kor. 13, 1—3: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weisagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Gal. 6, 9: Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Kol. 3, 12: So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld!

2. Thess. 3, 13: Liebe Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu tun!

Hebr. 13, 3: Gedenket der Gebundenen als die Mitgebundenen und derer, die Trübsal leiden, als die ihr auch noch im Leibe lebet.

Jak. 1, 27: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten.

Jak. 2, 13: Es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat.

Jak. 2, 15—17: So ein Bruder oder eine Schwester bloß wäre und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott berate euch, wärmet euch und sättiget euch! ihr gäbet ihnen aber nicht, was des Leibes Notdurst ist: Was hülfе ihnen das? Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber.

3. Das Gebet

Matth. 6, 10: Dein Reich komme.

Matth. 9, 38: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Luk. 4, 29. 30: Herr, siehe an ihr Drohen und gib deinen Knechten, mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort, und strecke deine Hand aus, daß Gesundheit und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus.

Röm. 1, 8: Ich danke meinem Gott durch Jesum Christum euer aller halben, daß man von eurem Glauben in aller Welt sagt.

Röm. 15, 30: Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch unsern Herrn Jesus Christus und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott.

2. Kor. 1, 10. 11: Wir hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfert erlösen, durch Hülfе auch eurer Fürbitte für uns, auf daß über uns für die Gabe, die uns gegeben ist, durch viel Personen viel Dank geschehe.

Eph. 6, 18. 19: Betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist, und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen und

für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Auftun meines Mundes, daß ich möge kundmachen das Geheimnis des Evangeliums.

Phil. 1, 9. 10: Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerteil Erkenntnis und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanständig auf den Tag Christi, erfüllt mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen in euch zu Ehre und Lobе Gottes.

Kol. 4, 2. 3: Haltet an am Gebet und wachet in demselben mit Dankagung; und betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns eine Tür des Worts aufthue, zu reden das Geheimnis Christi.

2. Thess. 3, 1: Liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde wie bei euch!

1. Tim. 2, 1: So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankagung für alle Menschen.

1. Joh. 5, 16: So jemand sieht seinen Bruder sündigen eine Sünde nicht zum Tode, der mag bitten; so wird er geben das Leben denen, die da sündigen nicht zum Tode.

4. Das Missionsopfer

1. Mose 40, 14: Gedenke meiner, wenn dir's wohl geht, und tue Barmherzigkeit an mir.

Spr. 11, 24. 25: Einer teilt aus, und hat immer mehr; ein anderer fargt, da er nicht soll, und wird immer ärmer. Die Seele, die da reichlich segnet, wird gelobt; und wer reichlich trinkt, der wird auch getränkt werden.

Spr. 19, 17: Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.

Matth. 6, 20: Sammelt euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen.

Matth. 19, 21: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach!

Matth. 19, 29: Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.

Matth. 25, 40: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Luk. 6, 38: Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen.

Luk. 14, 13. 14: Wenn du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig; denn sie haben's dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.

Luk. 16, 9: Machtet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Apg. 3, 6: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir.

Apg. 4, 34: Wie viel ihrer waren die da Äcker oder Häuser hatten, die verkauften sie und brachten das Geld des verkauften Guts und legten es zu der Apostel Füßen.

Apg. 11, 29: Unter den Jüngern beschloß ein jeglicher, nachdem er vermochte, zu senden eine Handreichung den Brüdern, die in Judäa wohnten.

Apg. 20, 35: Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, daß er gesagt hat: „Geben ist feliger denn Nehmen.“

Röm. 12, 8: Gibt jemand, so gebe er einfältig. Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust.

1. Kor. 13, 3: Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

1. Kor. 16, 2: An jeglichem ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt, auf daß nicht, wenn ich komme, dann allererst die Steuer zu sammeln sei.

2. Kor. 8, 2—4: Wiewohl sie sehr arm sind, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfachheit. Dann nach allem Vermögen (das bezeuge ich) und über Vermögen waren sie willig und baten uns mit vielem Zureden, daß wir aufnähmen die Wohlthat und Gemeinschaft der Handreichung, die da geschieht den Heiligen.

2. Kor. 8, 5: Sie ergaben sich selbst, zuerst dem Herrn und darnach uns, durch den Willen Gottes.

2. Kor. 8, 7: Gleichwie ihr in allen Stücken reich seid, im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allerlei Fleiß und in eurer Liebe zu uns, also schaffet, daß ihr auch in dieser Wohlthat reich seid.

2. Kor. 8, 14: So diene euer Überfluß ihrem Mangel diese teure Zeit lang, auf daß auch ihr Überfluß hernach diene eurem Mangel und ein Ausgleich geschehe.

2. Kor. 9, 5: Ich habe die Brüder ermahnt, daß sie voranzögen zu euch, fertigzumachen diesen zuvor verheißenen Segen, daß er bereit sei, also daß es sei ein Segen und nicht ein Geiz.

2. Kor. 9, 6: Wer da färglich sät, der wird auch färglich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen.

2. Kor. 9, 9: Er hat ausgestreut und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibt in Ewigkeit.

2. Kor. 9, 12. 13: Die Handreichung dieser Steuer erfüllt nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwenglich darin, daß viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst und preisen Gott über euer untätiges Bekenntnis des Evangeliums Christi und über eure einfältige Steuer an sie und an alle.

Gal. 6, 9: Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Phil. 4, 17: Nicht, daß ich das Geschenk suche; sondern ich suche die Frucht, daß sie reichlich in eurer Rechnung sei.

Hebr. 10, 34: Ihr habt mit den Gebundenen Mitleiden gehabt und den Raub eurer Güter mit Freuden erduldet, als die ihr wisset, daß ihr bei euch selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel habt.

Hebr. 13, 16: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

I. Die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit

1. Die Heidenpredigt

Epr. 1, 20. 21: Die Weisheit läßt sich hören auf den Gassen; sie ruft in dem Eingang des Tores, vorn unter dem Volk; sie redet ihre Worte in der Stadt.

Epr. 8, 1—3: Ruft nicht die Weisheit, und die Klugheit läßt sich hören? Öffentlich am Wege und an der Straße steht sie. An den Toren bei der Stadt, da man zur Tür eingeht, schreit sie.

Jer. 11, 6: Predige alle diese Worte in den Städten Juda's und auf den Gassen zu Jerusalem und sprich: Höret die Worte dieses Bundes und tut darnach!

Hab. 2, 2: Schreib das Gesicht und male es auf eine Tafel, daß es lesen könne, wer vorüberläuft.

Matth. 10, 27: Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was ihr hört in das Ohr, das predigt auf den Dächern.

Luf. 14, 23: Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde.

Apg. 8, 29. 30: Der Geist sprach zu Philippus: Gehe hinzu und halte dich zu diesem Wagen! Da lief Philippus hinzu und hörte, daß er den Propheten Jesaja las, und sprach: Verstehst du auch, was du liest?

Phil. 1, 18: Daß nur Christus verkündigt werde allerleiweise.

2. Tim. 4, 2: Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre.

(Vergleiche: „Das Wort als Missionsmittel“)

2. Gemeindegründung und Leitung

Matth. 16, 18: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

Joh. 20, 22. 23: Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Joh. 21, 15: Simon Jona, hast du mich lieber, denn mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer!

Apg. 6, 3: Ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft.

Apg. 14, 23: Sie ordneten ihnen hin und her Älteste in den Gemeinden, beteten und fasteten und befahlen sie dem Herrn, an den sie gläubig geworden waren.

Apg. 20, 28: So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat.

1. Kor. 12, 28: Gott hat gesetzt in der Gemeinde aufs erste die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, darnach die Wundertäter, darnach die Gaben gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen.

Eph. 2, 20: Ihr seid erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.

Eph. 4, 11. 12: Er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Dienstes, dadurch der Leib Christi erbaut werde.

1. Tim. 3, 1: Das ist gewißlich wahr: So jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk.

1. Tim. 3, 13: Welche wohl dienen, die erwerben sich selbst eine gute Stufe und eine große Freude im Glauben an Christum Jesum.

1. Tim. 5, 17: Die Ältesten, die wohl verstehen, die halte man zwiefacher Ehre wert, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre.

1. Tim. 5, 22: Die Hände lege niemand zu bald auf.

Tit. 1, 5: Derhalben ließ ich dich in Kreta, daß du solltest vollends aufrichten, was ich gelassen habe, und besetzen die Städte hin und her mit Ältesten, wie ich dir befohlen habe.

1. Petr. 5, 1—4: Die Ältesten, so unter euch sind, ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden, die in Christo sind, und auch teilhaftig der Herrlichkeit, die offenbart werden soll: Weidet die Herde Christi, die euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willig; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; nicht als die übers Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde. So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen.

3. Wohlfahrtspflege, ärztliche Mission

1. Mose 4, 9: Der Herr sprach zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

1. Mose 21, 16: Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben.

2. Mose 15, 26: Ich bin der Herr, dein Arzt.

Hiob 29, 15. 16: Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Fuß. Ich war ein Vater der Armen; und die Sache des, den ich nicht kannte, die erforschte ich.

Ps. 103, 3: Lobe den Herrn, meine Seele, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen.

Jes. 53, 5: Durch seine Wunden sind wir geheilt.

Jes. 57, 14: Machet Bahn, machet Bahn! räumt den Weg, hebt die Anstöße aus dem Wege meines Volks!

Jes. 57, 18: Da ich ihre Wege ansah, heilte ich sie und leitete sie und gab ihnen wieder Trost.

Jer. 8, 21: Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbt ist; ich gräme mich und gehabe mich übel.

Jer. 17, 14: Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen; denn du bist mein Ruhm.

Jer. 30, 17: Aber dich will ich wieder gesund machen und deine Wunden heilen, spricht der Herr, darum daß man dich nennt die Verstoßene und Zion, nach der niemand frage.

Jer. 33, 6: Siehe, ich will sie heilen und gesund machen und will ihnen Frieden und Treue die Fülle gewähren.

Jer. 51, 9: Wir heilen Babel; aber sie will nicht heil werden.

Hos. 5, 13: Da Ephraim seine Krankheit und Juda seine Wunde fühlte, zog Ephraim hin zu Assur und schickte zum König Jareb; aber er kann euch nicht helfen noch eure Wunde heilen.

Weish. 16, 12: Es heilte sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, welches alles heilt.

Matth. 10, 1: Er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister, daß sie die austrieben und heilten allerlei Seuche und allerlei Krankheit.

Matth. 27, 5: Was geht uns das an? Da siehe du zu!

Luk. 6, 18, 19: Sie waren gekommen, ihn zu hören und daß sie geheilt würden von ihren Seuchen; und die von unsaubern Geistern umgetrieben wurden, die wurden gesund. Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm, und er heilte sie alle.

Luk. 16, 19—21: Es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Weinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brotsamen, die von des Reichen Tische fielen.

Apg. 3, 16: Durch den Glauben an seinen Namen hat diesen, den ihr sehet und kennet, sein Name stark gemacht; und der Glaube durch ihn hat diesem gegeben diese Gesundheit vor euren Augen.

Apg. 4, 35: Man gab einem jeglichen, was ihm not war.

Jak. 4, 17: Wer da weiß, Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde.

4. Schularbeit

2. Mose 18, 20: Stelle ihnen Rechte und Befehle, daß du sie lehrest den Weg, darin sie wandeln, und die Werke, die sie tun sollen.

5. Mose 4, 9, 10: Du sollst deinen Kindern und Kindeskindern kundtun den Tag, da du vor dem Herrn, deinem Gott, standest an dem Berge Horeb, da der Herr zu mir sagte: Versammle mir das Volk, daß sie meine Worte hören und lernen mich fürchten alle ihre Lebstage auf Erden und lehren ihre Kinder.

Pf. 84, 7: Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.

Pf. 111, 10: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Das ist eine feine Klugheit, wer darnach tut; des Lob bleibt ewiglich.

Jes. 30, 20: Deine Lehrer werden sich nicht mehr verbergen müssen; sondern deine Augen werden deine Lehrer sehen.

Jes. 45, 11: Weiset meine Kinder und das Wert meiner Hände zu mir!

Jer. 3, 15: Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit.

Dan. 11, 33: Die Verständigen im Volk werden viele andere lehren.

Dan. 12, 3: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Sir. 18, 13: Gott stroft und züchtigt, er lehrt und pflegt wie ein Hirte seine Herde.

Matth. 9, 35: Jesus lehrte in ihren Schulen.

Matth. 28, 20: Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Luk. 2, 46: Es begab sich, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte.

Röm. 12, 7: Lehret jemand, so warte er der Lehre.

Kol. 1, 28: Wir vermahnén alle Menschen und lehren alle Menschen mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu.

1. Tim. 4, 13: Halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren, bis ich komme.

2. Tim. 3, 15: Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum.

Hebr. 13, 7: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Hebr. 13, 17: Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen; auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut.

5. Frauenmission

Pf. 148, 12. 13: Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen! Die sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch, sein Lob geht, soweit Himmel und Erde ist.

Joel 3, 1. 2: Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Ältesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen; auch will ich zur selben Zeit über Knechte und Mägde meinen Geist ausgießen.

Mark. 14, 6: Jesus sprach: Laßt sie in Frieden! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir getan.

Mark. 14, 8: Sie hat getan, was sie konnte.

Luk. 1, 38: Maria sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast.

Luk. 8, 1—3: Es begab sich, daß er reiste durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes; und die Zwölf mit ihm, dazu etliche Weiber, die ihm Handreichung taten von ihrer Habe.

Luk. 10, 41. 42: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; e i n s aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

Joh. 2, 5: Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. App. 9, 36: Zu Soppe war eine Jüngerin mit Namen Tabea (welches verdolmetscht heißt: Rehe), die war voll guter Werke und Almosen, die sie tat.

App. 18, 26: Aquila und Priscilla nahmen den Apollos zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus.

Röm. 16, 1. 2: Ich befehle euch unsere Schwester Phöbe, welche ist im Dienste der Gemeinde zu Kenchreä, daß ihr sie aufnehmet in dem Herrn, wie sich's ziemt den Heiligen, und tut ihr Beistand in allem Geschäfte, darin sie euer bedarf; denn sie hat auch vielen Beistand getan, auch mir selbst.

2. Kor. 12, 9: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Gal. 3, 28: Hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid altzumal e i n e r in Christo Jesu.

1. Tim. 5, 5: Das ist aber eine rechte Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellt und bleibt am Gebet und Stehen Tag und Nacht.

2. Tim. 1, 5: Ich erinnere mich des ungefärbten Glaubens in dir, welcher zuvor gewohnt hat in deiner Großmutter Lois und in deiner Mutter Eunike; ich bin aber gewiß, auch in dir.

1. Petr. 3, 1. 2: Desgleichen sollen die Weiber ihren Männern untertan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen euren keuschen Wandel in der Furcht.

2. Joh. 1, 4: Der Älteste: der auserwählten Frau und ihren Kindern, die ich liebhab in der Wahrheit, und nicht allein ich sondern auch alle, die die Wahrheit erkannt haben. Ich bin sehr erfreut, daß ich gefunden habe unter deinen Kindern, die in der Wahrheit wandeln, wie denn wir ein Gebot vom Vater empfangen haben.

6. J u d e n m i s s i o n

2. Mose 33, 13: Siehe doch, daß dies Volk dein Volk ist.

Ps. 60, 3: Gott, der du uns verstoßen und zerstreut hast und zornig warst, tröste uns wieder.

Ps. 85, 1—8: Bitte des vormals begnadigten Volkes um neue Gnade.

Ps. 126, 1: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

Ps. 130, 7. 8: Israel, hoffe auf den Herrn! denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm, und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden.

Jes. 27, 6: Es wird dennoch dazu kommen, daß Jakob wurzeln und Israel blühen und grünen wird, daß sie den Erdboden mit Früchten erfüllen.

Jes. 45, 25: Im Herrn wird gerecht aller Same Israels und wird sich sein rühmen.

Jes. 52, 8: Man wird's mit Augen sehen, wenn der Herr Zion befehrt.

Jes. 59, 20: Denen zu Zion wird ein Erlöser kommen und denen, die sich befehren von den Sünden in Jakob, spricht der Herr.

Jer. 3, 12: Kehre wieder, du abtrünnige Israel, spricht der Herr, so will ich mein Antlitz nicht gegen euch verstellen. Denn ich bin barmherzig, spricht der Herr, und will nicht ewiglich zürnen.

Jer. 31, 2. 3: So spricht der Herr: Das Volk, so übriggeblieben ist vom Schwert, hat Gnade gefunden in der Wüste: Israel zieht hin zu seiner Ruhe. Der Herr ist mir erschienen von ferne: Ich habe dich je und je geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

Jer. 31, 10: Der Israel zerstreut hat, der wird's auch wieder sammeln und wird sie hüten wie ein Hirte seine Herde.

Jer. 31, 31: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen.

Jer. 31, 35. 36: So spricht der Herr, der die Sonne dem Tage zum Licht gibt und den Mond und die Sterne nach ihrem Lauf der Nacht zum Licht; der das Meer bewegt, daß seine Wellen brausen — Herr Gebaoth ist sein Name: Wenn solche Ordnungen vergehen vor mir, spricht der Herr, so soll auch aufhören der Same Israels, daß er nicht mehr ein Volk vor mir sei ewiglich.

Jer. 33, 14: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich das gnädige Wort erwecken will, welches ich dem Hause Israel und dem Hause Juda geredet habe.

Hes. 37, 14: Ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt, und will euch in euer Land setzen, und sollt erfahren, daß ich der Herr bin. Ich rede es und tue es auch, spricht der Herr.

Hos. 3, 5: Darnach werden sich die Kinder Israel bekehren und den Herrn, ihren Gott, und ihren König David suchen und werden mit Zittern zu dem Herrn und seiner Gnade kommen in der letzten Zeit.

Hos. 14, 2: Bekehre dich, Israel, zu dem Herrn, deinem Gott; denn du bist gefallen um deiner Missetat willen.

Amos 9, 11: Zur selben Zeit will ich die zerfallene Hütte Davids wieder aufrichten und ihre Lücken verzäunen, und was abgebrochen ist, wieder aufrichten und will sie bauen, wie sie vorzeiten gewesen ist.

Micha 7, 20: Du wirfst dem Jakob die Treue und dem Abraham die Gnade halten, wie du unsern Vätern vorlängst geschworen hast.

Sach. 12, 10: Über das Haus David und die Bürger zu Jerusalem will ich ausgießen den Geist der Gnade und des Gebets; und sie werden mich ansehen, welchen sie zerstoßen haben, und werden um ihn klagen, wie man klagt um ein einziges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübt um ein erstes Kind.

Sach. 13, 1: Zu der Zeit wird das Haus David und die Bürger zu Jerusalem einen freien, offenen Born haben wider die Sünde und Unreinigkeit.

Luk. 2, 30—32: Meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel.

Joh. 1, 11. 12: Er kam in sein Eigentum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.

Röm. 10, 2: Ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverständnis.

Röm. 11, 1. 2: So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne! Denn ich bin auch ein Israeliter von dem Samen Abrahams, aus dem Geschlecht Benjamin. Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er zuvor ersehen hat.

Röm. 11, 25. 26: Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: Es wird kommen aus Zion, der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob.

2. Kor. 3, 15—17: Bis auf den heutigen Tag, wenn Mose gelesen wird, hängt die Decke vor ihrem Herzen. Wenn es aber sich bekehrte zu dem Herrn, so würde die Decke abgetan. Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Offb. 7, 4: Ich hörte die Zahl derer, die versiegelt wurden hundertundvierundvierzigtausend, die versiegelt waren von allen Geschlechtern der Kinder Israel.

G. Der Erfolg der Missionsarbeit

1. Kön. 20, 13: So spricht der Herr: Du hast ja gesehen all diesen großen Haufen. Siehe, ich will ihn heute in deine Hand geben, daß du wissen sollst, ich sei der Herr.

Pf. 84, 8: Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion.

Pf. 98, 3: Aller Welt Enden sehen das Heil unseres Gottes.

Pf. 118, 15: Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten: „Die Rechte des Herrn behält den Sieg.“

Pf. 126, 3: Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.

Pf. 126, 5: Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Jes. 35, 6. 7: Es werden Wasser in der Wüste hin und wieder fließen und Ströme im dürrn Lande. Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen; und wo es dürr gewesen ist, sollen Brunnquellen sein.

Jes. 52, 10: Der Herr hat offenbart seinen heiligen Arm vor den Augen aller Heiden, daß aller Welt Enden sehen das Heil unseres Gottes.

Jes. 60, 22: Aus dem Kleinsten sollen tausend werden und aus dem Geringssten ein mächtiges Volk. Ich, der Herr, will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten.

Jes. 47, 9: Es soll alles gesund werden und leben, wo dieser Strom hinkommt.

Jab. 2, 14: Die Erde wird voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.

Jeph. 2, 11: Er wird alle Götter auf Erden vertilgen; und sollen ihn anbeten alle Inseln der Heiden, ein jeglicher an seinem Ort.

Sach. 8, 22: Also werden viele Völker und die Heiden in Häufen kommen, zu suchen den Herrn Zebaoth zu Jerusalem, zu bitten vor dem Herrn.

Mal. 1, 11: Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden.

Matth. 13, 31. 32: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säte es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allem Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

Apg. 14, 27: Da sie aber hinkamen, versammelten sie die Gemeinde und verkündigten, wie viel Gott mit ihnen getan hatte und wie er den Heiden hätte die Tür des Glaubens aufgetan.

1. Kor. 15, 58: Wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

1. Kor. 16, 9: Mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, und sind viel Widersacher da.

2. Kor. 2, 14: Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten!

2. Tim. 2, 9: Gottes Wort ist nicht gebunden.

Offb. 7, 9. 10: Ich sah, und siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhl stehend und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, schrien mit großer Stimme und sprachen: Heil sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unserem Gott, und dem Lamm!

Offb. 15, 4: Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen? Denn du bist allein heilig. Denn alle Heiden werden kommen und anbeten vor dir; denn deine Urteile sind offenbar geworden.

III. Predigtentwürfe

A. Zu Perikopenpredigten

1. Advent

Die Adventsbotschaft vom Kommen des Königs läßt sich kaum verkündigen, ohne von der Ausbreitung seiner Königsherrschaft in der Gegenwart zu erzählen und die Pflicht einzuschärfen, mitzuhelfen, daß dem kommenden König Bahn gemacht werde.

Nr. 1. Matth. 21, 5: **Siehe, dein König kommt!**

Die Gläubigen fragen oft bange: Wie lange soll es noch gehen, bis der Herr kommt, bis ihm alles untertan wird, bis die Mission ihr Werk ausgerichtet hat, und da heißt's wohl: Ach, Herr, wie so lange! oder wie in einem Adventslied: „Kommst du, kommst du, Licht der Heiden?“ Aber die Antwort lautet: „Ja, du kommst und säumest nicht.“

1. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß unser König aller Welt König werden wird

a) auf Grund seines ersten Kommens in die Welt zur Erlösung und zur Gründung von Kirche und Mission;

b) auf Grund von allem, was seither geschehen ist zur Ausbreitung seines Reiches.

2. Und wer diese Hoffnung hat, hilft Bahnmachen dem kommenden König: er „bedarf“ unser.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen!

2. Advent

Nr. 2. Matth. 25, 31—46: **Wie die Wiederkunftshoffnung den Missionseifer belebt**

1. Der Wiederkommende ist ja auch ein Richter der Heidenwelt (Apg. 10, 42; 17, 31).

a) Der Maßstab, nach dem gerichtet wird: „Nicht ein bestimmtes Maß von Erkenntnissen oder besondere Leistungen, sondern schlichte Barmherzigkeit und Liebe“ kann an jeden Menschen angelegt werden.

b) Zwar finden sich im Heidentum hier und da ergreifende Beispiele von Liebesübungen. Aber im ganzen ist die Heidenwelt doch eine Welt ohne Liebe.

c) Nichts weckt die Liebesgefinnung und die Liebestat auch in liebeleeren Herzen und Völkern in dem Maße wie die Liebe Jesu Christi (2. Kor. 5, 14; Eph. 3, 19). Sie muß daher der Heidenwelt nahegebracht werden.

2. Außerdem nimmt sich Christus als Anwalt der Ärmsten der Heidenwelt und ihrer Notstände in besonderer Weise an.

- a) Die Heiden in ihrer Gesamtheit und namentlich die besonders tiefstehenden Völker, wie die Eskimo in Grönland, Labrador und Alaska, die Feuerländer, die Papua in Australien, die Kastenlosen Indiens, haben freilich viel Abstoßendes und Unliebenswürdiges. Aber gerade deshalb sollten sie unser Mitleid erwecken, und wir sollten daran denken, daß Christus ihr Bruder geworden ist. Das hat besonders die Brüdergemeine, die „Diakonissin der todkranken Heidenwelt“, verstanden und geübt.
- b) In der Heidenwelt gibt es so viel Krankheitsehd, Ausfah, Hunger, Armut, Sklaverei usw. Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit diesen Nöten gegenüber macht uns des Reiches verlustig. Was wir hier tun oder nicht tun, das tun oder versäumen wir an unserem Herrn Christus, der einst wiederkommen wird zum Gericht.

Nr. 3. Röm. 15, 1—13: Die wahre Missionsgefinnung

Wenn es dahin kommen soll, daß alle Heiden mit uns Gott loben, dann müssen vor allem wir Christen einerlei gefinnet sein

1. Das Ziel Gottes mit der Menschheit, an dessen Verwirklichung auch Paulus gearbeitet hat, ist die Herstellung der einen Gott lobenden Gemeinde aus Juden und Heiden.
2. Eins der größten Hindernisse auf dem Wege zu diesem Ziel ist die Uneinigkeit der Christen untereinander: Konfessionsunterschiede, Parteien, Richtungen, Schwache und Starke, persönliche Lieblosigkeit, Gefallenhaben an sich selbst usw.
3. Wollen also auch wir etwas zur Erreichung desselben beitragen, so müssen wir nach Einigkeit trachten und nicht Gefallen haben an uns selbst.
- a) Dazu beizutragen ist unsere Christenpflicht, und unser eigenes Christentum kommt nicht zur Völligkeit, bis alle Völker mit uns Gott loben.
- b) Diese Pflicht können wir nur erfüllen, wenn wir die Engherzigkeit, Eigensucht, Kleinlichkeit ablegen und mit vereinten Kräften arbeiten am Reiche Gottes, d. h. a) an der Besserung unser selbst und des Nächsten, b) an der Bekehrung der Juden und Heiden.

Nr. 4. Röm. 15, 10: Freuet euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!

1. Das Ziel: daß alle Völker Gottes froh werden.
2. Der Weg: „mit seinem Volk“, d. h. durch Anschluß an die, von denen das Heil kommt, durch Aufnahme in die von Gott auf israelitischem Boden gegründete Gemeinde.
3. Das Mittel: „darum will ich dich loben unter den Heiden“ (R. 9): wir müssen Gott preisen vor den Heiden und ihn anpreisen den Heiden — nicht durch Gesetzespredigt u. dergl.

Nr. 5. Luk. 12, 47. 48: Eine schwere Verantwortung

1. Wir Christen haben viel empfangen, die Heiden aber wenig. Uns ist Gottes Wille klar geoffenbart, ihnen nicht.
2. Daraus folgt, daß wir ihre Schuldner sind; denn alles, was uns von Gott gegeben ist, ist anvertrautes Gut zum besten anderer.
3. Wenn wir also die Missionspflicht nicht erfüllen, laden wir eine schwere Verantwortung auf uns. Auf die Frage, ob die Heiden auch ohne uns selig werden können, hat Spurgeon geantwortet, das wisse er nicht, daran aber sei kein Zweifel, daß wir selbst nicht selig werden können, wenn wir ihnen das Evangelium vorenthalten.

4. Advent

Nr. 6. 1. Joh. 1, 3: Der Missionstrieb Gemeinschaftstrieb

1. Es ist Tatsache, daß, sobald einer sich bekehrt hat, der Missionstrieb in ihm erwacht: Joh. 1, 40 ff. 45; Apg. 9, 20 und zahllose biographische Beispiele.
2. Das erklärt sich aus dem Trieb der Dankbarkeit, aus Gehorsam, aus Liebe, aus Bekenntnisfreudigkeit usw.
3. Aber ebenso stark wirkt der Gemeinschaftstrieb:
 - a) Der Bekehrte ist in Gemeinschaft getreten mit Gott und mit Christus und mit den Gläubigen;
 - b) nun sieht er aber, daß noch viele außerhalb dieser Gemeinschaft stehen: sie fehlen ihm, es sind vermißte Brüder für ihn;
 - c) und so verkündigt er ihnen, was er selbst erlebt und erfahren hat, damit auch sie eintreten in diese Gemeinschaft und Ps. 133; Joh. 10, 16; 17, 21 in Erfüllung gehe.

Weihnachten (vgl. S. 21 unten)

Nr. 7. Luk. 2, 10—14: Die Weihnachtbotschaft und die Mission

1. Der weite Missionsblick hilft dazu, die Weihnachtbotschaft in ihrer Größe und Herrlichkeit zu erkennen und sich ihrer zu freuen. Der Missionsfreund freut sich darüber:
 - a) Wie weit diese Liebe geht: Zu allem Volk, den hochgebildeten Indern, den tugendstolzen Chinesen, den fanatischen Mohammedanern, den armen, von Geisterfurcht gequälten Stämmen des Urwalds, bis hin zu den fernsten Inseln.
 - b) Wie tief sie sich herabneigt: Bis zu den schlimmsten und häßlichsten Verirrungen der menschlichen Aferweisheit, des Aberglaubens, der sittlichen Entartung und des Streites der Menschen untereinander.
 - c) Wie hoch sie führt: Daß Gott wieder geehrt wird, daß an Stelle des Hasses und der Zertrennung Liebe und Friede tritt, daß die Menschheit wieder gottgefällig wird.

2. Je stärker diese Weihnachtsfreude empfunden wird, desto mächtiger wird der *Missionstrieb*, selbst an die Seite der ersten Weihnachtsboten zu treten und aller Welt diese große Freude zugänglich zu machen.

Geteilte Freude ist doppelte Freude. Es kann nicht Ruhe werden, bis der Weihnachtschoral von allen Zungen erschallt:

Sehet, was uns Gott gegeben:
Seinen Sohn zum ew'gen Leben.
Dieser kann und will uns heben
Aus dem Leid ins Himmels Freud'.

Erscheinungsfest

Mr. 8. Matth. 2, 1—10: Wie Gott die nach Jesus verlangenden Heiden allen Hindernissen zum Troß doch ans Ziel bringt

Eine schöne Geschichte. Aber warum soviel Wesens machen aus diesen Magiern? Warum ihretwegen gar ein Fest feiern? Waren sie doch weder die ersten noch auch die letzten, die zu Jesu kamen, ihn anzubeten. Antwort: Sie waren die ersten Heiden!

1. Das Verlangen der Heiden nach dem Sohn Gottes.

- a) die Heiden sind nicht so schlimm, wie wir sie uns vorstellen; sie sind nicht alle Menschenfresser und Barbaren; sie sind auch meist nicht so dumm, daß sie Steine und Holz für wirkliche Götter halten würden. Sie sind nach Gottes Ebenbild geschaffen wie wir, sie sind böse von Natur und Kinder des Zorns wie wir, haben aber auch gute Eigenschaften und schöne Gaben wie wir. Sie sind alle erlösungsfähig und bedürftig wie wir.
- b) Zwar steht die Heidenwelt unter dem Einfluß Satans, der sie verblendet, und unter dem Zorn Gottes, der sie ihre eigenen Wege gehen läßt.
- c) Aber doch gibt es unter ihnen auch weise, nachdenkliche, fromme Leute, die mit Bewußtsein und Ernst nach Gott suchen und nach Erlösung verlangen. Zu diesen gehörten auch die Weisen aus dem Morgenland. Es mag viel Aberglaube und Unwissenheit dabei gewesen sein, aber daran fehlt es auch bei uns nicht. Und wer Gott fürchtet und recht tut in allerlei Volk, ist Gott willkommen. Die Weisen ließen sich's etwas kosten, zu Christus zu kommen.

2. Die großen Hindernisse, welche sich ihnen entgegenstellen.

- a) Bei den Weisen: a) die große Entfernung; b) viel schlimmer die Gleichgültigkeit, Unwissenheit und der Schrecken von ganz Jerusalem: da, wo sie Hilfe suchen, und wo sie Hilfe zu erwarten berechtigt sind, werden sie abgeschreckt. c) Herodes will sie sogar mißbrauchen, um den, welchen sie suchen, aus der Welt zu schaffen! d) Und wie sie den Gesuchten endlich finden, welche abschreckende Unscheinbarkeit: die armen Eltern, der Stall, das Kind in einer Krippe!
- b) bei den Heiden auch in der Gegenwart. a) Manch suchende Heiden kommen hier auf Erden nie zu Christus. Wir hoffen, daß sie ihn drüben finden werden. b) Viele andere aber werden abgeschreckt und gehindert durch eben die Christen, welche ihnen den Weg zeigen sollten.

Das größte Hindernis der Heidenbekehrung ist die Christenheit: nicht bloß Sklaven-, Kuli-, Opium- und Branntweinhandel; nicht bloß politische Vergewaltigung und staatsmännische Behinderung der Mission; nicht bloß das Beispiel fluchender, lasterhafter, gottloser, ungläubiger Namenchristen, sondern auch gechliffentliche Bearbeitung zum Beispiel Indiens und Japans durch den europäischen und amerikanischen Unglauben; der gespaltene, unerquickliche Zustand der Kirche; ja die Missionare selbst mit ihrer Kulturüberlegenheit, ihrem Nationalbewußtsein und vielen persönlichen Schwachheiten.

3. Wie Gott es den Aufrichtigen dennoch gelingen läßt.

- a) Gott selbst hat ihnen ja das Verlangen ins Herz gegeben und sie in teilweise Berührung mit der Wahrheit gebracht. a) Jene Weisen und viele andere Zeitgenossen Jesu waren vorbereitet auf das Kommen des Erlösers: die Zerstreuung der Juden, Alexander der Große, die Verbreitung der griechischen Sprache, die LXX, das römische Reich, der Verfall des Alten, die allgemeine Erwartung von etwas Neuem — das alles half mit, die Zeit zu erfüllen. f) Ähnlich ist es in unserem Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, des Weltverkehrs, der Auswanderung und Kolonisation. Da kommen christliche Eindrücke, Wahrheiten, Anregungen in alle Welt hinaus; Heiden werden auch in die Christenheit gebracht und lernen das Evangelium kennen — oft ohne Mission.
- b) Gott hat die Weisen geleitet durch den Stern. Er versteht mit jedem in seiner Sprache zu reden: mit den Sterndeutern durch die Astronomie, mit den Bildungsdurstigen durch die Überlegenheit der christlichen Kultur (Japan), mit den einfältigsten Leuten durch Träume u. dergl. Es ist merkwürdig, wie oft Heiden durch einen Traum erweckt werden.
- c) Gott benützt auch die Feinde: Herodes und die Schriftgelehrten. So müssen oft auch heidnische Tyrannen, Kriege, Gefangenschaft, Verfolgung dazu dienen, daß die zerstreuten Kinder Gottes zu Jesu gebracht werden.
- d) Das prophetische Wort mußte aber den Ausschlag geben: das Hauptmittel zur Überwindung aller Anstöße und Hindernisse ist eben doch das Wort, und das reicht die Mission in allerlei Sprachen und Formen der Heidenwelt dar.

Nr. 9. Jes. 60, 1—5: Wie es licht wird in der Finsternis der Heidenwelt

1. Die Heidenwelt von Finsternis bedeckt: Kein Licht über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, kein klares Lebensziel, kein sicherer Weg zur Lebensführung, keine gewisse Hoffnung. Daher unbeschränkte Herrschaft des Fürsten der Finsternis. Im Dunkel stößt man sich — auch aneinander: Krieg, Blutvergießen, Raub, Sklaverei usw.
2. Aber — es gibt ein Licht, und das ist der Herr, der über Israel aufgeht, der sich diesem Volk offenbart hat, zumal in Christus. Daher das Heil von den Juden.

3. Kein anderer Weg also für die Umnachteten, als zu diesem Volk Gottes zu kommen, zu ihm sich zu bekehren (B. 5), d. h. der von Christus und den Aposteln gegründeten Kirche sich anzuschließen.
4. Wenn das aber geschehen soll, so muß Israel selbst licht werden (B. 1):

- a) das neutestamentliche Israel, die Christenheit muß sich bekehren und ein Missionsvolk werden;
- b) und wenn „ganz Israel“ im natürlichen Sinn sich bekehrt haben wird (Röm. 11), dann wird es erst ganz licht werden in aller Welt, und die Heiden mit den Juden werden eine Herde unter dem einen Hirten sein.

2. S. nach dem Ersch.-Fest

Nr. 10. 1. Petr. 2, 5: Die Opfer, die Gott angenehm sind

Es ist ein Hauptgedanke des Neuen Testaments, daß die Christen das wahre Israel sind. Unser Text zeigt, inwiefern das der Fall ist: Israel hatte ein Haus Gottes — die Christen sind selbst dies Haus; jenes Haus war von toten Steinen erbaut, dieses aus lebendigen Steinen, daher ein geistlich Haus; Israel sollte eine heilige Priesterschaft sein, war das aber nur durch den besonderen unter ihm bestehenden Priesterstand, bei den Christen aber ist jeder einzelne ein Priester; dort werden Tiere und andere äußere Dinge geopfert, die für Gott keinen wirklichen Wert haben, hier dagegen geistliche Opfer, die ihm durch Christus wohlgefällig sind.

Was sind die neutestamentlichen Opfer?

1. Vor allen Dingen die eigene Person, der eigene Leib, Röm. 12, 1.
 - a) Das heißt völlige Hingabe an den Herrn, zu jedem Dienst, auch bis in den Tod.
 - b) Dazu gehört wesentlich auch der Missions- und Märtyrerdienst, wie z. B. Paulus ihn dargebracht hat, Phil. 2, 17; 2. Tim. 4, 6. a) Diesen unmittelbar zu leisten ist natürlich nur die Sache weniger hiezu Berufener. b) Aber mittelbar muß doch die ganze Christenheit als solche dies Opfer bringen, sie muß aa) in ihrer Mitte den Missions- und Märtyrersinn wach erhalten, bb) die einzelnen, die sich speziell diesem Werk widmen, nicht entmutigen und zurückhalten, sondern willig dazu hergeben, unterstützen und fördern.
2. Ferner werden auch Geldgaben zur Förderung des Reiches Gottes Opfer genannt, Phil. 4, 18, vgl. Apg. 24, 17. Sowohl die Geldspende der Philipper an Paulus als auch die Kollekte für die armen Heiligen in Jerusalem hatten einen Reichgotteszweck. Deswegen heißen beide ein Opfer. So können auch unsere Gaben Opfer für Gott werden,
 - a) wenn wir sie aus Liebe — zur Liebe, d. h. zur Bedeckung und Befestigung der Liebe,

- 1) nicht als etwas an sich Wertvolles oder Verdienstliches darbringen (vgl. Ps. 50, 9. 10).
3. Dazu muß dann noch kommen das **Lobopfer**, Hebr. 13, 15.
 - a) Das ist ja der Endzweck von allem Gottesdienst, auch von jeder Gabe und Kollekte, daß Gott gepriesen werde, 2. Kor. 9, 12 ff.
 - b) Dieses Lobopfer oder Frucht der Lippen muß aber zugleich sein ein Bekenntnis, aus dem Glauben kommend und Glauben weckend.
4. In ganz eigentümlichem Sinn nennt Paulus die Heiden, an denen er arbeitet, oder den Glauben, welchen er bei ihnen zu pflanzen sucht, ein Gott angenehmes Opfer, über dem er selbst sich opfert (Röm. 15, 16; Phil. 2, 17), d. h. den **Missionsdienst**.
 - a) Daraus geht hervor, was auch durch alles Vorangehende schon vorbereitet war, daß es nur ein wirkliches Geschenk, eine wertvolle Gabe für Gott gibt: wenn nämlich die ganze Menschheit oder doch die Vollzahl der Auserwählten ihm zugeführt, für ihn gewonnen und seinem Reich einverleibt wird.
 - b) So ist also auch unser Missionsdienst, wenn im rechten Geiste getan, ein solches Opfer im höchsten Sinn, und es geziemt sich, daß die ganze Christenheit alles daransetze, was sie irgend an Kräften und Gaben aufzuwenden hat, um dieses alle andern in sich schließende und voraussetzende Opfer zu bringen. Schon der alttestamentliche Tempel und Gottesdienst hat einen solchen Missionszweck (1. Kön. 8, 29. 41—43; vgl. Jos. 9, 9 ff.); wieviel mehr der neutestamentliche! Was wir gewöhnlich „Opfer“ nennen, verdient diesen Namen eigentlich gar nicht.

4. S. nach dem Ersch.-Fest

Nr. 11. Joh. 4, 31—38: Eine lohnende Erntearbeit nach Gottes Willen

1. Die Mission eine Erntearbeit

- a) Zwar dem Anschein nach oft mehr eine **Säearbeit**, ja ein Urbarmachen, Reinigen und Pflügen des Bodens.
 - b) Aber doch nach Jesu Wort eine Erntearbeit.
 - a) Weil die Predigt des Evangeliums, die Berufung der Heiden, die Möglichkeit des Glaubens schon eine Frucht der Lebensarbeit Jesu, seines Sterbens und Aufstehens ist. //
 - b) Weil wir mit der Mission, die zugleich ein Zeugnis und ein Gericht für die Völker ist, bei diesen eintreten, nachdem sie längst von Gott vorbereitet worden. aa) Wir haben nicht nur ein Geruch des Lebens zum Leben, sondern auch des Todes zum Tode zu sein. bb) Doch ist das Suchen und Sammeln derer, die in allerlei Völkern nach Gott fragen und von ihm zum Sohne gezogen sind, die Hauptsache.
 - c) Weil ganz besonders in unserer Zeit alle Heidenländer dem Evangelium aufgeschlossen und überdies auf vielen Gebieten die Anfangsarbeiten getan sind, so daß unsere Arbeit vergleichsweise nur noch Erntearbeit ist.
- ##### 2. Die Mission eine Arbeit, welche großen Lohn hat.
- a) Wer da schneidet, der empfängt Lohn: der rückwärtende Segen der Mission. Gleichnis von den zwei Erfrierenden, die beide

gerettet werden, weil einer den andern warm reibt und darüber selbst warm wird. Geschichte von dem kranken reichen Fräulein, das vom Arzt zu den Armen und Elenden geschickt wird und über ihren Samaritergängen gesundet.

- b) Und sammelt Frucht zum ewigen Leben: für seinen Herrn, für andere Menschen und für sich selbst (Phil. 2, 16; 1. Thess. 2, 19. 20; 2. Kor. 1, 14; 1. Kor. 3, 8. 13; 4, 5). Es ist die einzig wirklich lohnende Erntearbeit.
- c) Schließlich werden Säende und Erntende sich miteinander freuen in der Vollendung; aber auch jetzt schon ist's das größte Glück, „der Retter einer Seele zu sein“.

3. Die Mission jedenfalls Gottes Wille.

- a) Es ist Gottes Wille, daß allen Menschen geholfen werde.
- b) Diesen Willen auszurichten, war Jesus gesandt, und er hat uns wieder gesandt, wie er selbst gesandt war: wie er war, so sind wir in dieser Welt — um der Mission, um des Fruchttragens willen. Bist du nicht ein Missionar Gottes, so stehst du in Gefahr, ein Missionar des Teufels zu werden, der für müßige Hände schnell genug Geschäft findet.
- c) Jesus sagt, diesen Willen zu tun, dies Werk auszurichten, sei seine Speise! a) Jesus hat davon gelebt und darüber Essen und Trinken, Schlaf und Erholung vergessen. b) Seelenretten ist auch für wahre Christen der höchste Ersatz für alles, was sie in dieser Welt vermissen und entbehren. c) Ein Christ, der diesen Willen Gottes nicht getan hat, hat sich selbst um das größte Lebensglück gebracht und muß zuletzt sagen, wie einer wirklich gesagt hat: „Ich habe meine Zeit verloren. Ich fürchte mich nicht geradezu vor dem Tode, denn ich vertraue dem Heiland; aber ich schäme mich zu sterben.“

Septuagesimä

Nr. 12. Matth. 20, 1—16: Die Letzten werden die Ersten sein

Bei der Auslegung der verschiedenen Berufungsstunden bietet sich eine passende Gelegenheit, auf das Geheimnis der Völkerberufungen in den verschiedenen Zeiten hinzuweisen.

Es hat uns niemand gedingt

1. Wie groß der Verlust, wenn so viele Kräfte für Gottes Reich unbenützt bleiben!
2. Wie schwer die Verantwortung, wenn dies durch unsere Schuld geschehen würde!

Reminiscere

Nr. 13. Matth. 15, 21—28: Das kanaänäische Weib. Ein Bild der Heidenwelt

1. Die Heidenwelt ist vom Teufel übel geplagt und schreit bewußt und unbewußt um Hilfe.

2. Sie hat keinen Rechtsanspruch an den Sohn Davids, aber darf sich doch seiner Gnade getrösten.
3. Sie beschämt die alte Christenheit durch ihren demütigen und doch zuversichtlichen Glauben.
4. Sie hat darum Anspruch auf unsere Hilfe, die wir selbst bekehrte Heiden und den ausdrücklichen Missionsbefehl des Auferstandenen empfangen haben.

Judika

Nr. 14. Joh. 12, 32: Das Ziehen des Erhöhten

Die Griechen wollen Jesum sehen; er kann sie noch nicht annehmen: das Weizenkorn muß erst noch in die Erde fallen und ersterben, dann kann das Alleinsein aufhören und die große Ernte anfangen, d. h. erst muß Christus erhöht werden durchs Kreuz zum Thron — dann wird er alle zu sich ziehen und um sich versammeln. Das ist ein Rätselwort ähnlich dem, das Jesus zu seinen Jüngern Joh. 16 sprach: Ich werde euch wiedersehen, denn ich gehe zum Vater. Dies Rätselwort aber wirft ein helles Licht auf die Mission.

Wir sehen, welch helles Licht dies Wort Jesu auf
das ganze Missionswerk wirft

1. Jesus ist A und O des ganzen Missionswerks.
 - a) Von ihm geht daselbe aus: „und ich . . .“ Vornean steht sein Ich, sein Wille, seine Person, im Gegensatz zum Teufel, V. 31. Auf den Missionsgedanken wäre kein Jude und kein Judenchrist, auch kein Heidenchrist gekommen. Die Mission ist keine Verabredung gläubiger Männer, weder der Apostel, noch der Gründer unserer Missionsgesellschaften. Jesus ist der Gründer und der Grund.
 - b) Auf ihn zielt es auch ab: „zu mir . . .“ Es gilt also nicht die Erweiterung oder Bereicherung irgend einer Kirche, Gemeinschaft oder Partei, noch viel weniger die Ausbreitung von Bildung und Kultur, sondern es gilt dem Herrn Jesu seine rechtmäßigen Untertanen einzubringen: auf ihn muß alles gerichtet sein; seine Ehre, sein Reich der oberste Gesichtspunkt sein.
2. Die Mission hat es mit allen Menschen zu tun: „alle“.
 - a) Der Qualität nach darf kein Unterschied gemacht werden: etwa zwischen Juden und Heiden, Kulturvölkern und Wilden. Auch die Erfahrung hat gelehrt, daß aus allen Völkern, aus den feinsten und aus den rohesten Leuten, Jünger Jesu werden können. Es ist auch kein Gegensatz von Erwählten und Verworfenen da: Gott will, daß allen geholfen werde.
 - b) Auch der Quantität nach darf die Mission sich nicht begnügen, mit einer gewissen Zahl: sie darf nicht ruhen, bis das Evangelium an alle gebracht ist.

- c) Damit ist aber keineswegs die Wiederbringung aller Dinge gelehrt: es handelt sich bloß um das Ziehen, um die Anbietung des Heils. Jesus aber tut das Seine und wir müssen auch das unsere tun, damit alle den Zug zu spüren bekommen.

3. Die Mission besteht in der Ausübung einer Anziehungskraft: „zu mir ziehen“.

- a) Die Menschen sind alle in der Welt umher zerstreut, wie verirrte Schafe ohne Hirten: jeder sieht auf seinen Weg, jeder hat seine Religion und seine Rationalität, ohne Haupt, ohne Zusammenhang, ohne Mittelpunkt.
- b) Alle diese Zerstreuten sollen durch die Mission zusammengebracht werden in eins: es soll eine Gemeinde gegründet und gesammelt werden aus allen Völkern, der geistliche Leib Christi, die unsichtbare Kirche.
- c) Und dazu muß wie von einem Magnet eine Anziehungskraft ausgehen: gezwungen kommen die Leute nicht trotz Alexander und Rom. Die Mission darf also durchaus keine Gewalt oder Einschüchterung brauchen; sie muß durch Liebe und Wahrheit, durch Allen-alles-werden, anziehen. Je anziehender unser Christentum, desto erfolgreicher unser Missionieren.

4. Das Mittel und die Voraussetzung dieser Anziehung ist die Erhöhung Jesu von der Erde.

- a) Was heißt das? a) Es ist vor allem Jesu Kreuzestod gemeint, /) dann aber auch seine Erhöhung zur Rechten Gottes, /) beides zusammengefaßt ist die Entrückung Jesu aus allen Schranken und Banden der Welt und Zeit; die Überwindung der Welt mit ihrer Lust und ihrem Haß, die Versöhnung unserer Sünden, der Hingang zum Vater, der Empfang des heiligen Geistes als einer Gabe — auch für die Abtrünnigen.
- b) Was folgt daraus für die Mission? a) Daß wir nichts anderes predigen und kein anderes Mittel in Bewegung setzen dürfen als das Evangelium vom Kreuzestode und von der Erhöhung des Menschensohnes: Christus den Bekreuzigten sollen wir predigen. /) Daß wir selbst auch in der Gemeinschaft des Bekreuzigten und Auferstandenen stehen müssen: aa) Missionsleute müssen Kreuzträger sein, ohne Leiden geht es nicht, Kol. 1, 24. bb) Sie müssen aber auch das Auferstehungsleben Jesu mitleben, Röm. 6, 11. /) Das sieht sehr einseitig und abschreckend aus, ist aber die einzig wirkliche Kraft in der Welt, wodurch trotzig und verzagte Sünder zu Gott gelenkt werden. Durchs Kreuz ist ja freilich der Abgrund zwischen Christus und der Welt vollends befestigt (Gal. 6, 14), aber gerade so wird, was sich retten lassen will, aus der Welt gezogen zu ihm ins Himmelreich.

Wir haben von der „Mission“ geredet, und doch steht im Text kein Wort von ihr. Tut nicht Christus alles hier Gesagte in eigener Person? Wozu bedarf es denn der Mission? Antwort: der erhöhte Christus tut nichts in der Welt außer durch seine Gemeinde: er wird der unsichtbar gleichsam hinter der Mauer wachsende Weinstock, wir sind die in die Welt hinausragenden sichtbaren Reben; er das Haupt (über den Wolken), wir die Glieder.

Passionszeit

Nr. 15. Jes. 53: Wie die größte Weissagung des Alten Testaments in Erfüllung gegangen ist und noch weiter in Erfüllung gehen soll

1. Die größte Weissagung des Alten Testaments ist die von Jes. 53, daß des Herrn „Vornehmen“, d. h. der Reichs- und Gnadenratschluß Gottes, Sünder gerecht zu machen, große Scharen herzubringen usw., durch den leidenden, für die Gottlosen sterbenden und betenden Knecht Jehovas ausgeführt werden soll.
2. Diese Weissagung ist bereits in großartige Erfüllung gegangen:
 - a) Der leidende Christus ist erschienen und hat noch viel unschuldiger, heiliger und heilskräftiger gelitten und die Sünde der Welt getragen, als selbst Jesaja ahnen konnte.
 - b) Ans Kreuz erhöht, hat Christus viele zu sich gezogen: mit dem Schwächer und dem römischen Hauptmann fing es an, mit Apg. 2 usw., mit Apg. 8 (dem Jes. 53 lesenden Kämmerer) ist es fortgegangen; die ganze Missionsgeschichte ist die Frucht des Kreuzes. Wie viele Juden, Heiden und Mohammedaner sind gerade durch die Leidensgeschichte und durch Jes. 53 bekehrt worden.
3. Noch ist die Weissagung nicht ganz in Erfüllung gegangen: 1000 Millionen Nichtchristen und viele Namenchristen sind noch nicht eine Beute des Gekreuzigten geworden, viele haben noch nie von ihm gehört. Da ist es unsere Dankes-, Behorjams-, Liebes- und Ehrenpflicht, ihm vollends den Lohn seiner Schmerzen einzusammeln. Er das Haupt, wir die Glieder. Der Knecht Jehovas ist nicht nur die eine Person Christi, sondern Christus samt seiner Gemeinde. Auch wir müssen leiden und sterben zur Bekehrung anderer, damit es bei uns wie bei ihm heiße: durch Kreuz zur Krone.

Ostern

Nr. 16. 1. Kor. 15, 51—58: Jesus lebt und siegt. Die Mission ein Tatbeweis für die Osterbotschaft

1. Das unser Trost an den vielen Gräbern auf dem Missionsfeld.
2. Das unsere Kraft beim Kampf gegen Finsternis und Todesmacht.
3. Das unser Ruhm, wenn die Ernten eingebracht werden.

Ostermontag

Nr. 17. Apg. 10, 28: Ein Sieg

An Ostern hören und erleben wir etwas von der Siegestraft des Herrn Jesu. Sich selbst überwinden, ist der größte Sieg. Den hat Petrus davongetragen, als ihm geschenkt wurde, keinen Menschen mehr als gemein oder unrein anzusehen.

1. Von Natur sind wir alle geneigt, alle Fremden, und vollends die auf tieferer Kulturstufe stehenden Völker zu verachten.

- a) So war es bei Griechen und Römern, und so ist es noch bei Chinesen, Hindus und anderen Heiden: Die Fremden sind ihnen Barbaren, fremde Teufel, und wo das Kastenwesen herrscht, geradezu unrein, befleckend.
- b) So war es bei den Juden, auch bei dem Apostel Petrus, ehe ihm Gott diese Lektion erteilt hatte.
- c) Vor allem zeigte sich das im Auftreten der weißen Rasse. Besonders trasse Beispiele sind: Das Verhalten der Buren in Südafrika gegen Hottentotten und Kaffern, der englischen Kolonisten in Australien, die Behandlung der Indianer, der Neger und Mulatten und der eingewanderten Chinesen in Amerika. Auch den meisten Christen ist es ein ungewohnt, ja widerlich Ding, sich mit den „Wilden“ einzulassen und ihnen ihr Recht zukommen zu lassen.

2. Wenn's anders werden soll, muß allemal eine besondere Belehrung und Erweckung von Seiten Gottes vorangehen.

- a) Das geschah bei Petrus durch jenes Zeichen und seine Erfahrung mit Kornelius.
- b) Innerhalb der evangelischen Kirche ist es geschehen durch die Erweckungen im Pietismus, Methodismus, Brüdergemeine.
- c) Aber auch beim einzelnen Missionar muß der Herr das Herz mit seiner Liebesglut erwärmen und ihm den Sieg über seine Empfindlichkeit und über seinen Hochmut schenken.

Miserikordias Domini

Nr. 18. Joh. 10, 11—18: Die Heidenmission im Lichte dieses Evangeliums

1. Das Ziel derselben.

- a) Alle Heiden werden hören, vgl. Apg. 28, 28 (Nr. 129). „1) Äußerlich müssen alle bekannt werden mit dem Evangelium, 2) innerlich hören werden alle, soviel ihrer zum ewigen Leben verordnet sind, Apg. 13, 48.“
- b) Es wird eine Herde werden unter dem einen Hirten: „1) alle falschen und unvollkommenen Hirten, Religionsstifter, Führer, Lehrer werden abgetan sein und Jesus allein anerkannt werden als Weg, Wahrheit und Leben, vgl. Sach. 14, 9; 2) alle zerstreuten Kinder Gottes werden zusammengebracht sein in der Gemeinde Jesu Christi; 3) und schließlich werden — wie jetzt schon Mission auch Union wirkt — alle äußerlich getrennten Kirchenabteilungen verschwinden und nur eine Kirche sein.“

2. Ihre Methode.

- a) Herzzuführen — nicht treiben oder zwingen.
- b) Die Stimme Jesu — das Wort seiner Gnade.
- c) Das Leben lassen — wie der Erzhirte, so müssen auch seine Unterhirten leiden, und, wenn nötig, sterben um derer willen, an denen sie arbeiten; Kol. 1, 24; 2. Tim. 2, 10.

3. Der Grund, auf dem sie ruht.

- a) Daß es einen Hirten gibt, der sein Leben für die Schafe läßt.
- b) Daß nicht bloß die Juden (oder Christen), sondern auch die Heiden seine Schafe sind, daß er sie hat, sie ihm gehören.
- c) Daß es ein göttliches Muß gibt *a)* für Jesus selbst, *β)* auch für uns, vgl. Apg. 4, 20; 1. Kor. 9, 16.

Himmelfahrt

Nr. 19. Mark. 16, 14—20: Der Missionsbefehl

1. Von wem er ausgeht:

- a) von dem Gefreuzigten und Auferstandenen, dem gegeben ist alle Gewalt;
- b) von dem, dessen Krönungsfest wir heute feiern, und der so priesterlich wie königlich zur Rechten Gottes thront;
- c) von dem, der bei uns sein will alle Tage
- d) bis ans Ende, da er kommt, uns zu sich zu nehmen und alles zu vollenden in Herrlichkeit.

2. An wem er gerichtet ist:

- a) damals: an die Jünger, *a)* welche alles verlassen hatten und Jesu nachgefolgt waren, *β)* welche trotz aller Zweifel, Untreue und Schwäche doch bei ihm ausgeharrt hatten, *γ)* welche nun zwar langsam, aber doch endgültig zum Glauben an seine Auferstehung gelangt waren und seines letzten Willens harrten.
- b) jetzt: an alle Getauften, die infolge der Ausführung des Missionsbefehls durch andere zu Jüngern geworden sind und nun auch halten möchten alles, was Jesus befohlen hat.

3. Wem er zu gut kommen soll: aller Kreatur:

- a) uns und unsern Vätern ist er längst schon zugutgekommen;
- b) noch aber sind tausend Millionen Nichtchristen da, die auf unseren Gehorsam gegen den letzten Willen Jesu warten.

oder: Will die Kirche Jesum bis ans Ende bei sich haben, so darf sie den Missionsbefehl nicht unerfüllt lassen

1. Jesum bei uns haben,

- a) das heißt *a)* daß er für uns und nicht wider uns ist, *β)* daß wir Glieder an ihm, dem Haupt, Reben an ihm, dem Weinstock, sind, *γ)* daß auch uns „Zeichen“ nachfolgen;
- b) wie selig das ist!

2. Das alles kann aber nicht sein, wenn wir ungläubig, ungehorsam und träge den Missionsbefehl unausgeführt lassen:

- a) wenn ein Getaufter das ihm anvertraute Gut im Schweißtuch vergräbt und nicht weitergibt zu des Nächsten Nutz und zu des Herrn Ehre, so ist das schönder Undank, der wohl meist aus einem ungläubigen und unbußfertigen Herzen kommt;
- b) oder es ist unverantwortliche Trägheit und Gleichgültigkeit.

oder: Der Missionsbefehl Christi

1. was wir ihm verdanken:

- a) daß unser ganzes Volk und viele andere Völker, die um uns her wohnen, nicht mehr in den Greueln des Heidentums leben,
- b) sondern daß wir selbst getauft sind und als Christen viel, viel reicher sind, als wir selber ahnen;

2. was er uns verpflichtet.

Nr. 20. Apg. 1, 1—11: Wenn wir helfen wollen, die Missionspflicht erfüllen, welche der scheidende Herr den Seinen auferlegt hat, so müssen auch wir Kraft empfangen aus der Höhe

1. Die Missionsaufgabe:

- a) Zeugen des Auferstandenen sein, d. h. *a)* keine neue, absonderliche Lehre treiben, nicht Kultur verbreiten, Handel und Politik befördern, *β)* sondern einfach das ganze Evangelium von der Taufe Johannes an bis zur Himmelfahrt Jesu usw. bezeugen,
- b) und zwar von Jerusalem — bis ans Ende der Erde. *α)* Hievon ist vieles schon erfüllt. Die Apostel haben den Grund gelegt in Jerusalem, dann sind die Zeiten der Heiden, zuerst im römischen Reich, dann unter den Völkern des Mittelalters gekommen; jetzt ist sogar die Zeit der Weltmission angebrochen und schon manches ozeanische, afrikanische und ostasiatische Volk mit dem Evangelium bekannt gemacht. *β)* Doch ist die Aufgabe noch lange nicht ganz erfüllt. Es geht uns nicht wie Alexander dem Großen angesichts der Eroberungen seines Vaters, sondern wie Jos. 13, 1. *γ)* Und was noch übrig zu tun ist, das liegt uns ob.

2. Die Missionsausrüstung:

- a) Nicht hohe, weltliche Weisheit, auch nicht Einblick in alle göttlichen Geheimnisse der Zeiten und Stunden, es muß uns genug sein zu wissen, daß auch unsere Mitarbeit helfen soll, die schließliche Reichsaufrichtung herbeizuführen.
- b) Was wir brauchen ist die Kraft des heiligen Geistes. Den brauchten die Apostel, und zwar den Geist der Wiedergeburt, durch welchen sie selbst neue Menschen wurden (Röm. 8), und den Geist der Kraft zum Wirken an andern (Apg. 4, 33; Röm. 15, 19). Das brauchen auch wir, der Einzelne und die ganze Kirche, die Mission treiben will. Der Geist straft, überwindet und erneuert durch das Zeugnis von Jesu die ganze Welt.

Pfingsten

Nr. 21. Apg. 2, 1 ff.: Pfingsten, ein Missionsfest.

Wir betrachten das Pfingstfest als das Ende des Anfangs und als den Anfang des Endes

1. Zuerst in der Geschichte des Reiches Gottes im ganzen:

- a) Das Pfingstfest war die Frucht *a)* der ganzen alttestamentlichen Vorbereitung und Entwicklung, *β)* der großen Erweckungsbewegung unter Johannes dem Täufer, *γ)* insbesondere des Lebens, Sterbens und Auferstehens Jesu.
- b) Es war aber auch der Anfang einer neuen, und zwar der letzten Entwicklungsperiode im Reich Gottes: *a)* Jetzt fängt an die Böttermission, welche fortgehen wird bis ans Ende: *aa)* die Schranke ist gefallen, ein neues Israel ist da durch den Geist: die Kirche; *bb)* jetzt wird in allen Sprachen gepredigt; *cc)* und zwar das allgemeine, allen geltende Evangelium ohne Gesetzeswerke: wer immer anruft den Namen des Herrn usw. *β)* Und dadurch wird schließlich das von Joel geweisagte Ende herbeigeführt.

2. In der Lebensgeschichte der ersten Jünger:

- a) Für sie war Pfingsten der Abschluß ihrer Lern- und Erziehungszeit, der Tag ihrer Mündigerklärung durch den Geist, der Bestätigung und Versiegelung alles dessen, was sie gehört und empfangen hatten aus dem Alten Testament, vom Täufer und von Jesus.
- b) Aber auch der Anfang eines neuen Lebens, der Tag ihrer Weihe zum Missionsamt, der Ausrüstung zum Wirken und zum Leiden für andere.

3. Auch bei uns muß ein Pfingsten eintreten, wenn unser Leben einen Wert, wir selbst eine „Geschichte“ haben sollen.

- a) Alles, was von der Taufe an durch Erziehung und Unterricht, durch Lebensführung und Erfahrung an uns geschehen ist, muß früher oder später zu einem Abschluß führen, d. h. zum Eintritt in das christliche Mannesalter, da man den Geist empfängt und gewiß weiß, daß man Gottes Kind ist.
- b) Bei wem das geschehen ist, für den fängt nun auch ein neues Leben im Dienste des Reiches Gottes an, er ist auch geweiht zum Missionar und hat kein Recht, ein Glied der Kirche zu sein, wenn er nicht auch ein Streiter und ein Ausbreiter derselben ist.

3. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 22. Matth. 5, 16: Laßt euer Licht leuchten!

Ein Missionar in China wunderte sich über das freundliche Entgegenkommen eines heidnischen Beamten; dieser aber erklärte: „Ich habe zwar eure Lehre noch nicht gehört, aber gesehen habe ich sie schon. Einer meiner Diener war ein eingefleischter Teufel, seit seinem Übertritt zum Christentum aber ist er ein anderer Mensch; ich kann mich jetzt vollkommen auf ihn verlassen.“

Wenn der Zweck der Mission erreicht werden soll, so muß den Leuten das Evangelium nicht nur vorgepredigt, sondern auch vorgelebt werden

1. Der Zweck der Mission ist der, daß alle Menschen freiwillig unseren Vater im Himmel preisen lernen:

- a) „preisen“ — die Ehre Gottes ist neben und über der Seelenrettung der höchste Gesichtspunkt für unser Wirken;
- b) den „Vater im Himmel“ — den wahren, überweltlichen, heiligen, vollkommenen Gott, der doch zugleich Vater ist;
- c) „euer“ Vater: den Gott, den wir als Vater bekennen, dem wir also auch als Kinder ähnlich sein sollten.

2. Dieser Zweck wird erreicht nicht durch Hören allein, sondern auch durch Sehen:

- a) Der Glaube kommt allerdings aus der Predigt;
- b) diese muß aber verbunden sein mit dem Anschauungsunterricht des Beispiels. *a)* In aller Welt wirkt die Tat mehr als das Wort allein, das Beispiel zieht, bringt auch den Trägen und Verstockten am Ende vom Fleck, während das Gesetz Zorn anrichtet. *β)* Dazu kommt, daß den Heiden das Evangelium etwas so neues, die ganze Redeweise der Missionare — selbst wenn diese nach einigen Jahren die Sprache gut gelernt haben — etwas so fremdartiges ist, daß sie vieles rein nicht verstehen können, wenn nicht Person und Leben des Predigers den Kommentar dazu liefert. *γ)* Es kommt ferner dazu, daß die Heiden äußerst feinsichtige Beobachter sind, welche viel mehr aus Gebärde, Gesichtsausdruck und gesamtter Haltung eines Europäers als aus seinen Worten auf das schließen, was er eigentlich ist und will.

3. Also müssen Missionare und alle Christen, die mit Heiden zu tun haben, ihr Licht recht leuchten lassen.

- a) Das erklärt Jesus selbst durch „eure guten Werke“: es ist daher ganz recht, wenn die Mission auch durch Kranken- und Armenpflege, durch Arbeitgeben und allerlei solche „Werke“ wirkt.
- b) Aber das genügt nicht und kann die Heuchelei am Ende nur noch schreiender machen: die Hauptsache ist doch das unwillkürliche Ausstrahlen des inneren Lichtes in persönlicher Keuschheit, Liebe, Demut, Selbstverleugnung usw.

Wir alle stehen, ohne es zu wissen, auch in Berührung mit der Heidenwelt; wir sind eine Stadt auf dem Berge; in Indien, in Japan usw. liest man in den Zeitungen von allem, was in Europa vorgeht, und da triumphieren denn die Heiden, wenn sie so viel von Verbrechen, Ehebruch, Ehescheidung, Unmäßigkeit, Selbstmord usw. in der Christenheit berichtet finden. Wenn es besser werden soll, wenn die Christenheit selbst ein Licht und ein großer Missionar für die Heidenwelt werden soll, so müssen wir alle mitwirken. Unser Licht ist Christus: je mehr der in uns lebt und aus uns herausleuchtet, desto mehr werden auch wir selbst ein Licht werden, für die Nähe und für die Ferne. Vgl. Fra Angelicos Ausspruch: „Chi fa cose de Christo, con Christo deve star sempre“ „Wer die Sache Christi treibt, muß auch immer bei ihm sein.“

5. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 23. Luf. 5, 1—11: Menschenfischer

Es wird von manchem gelehnet, daß die ganze Kirche und jeder einzelne Christ teilhabe am Missionsberuf. Dazu bedürfe es Apostel mit ganz außer-

ordentlicher Berufung und Begabung. Nun, wir behaupten, auch nicht, daß jeder Christ nur so Missionar werden könne, im Gegenteil, wir sagen:

Wenn wir Menschenfischer werden wollen, so muß der Herr selbst uns dazu machen

1. Die Missionsarbeit besteht im Menschenfischen:

a) „Menschen = fischen“. *a)* Nicht bloß Juden, Griechen, Deutsche, Europäer usw. sollen gefischt werden, sondern alles, was Mensch heißt (Kol. 1, 28); *β)* kein Klima, keine Wildheit der Heiden usw. darf uns also abschrecken: die Mission ist Weltmission. „Sind Menschen dort?“ fragte ein eingeborener Lehrer aus Lifu, als man ihn von Neuguinea abschrecken wollte.

b) „Menschen = fische n“, d. h. fangen, *a)* d. h. sie herausreißen aus ihrem alten Element und sie hineinsetzen in ein neues Leben, denn es ist ein lebendig-fangen, wenn gleich das Herausreißen das natürliche Leben kostet wegen Ausstoßung, Verfolgung von seiten der Angehörigen u. dergl. *β)* Das geschieht mit Netz (Matth. 13, 47) und mit Angel, durch Wirken ins allgemeine (Predigt, Schulen, Traktate usw.) und an den Einzelnen (Hausbesuche, Gespräche, ärztliche Dienstleistung usw.).

2. Zu Menschenfischern kann uns nur Jesus machen.

a) Nur er kann die Türe zu allen Menschen, in die ganze Heidenwelt und an jeden einzelnen Ort hin aufschließen (China, Japan, Korea, einzelne Städte, Häuser, Herzen).

b) Nur er kann uns dazu tüchtig machen, daß wir Menschen fangen. *a)* Vor allem muß er uns selbst zuerst gefangen haben wie den Petrus (Luk. 5) und die andern Jünger, *β)* und dann muß er uns geschickt machen, den Leuten wirklich nahe zu kommen und sie zu gewinnen.

3. Macht er uns aber dazu, so müssen wir folgen.

a) Er hat lange genug an uns gearbeitet, um uns missions-tüchtig zu machen.

b) Er hat in neuerer Zeit auf allen Seiten die Türen aufgeschloffen.

c) Da gilt es, seine Gedanken verstehen und seinen Winken folgen. *a)* Das muß die ganze Christenheit tun, *β)* und insbesondere die, an welche durch Führung, Lebensstellung oder innere Stimme ein Beruf ergeht.

Dr. Wichern als Jüngling: „O könnte die Menschenfischerei mein Handwerk werden mein Leben lang!“

7. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 24. 2. Kor. 2, 14: **Allezeit Sieg**

Die Siegesgewißheit eines rechten Missionsarbeiters

1. Wie nötig sie ist: der Sorge und Unruhe (B. 13) von innen und außen muß man ein siegesgewisses „Aber“ (B. 14) entgegen setzen können; sonst ist man verloren.

2. Worin sie besteht: in der festen Überzeugung, daß man durch Wort und Wandel bei den Heiden eine Krisis herbeiführt (15, 16), so daß Gottes RatSchluß an ihnen zum Vollzug kommt.
3. Was ihre Voraussetzung ist: daß man selbst in Christo und dadurch ein guter Geruch für Gott (14) ist. Vgl. 1. Kor. 15, 57; 1. Joh. 5, 4; Offb. 15, 2.
4. Wovon sie stets begleitet sein muß: von der Selbstprüfung, welche immer wieder fragt: Wer ist hierzu tüchtig?

20. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 25. Matth. 22, 1—14: Grenzen, die wir dem grenzenlosen Liebeswillen Gottes setzen

1. Der grenzenlose Liebeswille Gottes.

- a) Wie herrlich das dargebotene Heilsgut: Hochzeit, höchste Freude, innigste Verbindung, Zusammenbringen dessen, was getrennt.
- b) Wie anhaltend Gottes Geduld und Treue, auch bei anfänglicher Abweisung. Er opfert sogar seine Knechte diesem Dienste.
- c) Wie weitgehend seine Einladung. Vadet, wen ihr findet!

2. Selbstgesetzte Grenzen.

- a) Verstocktheit und Unempfänglichkeit der noch draußen Stehenden. Apg. 7, 51; 13, 46.
- b) Gleichgültigkeit und Trägheit bei den schon zum Wahl Zugelassenen. Zu dieser Gleichgültigkeit gehört auch die Unwilligkeit, dem Missionsbefehl zu gehorchen.

So sind zwar viele berufen, aber wenige auserwählt. Freilich wird es am Ende doch eine unzählbare Schar sein (Offb. 7, 9). Aber im Verhältnis zur ganzen Menschheit doch eine kleine Auswahl.

23. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 26 a. Matth. 16, 1—3: Zeichen der Zeit

Unter den Zeichen der Zeit ist die gewaltige Entwicklung der Heidenmission eines der auffallendsten und bedeutungsvollsten.

1. Was unsere Zeit zur Missionszeit macht.

- a) Das Fallen der Schranken, die früher die Völker voneinander trennten. a) Die modernen Verkehrsmittel (Dampfschiff, Eisenbahn, Auto, Luftschiff) ermöglichen es, alle trennenden Schwierigkeiten zu überwinden und in die entlegensten Weltwinkel einzudringen. // Der Drang, alle Schätze der Welt sich nutzbar zu machen, weckte einen Wettlauf der großen Nationen, sich immer weitere Kolonien anzugliedern. // Eine Zeit der Entdeckungen und Türöffnungen begann: Die Welt der Südsee, das Innere von Afrika, China, Japan usw. öffneten sich. d) Das Erwachen der Nationen, farbige Studenten auf europäischen und amerikanischen Hochschulen, der

Siegeszug der modernen Kultur, Gärung unter den Völkern, Mischreligionen, heidnische Gegenmissionen.

- h) Ausgießung eines neuen Geistes innerer Belebung und aktiver Dienstbereitschaft über die alte Christenheit. a) Das Fehlen des Missionstriebes in den Kirchen der Reformation. ß) Die neuen Erkenntnisse und Antriebe im Pietismus, Brüdergemeine, Methodismus, in der Erweckungs- und Heiligungsbewegung, unter den Jungmännern und christlichen Studentenfriesen. γ) Das Wirken Gottes auf dem Missionsfeld selbst, die wachsenden Erfolge, die selbständige Eingeborenenkirche. Auch Störungen, wie der Weltkrieg, können den Siegeszug nicht aufhalten.

2. Was will diese Entwicklung sagen?

- a) Als Entscheidungszeit fordert sie unsere Mitarbeit. α) Die offenen Türen können wieder geschlossen werden. Beispiele dafür sind vorhanden. ß) Es kann sein, daß die Zeit des weißen Mannes ihrem Ende entgegengeht und der Tag des schwarzen Mannes oder der gelben Rasse anbricht. Wehe, wenn christuslose Massen über uns dahersfluten! γ) Wenn wir in der ganzen Welt und bei allen Völkern holen, was wir nur können, und sie ihres alten Haltes und Zusammenhanges berauben und sie im Innersten revolutionieren, sind wir es da nicht schuldig, ihnen einen neuen Halt zu bringen und sie am höchsten Segen, den wir besitzen, am Evangelium, teilnehmen zu lassen?
- b) Diese Entwicklung ist nach dem klaren Wort Jesu (Matth. 24, 14) ein Hinweis auf das Nahen des Endes. Wohl gilt auch heute noch Apg. 1, 7 und Schlagworte wie: „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ sind abzulehnen. Mit unserer Arbeit können wir das Ende nicht herbeiziehen. Aber wenn Gott so am Werke ist, dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen und uns nicht einbilden: „Erst wenn der Herr selbst vom Himmel herabkomme, werde es Missionszeit sein.“ Diese Zeichen der Welt wollen uns bereit machen, daß wir als kluge und wache Knechte erfunden werden.

Nr. 26 h. Zeichen der Zeit auf dem Missionsfelde

1. Auf dem Missionsfeld vollziehen sich zurzeit tiefgreifende Verschiebungen, die zunächst die Missionarbeit erleichtern.
 - a) Die abendländische Kultur mit ihrer Wissenschaft, ihrer Technik, ihrer Wirtschaft und ihrem Verkehr hat einen unaufhaltbaren Siegeszug über die ganze Welt angetreten. So vollziehen sich Veränderungen selbst bei den entferntesten Stämmen. Fast nirgends hat es die Mission mehr mit dem alten, unberührten, naiven Heidentum zutun.
 - b) Diese Umgruppierung und Veränderung bedeutet zunächst eine Erschütterung und Schwächung der alten Volksreligionen. Starke Bewegungen zum Evangelium hin entstehen.
 - c) Besonders bemerkenswert der starke Eindruck, den die Person Jesu ausübt, auch wo das Christentum bekämpft wird.
2. Gleichzeitig aber tritt auch eine starke Erschwerung der Missionsarbeit zutage.

- a) Der Einfluß des europäischen Geistes und der europäischen Schlagwörter bewirkt vielfach eine Neubelebung des nationalen Sinnes und stärkt damit auch die Widerstandskraft der alten Sitten und Glaubensformen. Von den heidnischen Völkern gehen auch starke Einflüsse auf die Kulturvölker aus. Wie die Tänze der primitiven Völker ihren Einzug ins Abendland halten, so treten auch die religiösen Anschauungen des Ostens in den offenen Wettbewerb mit dem Christentum ein.
 - b) Besonders erschwerend wirkt die gewaltige Ausdehnung der bolschewistischen Propaganda. Selbst eine so schlaffe Bevölkerung wie die Japanen wacht unter den bolschewistischen Losungen und Stimmungen auf.
 - c) Das Ansehen des weißen Mannes ist in den Grundfesten erschüttert. Der Weltkrieg hat seinen Nimbus zerstört. Die Selbstsucht in Wirtschaft und Politik wird aufs stärkste empfunden. Die Unterdrückung der kulturarmen Rassen wird nicht mehr ertragen. Man empfindet das eigene, stärkere soziale Empfinden als einen mächtigen Vorzug. Dr. Gutmann erzählt, wie in den Bergen des Kilimandscharo die Christengemeinde zusammensitzt, und wie der alte Pedro fragt: „Wißt ihr auch, wie man das nennt, wenn einer alles für sich behält?“ „Ja, ja,“ schallt es von allen Seiten, „man nennt ein solches Leben ‚Kifungu‘, sein Leben wie ein Europäer führen.“ Und derselbe Pedro erzählt, wie er einmal bei einer Reise im Paregebirge seinen Gastgebern etwas für die Aufnahme habe geben wollen, und wie ihm dann entgegengehalten worden sei: „Da sieht man es, wie ihr Christen schon von den Europäern verderbt seid, daß ihr annehmet, wir seien auch so geldhungrig und gewinnstüchtig wie die Europäer.“
 - d) Dem Christentum wird vorgeworfen, daß es gegen diese Schandpolitik der europäischen Mächte keinen Protest erhob, sondern im Gegenteil daraus Vorteil gezogen habe. Ganz besonders in China tritt uns diese Stimmung heutzutage entgegen. Manchmal freilich kann man hören: „Wir kämpfen nicht gegen das Christentum Christi, sondern gegen das Christentum der christlichen Völker, das die Missionen uns bringen.“
3. Was folgt daraus für die heimatlische Christenheit?
- a) Es gab keine Zeit, in der eine kraftvolle und rein evangelische Missionsarbeit nötiger war als heute.
 - b) Notwendig ist aber eine deutliche Lossagung der Mission treibenden Christenheit von der selbststüchtigen und heuchlerischen Politik der sogenannten christlichen Völker durch Wort und Tat.
 - c) Die einzige Wabe, die das christliche Abendland durch seine Mission zu bringen hat, ist die Person Jesu Christi und seine Botschaft.
 - d) Diese Gesichtspunkte können von keinem Volk besser befolgt werden als von dem aller Macht entkleideten und verleumdeten deutschen Volk. Daher die große Verantwortung der deutschen Christenheit für die gegenwärtige Missionslage.

25. S. nach Dreieinigkeit

Nr. 27. 1. Thess. 4, 13. 14: Der Tod bei Heiden und Christen

In Thessalonich drohte eine Erschütterung der Glaubensfreudigkeit beim Sterben der ersten Gemeindeglieder durch den Gedanken, ob die Verstorbenen nicht im Nachteil seien denen gegenüber, die die Wiederkunft des Herrn erleben werden. Diese Sorge will der Apostel mit den Ausführungen dieses Abschnittes beseitigen. Er weist dabei hin auf die großen Unterschiede in der Stellung der Christen und Heiden zum Tode. Dieser Unterschied zeigt sich auch heute in derselben Weise:

1. In der Stunde des Todes selbst.

a) Beim Heiden Hoffnungslosigkeit, Unsicherheit über die Zukunft, Verzweiflung über die Vernichtung aller Pläne. Woher sollten die Heiden auch eine Hoffnung haben? Sie kennen ja nicht den Vater, der ein Gott ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen. Sie kennen nicht den Herrn, der den Tod überwunden und durch seine Auferstehung Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat. Sie kennen nicht das Triumphlied der Christenheit: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

b) Der Christ dagegen kann Gott danken, daß er uns den Sieg gegeben hat durch Jesusum Christum. Er weiß, daß weder Leben noch Tod, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden darf von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu. Er weiß, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, und gleich wie alle in Adam sterben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.

2. Bei den Trauerfeierlichkeiten.

a) Bei den Heiden wilde Totentänze und Gelage, künstliche Mittel der Zerstreuung zur Vertreibung der Todesgedanken und der bösen Einflüsse der Totengeister. Sie haben ja keine Hoffnung auf ein Wiedersehen, sie stellen sich das Los der Verstorbenen als ein qualvolles und unheimliches vor und fürchten sich vor allerlei schädlichen Einwirkungen, welche die Verstorbenen noch ausüben können. Die Gräber sind Stätten des Grauens, vernachlässigt, oder nur aus Geisterfurcht gepflegt.

b) Wieviel reicher Trost fließt dagegen an Christengräbern in die betrübten Herzen durch die großen Gottesverheißungen und durch die Gewißheit, daß die Verstorbenen bei Gott ruhen dürfen, daß wir alle bei Christo zusammenkommen werden, daß wir also mit ihnen verbunden bleiben dürfen! Unsere Friedhöfe sind Gottesäcker, Saatsfelder der künftigen Auferstehung, also Stätten wahren Friedens.

3. Darum auch in der gesamten Lebensführung.

a) Die Heiden sind aus Furcht des Todes Knechte ihr Leben lang. Es heißt doch nur mit Lachen des Todes Bitterkeit vertreiben, wenn die Lösung ausgegeben wird: Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen!

b) Wie froh und sicher wird dagegen der Wandel im Licht der Worte: Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe (Joh. 11, 25 f.); Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn (Phil. 1, 21); Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn (Röm. 14, 8)!

B. Entwürfe zu Ansprachen bei Missionsfesten und Missionsstunden

Nr. 28. Psalm 24, 1: Die Erde ist des Herrn

1. Alle Seelen der M e n s c h e n sind s e i n (alles, was auf dem Erdboden wohnt) — darum wird und muß das große Missionsziel gewiß erreicht werden.
2. Alle S c h ä t z e und K r ä f t e der Welt sind s e i n (die Erde und was darin ist) — darum kann es uns nie an Mitteln fehlen, das Missionswerk zu treiben.
3. Auch w i r s e l b s t sind s e i n mit Leib und Seele und allem Vermögen — darum sind wir verpflichtet, ihm zu dienen.

Nr. 29. Ps. 103, 19—22: Sein Reich herrscht über alles

1. Gott hat ein Reich.

- a) Der selige Gott (1. Tim. 1, 11), der sich selbst genügende, in sich vollkommene Geist w i l l n i c h t a l l e i n s e i n ,
- b) sondern U n t e r t a n e n haben, die ihn lieben und loben, den Reichtum seines Gotteslebens mitgenießen und mit zur Darstellung bringen;
- c) d a r u m hat er die himmlischen Geister geschaffen, darum die Erde und den Menschen gemacht, darum seinen Sohn gesandt, darum die Mission befohlen.

2. Dieses Reich herrscht über alles.

- a) Alles andere muß ihm untergeordnet werden, wir dürfen ihm nichts entziehen und vorenthalten.
- b) Es kann nicht Ruhe werden, bis die ganze Welt dieser Herrschaft unterworfen ist.
- c) Alles, was geschieht, muß der Ausbreitung dieses Reiches dienen. Oft schon hat man das in der Mission erfahren: a) Alle Entdeckungen und Erfindungen, Handel und Kolonien, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Kraftwagen usw.; b) Kriege und politische Umwandlungen in der Heimat und in den Heidenländern, z. B. das Erwachen der Völker und die Selbständigmachung der Eingeborenentkirchen im Zusammenhang mit dem Weltkrieg. c) Unglücksfälle, Hungersnöte, Krankheiten. d) Sogar die Sünden der Menschen, Sklaverei, Opiumhandel und ähnliches: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht.“

3. Dieses Reich wird aber vom Himmel herab (v. 19a) und nach himmlischen Grundsätzen regiert. Da geht es oft ganz wunderbar zu, und nicht nach menschlichen Plänen und Wünschen. Zum Beispiel:

- a) Das Weizenkorn bringt nicht Frucht, es sterbe denn zuvor: die Todesfälle in der Mission, scheinbare Niederlagen usw.

- b) Das Größte wächst aus dem Kleinsten, aus dem Senf-korn der kleinen, verachteten Anfänge, Einzelbetehrungen usw.
 - c) Viel Rätsel und Geheimnisse bleiben auch für die Eingeweihten übrig: Aussterben mancher Völker trotz des Christentums, Nichtgelingen mancher Missionen, Triumph des Islam, Roms, des Unglaubens, zukunftslose Missionen usw.
4. Was wir dabei zu tun haben, ist zweierlei:
- a) Den König dieses Reiches aus innerster Seele loben als eins seiner Werke für Schöpfung, Erlösung und Heiligung, für alles, was wir verstehen und was wir nicht verstehen. Vgl. Chrysostomus u. a.,
 - b) zu helfen, daß er gelobt und angebetet werde an allen Orten seiner Herrschaft, alle Welt aufzurufen: „Lobet den Herrn!“ Das ist es, was die Mission tut.

Nr. 30. Ps. 145: Alles Fleisch lobe seinen Namen!

Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.

Die Sänger des Alten Bundes kannten diese Freude, und auch wir wollen es immer besser lernen, besonders an festlichen Tagen, uns unseres Gottes zu freuen und ihn zu erheben. Dazu sollen uns auch heute die Worte unseres Psalmes dienen. Wir entnehmen ihm:

1. Wie groß und herrlich Gottes Königsherrschaft ist.
Er ist der Schöpfer, von dem alle seine Geschöpfe beständig abhängen (Ps. 15. 16), darum findet sich auch im gesunkensten Heidentum noch eine Gottesahnung und ein Suchen nach göttlichem Beistand. — Er ist der König, der alles lenkt und regiert (Ps. 1. 6), Fußspuren Gottes in der Geschichte der Völker. — Er ist der Ewige (Ps. 4. 13), der Gerechte und Heilige (Ps. 17. 20, vgl. Gottes Gerichte in der Weltgeschichte), der Gnädige und Barmherzige (Ps. 8. 14), und der besondere Beistand seines Volkes (Ps. 18—20).
2. Wemer seine Herrlichkeit kundtun will.
Er will erkannt werden von allen. Zunächst hat er sich freilich in der Geschichte eines Volkes kundgetan, aber sein Endziel ist, daß er von allen erkannt und gepriesen werde (Ps. 6. 10. 12).
3. Welche Wege er dazu einschlägt.
Er naht sich denen, die ihn mit Ernst anrufen. Wieviel Suchen mitten in der Heidenwelt! Er offenbart sich in Gerechtigkeit (Ps. 12. 17) und in Güte (Ps. 9. 16).
4. Wie wir Menschen dabei mithelfen können.
Durch Rühmen und Kundmachen, das heißt Missionieren und Evangelium verkündigen (Ps. 4. 6. 7).
5. Was deshalb von jedem einzelnen gefordert wird.
Unser Mund soll des Herrn Lob sagen. Ein Entschluß ist dazu notwendig: Ich will (Ps. 1. 5. 21).

Nr. 31. Matth. 6, 10: Dein Reich komme**1. In uns durch den heiligen Geist.**

Muß es in das Herz jedes Menschen kommen, der hier und dort selig werden soll, so noch viel mehr in die Herzen der Missionschriften. Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Nur wer diese Güter wahrhaftig besitzt, hat ein Herz voll Erbarmen für die, welche dieses Glück noch entbehren müssen und fühlt den unwiderstehlichen Trieb in sich, allen Menschen diese Güter zu vermitteln.

2. Durch uns in die ganze Welt.

Die große Aufgabe und unsere immer deutlicher werdende Ohnmacht treibt zum Gebet, und das Gebet macht unsere Arbeit immer treuer, stiller, reiner und zuverlässlicher.

3. Zu uns am Ende der Tage.

Die Vollendung und sichtbare Erscheinung des Reiches Gottes herbeizuführen, hat Gott seiner Stunde und Macht vorbehalten. Aber rechte Missionsleute sehnen sie mit fröhlicher Gewißheit herbei, weil sie ans Licht stellt, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war in dem Herrn. Wenn die von Süd und Norden, die von Ost und West seine Gäste geworden sind am Hochzeitsfeste, dann werden wir erst ganz verstehen, welchen reichen Inhalt die Bitte in sich schließt, die unser Meister uns in den Mund legte: **Dein Reich komme!**

Nr. 32. Hebr. 1, 8, 9: Das Königreich Christi**1. Es ist ein ewiges Reich.**

Dadurch unterscheidet es sich von allen Weltreichen. Wohl haben schon viele versucht, dieses Reich aufzuhalten und umzustößen. Aber sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Das ist der Trost der Mission, daß sie nicht für eine hoffnungslose Sache kämpft.

2. Es wird gebaut mit geistlichen Mitteln.

Gerechtigkeit, Gerechtigkeit und Liebe sind die Waffen im Reich Christi, die geheimnisvollen Mittel für die Entstehung, die Erhaltung und die Ausbreitung dieses Reiches. Denn Christi Herrschaft ist eine Herrschaft über Menschenherzen, die nur durch geistige Mächte überwunden werden. Es sind Waffen, die eine Kinderhand führen kann und doch schwer und scharf, sie verwunden und heilen. Die Mission braucht keine großen Geldmittel, nicht die Gunst der Mächtigen der Welt, nicht schwere Gedankenrüstung, um zum Ziel zu kommen, aber sie muß sich durch Lauterkeit und Geradheit ihres Wirkens, und durch die unerbittliche Wahrheit ihrer Botschaft an den Herzen legitimieren, sie muß mit der Sprache der Liebe um die Menschen werben und darf sich kein anderes Ziel stecken, als die Macht der Finsternis und der Sünde zu überwinden und die Menschenherzen Christo untertänig zu machen.

3. Zu solchem Wirken bekennt sich Gott und krönt es.

Er hat den König dieses Reiches gesalbt mit Freudenöl und schenkt allen seinen Mitarbeitern die Krone der Sieger und Überwinder. Das sicherste

Unterpfand für die Macht und Gegenwart des Reiches Gottes und für seinen endlichen Sieg in der Welt bleibt sein König.

Jesus Christus herrscht als König, alles ist ihm untertänig,
Alles legt ihm Gott zu Fuß. Jede Zunge soll bekennen,
Jesus sei der Herr zu nennen, Dem man Ehre geben muß.

Nr. 33. Hos. 2, 25: **Grund, Ziel und Mittel der Mission**

1. Grund:

- a) Das „Ich will“ Gottes. Sein ewiger Rat (Röm. 8, 29; Eph. 1, 4) und sein ausdrücklicher Befehl (Ps. 96, 3; Jes. 66, 19; Mark. 16, 15). So müssen wir darin seine Mitarbeiter sein, ganz abgesehen von Lust oder Unlust, von Erfolg oder Mißerfolg.
- b) Und zwar der Gnadenwille Gottes. Es ist das ewige Erbarmen Röm. 11, 32; Eph. 2, 4—7; 1. Tim. 2, 4).

2. Ziel: Alles, was in Ungnade gefallen war, Israel und die Heiden (Röm. 9, 25; 1. Petr. 2, 10), soll Gottes Volk werden, d. h. ihn erkennen und von ihm sich regieren lassen und untereinander brüderlich verbunden sein (Röm. 15, 11).

3. Mittel:

- a) Ich will sagen: das Wort (Jes. 57, 19; 1. Kor. 1, 21).
- b) Ich will mich erbarmen: die Liebestätigkeit (Jes. 34, 16; Matth. 10, 8).

Nr. 34. Apg. 17, 26: **„Eine große und verpflichtende Idee“**

In seiner Muster-Heidenpredigt zu Athen handelt Paulus 1. vom unbekannten Gott, 2. von der unbekannten (Einheit der ganzen) Menschheit, und 3. vom unbekannten Heiland. Von Nr. 2 handelt unser Text:

1. Die Menschheit trotz aller Völkerverschiedenheiten und Bildungsgegensätze doch eine Familie.

- a) Die ungeheuren Unterschiede in Farbe, Gestalt, Lebensweise, Gesittung, Sprache, Religion; der Rassenhaß; homo homini lupus; Kaste, Krieg usw. Ethnographische Übersicht.
- b) Dennoch eine Menschheit, a) wie die Bibel längst gelehrt, die Kirche geglaubt und insbesondere die Mission praktisch betätigt, b) die Wissenschaft früher geleugnet hat, jetzt aber mehr und mehr anerkennt, z. B. Rahels Völkerkunde; c) wie die Erfolge der Mission unter allen Völkern beweisen.

2. Die darin liegende Verheißung und Verpflichtung:

- a) Verheißung: daß noch eine Herde unter einem Hirten werden wird. „Getrenntes fließt zusammen“ usw.
- b) Verpflichtung: mitzuarbeiten an der Erreichung dieses Zieles a) durch direkte Missionsarbeit, b) durch christlich-humanen Betrieb des Handels, der Kolonisation, der Politik usw., c) durch eine derartige Gestaltung unseres ganzen nationalen Lebens, daß dasselbe als Vorbild für alle anderen Völker, insbesondere für die noch fernen und wilden, dienen kann.

Nr. 35. 1. Tim. 2, 4—7: **Drei Tatsachen, auf welchen die Mission beruht**

1. Der klare Heilswille Gottes, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde.

- a) Gott ist der Heiland aller Menschen, welcher nach seinem unergründlichen Erbarmen beschlossen hat, die Menschen nicht ihrem Verderben preiszugeben, sondern sie zu retten und zurückzugewinnen in seine Gemeinschaft.
- b) Sein Ziel mit der Menschheit ist deshalb nicht die Zivilisation und Kultur, sondern die Rettung von Sünde, vom Tod und der Gewalt des Teufels.
- c) Sollen die Menschen gerettet werden, so müssen sie zur Erkenntnis der Wahrheit, zur Selbst-, Sünden- und Heilserkenntnis geführt werden, daß sie sich frei entscheiden.
- d) So wird die Verkündigung des durch Gericht und Gnade uns rettenden Heilswillens Gottes der Inhalt der Missionspredigt bleiben müssen.

2. Die freie Heilstat Christi.

- a) Alle Menschen waren in der Sünde und Satans Gefangenschaft. Da gab er sich zum Lösegeld für alle.
- b) Durch dies sein Opfer wird der Heilswille Gottes zur offenkundigen, wirkungskräftigen Heilstat.
- c) Die Erfahrung lehrt, daß die Erzählung dieser Tatsachen ein dunkles, totes Heidenherz am mächtigsten bewegt.

3. Die frohe Heilsbotschaft der Kirche.

- a) Gott hat das Predigtamt gestiftet, daß solches gepredigt werde. Wie können sie glauben, wenn sie nichts gehört haben, wie hören ohne Prediger? (Röm. 10, 13. 17.)
- b) Deshalb werden auch jetzt immer Boten in seinen Dienst gerufen und ausgerüstet, durch Gründung im Glauben und in der Wahrheit.
- c) Diese Botschaft kommt zu jedem Volk zu seiner Zeit. Jetzt ist die Zeit der Heiden, die große Weltmissionszeit. Nun soll allen Völkern, aber auch allen einzelnen Menschen geholfen werden.
- d) Durch unser Gebet haben wir alle die Möglichkeit, aber auch die Verpflichtung, mitzuhelfen, daß Gottes Segen zu allen Völkern und zu allen Menschen gelange.

Nr. 36. Hebr. 1, 1—3: **Jesus Christus, der Erbe über alles**

1. Dazu ist er von Ewigkeit von Gott eingesetzt.

Wir haben es mit einem klaren, festen Gotteswillen zu tun, der mächtig genug ist, sich zu verwirklichen und durchzusetzen, der sich nicht beeinflussen läßt vom Widerstand der Menschenkinder (Ps. 2, 7. 8).

2. Dazu hat er sein Erlösungswerk vollbracht.

Die besondere Art der Herrschaft Christi bringt es mit sich, daß ihm seine Macht nicht naturhaft und von selbst zufallen kann, sondern daß er sie sich durch sein persönliches Zeugnis und Opfer erwerben muß. Nur so

kann er die Macht über die Herzen der Menschen gewinnen und sie aus der Gewalt des Todes und der Sünde erlösen.

3. Dem dient die Arbeit der Mission.

Sie soll Christo sein Erbgut einbringen helfen, durch die Verkündigung des Evangeliums die Welt zum Glauben an Christum bringen. Daraus folgt:

- a) Die Missionare sind keine unklaren Abenteurer, sondern Diener, die den großen, festen, herrlichen Gotteswillen auszuführen haben.
- b) Damit ist ihnen der Erfolg garantiert als von oben geschenkt.
- c) Die Ehre bleibt durchaus Gottes, der den Liebesplan gefaßt hat, und Zeit und Art der Ausführung bestimmt uns schenkt.
- d) Und doch ist es eine Freude und Ehre, bei der geschichtlichen Verwirklichung der ewigen göttlichen Liebesgedanken mithelfen zu dürfen.
- e) Das treibt zu rastlosem und doch auf die göttlichen Winke pünktlich achtendem Wirken, wo doch noch so ein großer Teil der Menschheit, der zu Christi Eigentum ersehen ist, seinen Herrn noch nicht kennt und ihm ferne steht.

4. Das kommt zutage am Ende der Weltgeschichte.

Nr. 37. Jes. 42, 1—8: Der Missionsherr und sein Wert

1. Wer ist der Missionsherr?

Jesus Christus, der sich erniedrigt hat zum Knecht, der nur noch von Gottes erhaltender Treue leben konnte, und doch der Auserwählte war, auf dem Gottes Wohlgefallen ruhte, der Geistgesalbte und Heilsvermittler, der, in dem alle Verheißungen des Volkes Israel in Erfüllung gingen und der zugleich das Licht der Heiden ist. Von ihm zu zeugen ist der Inhalt aller Missionspredigt.

2. Wie missioniert er?

Nicht durch gewaltige oder gar kriegerische Machtentfaltung, wie etwa Mohammed, sondern durch sanftmütigen Liebesdienst, ohne aber darin aufzugehen, die Welt zu beglücken, sondern so, daß er die Ketten der Blinden und Gefesselten löst, um sie frei zu machen zum Dienst und zur Verherrlichung Gottes. Der Missionsdienst darf keine andere Regel und kein anderes Ziel kennen als so wie Jesus selbst, durch Wort und Liebestat Gottes Recht und Gottes Gnade zu offenbaren.

3. Was kommt dabei heraus?

Er ruht nicht, bis sein Zweck erreicht und Gottes Reich überall durchgesetzt ist. Er erobert die ganze Erde, Festland und Inseln. Die Mission schöpft ihren hoffnungsfrohen Mut aus dieser bis zum Ende ausharrenden Treue ihres Herrn, der sich überall als Sieger erweisen wird. David Zeisberger hatte eine zweimalige Vernichtung der ganzen treuen Arbeit erfahren müssen, aber immer wieder von vorn angefangen.

4. Worin ist diese Zuversicht gegründet?

Der Herr hat es gesagt, der Allmächtige, welcher spricht und es geschieht (B. 5), und der seine Ehre nicht den Götzen gibt (B. 8).

So ist Jesus Christus A und O der Missionsarbeit, und jeder Missionsarbeiter muß sprechen können wie jene gläubige Hindufräule auf ihrem Sterbebett, die ausrief: „Selig, selig! Christus hier,“ indem sie auf ihr Neues Testament hinwies, „und Christus da,“ indem sie die Hand aufs Herz legte, „und Christus dort,“ indem sie zum Himmel deutete.

Nr. 38. Joh. 14, 6: Ich bin der Weg

1. In Christo ist alles besaßt, was die Heiden brauchen:
 - a) der Weg; b) die Wahrheit; c) das Leben.
2. Deswegen die einzige Aufgabe der Mission: sie zu Christo zu bringen.
3. Sonst ist kein Heil für sie. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen,“ heißt nicht, daß man auf allerlei verschiedene Arten selig werden kann, oder daß es viele Himmel für viele Religionen gibt. Nein! „ohne mich kommt niemand zum Vater!“
4. Zu Christo führen freilich mancherlei Wege: auch Konfucius und Buddha können Zuchtmeister auf ihn werden; aber sie können ihn nicht ersetzen.

Nr. 39. Matth. 13, 37. 38: Die Welt der Acker des Menschensohns

1. Er kommt in sein Eigentum (Joh. 1, 11).
 - a) Sie gehört ihm von der Schöpfung her (Apq. 17, 28). Der Vater hat sie ihm gegeben (Joh. 17, 2. 4. 6. 7), er hat sie durch sein Blut erkaufte (Offb. 5, 9). So ist ihm alle Gewalt gegeben (Matth. 28, 18). Der Teufel hat kein Recht an die Welt. Selbst seine Feinde müssen sein Recht anerkennen (Matth. 21, 38). Die Welt ist sein Acker, auf welchen der Herr den Samen der Wahrheit ausgestreut hat. Die sein Wort aufnehmen — ob farbige oder weiß, ob in Europa oder in Afrika — erhalten Macht, Gottes Kinder zu werden.
 - b) Jetzt mag noch mancher das Eigentums- und Herrscherrecht Christi bestreiten, aber wenn er zur Ernte schreiten wird, dann müssen vor ihm alle Kniee sich beugen (Röm. 14, 11; Phil. 2, 10. 11).
 - c) Darum ist auch die Welt das Arbeitsgebiet seiner Boten (Wesley: Die Welt ist mein Kirchspiel). Da sollen sie den Samen der Wahrheit ausstreuen, Zeugnis geben, Wächter sein und bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott.
2. Weil die Welt sein Acker ist, deshalb geht Christus an seinem Menschen vorüber.
 - a) Er sah überall unsterbliche Seelen mit brennendem Durst nach dem lebendigen Gott. Er sah das innere Zittern dieser äußerlich Fröh-

lichen, die nach dem Ruhepunkt suchten (Matth. 9, 36), zerstreute Schafe ohne Hirten, verlorene Söhne, die sich von den Treibern zum Vater zurücksehnten.

- b) Deshalb ging er auch an keinem Stand oder Beruf vorüber. Männer, Frauen, Pharisäer, Zöllner, Schriftgelehrte, Fischer, Gerechte und Sünderinnen, selbst Samariter und das kanaanaäische Weiblein nimmt er an und läßt sie seine Hilfe erfahren.
- c) Darum hat ihm kein Volk und Stand das Gehör verweigert und den Eingang verwehrt. Aus allerlei Sprachen und Völkern und Zungen hat er Nachfolger bekommen. Was er bringt, überbrückt alle Unterschiede, die es gibt auf Erden. Seine Sprache ist die Sprache des himmlischen Erlösers zu den Unerlösten, des Arztes zu den Kranken. Diese Sprache verstehen alle. Wie die Sünde unveränderlich ist, so ist auch das Sehnen des Menschen nach Jesus überall daselbe, mögen auch die äußeren Formen wechseln und verschieden sein. Überall belastet die Sünde das Gewissen der Menschen, doch Jesus bringt die Erquickung und die Ruhe für die Seelen (Matth. 11, 28—30).

3. Für dies Arbeitsgebiet hat der Herr nur eine Gabe: das Evangelium, die Botschaft von der Liebe Gottes, die des eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für die Verlorenen dahingibt.

- a) Was zog die Leute so an, wenn Jesus predigte? Er predigte nicht, nach dem ihnen die Ohren juckten. Sein Wort klingt oft schroff und hart. Doch wenn er redete, hörte das Volk Gottes Stimme heraus. Es fühlte das göttliche Erbarmen und konnte neuen Mut und neues Zutrauen gewinnen.
- b) Was braucht die Welt auch heute noch, der einfache Mann wie der hochgebildete, der Weiße wie der Schwarze? Nicht wandelbare Menschenweisheit, sondern unwandelbares Gotteswort und herrliche Gottesstat, wie sie uns im Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen gegeben ist. Dies Evangelium sollten die Jünger aller Kreatur bringen. Mit dieser Predigt gewinnt Petrus am Pfingstfest die erste Gemeinde. Das trug Paulus hinaus in die Welt. Und Jesus spricht: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ (Joh. 18, 37).

4. Der Acker ist die Welt. Da ist Raum genug für alle Arbeiter, die Gott berufen hat.

Ist unsere Kraft auch klein, stellen wir sie nur in den Dienst des Herrn draußen oder in der Heimat! Benütze nur dein Pfund! Sei nicht neidisch, wenn andere Brüder mehr Gaben und Erfolg haben wie du! Freue dich vielmehr! Die Füße der Boten, die Frieden bringen, sind überall willkommen, wo man den Frieden wünscht. Millionen strecken ihre Hände aus. Noch sind es mehr als achthundert Millionen, die Jesus nicht kennen. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende! Eile, stehe nicht müßig, der Meister ruft dich! Das laßt uns auch den Leuten zurufen! Aber wenn sie es glauben sollen, dann muß auch unsere ganze Kraft und Zeit dem Herrn gehören.

Nr. 40. 1. Joh. 4, 14: Jesus Christus, der Welt Heiland**1. Dazu ist er von Gott erkoren.**

- a) Er tritt nicht in eigener Vollmacht auf, sondern ist der vom Vater gesandte Sohn; ein Ausdruck, der gleichzeitig auf die göttliche Liebesgefinnung, wie auf die Einzigartigkeit der Stellung Jesu hinweist.
- b) Er ist als Heiland der Welt gesandt. Das Wort Welt hat bei Johannes immer eine doppelte Bedeutung. Es ist ein sittlicher Begriff und bedeutet die sündige Menschheit, aber auch ein geographischer Begriff und umfaßt die ganze Schöpfung. Beide Bedeutungen spielen aber hier herein. Jesus ist der Retter der Sünder, und sein Rettungswerk ist für alle Menschen bestimmt. Er will nicht der klügste Religionsstifter, wie etwa Buddha, der erste Gottesprophet wie Mohammed, nicht der größte Tugendheld wie ein Konfucius, nicht der berühmteste Geistesherold wie Pythagoras sein. Seine Aufgabe ist, die Menschen zu retten, sie durch Wegnahme der Sündenschuld und Mitteilung des Geistes Gottes ins ursprüngliche Kindschaftsverhältnis zu ihrem Gott wieder einzusetzen. Und damit bietet er, was alle großen Gottesmänner und alle Wohltäter der Menschheit nicht erfinnen und anbieten können.

2. Davon zeugen alle Apostel.

Wohl dürfen alle Christen, wenn sie an ihn glauben, Jesum als ihren Erretter erleben. Aber die persönliche Glaubenserfahrung der Einzelnen ist nicht die ausschlaggebende Bürgschaft für die Tatsache der Erlösung der Menschheit durch Christum. Diese Bürgschaft ist eine objektive geschichtliche Tatsache, die die Apostel in ihrem persönlichen Zusammensein mit Jesus erlebten und bezeugen. Und zwar ist es nicht bloß das Zeugnis eines einzelnen, sondern wir, sagt der Apostel, haben es gesehen. Dieses apostolische Zeugnis ist der feste, unwandelbare Grund und der Schatz der Kirche und der Mission.

3. Dafür arbeitet die Mission.

Was folgt daraus, wenn Jesus der Heiland der Welt ist? Dies, daß er als solcher der Welt verkündigt wird, also das Missionswerk. Wie der Vater den Sohn gesandt hat, so sendet Jesus seine Jünger in die Welt. Nichts anderes will die Mission wirken als den Glauben an Jesum, den Heiland der Welt. Gott sei Dank, daß diese Arbeit nicht vergeblich ist. So verschieden die Menschen sonst sind nach Rasse, Kultur, Religion usw., ihre Seele ist immer dieselbe: erlösungsbedürftig und erlösungsfähig, und sie erfährt im Glauben an Christus eine wirkliche Erlösung aus Schuld und Sündenherrschaft, aus der Macht des Teufels und des Todes.

Nr. 41. Röm. 5, 20: Heidnisches Elend und göttliche Gnade**1. Der Heiden Elend.**

- a) Wie das Heidentum entstand. a) durch eigene Schuld der Menschen aus dreifacher Wurzel: Ungehorsam (1. Mose 3, 6; 6, 2), Undankbarkeit (Röm. 1, 21), Hochmut und Habgier (1. Mose 3, 5; 11, 4), b) durch göttliches Strafverhängnis. Gott zertrennt die Völker (1. Mose 11, 8), er gibt sie dahin in Gottlosigkeit und Götzendienst (Röm. 1, 22), in allerlei Laster und Unvernunft (Röm. 1, 24, 28).

- b) Was das Heidentum kennzeichnet: Ungehemmte Entfaltung der menschlichen Selbstsucht, Härte und Lieblosigkeit, Haß und Friedlosigkeit, irdischer Sinn (Matth. 6, 32), greuliche Laster (Röm. 1, 29; Eph. 4, 19), Geisterfurcht (Hebr. 2, 15), Zauberei und Hoffnungslosigkeit (Eph. 2, 12).
- c) Lichtstrahlen im Heidentum: Sie dienen ihren Göttern oft mit rührender Treue (Jer. 2, 11), viele sind sich selbst ein Gesetz (Röm. 2, 14). Sie haben eine ungestillte Sehnsucht nach dem Lichte (Jes. 41, 17; Röm. 8, 19).

2. Die göttliche Gnade.

- a) Die Größe der göttlichen Verheißung über die Heidenwelt (Jes. 25, 7; Hes. 38, 23).
- b) Die göttliche Heilstat. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selbst (2. Kor. 5, 19). Für die Sünder ist Christus gestorben (Röm. 5, 8). Durch eines Gehorsam werden viele Gerechte (Röm. 5, 19).
- c) Nun läßt Gott wieder den Gehorsam des Glaubens aufrichten unter den Heiden (Röm. 1, 5; 15, 18). An die Stelle der Sprachverwirrung tritt das Pfingstwunder (Apg. 2, 11). Den Heiden wird das Heil Gottes gesandt und sie werden's hören (Apg. 28, 28).
- d) Das Ziel Gottes mit der Heidenwelt (Offb. 7, 9; 15, 4; 22, 2).

Nr. 42. Röm. 2, 12—16: Das Gewissen in der Heidenwelt

1. Sein Vorhandensein.

Es gehört zur ursprünglichen, Gott ebenbildlichen Ausrüstung jedes Menschen. Wer die heidnischen Naturvölker als unter den Tieren stehend beurteilt, kennt die Heiden nicht. Wohl ist das Gewissen oft durch einen langen Sündendienst allmählich abgestumpft, aber es macht sich plötzlich wieder mit gewaltiger, unwiderstehlicher Kraft geltend. Eine traurige Friedlosigkeit, ein künstliches Sich-Stürzen in immer neue Frevel sind oft auch Wirkungen des sich regenden Gewissens. Die Missionare haben bei ihrer Arbeit an den Herzen einen willkommenen Anknüpfungspunkt an dem im Heidentum vorhandenen Gewissen. Die Übereinstimmung der Stimme des Gewissens, wenn man sich auch oft gegen diesen Stachel wehrt, mit dem Zeugnis der Wahrheit macht die Heiden empfänglich für weitere Belehrungen.

2. Seine Bedeutung als Richtschnur fürs heidnische Handeln.

Im Heidentum findet sich viel ernste Sittlichkeit und aufrichtiges Streben nach dem Wahren, Guten und Edlen. Man denke an die griechischen Tugendlehren, die chinesische Kindesliebe, die japanische Vasallentreue, die Stammeserziehung bei den religiösen Feiern der Dschagga und anderer afrikanischer Stämme usw.

3. Seine Wirkung als Maßstab im Weltgericht.

Die Heiden sind nicht ohne weiteres verloren, sondern ein jeder wird gerichtet nach dem, was er von Gott empfangen hat. Das tröstet uns im

Gedanken an die, die, ohne von dem Namen Christi gehört zu haben, weggestorben sind. Aber auch sie stehen unter der Verdammnis, wie die, die das geoffenbarte Gesetz haben, wenn sie und so weit sie der ihnen gewordenen Offenbarung ungehorsam und untreu gewesen sind.

4. Die Schranke des Gewissens.

Wohl zeugt es von Gottes heiligem Willen und macht auch die Heiden für ihr Tun verantwortlich, aber es reicht nicht aus, die vollkommene Gottesgemeinschaft herzustellen und die menschliche Ohnmacht wegzuschaffen. Es richtet, aber es rettet nicht wie das Evangelium. Daher ist die Mission nötig.

Nr. 43. Apg. 16, 9: Der Notschrei des Heidenlandes

Der Mazedonier, den Paulus im Traum sah, ist ein Vertreter der Völker und Menschen, die heute noch ohne Evangelium sind. Der mazedonische Ruf enthält für uns ernste Gedanken. Wir erwägen:

1. Die traurige Ursache des Notschreis.

Ein Notschrei ist ein Schrei aus der Not heraus. Die Not der Heidenvölker ist die wenn auch oft unbewußte und stumme Bitte um Hilfe.

a) Ihre innere religiöse Not, verursacht durch Unwissenheit, Mangel an lebendiger Gotteserkenntnis, Fesseln des Aberglaubens, Furcht vor Dämonen, Ermangelung der Hoffnung ewigen Lebens, Unkenntnis des Heilswegs.

b) Ihre leibliche und soziale Not. Groß ist das äußere und irdische Elend. Es fehlt oft an den einfachen Kenntnissen in hygienischer Hinsicht, für Schwache, Leidende, Kranke keine Fürsorge; das Familienleben ist zerrüttet, die Frau unterdrückt, das Kind vernachlässigt. Nichtvorhandensein von Schul- und Erziehungsanstalten und rohe, menschenunwürdige Gebräuche steigern die Not.

c) Die Unfähigkeit der Heidenvölker, sich selbst zu helfen. Der Mann rief, weil die Rettung von außen kommen mußte. Auch alte, hochentwickelte Kulturen brachten keine Befreiung, stillten nicht das Weh und das Verlangen der Herzen nach Frieden. Im Gegenteil, es ging tiefer in die Nacht hinein, ja bis in die Nacht der Menschenfresserei.

2. Die Adresse, an welche sich der Notschrei wendet.

An einen Vertreter des Evangeliums von Jesus Christus, an die christliche Kirche.

a) Das Evangelium ist das Heilmittel, die Salbe aus Gilead für die großen Schäden heidnischer Völker, für die inneren und äußeren Nöte. Zivilisation und Kultur hatten auch die Mazedonier bereits. Beide konnten ihnen nicht helfen. Sie brauchten Evangelium. Dieses allein ist die Kraft Gottes, die Finsternis zu zertreten und die Ketten zu brechen. In seiner Gefolgschaft kommen freilich auch die Segnungen wahrer christlicher Kultur.

b) Das Evangelium muß persönlich übermittelt, verkündigt, vor-gelebt werden, daher: „Komm!“ Nicht: „Schicke ein Lehrbuch“ usw.! Menschen, Errettete, Zeugen müssen gehen mitten ins Herz des Heidenlandes hinein.

Schluß: Noch ist nicht jeder Ruf um Hilfe beachtet und erhört worden. Gewiß hat uns der Herr berufen, ihnen das Evangelium zu predigen. Haben wir nicht manchmal gesungen: Die armen Heiden dauern mich, denn groß ist ihre Not. — Was tun wir, um ihr zu steuern?

Nr. 44. Röm. 1, 14: Die Christenheit eine Schuldnerin der Heidenwelt

1. Was in dem Wort Schuldner liegt.

Wohl hat das Wort Schuld einen unangenehmen Beigeschmack, aber es gehört doch unausrottbar in den Sprachschatz der christlichen Gemeinde. Die Christenheit kann nicht vergessen: ihre durch Gottes Barmherzigkeit erlassene Sündenschuld (1. Tim. 1, 13), ihre Dankeschuld gegen Gott (1. Kor. 9, 16. 17) und die nie abzutragende Liebesschuld allen Menschen gegenüber (Röm. 13, 8). Die Mission ist also Bezahlung einer Schuld, Erfüllung einer Pflicht, nicht Werk herablassender Gnade oder freiwilliger Wohltätigkeit. Lassen wir unsere Missionspflicht unerfüllt, so sind wir nicht nur träge, sondern sind untreue, unehrliche Leute, wir betrügen unsere Mitmenschen um das, was uns ihnen zugut anvertraut worden ist.

2. Wie sich Paulus als Schuldner der Heiden fühlt und bekennt.

- a) Er weiß sich von Christo auserwählt, berufen und eingesetzt zum Apostel der Heiden (Röm. 1, 1. 5; Gal. 1, 15. 16). Da ihm das Auge geöffnet ist: a) für die heidnische Not (Röm. 1, 18—32), ß) für das Geheimnis des göttlichen Heilsrats (Eph. 3, 1—11), γ) für das große Sühnopfer Jesu Christi (Röm. 5, 12—21).
- b) Als früherer Verfolger, der dem Reich Gottes so erheblichen Abbruch getan, fühlt er sich doppelt angetrieben und verpflichtet, den Schaden nach Möglichkeit gutzumachen (1. Kor. 15, 9. 10).

3. Warum die Christenheit unserer Tage im Besonderen eine Schuldnerin der Heidenwelt ist.

- a) Die Christenheit ist nach Gottes Willen das auserwählte und berufene Werkzeug zur Befehrung aller Völker (Apg. 1, 8).
- b) Wir wären selbst noch Heiden, wenn keine Missionare zu unseren Vätern gekommen wären. Nun haben wir aber einen so reichen Besitz an Erkenntnis und Wahrheit, der der Heidenwelt abgeht. Da erfordert es die Dankbarkeit, daß wir an andern üben, was Gott an uns getan.
- c) Diesen Besitz haben wir Jahrhunderte lang zurückgehalten (vergleiche den Sioux-Indianer, der den Missionar fragt: „Wie lange haben die weißen Leute dies schon gewußt? Warum habt ihr's uns nicht früher gesagt? Ich glaube, der große Geist wird nicht uns für unsere Unwissenheit, sondern euch für eure Saumseligkeit bestrafen!“).
- d) Nun sind die Türen zur Heidenwelt in ungeahntester Weise geöffnet, und überall sind große Missionsgelegenheiten gegeben.
- e) Vielfach wurde freilich den Völkern Gift statt Brot, Leid statt Heil gebracht: Sklavenhandel, Branntwein, sittliche Verderbnis, Auflösung der

alten Ordnungen, Materialismus, ungerechte Ausfugung und Be-
raubung.

- f) Aber die Zeit drängt: Die offenen Türen können wieder geschlossen werden. Das Antichristentum und der Widerstand gegen das Evangelium wächst von Tag zu Tag in schreckenerregender Weise. Es muß mit einer raschen Entwicklung dem Ende entgegen gerechnet werden. Erfahrungsgemäß bedeutet das Hineingerissenwerden in den Kreis moderner Kulturentwicklung für viele Völkerstaaten den Untergang. Daher Bodelschwings Mahnung: „Nur nicht so langsam, sie sterben sonst darüber.“

4. Auch der einzelne Christ muß sich als Schuld- ner fühlen.

- a) Ist auch nicht jeder berufen, als Missionar hinauszugehen, so ist er doch mitverantwortlich, daß die Gemeinde ihren Beruf erfüllt, weil er den Missionsbefehl Jesu kennt, weil er einen so reichen Glaubensbesitz hat (das tat ich für dich, was tust du für mich?), weil der Geist Jesu ein Geist der Liebe und der Selbstverleugnung ist, und weil wir alle miteinander Glieder sind an dem e i n e n Leib, der bestimmt ist, zu wachsen zur göttlichen Größe (Kol. 2, 19; Eph. 2, 21. 22; 4, 16).
- b) Und er kann am Werk der Mission mitarbeiten durch sein Gebet, durch seine Gaben, durch ein Leben im wahren Glauben und herzlicher Liebe, das die größte Wirkung ausübt in einer Zeit, in der ein so reger Austausch stattfindet zwischen den verschiedenen Völkern der Welt, und in der Vertreter der heidnischen Völker immer zahlreicher als aufmerksame Beobachter mitten in der Christenheit aus und ein gehen.

Nr. 45. Matth. 28, 16—20: Der Missionsbefehl

Unmittelbar vor seinem Scheiden von der Erde gibt der Herr seinen Jüngern den Auftrag, daß sie das Heilandswerk der Rettung und Erneuerung der Welt, das er selbst begonnen, fortführen und vollenden sollen, indem sie allen Menschen das Heil in Christo anbieten. Unter dieser gewaltigen Aufgabe müßten die schwachen Jünger zusammenbrechen, wenn sie dieselbe allein zu tragen hätten. Der Missionsbefehl wird deshalb von zwei großen Zusagen umrahmt, die die Lösung der Riesenaufgabe ermöglichen: „Mir ist gegeben alle Gewalt“ und: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Wir haben somit in diesem letzten Wort an seine Jünger:

1. E i n k ö n i g l i c h e s Z e u g n i s: Mir ist gegeben alle Gewalt.

- a) Welch ein riesiges, göttlich großes Selbstbewußtsein. Ein bloßer Mensch kann und darf nicht so sprechen, aber der Gott-mensch (Joh. 10, 30; 17, 2). Als diesen hat sich der Herr seinen Jüngern von Stufe zu Stufe deutlicher zu erkennen gegeben (Matth. 7, 29; 16, 16; Joh. 20, 28; 1, 14).
- b) Er hat alle Gewalt i m H i m m e l. Von dort kam er, dorthin ging er (Joh. 3, 13; 8, 23), a) um sich zur Rechten des Vaters zu setzen und seine göttlichen Rechte wieder an sich zu nehmen und auszuüben.
ß) Dort waltet er seines königlichen Amtes. Niemand kann den Him-

mel ausschließen als er. Niemand kommt zum Vater denn durch ihn; durch ihn werden die Gebete seiner Jünger erhört, und dieselben bekommen Macht, größere Werke zu tun als er (Joh. 14, 22). Segnen, sorgen, seligmachen, heißt dort sein hohes Walten. 7) Ihm ist auch alles Gericht übertragen. Darum kommt er wieder in großer Kraft.

- c) Er hat auch alle Gewalt auf Erden. a) Darum kann keine Macht der Welt den Fortgang seines Reiches hindern (Ps. 2), ja alles muß daselbe fördern. b) Die Folgezeit der Geschichte hat es bewiesen: Jesus lebt! Jesus herrscht! Jesus siegt, bis alle Reiche dieser Welt sein sind.
- d) Wenn er, der göttliche Auftraggeber, der allmächtige König, nicht selbst hinter den Seinigen stünde und als treuester Beistand auf Schritt und Tritt mit ihnen gieng, wären sie verloren.

2. E i n k ö n i g l i c h e r B e f e h l: Gehet hin in alle Welt!

- a) W o h i n s i e z u g e h e n h a b e n: Zu allen Völkern ohne Unterschied. Die Mission muß gehen von Fels zum Meer, durch Eis und Steppe, bis ans Ende der Erde. Ihr Herr ist Herr des Weltalls (Jes. 53, 11. 12; Phil. 2, 10. 11).
- b) W a s s i e d e n V ö l k e r n z u b r i n g e n h a b e n: Nichts anderes als das Evangelium und das Siegel der Jüngerschaft, wodurch sie eingeweiht und eingesenkt werden in das wunderbare Geheimnis der seligen Verbindung mit dem dreieinigen Gott, und berufen werden zum ganzen vollen Gehorsam.
- c) W i e s i e d i e s e n B e r u f e r f ü l l e n s o l l e n: Ohne jeden Zwang, durch das schlichte Wort der Predigt, durch die aufopfernde Tat der Liebe.
- d) W a s d i e s e r A u f t r a g e r f o r d e r t: Ganze persönliche Hingabe. Nur die werden gesandt, die er selbst in seinen Dienst gerufen hat, die alles verlassen hatten und ihm nachfolgten, die ihn als den Gekreuzigten und Auferstandenen erlebten und die Ausrüstung mit dem heiligen Geist empfangen.

3. E i n e k ö n i g l i c h e V e r h e i ß u n g: Siehe, ich bin bei euch!

- a) Welch ein Trost: Ich selbst, der König in der ganzen Fülle meiner Macht, bin bei euch alle Tage (Hebr. 13, 8).
- b) Welch ein Halt in schwerer Zeit, in der Not, in Feuer und Wasser (Jes. 43, 2).
- c) Welch ein Ansporn! Er ist bei uns, sieht uns, überwacht uns, darum gilt es treu zu sein.

Die bekannte Inschrift am Hause der Seefahrt in Bremen: „Navigare necesse est, vivere non est necesse“ (Schiffahrt treiben ist notwendig, leben aber nicht), weist die Bewohner der Stadt hin auf ihren Beruf, der selbst mit Aufopferung des Lebens erfüllt werden muß, wenn das Gemeinwesen blühen und gedeihen soll. So ist auch die Mission ein notwendiges Werk, das die Kirche Christi nie aufgeben darf, wenn sie sich nicht selber aufgeben will. Und sie beruht auf dem Grunde: Christus für die Welt; darum die Welt für Christus.

Nr. 46. Ps. 119, 60: Eile und säume nicht!

Warum wir eilen sollen mit der Erfüllung der
Missionspflicht:

1. Weil die Mission Gottes Gebot ist.
2. Weil wir nicht wissen, wie lange noch der Tag dauert, da man wirken kann:
 - a) für jeden einzelnen, weil der Tod uns überraschen kann, ehe wir etwas für die Mission getan haben;
 - b) für die ganze Kirche, oder doch für unsere Kirche und unser Volk, weil die Gnadenzeit nicht ewig währt.
3. Weil es für manche Heidenvölker sehr bald zu spät sein kann, und weil jeden Tag so viele, viele Heidenseelen unbekehrt in die Ewigkeit hinübergehen.
4. Weil wir in allem, was unseren Vorteil und unsere Bequemlichkeit betrifft, immer so eilig sind (Hagg. 1, 9) und es eine Schande wäre, in Gottes Sache weniger eifrig zu sein.
5. Weil wir uns sonst um einen großen Segen bringen.

Nr. 47. Richt. 18, 9: Eilet, das Land einzunehmen!

Manche Leute halten es für die Summe aller Weisheit, ja aller Frömmigkeit, nichts in Eile zu tun. Die Schrift ermutigt eine solche Bedächtigkeit nicht. Lot soll eilen und seine Seele erretten; Josua tadelt das Volk, daß es so laß sei, das Land einzunehmen; Jesus sagt: Zachäus, steig eilend hernieder! und zu Paulus: Eile und mache dich behend von Jerusalem! usw. (Gott selbst wird Jes. 60, 22 und Luk. 15, 20 als eilend dargestellt.

Warum wir mit der Mission eilen sollen

1. Im Blick auf Gott:

- a) weil es sich ziemt, des Königs Gebot eilend zu tun (Dan. 3, 22 und 1. Sam. 21, 8);
- b) weil von den Heiden und den missionsfaulen Christen ihm schon zu lange seine Ehre vorenthalten ist (vgl. die „wie lange“ 2. Mose 16, 28; 4. Mose 14, 11. 27; Jos. 18, 3; 1. Kön. 18, 21; Ps. 4, 3; 94, 3; Spr. 6, 9).

2. Im Blick auf uns selbst:

- a) weil es eine Schande für uns ist, in unseren eigenen irdischen Geschäften so eifrig und rührig zu sein, Gottes Werk aber zu versäumen (Hagg. 1, 9), desgleichen so oft zu schreien: „Herr, eile mir beizustehen“ (Ps. 38, 23; 40, 14; 70, 2. 6 uß.), die Hilfe aber, die wir ihm schuldig sind (Richt. 5, 23; 1. Kor. 3, 9), nicht zu leisten;
- b) weil eine Kirche, die nicht evangelisiert, auf die Dauer auch nicht evangelisch bleibt, weil geben seliger ist als nehmen, weil das vergrabene Pfund zum Fluch wird, weil die Mission eine gesund machende Arbeit ist;

- c) weil wir selbst und die vor uns Gestorbenen nicht vollendet werden können, bis das Evangelium allen Völkern verkündigt ist (Matth. 24, 14; Offb. 6, 11).

3. Im Blick auf die Heidenwelt:

- a) Weil „Zeit Blut ist“ (Bismarck im Reichstag 26. Jan. 1889), d. h. weil jeder Aufschub Verlust von Menschenleben und Vermehrung all des Blutvergießens usw. bei den Heiden bedeutet, weil „ihre Füße eilend sind, Blut zu vergießen“ (Röm. 3, 15);
- b) weil die Heiden mit jedem Tag heidnischer werden, immer tiefer sinken, auch vom europäischen Unglauben oder vom Islam verschlungen werden, wenn wir nicht zu ihrer Hilfe herbeieilen (Matth. 13, 25).
5. Mose 7, 22 („du kannst sie nicht eilend vertilgen“) und Pred. 3, 11 (Gott „tut alles sein zu seiner Zeit“) stehen damit nicht im Widerspruch, denn wir kennen Gottes Zeit und Stunde ja nicht, sondern müssen uns bei aller irdischen, so auch bei dieser Reichgottesarbeit halten an Pred. 11, 4. 6!

Nr. 48. Jona 1, 2a: Mission treiben heißt sich aufmachen und hingehen

Text:

1. In der Bibel spielt das Wort „mache dich auf!“ eine große Rolle. Es ist ergangen an Abraham (1. Mose 13, 17), an Lot (19, 15), an Jakob (31, 13 und 35, 1), an Mose (2. Mose 8, 20), an Josua (Jos. 1, 2; 8, 1), an mehrere Propheten; und allemal handelt es sich um Ausrichtung eines göttlichen Befehls und sehr oft um einen Schritt vorwärts im Reich Gottes.
2. Bei Jonas handelt es sich geradezu um einen Missionsbefehl; er soll seine Heimat verlassen und nach Ninive gehen, um dieser heidnischen Stadt Buße zu predigen:
 - a) Das ist ein hervorragendes Beispiel davon, wie Gott schon in alttestamentlichen Zeiten „a) auch der Heiden Gott gewesen ist und sich um sie gekümmert hat; /;) wie er sein Volk erziehen wollte zu dem Gedanken, daß es eine Mission habe an die Heidenwelt;
 - b) Jonas aber „macht sich auf und flieht“ (2. 3), anders als die meisten andern unter 1. genannten, von denen es wiederholt heißt: „er machte sich frühe auf usw.“ Er ist ein eingefleischter Jude, der den Heiden nichts Gutes gönnt, jedenfalls für seine Person nichts mit ihnen zu tun haben will.
3. Nach der wunderbaren Erfahrung mit dem Sturm, der Lebensrettung usw., ist er einem zweiten „Mache dich auf“ (3, 2) doch gehorsam, macht sich auf und geht nach Ninive (3, 3).

Anwendung:

1. Zu uns spricht der Herr auch gar oft durch ein Bibelwort, durch ein schreiendes Bedürfnis in der Nähe oder Ferne, durch eine innere Stimme oder sonstwie: Mache dich auf zu diesem

oder jenem Dienst. Das ist allemal ein Missionsruf im weiteren Sinn des Wortes.

2. Wie an Jonas ist aber auch an uns ein ganz spezieller Ruf zur **Heidenmission** ergangen:

- a) durch den letzten Willen Jesu an seine Jünger,
- b) durch die große Missionsbewegung unserer Tage, insbesondere auch dadurch, daß manche Heidenvölker angefangen haben, sich aufzumachen (Joel 3, 17) und nach christlichen Lehrern zu fragen (Japan usw.),
- c) durch die mancherlei Aufforderungen zur Mitarbeit, die auch an uns schon persönlich ergangen sind.

3. Dieser Ruf schließt in sich:

- a) Etwas negatives: aus dem gewohnten Schlendrian herauszutreten, die übertriebene Anhänglichkeit an Vaterland, Heimatkirche usw. fahren zu lassen, die Vorurteile und Abneigung gegen Neger, Chinesen und Papuas aufzugeben, mit allerlei Liebgewordenem zu brechen, und
- b) etwas positives: hinzugehen zu den Heiden, in wirkliche Berührung und Verbindung mit ihnen zu treten: *a)* d. h. entweder selbst zu gehen als Missionar, als christlicher Kaufmann, Beamter oder des etwas, — den Heiden zulieb, *b)* oder andere senden und für sie sorgen zu helfen.

Nr. 49. 1. Kön. 8, 41—43: Gottes Haus ein Bethaus allen Völkern

Der Missionsgedanke im A. T.: die gewöhnliche Vorstellung vom Partikularismus der israelitischen Religion ist übertrieben; man übersieht die tiefen Wurzeln, welche wie das ganze Christentum, so auch dessen Universalismus und Missionstrieb bereits im gesamten religiösen Bewußtsein und Leben Israels hat: a) im Monotheismus, b) im Bewußtsein von der Einheit des Menschengeschlechts, c) im Gesetz mit seiner Berücksichtigung der Fremdlinge, d) im Gebetsleben, z. B. in den Psalmen, e) in der Art, wie von Melchisedek, Abimelech, Naaman, Kores geredet wird, f) in der Prophetie, besonders bei Jesaja. Fast das Merkwürdigste aber ist das Hervortreten des Missionsgedankens gerade bei der Einweihung des israelitischen Nationalheiligtums im Weihegebet des Salomo.

Wir sehen, was wir aus dem Weihegebet des Salomo in betreff der Mission lernen können

1. In betreff des Missionszieles (V. 43),

- a) daß alle Völker auf Erden, nicht bloß eine Auswahl,
- b) zur wahren Gotteserkenntnis und Gottesfurcht gelangen sollen.

2. In betreff des Mittels:

- a) Das Heil kommt von den Juden; die Heiden werden *a)* hören von dem, was Gott an Israel getan (V. 42), *b)* daraus erkennen, wie sein Name genannt sei über diesem Hause (V. 43), d. h. daß der rechte Gott zu Zion wohne, nur hier die wahre Offenbarung

und Gottesgemeinschaft zu finden sei, ^{γ)} daraufhin „kommen und beten“, bei diesem Gott Hilfe suchen.

- b) Die neutestamentliche Erfüllung besteht darin, ^{α)} daß der Herr selbst zu seinem Tempel gekommen, daß im Juden Jesus Gott Mensch geworden ist und sich den Aposteln offenbart hat, ^{β)} daß diese und ihre Nachfolger den Heiden predigen, was sie selbst gesehen und gehört haben: der Glaube kommt aus der Predigt (aus dem Hören), ^{γ)} daß dadurch die Heiden bekehrt und dem Volk Gottes, der Kirche Jesu Christi, einverleibt werden.

3. In betreff unserer Missionspflicht,

- a) daß wir selbst ein rechtes Israel sein müssen, wenn es wahr werden soll, daß einmal alle Heiden den Herrn fürchten werden „wie dein Volk Israel“ (B. 43),
 b) daß wir bei unseren Festen, Gottesdiensten, Gebeten, überhaupt bei unserem ganzen kirchlichen und religiösen Leben — wie Salomo hier im Gebet — auch der Fremdlinge, der Heiden, wohmeinend, fürbitend, hoffend gedenken.

Gottes Haus ist ein Bethaus allen Völkern; wehe uns, wenn wir eine Mördergrube daraus machen, d. h. wenn wir unsere religiösen Vorrechte im Geiste der Selbstsucht und Engherzigkeit genießen und wie Cain sprechen: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

4. Wie verhalten wir uns dazu?

- a) Gar viele machen es geradezu wie Jonas es zuerst machte: sie fliehen vor dem Missionsgedanken, schließen absichtlich die Augen vor der Not der Heiden und der eigenen Pflicht ihr gegenüber, suchen allerlei Ausflüchte und greifen am Ende selbst die Mission an.
 b) Andere sagen: „man sollte“ — eine Wendung, die in der ganzen Bibel nicht vorkommt und immer nur einen blinden Schuß bedeutet — statt zu sagen: ich sollte oder vielmehr: ich soll, ich kann und ich will.
 c) Das richtige ist, daß man ^{α)} den Jonas sich zum abschreckenden Beispiel nimmt und gleich beim ersten Ruf mit dem verlorenen Sohn spricht: „Ich will mich aufmachen“, ^{β)} oder aber wenigstens hintenach — wenn man tiefere Erfahrungen gemacht hat von Gottes Ernst und Güte — doch noch in sich geht wie der Sohn (Matth. 21, 29).

Gott hat sich aufgemacht; sonst wäre freilich alles Sichaufmachen der Menschen umsonst. Was in den Psalmen 17, 13; 44, 27; 74, 22; 82, 8; 102, 14 und sonst so oft erfleht wird, das ist geschehen: Gott hat sein Volk heimgesucht und sein Reich kommen lassen. Es handelt sich nur noch darum, ob auch wir unser Teil dazu beitragen wollen: Jes. 52, 1; 60, 1.

Nr. 50. Eph. 5, 14: Wache auf, der du schläfst

Der größte Teil der Christenheit schläft angesichts der Mission und des Elends der Heidenwelt. Da muß man den Schlafenden zurufen:

1. Augen auf!

Siehe um dich, wie es zugeht in der Heidenwelt, wie sie den Götzen dienen, wie sie in Furcht des Todes dahinleben und ohne Hoffnung sterben,

sieh und lies, was Gott durch die Missionare schon ausgerichtet hat und noch wirkt!

2. **O h r e n a u f!** (Jes. 50, 5.)

Höre Gottes Wort und Aufforderung an dich: wirkt, solange es Tag ist (Joh. 9, 4)!

3. **H a n d a u f!**

Zum Arbeiten und Geben für die Mission, und hebet die Hände empor zur Fürbitte für alle Nichtchristen!

4. **M u n d a u f!**

Was du gesehen, gehört und gelesen hast, wofür du arbeitest und betest, das erzähle auch andern! Lege Zeugnis ab für die Mission, vor allem vor den eigenen Kindern und Hausgenossen!

5. **H e r z a u f!**

Es bleibt alles tote Kopfsache und heuchlerische Wertgeschäftigkeit, wenn nicht vor allem dein Herz aufgeht in Liebe zu den verlorenen Mitmenschen; und das tut es nicht, wenn es nicht zuerst aufgegangen ist in Liebe gegen den Heiland, der uns zuerst geliebt hat, da wir noch seine Feinde waren.

6. **M a c h e d i c h a u f!**

Zum Gehen, wohin Gott dich ruft, zur eifrigen Tätigkeit, sonst schläfst du wieder ein und stirbst wohl gar.

7. **S o w i r d d i c h C h r i s t u s e r l e u c h t e n.** Missionsarbeit ist gesegnete Arbeit.

Nr. 51. 2. Kor. 4, 13: Ich glaube, darum rede ich

„Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünde, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst glaubt, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzukommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß er's nicht glaubt und nicht ins neue, fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehört.“ (Luther.)

1. **G a r m a n c h e r l e i B e w e g g r ü n d e** treiben zur Arbeit an unter der Heidenwelt.

Den einen treibt die Gewinnsucht, sich bis an die fernsten Nationen heranzumachen. Ein anderer will, um die Macht seines Volkes zu mehren, von einem Ende der Welt bis zum andern dringen. Dieser möchte die Segnungen der Kultur in hochgepanntem Idealismus allen Völkern mitteilen, und jener ist erfüllt von Mitleid mit den armen, tiefstehenden Völkerchaften. Wieder andere fühlen sich gedrungen, dem Befehl ihres Meisters: „Gehet hin in alle Welt“ Gehorsam zu leisten. Aber keiner dieser Beweggründe ist wirklich imstande, über all die schweren Widerstände und Hemmungen uns hinwegzuheben, die uns bei der Auseinandersetzung mit einer so gewaltigen, gottfeindlichen Macht, wie sie das Heidentum darstellt, entgegenreten.

2. Der tiefste und letzte Beweggrund, allen Widerständen zum Trotz, Mission zu treiben, d. h. die Herrschaft Gottes zur Anerkennung und Geltung zu bringen, kann nur der Glaube sein, der sich vor Gott gestellt weiß und bei dieser Gottesbegegnung
- a) vom eigenen Wesen und vom Vertrauen auf die eigene Kraft losgelöst wurde.
 - b) Aber auch Gottes erbarmende Liebe und seine sieghafte neuschaffende Kraft an sich verspürt hat.
 - c) Und nun ganz für seinen Gott zu leben gewillt ist.
 - d) Und einen Blick bekommen hat für die Größe und Macht Gottes, der einen Anspruch hat auf alle Menschenkinder, und
 - e) weiß, daß vor ihm alle Kniee sich beugen müssen.
3. Ein solch demütiger, dankbarer, liebevoller und hoffnungsfreudiger Glaube redet, schon einfach durch sein Vorhandensein, selbst ohne Worte.

Aber er muß sich auch Ausdruck verschaffen und davon zeugen, was sein Herz voll ist. Wohl ist er's sich bewußt, daß sein Wort als bloßes Menschenwort nichts zu wirken vermag, aber er weiß es auch, und die Erfahrung bestätigt es, daß sich Gott zu einem jeden Worte bekennt, das geredet ist, getrieben vom heiligen Geist. Und so kann er kein anderes Arbeitsmittel mehr gebrauchen und etwas davon erwarten, als dies durch den Geist gewirkte Zeugnis in Wort und Wandel.

Nr. 52. 1. Mose 4, 9: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?!“

Das erste „wo?“ der Bibel steht 1. Mose 3, 9, das zweite 4, 9; das erste fragt den ersten Menschen nach dem ersten Sündenfall: „Wo bist du?“, das zweite fragt den ersten Mörder, nachdem er seinen Bruder totgeschlagen: „Wo ist dein Bruder?“ Unsere erste Sünde ist die gegen Gott und gewissermaßen gegen uns selbst, daß wir ihm ungehorsam sind und uns dann vor ihm verstecken; die zweite ist die, daß wir uns vergreifen am Nächsten und uns dann noch entschuldigen. Leider geschieht es manchmal, daß Menschen von der ersten Sünde und auch von der zweiten in ihrer größeren Gestalt sich belehren, in feinerer Weise aber doch Mörder bleiben, die mit Cain sprechen: „Soll ich...?“

Ein Regier-Prediger behauptete einmal: „Die Weißen stammen alle von Cain ab. Ursprünglich waren die Menschen schwarz; auf die Frage aber: wo ist dein Bruder Abel? wurde Cain vor Schrecken weiß, und seine Nachkommen sind nun alle auch weiß!“

Wer nichts für die Belehrung der Heiden tut, der hat auch noch etwas von diesem Cainsinn

1. Die Heiden sind unsere Brüder, als unsere von Gott geschaffenen, von Adam abstammenden Mitmenschen, als in Christo Mit-erlöste, als solche, ohne die unsere und des Reiches Gottes Vollendung unmöglich ist.

2. Niemand lebt nur für sich, niemand sündigt nur für sich, sondern im natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenleben wirkt einer auf den andern ein und bessert oder verdirbt ihn. Jeder Mensch ist ein Missionar entweder des Guten oder des Bösen.

3. An den Heiden haben wir vielfach als die Mörder gehandelt:

Durch den Sklavenhandel, der die Veranlassung zu endlosem Blutvergießen, Krieg und Raub war, durch den Kulihandel in der Südsee, durch die Ausrottung der Ureinwohner Amerikas und Australiens, durch den Opium- und Branntweinhandel, durch Einschleppung ansteckender Krankheiten, durch Verführung und Vergewaltigung. Haben wir auch nicht unmittelbar an den Dingen teilgenommen, so haben wir doch Teil an der Schuld der gesamten Christenheit, und durch unsere Gleichgültigkeit könnten wir ebensowohl zu Mördern werden wie der Priester und Levit im Evangelium.

4. Die Mission sucht einigermaßen den angerichteten Schaden wieder gutzumachen:

a) Sie bringt den unterdrückten und mißbrauchten Heidenvölkern das Wort des Lebens, die Einladung ins Reich der Liebe, des Friedens und der Freude.

b) Sie baut Asyls und Spitäler für Kranke, Gefährdete und Verlassene.

c) Sie kämpft gegen die verderblichen Schäden und Greuel, die Sklaverei, den Opiumhandel, den Branntwein usw., und vertritt die Rechte der unterdrückten Eingeborenen ihren Ausfaugern gegenüber.

5. Wer sich daher an der Mission nicht beteiligt, der macht sich im gewissen Sinne der Rainsünde schuldig.

a) Er will natürlich kein Mörder sein, stärkt aber durch seine Gleichgültigkeit denen die Hände, welche Mörder sind, und tut nichts zur Heilung der alten Wunden.

b) Er sagt zwar nicht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“, denn dieses Wort ist als Wort eines Mörders in sehr schlechtem Kredit; es ist aber dennoch der „originale Ausdruck des menschlichen natürlichen Sinnes, soweit es sich um die anderen handelt“.

c) Er sagt aber: „Jeder ist sich selbst der Nächste“ — ein Wort, das einen sehr guten Kurs hat und doch nur die Rehrseite jenes Rainswortes ist (Funde).

d) Er sagt vielleicht: „Was frage ich nach allem andern, wenn ich nur selig werde?! Nun muß es ja freilich eine Zeit geben, wo mir das „wenn ich nur selig werde!“ über allem andern steht; wer aber in Jesus das Heil gefunden hat, der will nicht selig sein ohne die andern, sondern er weiß, daß Gott den hellen Schein dazu in unsere Herzen gegeben hat, daß durch uns entstünde die Erleuchtung, und so sucht er sie mit Offenbarung der Wahrheit wohl zu beweisen an aller Menschen Gewissen vor Gott (2. Kor. 4, 2. 6).

Nr. 53. Joh. 4, 31—34: Ich habe eine Speise zu essen, von der ihr nicht wisset

Das Geschäft, Menschenseelen selig zu machen und der Genuß, Verirrte zurechtzubringen, war dem Herrn Jesus eine Speise im buchstäblichen Sinne. Die größte Freude, die es gibt, bleibt, Verlorenen den Weg zur Rettung zu zeigen. Wenn wir diese Freude noch nicht geschmeckt haben, wissen wir nicht, was Freude ist.

1. Von außen angesehen, scheint der Missionsdienst reich an mancherlei Entbehrungen und schweren Opfern. Trennung von der Heimat und den Angehörigen, harte Arbeit, viel Enttäuschungen, mancherlei Krankheitsnot, oft auch ein früher oder später Märtyrertod müssen übernommen werden.

2. Und dennoch rühmt gar mancher von denen, die die schwersten Opfer haben bringen müssen, wie selig dieser Dienst sei.

Livingstone wehrt die übermäßigen Lobsprüche, die ihm dargebracht wurden, ab mit den Worten: „Die Leute sprechen von einem großen Opfer, das ich bringe, indem ich einen so großen Teil meines Lebens in Afrika verweile. Kann man das ein Opfer nennen, was nichts als eine kleine Rückerstattung der großen Schuld gegen Gott ist, die wir nie abtragen können? Sagen Sie lieber, es ist ein Vorrecht; ich habe nie ein Opfer gebracht.“ — Rebmann, der erblindet und körperlich völlig gebrochen nach 29jähriger Arbeit an der ostafrikanischen Küste heimkehrte, sprach über sein Lebenswerk: „Was habe ich denn getan, ich habe wie ein Soldat ausgehalten auf meinem Posten, bis Ablösung kam.“ — Und die im Bogaufstand in China ermordete Frau Missionar Atwater schreibt in ihrem letzten Brief: „Ich bedauere nicht, nach China gegangen zu sein, nur das schmerzt mich, so wenig getan zu haben.“ — Ein früh gefallener Sierra-Leone-Missionar erklärte: „Hätte ich tausend Leben, ich wollte sie alle gern hingeben, um einen einzigen armen Afrikaner zu retten.“

Über das Leben und Wirken manches Missionars könnte man schreiben: „Sein ganzes Leben war ein Dienst für den Herrn, und solcher Dienst war sein Lebensglück.“

Nr. 54. Matth. 4, 8—10: Der Weg zur Weltherrschaft

1. Missionsdienst will Weltheroberung sein.

Niedriger darf das Ziel nicht gesteckt werden, denn Gott will, daß einmal alle Reiche Gottes und seines Christus geworden sein sollen. Er hat seinem Sohn einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, so daß alle Kniee vor ihm sich beugen sollen. Die Aufgabe der Mission ist, dem Herrn seinen Weltbesitz zu vermitteln. Aber

2. Missionsdienst muß Gottesdienst bleiben.

Jesus selbst wollte nicht, wie der Versucher es ihm vorschlug, sich die Weltherrschaft durch Beugung vor dem Fürsten dieser Welt erkaufen; ihre Herrlichkeit blendete ihn nicht. Er gewinnt die Welt, indem er im Aufblick auf seinen Vater den Gehorsams- und Kreuzesweg geht. So muß

auch die Mission immer nur auf Gott schauen und in Selbstverleugnung, Demut und Geduld seine Wege gehen und ihm vertrauen. Sie muß sich rein halten von allen sündlichen Kompromissen, von allem Vertrauen auf staatliche und weltliche Hilfsmittel, von allen irdischen Motiven und Zwecken. Ihre Losung muß sein: Die ganze Welt für Christus, aber die Welt ganz heraus aus dem Herzen!

Nr. 55. 1. Mose 1, 28: Der älteste Missionsbefehl

Was ist das richtige Verhältnis von Kolonisation und Mission zueinander?

1. Nach der Bibel:

- a) Beide Bestrebungen sind nicht nur berechtigt, sondern von Gott gewollt, bezw. befohlen und gesegnet. *a)* 1. Mose 1, 28 gibt Gott gewissermaßen den Kolonisationsbefehl: Seid fruchtbar, mehret euch, füllet die Erde, macht sie euch untertan und herrschet. Jeder neue Hausbau, jede neue Familiengründung, alles Urbarmachen eines neuen Stück Landes, alle Völkerwanderungen, Entdeckungen, Erfindungen usw. fallen unter diesen Befehl. *ß)* Matth. 28, 18 ff. befiehlt Christus die Mission: Lehren, taufen, Gemeinden gründen.
- b) Sie sind aber nicht gleichbedeutend und gleichwertig, überhaupt nicht identisch. *a)* Der „alttestamentliche Missionsbefehl“, wenn man ihn so nennen will, richtet sich an alle Menschen und hat lediglich einen natürlich-bürgerlichen Kultur- und Humanitätszweck; *ß)* der neue testamentliche dagegen richtet sich ausschließlich an die Jünger Jesu und hat lediglich einen Reichgotteszweck;
- c) dabei ist klar, daß der erste den zweiten vorbereitet, die Mission also das Höhere, dem Endzweck Gottes näherstehende ist, dem die Kolonisation nur dienen muß.

2. Nach der Geschichte:

- a) Tatsächlich hat die Kolonisation schon oft der Mission gedient. *a)* Die jüdische Diaspora in der alten Welt hat die apostolische Mission vorbereitet und erleichtert. *ß)* Das römische Reich mit seinen Militär- und Handelsstraßen, Kolonien usw. hat ebenfalls dem Reich Gottes unwissentlich gedient. *γ)* Die Völkerwanderung hat heidnische Nationen in Berührung mit dem Christentum gebracht. *δ)* Das Frankenreich und die Eroberungen Karls des Großen waren ein Hauptmissionsziel jener Zeit. *e)* Die großen katholischen Missionen folgten auf die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien. *f)* Die evangelische Mission hat ebenfalls angefangen als Kolonialmission: Holland, Dänemark, England.
- b) Wo aber beides vermischt wurde, da ist kein Segen gewesen. *a)* Die römisch-katholischen Eroberungs- und Inquisitionsmissionen, anfangs so großartig, sind infolge dieser Vermischung, d. h. des wechselseitigen Mißbrauchs, den die weltliche und die kirchliche Gewalt miteinander getrieben haben, zugrunde gegangen. Aus ähnlichen Gründen haben sich die großen Erfolge der protestantischen Kolonialmission

in Ceylon und den hinterindischen Inseln als Scheinerfolge erwiesen. Nur wo beides scheidlich-friedlich nebeneinander hergeht, gereichen Kolonisation und Mission einander zum Segen.

3. Die gegenseitigen Aufgaben:

- a) Die Mission muß sich der Kolonisationspolitik gegenüber ihren spezifisch christlichen und internationalen Charakter, sowie ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit wahren, wenn sie ihrem Beruf treu bleiben will, und muß deshalb auch für die Rechte der Eingeborenen gegen die Interessenwirtschaft der herrschenden Kolonialmacht eintreten. Sie muß aber auch die Kolonisation in ihrer Bedeutung anerkennen, sie dankbar benutzen und sich ihr förderlich erweisen, wo und wie sie kann, ohne dem Evangelium Abbruch zu tun.
- b) Die Kolonisation soll sich in Missionsfachen nicht mischen, am wenigsten über die Mission herrschen und verfügen wollen, wohl aber soll sie innerhalb ihrer eigenen Aufgaben sich so halten, daß die Mission durch sie nicht geschädigt, sondern gefördert wird, namentlich im Blick auf die Eingeborenenfrage (Sklaverei, Kulihandel, Arbeitszwang usw.), den Handel mit Branntwein, Schießwaffen u. dergl., das persönliche sittliche Verhalten der beteiligten Auswanderer, Kaufleute, Beamten usw.

Nr. 56. Apg. 3, 6: Was ich habe, das gebe ich

König Bess in Kamerun erhielt einmal aus Leipzig einen roten Mantel und Nickelhelm. Er dankte dafür, fügte aber hinzu, Rock und Kappe seien nicht geeignet, von einem zivilisierten Mann getragen zu werden; er sei ein König, und wer ihm etwas schenken wolle, müsse ihm ein königliches Geschenk machen.

1. Es ist eine Schande für die Christenheit, was sie alles den Heiden gibt: lumpigen Flitter, Branntwein, Schießpulver, böses Beispiet usw.
2. Besser ist es schon, wenn man ihnen geordnete Obrigkeit, Erziehung zur Arbeit, die Schätze der Wissenschaft, die Errungenschaften der Technik, Gelegenheiten zum Verdienst hinausbringt.
3. Aber mit all dem ist den heidnischen Völkern noch nicht geholfen, so wenig dem Bettler vor der Tempeltür mit all den Geldgaben, die er erhielt, geholfen war. Die Mission darf und kann ein Besseres geben im Namen Jesu Christi: Heil für Leib und Seele durch die Predigt von seiner Liebe. Nicht die Kultur, sondern das Evangelium ist es, was der Heidenwelt nottut.

Nr. 57. Matth. 23, 15: Eine große Gefahr

1. Eine große Gefahr bei aller Missionsarbeit ist es, die Bekehrten zu einem Abklatsch dessen zu machen, was

man selbst ist, sie zu sich, zu seinem Glauben und seiner Kirche zu befehren, statt sie Christo zuzuführen und es ihm zu überlassen, was er aus ihnen machen will. Dabei werden sie vergewaltigt, ihrer Eigenart entkleidet und zu streitsüchtigen, verstockten Parteifanatikern gemacht. Der ganze Kampf des Apostels Paulus gegen die judaistische Gesetzesforderung richtet sich gegen diese Verderbnis der Missionsarbeit.

2. Demgegenüber hält er es für seine einzige Aufgabe, Christus, den Gekreuzigten, zu verkündigen (1. Kor. 1, 23; Gal. 3, 1), das Evangelium, das selig macht alle, die daran glauben, Juden und Griechen (Röm. 1, 16). Und er will, daß die Gläubigen in der Freiheit bestehen und sich nicht wiederum in das knechtische Joch fangen lassen. Die wahre Missionsaufgabe besteht darin, Christum recht groß zu machen und ihn als den zu verkündigen, ohne den es kein Heil gibt für jedermann (Apg. 4, 12; 2. Kor. 10, 5).
3. Wie diese Aufgabe erfüllt wird:

Nicht durch Vernachlässigung des uns geschenkten Besizes und unserer Eigenart. Paulus wußte zu schätzen, was ihm als Jude geschenkt war (Röm. 3, 2; 9, 4. 5). Aber er blieb sich auch der Gefahr der jüdischen Art bewußt (Röm. 2, 17—24; 10, 2) und wollte nicht ändern die Last auflegen, die die Juden selbst nicht hatten tragen können (Apg. 15, 10). Er stand für seine eigene Person in täglicher Buße (1. Kor. 15, 9; Eph. 3, 8), und will sich um des Evangeliums willen jedermann zum Knechte machen (1. Kor. 4, 9 ff.; 9, 19). Dazu wird er gestärkt durch das Verständnis der weltumspannenden Art des göttlichen Liebeswillens (Röm. 8, 29), durch die Gewißheit, daß es nicht an jemandes Laufen, sondern nur an Gottes Erbarmen liegt (Röm. 9, 16), und daß wir alle in Christo Jesu in ein neues Wesen gesetzt werden (Eph. 2, 6), und aller zumal ein Herr ist, reich über alle, die ihn anrufen (Röm. 10, 12).

Nr. 58. Apg. 16, 11—15: *Lydia, ein Bild gesegneter Kleinarbeit*

1. *Einfleiner Anfang.*

Paulus hielt es nicht für unter seiner Würde, an einem Platz, wo nicht einmal eine Schule war, wo sich nur wenige Frauen im Freien versammelten, mit seiner Arbeit zu beginnen. So darf ein Bote des Evangeliums sich's nicht verdrießen lassen, auch die unscheinbarsten Gelegenheiten zur Wortverkündigung auszunützen, da er nie weiß, ob nicht bei dieser Gelegenheit für eine Seele die große Rettungsstunde schlägt. Es ist erfolgreicher, nur einen Zuhörer zu haben, der sich für Christus entscheidet, als große Massen, die unentschieden bleiben.

2. *Das Gotteswunder an der Seele.*

Kein Prediger kann eine Seele befehren, Gott allein kann es und tut es,

- a) wo eine Seele, wie die der Lydia, heilsverlangend ist (Lydia hatte acht auf das, was von Paulus geredet war),
- b) wo wir in Wahrheit Träger der Heilsbotschaft sind (Röm. 10, 14), und
- c) treue Beter, die sich ganz auf den göttlichen Beistand verlassen.

3. Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Gott tat der Lydia das Herz auf und Lydia tut dem Herrn ihr Haus auf, ihr Haus wird ein Segensquell für die Gemeinde in Philippi, eine Leuchte für ganz Mazedonien und Europa. Wir Menschen fangen groß an und hören klein auf. Gott fängt klein an und hört groß auf.

Nr. 59. Apg. 16, 14: Dieser tat der Herr das Herz auf

Der Herr ist's, der die Schlüssel des Himmelreichs hat (Matth. 16, 19), der auf tut, so daß niemand zuschließen kann und zuschließt, so daß niemand auf tun kann (Offb. 3, 7). Wie er den Blinden das Auge, den Tauben das Ohr, den Stummen den Mund (Ps. 146), den Unverständigen das Verständnis aufschließt (Luf. 24, 45), so muß er auch, wenn er mit der Mission vorangehen soll, seinen Boten offene Türen geben (1. Kor. 16, 9; 2. Kor. 2, 12; Offb. 3, 8), oder ihnen die Tür des Wortes öffnen (Kol. 4, 3), und andererseits den Heiden eine Tür des Glaubens (Apg. 14, 27), ihnen die Augen (Apg. 26, 18) und das Herz (Apg. 16, 14) aufschließen.

Wie der Herr den Heiden das Herz aufschließt

1. Die Heiden haben verschlossene Herzen, die erst aufgeschlossen werden müssen, wenn das Wort etwas nützen soll.

- a) Die Schrift redet von steinernen und verstockten Herzen, von einer Hülle, damit alle Heiden verhüllt sind, und auch unser Text setzt voraus, daß das Herz von Natur verschlossen ist fürs Evangelium, so offen es für die Welt sein mag.
- b) Die Erfahrung bestätigt das reichlich. Die Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit, der Mangel an Verständnis für Gottes Wort, ja die Abneigung dagegen ist bei vielen Heiden überaus groß. Ein Witi-Häuptling schrieb: „Ach, schickt uns nur keine Lehrer. Wir brauchen nichts als essen und trinken, pflanzen und schlafen, und tun, wie wir getan haben. Sagt doch den Lehrern, sie sollen nicht hieher kommen!“

2. Der Herr hat verschiedene Mittel und Wege, den Heiden das Herz aufzuschließen:

Anders ruft er den Kornelius, anders den Kämmerer aus Mohrenland, den Kerkermeister zu Philippi und die Lydia. So sind es auch heute noch viel verschlungene Wunderwege, wie Gott an das einzelne Menschenherz seine Heilsbotschaft gelangen läßt, wie er durch Naturkatastrophen, durch Kriege, durch Handelsbeziehungen Bahn bricht, wie er seine Boten scheinbar zufällig da und dort hinführt, wie ein Bibelblatt, ein einzelner Spruch die Aufmerksamkeit weckt, wie alte Weissagungen oder Träume plötzlich eine Bewegung hervorrufen können.

3. Der Zweck dieser Aufschließung und zugleich das Erkennungs-

zeichen, ob eine solche stattgefunden, ist immer das Achthaben auf das, was vom Missionar geredet wird, und daß durch dieses Lebenswort Taten der Liebe und des fröhlichen Dankes geschehen.

Nr. 60. 1. Theff. 1, 2—10: Ein Blick in eine heidenchristliche Gemeinde

1. Sie ist entstanden:

- a) Durch ewige göttliche Auswahl (B. 4);
- b) durch selbstlose, geistesmächtige Evangeliumsverkündigung (B. 5);
- c) durch willige Aufnahme des Wortes (B. 6), die zu einem entschiedenen Bruch mit der Vergangenheit führte (B. 9).

2. Sie beweist ihr Leben:

- a) Im Werk des Glaubens, der nicht ein bloßes Fürwahrhalten bleibt, eine äußerliche Kirchlichkeit und Scheinfrömmigkeit, sondern ein persönliches, bewußtes, lebendiges Verhältnis zu Gott in Christo, das sich als eine bestimmende Macht in einem neuen Leben bewährt.
- b) Im Werk der Liebe, die sich offenbart im Verbundensein mit Gott, das zu anhaltendem Gebet und treuem Kampf gegen die Sünde führt und in opferwilligem, dienstbarem Verbundensein mit den Brüdern in der neuen Heilsgemeinschaft.
- c) In der ausdauernden Hoffnung, die nicht bloß von Herrlichkeiten träumt, sondern sich durch den Hoffnungsblick mit Trost und Freude erfüllen läßt, in den schwersten Glaubensproben nicht müde zu werden, geduldig zu leiden und fröhlich zu sterben.

3. Sie läßt sich erproben im Feuer der Trübsal, das ihre Glaubensfreudigkeit, ihre Liebeskraft und ihren Hoffnungsmut nur mehrt (B. 6).

4. Ihre Früchte zeigen sich in dem hellen Schein, der von ihr ausgeht und auf andere Gemeinden wirkt.

5. Ihr Lohn steht bei dem Herrn, der kommt als Richter und Retter (B. 10).

Nr. 61. Apg. 10, 1—33: Das Pfingsten der Heiden

Wie Gott zusammenbringt, was zusammengehört

1. Was alles zusammengehört:

- a) Die suchenden Heiden und der das Heil verkündende Apostel;
- b) die wahren Kinder Abrahams aus den Juden und die ebenso echten Abrahamskinder aus den Heiden, die zusammen eine Gemeinde (Röm. 15, 6) werden sollen;
- c) die jetzige Heidenwelt und die jetzige Christenheit, überhaupt alle zerstreuten Gotteskinder in der Welt (Joh. 11, 52; 10, 16): ohne Mission keine wahre Union.

2. Wie das Zusammengehörige oft so weit auseinanderliegt:

- a) Kornelius in Cäsarea und Petrus in Joppe wissen nichts voneinander und ahnen nicht, daß sie zusammengehören;
- b) die damaligen Juden und sogar die damaligen Judenchristen durch eine tiefe Kluft von den Heiden getrennt (B. 28; 11, 1 f.);
- c) die jetzige Christenheit und Heidenwelt trotz äußerer Berührungen durch Nationaldünkel, Rassenvorurteile, ärgernisgebende Namenschristen, Gewalttaten und Stolz weit auseinander.

3. Wie Gott es dennoch zusammenbringt:

- a) Durch lange geduldige Vorbereitung: in Israel war das Heil für die Welt, im Heidentum die Welt für das Heil vorbereitet, Kornelius durch die vorbereitende Gnade geleitet, Petrus in der Schule Jesu erzogen;
- b) durch wunderbares Eingreifen im rechten Augenblick: *α)* Engelerscheinung (3 ff.) und Vision (9 ff.); *β)* Zerstörung Jerusalems; *γ)* in unserem Missionsjahrhundert durch Entdeckungen und Erweckungen, Türöffnungen usw. — Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilfe mit Macht herein.

Nr. 62. Ps. 133: Ein einzig Volk von Brüdern

1. Zweck der Mission ist

- a) die Wiedervereinigung der seit 1. Mose 11 getrennten Völker untereinander;
- b) das Einswerden Israels mit den Heiden;
- c) die Herstellung der einen Herde unter dem einen Hirten. Das wird sein: „Segen und Leben“ (B. 3).

2. Um an der Erreichung dieses Zieles mitzuarbeiten, ist nötig

- a) ein einzig Volk von Brüdern, das unter sich nicht streitet (Schwache und Starke; Enge und Freie usw.);
- b) sondern durch Handreichung von Herz zu Herz, von Glied zu Glied (B. 2. 3) einander stärkt,
- c) und so immer neuen Segen nehmen und geben kann.

Nr. 63. Gal. 3, 26—28: Das große Einigungswerk der Mission

1. Sie will alle Menschen zu Gotteskindern machen.

Ein gewaltiges Wort, das vor Christi Kommen in die Welt kein sterblicher Mund auszusprechen gewagt hätte. Entweder hätte man es als Gotteslästerung empfunden, oder man hätte solchen Vorzug nur für sein eigenes Volk in Anspruch genommen. Söhne Gottes sind solche, die Gott ihr Leben verdanken, die mit ihm in einer wesenhaften, bewußten Gemeinschaft stehen und bleiben, und die immer mehr seinem Urbild ähnlich werden. In Christo kam die Gotteskinderschaft zur vollkommenen Darstellung, aber durch ihn können alle Menschen Gotteskinder werden, und zwar, wie Paulus hier schreibt, durch den Glauben an Christus und die Taufe auf ihn. Der Glaube geht der Taufe voran, wie noch heute in der Praxis der Mission. Die Taufe ist dann das Zeichen der empfangenen Gotteskinderschaft, der sichtbare Bruch mit der Vergangenheit und die feier-

liche Aufnahme in die christliche Kirche. Was empfinden Heiden, die unter dem Druck der Schuld und unter der Furcht des Todes und der Geistermacht standen, wenn sie nicht bloß das Recht haben, Gottes Füße zu küßen, sondern Gottes Kinder sein sollen!

2. Sie macht die Menschheit zu einer Gottesfamilie.

Die neue Menschheit will alle zu einer Gemeinschaft des Geistes und der Liebe verbinden. Welche Umwandlung in der Menschheitsgeschichte!

a) Zwischen den Nationalitäten und Rassen bestanden von jeher in der Natur selbst begründete, fast unüberbrückbare Zertrennungen und Schranken. Auch das alte Gottesvolk Israel empfand jede Berührung mit Volksfremden als Verunreinigung. Aber Christi Kreuz hat nun Frieden gemacht. Und die Missionserfolge zeigen, daß wirklich Bekehrte, ohne daß ein unnatürlicher Mischmaß geschaffen wird, ihren Nationaldünkel verlieren und im Volksfremden und Andersfarbigen einen Bruder in Christo sehen können.

b) Auch die soziale Ungleichheit und Gegensätzlichkeit wird durch Christi Gabe ausgeföhnt, ohne daß die irdischen Ordnungen aufhören, wohl aber so, daß die gegenseitige Unterordnung zu einer freien Tat wird, die allen Reid, Ungehorsam und Streit ausschließt. Schönstes Beispiel: Onesimus und Philemon.

c) Die Frauen sind zu Miterben des Lebens gemacht worden. Dadurch ist inmitten der heidnischen Vielweiberei, Unzucht und Knechtschaft ein geheiligtes Familienleben ermöglicht, das unberechenbare soziale und sittliche Segenswirkung in sich schließt. So wird die neue Menschheit zu einer großen Gottesfamilie, die in Christo ihren Mittelpunkt hat. Das ist die unsichtbare Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden.

3. Sie dient dadurch der Verherrlichung Christi.

Ein solches Einigungswort vermag keine Kolonialpolitik, kein Gewaltmittel der Welt zustande zu bringen. Nur Jesus Christus, der Menschensohn, schafft die neue Menschheit durch die Gnadenwirkungen, die von ihm ausgehen, das Wort und das Sakrament. Schon mancher ist dieser neuen Menschheit zugetan worden, aber das Endziel wird erst erreicht, wenn einmal alle Glaubenden vor seinem Thron vereinigt stehen. Das wird eine große Zahl sein, denn Gottes Haus wird voll.

Nr. 64. Joh. 11, 52: Die Sammlung der Kinder Gottes aus den Heiden

1. Sie ist durch Christi Tod ermöglicht und verbürgt.

Christus muß sterben, daß das Volk nicht verderbe. Das muß selbst ein Kaiphas wider seinen Willen bezeugen. All' Sünd' hast du getragen, sonst müßten wir verzagen. Das Verderben, die furchtbare Macht der Sünde und des Todes lastet über allen Menschen, so weit sie auch zerstreut sind. Am Kreuz hängt aber der Stellvertreter der Menschheit. Darum gehören ihm alle, die sich von ihm frei machen lassen vom Sündenfluch, die dankbar sein Heil annehmen.

2. Sie wird durch die Mission herbeigeführt.

Sie hat ja die Botschaft von der geschehenen Heilstat hinauszutragen und

einzuladen: Kommt, es ist alles bereit. Wer aus der Wahrheit ist, der hört Gottes Stimme und kommt an das Licht. Die Mission hat aber nur da die Verheißung des Erfolgs, wo in ihr wirklich Jesu Stimme weiterklingt, wo sie nichts als das lautere Evangelium von der Gnade Gottes verkündigt.

3. Sie bereitet die Vollendung des Reiches Gottes vor.

Es wird werden eine Herde und ein Hirte (Joh. 10, 16). Der Zaun ist abgebrochen (Eph. 2, 13, 14); es gibt keine Gäste und Fremdlinge mehr (Eph. 2, 18, 19). Die Heiden sind mit eingeleibt und Mitgenossen der Verheißung (Eph. 3, 6). Sie stimmen mit ein in den Lobgesang vor Gottes Thron.

Nr. 65. Offb. 7, 9, 10: Gottes Ziel mit den Völkern

Weil die Missionsanfänge immer so gering sind (Matth. 13, 32; Sach. 4, 10), weil die Macht des Heidentums so ungeheuer und der Abfall vom lebendigen Christentum immer größer wird, tut es not, sich zu stärken durch den Blick auf das Ende der Wege Gottes, auf sein Ziel mit den Völkern.

1. Eine unzählbare Schaar wird die Frucht der Missionsarbeit sein (Micha 4, 2; Sach. 2, 15). „Wunderanfang, herrliches Ende.“
2. Sie kommt aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, somit dürfen wir an keinem Volk verzweifeln, weder am Urbewohner Australiens, noch am Feuerländer oder den Nibobaren, und vor keiner noch so schwierigen Sprache zurückschrecken (Jes. 18, 7).
3. Sie kommen alle zusammen vor dem Stuhl des Lammes. Er ist der Einigungspunkt (Sach. 9, 10; Eph. 2, 14—18).
4. Sie steht lobpreisend vor dem Lamm, das sie gereinigt hat in weißen Kleidern (Zeph. 3, 9; Sach. 13, 1; Offb. 15, 2—4). Es gibt ja kein Heil und keine Seligkeit außer durch des Lammes Blut. Der Kern aller Missionspredigt ist Christus, der Gefreuzigte (1. Kor. 2, 2).
5. So kommt der Herr zum Ziel. So wahr als ich lebe, spricht der Herr, mir sollen alle Kniee gebeugt werden. (Röm. 14, 12; Ps. 2, 8; Offb. 11, 15).

Nr. 66. Micha 4, 1—7: Am Ende der Tage

1. Das Ziel aller Wege Gottes mit den Menschen:

- a) Allgemeiner Friede, die Menschen ein einzig Volk von Brüdern, doch jeder unter seinem eigenen Weinstock und Feigenbaum (3b—4).
- b) Das zerstreute Israel wieder zusammengebracht.
- c) Gott König über die nun aus Heiden und Juden zusammengebrachte Zionsgemeinde (7b); vgl. Sach. 9, 10; 13, 1, 2; 14, 8, 9.

2. Der Weg hiezu:

- a) Zion wird höher sein als alle Berge, d. h. alle anderen Religionen werden vor dem Heil erbleichen, das von den Juden kommt.
 - b) Viele Heiden werden sich so angezogen fühlen, daß sie freiwillig herkommen.
 - c) Aber auch eine Mission wird ausgehen von Zion zu den Völkern (21): Paulus und die ganze Heidenmission.
 - d) Die Heidenmission wird durch Strafgerichte Gottes befördert werden (3a): Kriege, Völkerwanderungen, Hungersnöte.
3. Was wir dabei tun sollen: nach B. 5 beharrlich „im Namen des Herrn, unseres Gottes, wandeln“, seine Gebote halten (auch das neutestamentliche Missionsgebot).

Nr. 67. Offenb. 19, 11—16: Die Mission und die Wiederkunft Christi

In der breiten Masse des heutigen Christentums herrscht die Stimmung des untreuen Knechtes: Mein Herr kommt noch lange nicht (Matth. 24, 48). Wo bleibt die Verheißung seiner Zukunft? (2. Petr. 3, 4). Aber es bleibt unbestreitbar, daß von Jesus seine Erscheinung als sicheres zukünftiges Ereignis bezeugt wird, daß im ganzen Neuen Testament die Hoffnung auf Christi Wiederkunft als ein wesentlicher Bestandteil der christlichen Frömmigkeit neben Glauben und Liebe erscheint, daß die Gläubigen aller Zeiten von dieser Hoffnung erfüllt waren, und daß diese Gewißheit für ihre ganze Lebensführung einen ungeheuer großen, praktischen Wert hatte. Das Warten auf den wiederkommenden Herrn ist aber von ganz besonderer Bedeutung für das Missionswerk, für den in Jesu Namen begonnenen und geführten Kampf zur Ausbreitung seines Reiches. Ohne diesen Abschluß und diese Krönung hätte dieser Kampf keinen Zweck. Christus muß sich zu seinem Werk bekennen, er muß es zum Ende bringen. Er muß seinen Sieg vor aller Welt offenbaren.

Diese drei für die Missionsarbeit wesentlichen Gewißheiten werden in unserem Text, der die Wiederkunft Jesu schildert, durch die drei Namen, die der Wiederkommende trägt, verbürgt.

1. Er heißt ja das „Wort Gottes“.

Damit bekennt er sich zur Arbeit der Mission, die ja in nichts anderem besteht, als das Wort Gottes hinauszutragen, es zu bekennen, mit ihm zu streiten und mit ihm zu trösten. Dies Wort ist das Schwert des Geistes, das durch die Herzen dringt und als Wort vom Kreuz den einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den andern ein Geruch des Todes zum Tode wird. Nun darf die Missionsgemeinde sehen: Ihr Kampf ist sein Kampf, ihr Werk ist sein Werk, wenn der erscheint, der auch mit nichts anderem kämpft als mit den Waffen der Gerechtigkeit, der die Heiden schlägt mit dem Stab seines Mundes und doch auch beim Nichten das Gewand trägt, das besprenkt ist mit dem Blut, das uns rein macht von aller unserer Sünde.

2. Und er heißt „Treue und Wahrhaftig“.

Darum bringt er das Werk der Mission zu Ende. Hier unten hat es oft

so ausgesehen, als sei die Arbeit vergeblich, als behalte die Finsternis den Sieg, und unser Glaube falle dahin. Nun zeigt sich: Keiner wird zuschanden, der seiner harret. Das ist ja die große Gabe Christi, daß er uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. Die Heidenwelt ist eine Welt ohne Hoffnung. Sie lebt vom Vergangenen, redet von schönen Zeiten, großen Männern, weisen Lehrern der Vergangenheit. Und die Vergangenheit liegt auf ihr vielfach als schwere Last, alter Fluch, alte Überlieferungen und Vorschriften, alte Gebundenheiten (vergl. die indische Karma- und Seelenwanderungslehre). Der Christ aber darf wissen: das Alte ist vergangen. Der, dem er dient, ist das A und das O, und er macht alles neu. Darum kann er auch bei scheinbarem Unterliegen seine Seele dem anbefehlen, der gesagt hat: Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, daß ihr seid, wo ich bin. Er erfüllt das Warten seiner Gemeinde, er krönt ihre Arbeit und bringt sie zum Ziel, daß alle Zungen bekennen, daß Christus der Herr sei.

3. Denn er heißt: „König aller Könige und Herr aller Herren“.

Durch sein Erscheinen in der Herrlichkeit bezeugt er sich als den Herrn, vor dem alle Männer der Erde, alle ihre Fürsten und ihre Geistesgrößen und Religionsstifter sich zu beugen haben. Sein Wort wird als das allein-gültige erwiesen.

Nr. 68. Gal. 1, 15. 16: Paulus, ein Missionar von Gottes Gnaden

In der galatischen Gemeinde hatte Paulus einen heißen Kampf zu führen. Sein Apostelrecht und sein Apostelberuf war in Frage gestellt. Er gibt darum Rechenschaft davon, wie er zum Apostel geworden ist. Missionsdienst ist immer Kampf. Keiner kann hier unerschüttert stehen und aushalten, der nicht auf unbedingt festem Grunde steht. Worauf beruht das Apostelamt des Paulus?

1. Auf der göttlichen Erwählung des Apostels.

a) Paulus ist gewiß, von seiner Geburt an zum Missionsdienst erwählt zu sein, und er erkennt in seiner Berufung ein Werk der freien, göttlichen Gnade. Diese seine Bestimmung findet er in seiner ganzen Lebensführung trotz all ihren scheinbaren Irrgängen bestätigt. Dieses Bewußtsein stärkt und tröstet ihn in der Auseinandersetzung mit seinen Widersachern und erhält ihn in der Demut und Dankbarkeit bei all seinen Erfolgen.

b) Solch göttlicher Erwählung und Leitung sollte jeder, der in den Missionsdienst tritt, gewiß werden, wenn sie auch nicht immer in so offenkundiger Weise sichtbar wird wie im Leben des Paulus. Es gibt Fälle offenkundiger göttlicher Eingriffe in die Lebensführungen, wie etwa bei Theodor van der Kemp, oder bei Stiefsrud. Aber auch wo der Eintritt in den Missionsdienst natürlich und menschlich vermittelt ist, darf und muß die göttliche Leitung erkannt und gepriesen werden. So entsteht das Amtsbewußtsein, das die Glaubensfreudigkeit zu stärken vermag und zu steter, dankbarer Beugung treibt.

2. Auf dem unbedingten Gehorsam des Apostels.

Paulus kann sagen, daß er sich mit ganzer Entschlossenheit dem göttlichen Heffe, Die Mission auf der Kangel 9

Rufe hingab. Nicht gutgemeinte menschliche Ratschläge oder kluge Erwägungen bestimmen ihn in seiner Arbeit, sondern der schlichte Gehorsam gegen den klaren, göttliche Willen. Wenn Jesus winkt, so geh, und wenn er dich brauchen will, so steig in Kraft empor. Die Männer, die wirklich Großes geleistet haben im Reich Gottes, waren meist Leute heroischer Entschlossenheit, kühner Tat und vorwärtsdrängenden Handelns, nicht Leute kluger Berechnungen, vorsichtigen Abwartens und prüfenden Zweifels.

3. Auf der herrlichen, ihm anvertrauten Gabe, dem Evangelium. Nichts anderes hat Paulus der Heidenwelt zu bringen, als das Evangelium, die Predigt vom Kreuzigten und Auferstandenen. Diese Botschaft allein gibt auch heute noch jedem Missionar Recht und Freude zu seiner Arbeit und erweist sich an den Herzen als seligmachende Gotteskraft. Die Mission muß auf dem alten Glaubensgrunde beharren:

Deine Liebe, deine Wunden, Die uns ein ew'ges Heil erfunden,
Dein treues Herz, das für uns lebt, Wollen wir den Seelen preisen
Und auf dein Kreuz so lange weisen, Bis es durch ihre Herzen geht.

Nr. 69. 5. Mose 34, 10—12: Mose als Vorbild für den Missionar

1. Mose hatte einen unzweideutigen Ruf Gottes erhalten (2. Mose 3, 10).
2. Mose fühlte tief die eigene Unzulänglichkeit gegenüber der Größe des göttlichen Auftrags (2. Mose 3, 11).
3. Mose ließ sich die göttliche Ausrüstung gefallen und nahm den Auftrag in gläubigem Gehorsam — gegen die Neigung der Natur — an (2. Mose 4).
4. Mose war — oder wurde mit der Zeit — seinem natürlichen Temperament entgegen — ein überaus sanftmütiger, geduldiger Mensch (4. Mose 12, 3; 2. Mose 16, 2).
5. Mose war ein Mann des Gebets und der Fürbitte (2. Mose 32, 11 ff.; 33, 12 ff.).
6. Mose ward treu erfunden in seinem ganzen Hause (Hebr. 3, 5).
7. Mose hat durch Gottes Gnade Großes geleistet, aber lange nicht alles. Er brachte Israel bloß an die Grenze des gelobten Landes; ein anderer mußte es vollends hineinführen (4. Mose 27, 18 ff.).

Der Missionar kann nur lehren, ermahnen, einladen; der eigentliche Führer zu Christus ist ein anderer: der heilige Geist, vgl. Joh. 3, 29. 30.

Nr. 70. Joh. 21, 15—24: Missionseigamen und Missionsinstruktion

1. Jeder lebendige Christ hat eine Mission:
 - a) Die Apostel in einzigartiger, grundlegender Weise.
 - b) Prediger und Missionare in geordnetem Amt.

- c) Jeder Gläubige als Mitarbeiter am Reiche Gottes, teils neben, teils in seinem bürgerlichen Beruf.
2. Die Instruktion des Auferstandenen lautet:
- a) Folge mir nach! (B. 19. 22.)
 - b) Nicht wie du willst, sondern wie ich will! (22 ff.)
 - c) Laß, was dich nichts angeht! (22 ff.)
 - d) Weide meine Lämmer! (15 ff. und Joh. 10, 16.)
3. Vorher aber muß ein Examen bestanden werden: Gefragt wird nach der Liebe zu Jesus.
- a) Man muß fühlen, wie wenig man den Herrn geliebt, wie oft man ihn verleugnet hat, trotzdem er uns zuerst geliebt und teuer erlauft.
 - b) Man muß erkennen und erfahren, wieviel ihm an unserer Liebe gelegen ist, wie er uns vergibt und die Beziehungen zu uns wieder herstellt.
 - c) Auf Grund davon muß man ihn wieder lieben und seinen Auftrag übernehmen, die Brüder zu lieben und sie mit Hirtentreue, Geduld und Weisheit zur Lebensquelle und zur wahren Herzensweide zu führen.
 - d) Endlich gilt es noch, sich seiner Verfügung, auch über die äußeren Lebensschicksale und Wege unbedingt zu unterwerfen.

Nr. 71. Richt. 7, 1—8: „Des Volks ist zu viel“

Man hört oft klagen über den Mangel an Arbeitern daheim und draußen; und die Zahl der Missionare steht auch wirklich in keinem Verhältnis zur Menge der Heiden; doch sind wir nicht angewiesen, um viele Arbeiter zu bitten, sondern um Arbeiter, und damit ist schon gesagt:

Es kommt nicht auf die Zahl an, sondern auf die Eignung

1. Um Gideon hatten sich, seinem Aufruf folgend, 32 000 Mann gesammelt. So melden sich viele junge Männer zur Aussendung. Namentlich in Amerika und England sind Tausende von Studenten Jahr für Jahr bereit, in die Mission hinauszuziehen. Das ist wohl recht erfreulich, aber es ist nicht alles Gold, was glänzt.
2. Gott nimmt daher eine Sichtung vor:
Nach 5. Mose 20, 8 müssen alle, die irgendwie furchtsam und verzagt sind, alle, die sich nur vom Strom der Begeisterung haben fortreißen lassen, wieder umkehren: Von den 32 000 erweisen sich 22 000 als untüchtig. Fast das gleiche Verhältnis zeigt sich bei den Meldungen zum Missionsdienst. Nicht die Hälfte ist brauchbar.
3. Und auch das ist noch zuviel; es wird eine weitere Probe vorgenommen. Alle, die sich nicht beherrschen konnten, sondern ihren Durst zu stillen suchten, werden zurückgestellt.
So kommt in der Mission alles darauf an, ob einer sich freiwillig an

Selbstverleugnung und Beherrschung seiner Triebe gewöhnt hat, ob er auch da, wo er sich unbeobachtet glaubt, gleich eifrig und uneigennützig ist. Leidenschaftliche und eigennützige Missionare schaden mehr, als sie nützen.

4. Die dreihundert nehmen nichts mit als Zehrung und ihre P o s s a u n e n.

Beides müssen auch die Missionare haben: Man soll nicht von ihnen verlangen, daß sie sich in Handel der Nahrung flechten und ihren Unterhalt selbst erarbeiten (Luk. 10, 7). Ihre Hauptausrüstung ist aber das W o r t. Das allein kann den Feind schlagen: „Ein Wörtlein kann ihn fällen.“

5. Diese ganze Veranstaltung ist deswegen nötig:

- a) Damit nicht die Menschen sagen: W i r haben es ausgerichtet, und sich also rühmen wider den Herrn (5. Mo. 8, 17; Jes. 10, 13; Jer. 9, 22 f.).
- b) Sondern offenbar werde, daß der H e r r Heil schafft (B. 22).

6. Die dreihundert sind nicht genannt, sondern nur Gideon. Er war doch die Hauptperson, der eine, durch welchen der Herr alles tat. Aber

- a) ihn hatte auch der Geist des Herrn angezogen (6, 34), so daß der ganze Mensch Gideon nur Erscheinung der in ihm wirkenden Gotteskraft war.
- b) Dazu war er ganz gewiß (6, 36 ff.), daß Gott durch seine Hand Israel erlösen wollte. Ein solcher ist mehr als tausend wohlmeinende Schwächlinge. Aber „wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun“.

Nr. 72. Jer. 1, 4—10: Die Berufung des Jeremia

Ein Musterbeispiel dafür,

1. wie Gott seine Diener und Boten gewinnt.

- a) Er hat sie von jeher erwählt und ersehen (B. 5). Schon gleich nach dem Sündenfall hatte er die Rettung der Welt geplant und in Abraham schon die Werkzeuge und Mittel zur Durchführung des Heiles bestimmt. Als Israel seinen Beruf verfehlte, schob Gott es zur Seite und bediente sich der Gläubigen aus den Heiden. Er schafft Missionszeiten und Missionsgelegenheiten, beruft seine Arbeiter und macht sie tüchtig, bereitet das Feld für die Arbeit vor, öffnet die Türen der Völker, Völker, Häuser und Herzen (Zona 1, 1 ff.; Apg. 13, 2).
- b) Gar mancherlei Widerstände sind bei den in Aussicht Genommenen zu überwinden. Wenn es auf die Menschen ankäme, würde nichts zustandekommen. Wie sich Jeremia weigerte, so hat sich die Christenheit lange geweigert und immer neue Ausreden gefunden. Und so hat auch mancher, an den Gottes Ruf gelangt ist, viele Bedenken und Einreden.
- c) Aber Gottes Geduld kann die Widerstände überwinden durch sein Wort und seinen Geist. Er hat den Jeremia überredet und dieser hat sich überreden lassen. So hat schon mancher Missionar und Missionsfreund bekennen müssen, er habe nicht anders ge-

konnt, als sich — gegen die natürliche Neigung — der Mission zu widmen. Der Herr kann es dem Einzelnen und der ganzen Christenheit zeigen und eindrücklich machen, daß die Missionsarbeit sein klarer, bestimmter Wille ist und daß er unbedingten Gehorsam fordert.

2. Welche Arbeit Gott seinen Boten zuweist.

- a) **Ausreißen, zerbrechen, verderben, zerstören:** den Götzendienst mit seiner Priesterherrschaft (Tempel, Götzemacher und Verkäufer, Tänzerinnen usw.); den Aberglauben mit all seinen Verirrungen: Kannibalismus und Menschenopfer, Schlachten von Geisteseele am Grab, Zauberei und Hexenprozesse; Unsitten und Laster; Vielweiberei, Sklaverei, Mädchenmord, Trunksucht, Trägheit, Sinnlichkeit.
- b) **Bauen und pflanzen.** Einzelne Pflanzen müssen gesetzt und gepflegt, einzelne Bausteine behauen und eingefügt werden; Befehrung und Erziehung, Sammlung, Organisierung und Leitung von Gemeinden (Bild: Haus Gottes und Garten Gottes); Einführung guter Lebensgewohnheiten, Sitten, Beeinflussung des öffentlichen Lebens, Errichtung von Schulen und Anstalten.

3. Wie Gott seine Diener für ihren Dienst ausrüstet.

- a) Indem er durch seine Berührung sie heiligt und weiht (B. 9).
- b) Indem er ihnen die Verheißung seiner Nähe und seines Beistandes gibt (B. 8; Matth. 28, 20).
- c) Durch die Begabung mit dem Worte (B. 9).
- d) Durch Einsetzung in ihr Amt und Verleihung der Autorität (B. 10).

4. Wie Gott die Arbeit segnet und gedeihen läßt.

Ihr Wort hat weltbewegende Kraft und es muß ihnen gelingen, denn Gott will es. Und darum macht er Jeremia zur ehernen Mauer und zur eisernen Säule (B. 18. 19).

Nr. 73. 1. Kor. 4, 16: Paulus, das Muster eines Heidenmissionars

Gott ist ein Gott der Mannigfaltigkeit; das sehen wir an der Schöpfung, in der Bibel und auch in der Geschichte des Reiches Gottes. Nicht zwei Menschenkinder sind einander gleich in ihrer Befehrung, Heilserfahrung usw., so ist auch jeder Arbeiter im Dienst des Herrn gewissermaßen ein Original — Petrus und Johannes, Matthäus und Thomas, jeder für sich. Dennoch gibt es gewisse Züge, die bei allen ähnlich sind und sein müssen. Darum konnte Paulus wohl auffordern: Folget mir, wie ich Christo nachfolge. Der Herr ist das eine große Vorbild für alle. Am Menschen Paulus sehen wir das menschlich Erreichbare. Er ist der erste und größte aller Heidenmissionare, und die Erfahrung der Geschichte hat gezeigt, daß die größten Fehler und Mißerfolge in der römischen und in anderen Missionen ebendaher kommen, daß man sich nicht an sein Vorbild gehalten hat. So tun wir gut, ihn uns als Muster zu nehmen.

1. Paulus hat sich ganz entschlossen dem Herrn ergeben.

Wie er vorher ein glühender Verfolger war in rücksichtsloser Folgerichtigkeit, so ist er mit seiner Befehrung ein völliger Diener Christi gewor-

den, der nur in seinen Fußtapfen wandeln und von ihm lernen will: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2, 20; Phil. 1, 20). Alles und in allen Christus (Kol. 3, 11. 17). Sein ganzes Wirken und Arbeiten zeigt diese völlige Hingabe an Christus.

2. Nachdem er durch Befehl des heiligen Geistes zum Heidenapostel abgeordnet war, sah er seinen **L e b e n s b e r u f** darin, ein **M i s s i o n a r** zu sein. Alles in seinem ganzen ferneren Leben dreht sich um diesen Gedanken. Er besprach sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern fuhr zu und opferte sein Leben für diesen Beruf (2. Kor. 11, 23 ff.).

3. Auch seine **M i s s i o n s w e i s e** ist nachahmenswert.

a) Er ließ sich von keiner anderen Rücksicht leiten, als von der Führung des heiligen Geistes. Wo Gott ihm die Türen aufstat, da ging er hinein. Er band sich an keine herkömmliche Methoden, sondern folgte dem Ruf der Stunde.

b) Er wollte nur da predigen, wo Christi Name noch nicht genannt war, wo kein fremder Grund gelegt war (Röm. 15, 20. 21; 2. Kor. 10, 13—16). Wieviel Unheil ist schon angerichtet worden durch das Eindringen der römischen Propaganda in evangelische Missionsgebiete und durch die Konkurrenz der verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften.

c) Er suchte in nichts das Seine, sondern verzichtete auf alles, um allen ein Vorbild zu werden und niemand Anstoß zu geben. „1) Das größte Hindernis der Mission ist unsere Eigenliebe, der Mangel an Selbstaufopferung und Selbstverleugnung. Die Kluft zwischen den Eingeborenen und uns kann aber nur dadurch überbrückt werden, daß wir zu ihnen herabsteigen, um ihretwillen arm werden (vgl. Patons Leben, Kunze: „Am Dienste des Kreuzes“). 2) Paulus weist hin auf seine Unabhängigkeit von den Gemeinden und seine Arbeit mit den eigenen Händen (2. Thess. 3, 7—9; 1. Pp. 20, 33—35). Selbstverständlich kann der Heidenmissionar, wenn er alle seine Zeit der Seelenrettung widmen will, nicht gezwungen werden, auch für sein äußeres Auskommen zu sorgen (1. Tim. 5, 18). Die sogenannten selbsterhaltenden Missionen Bischof Taylors haben gerade darunter so gelitten, daß die Missionare zuviel Zeit auf ihren leiblichen Unterhalt verwenden mußten. Aber die Missionstätigkeit soll keine Pfründe werden, kein Geschäft, kein Erwerb. Und je mehr die Missionare spüren, daß wir uns unser Missionsinteresse etwas kosten lassen, desto geneigter werden sie sein, auch in ihrem Teil Selbstverleugnung zu üben.“

d) Paulus suchte allen alles zu werden (1. Kor. 9, 19 ff.; 10, 33).

„1) Damit ist nicht die heuchlerische oder aus Lareit hervorgehende Unbequemung an heidnische Ansitten oder gar an heidnische Religionsweise gerechtfertigt, wie das vielfach von den Jesuiten geschehen ist, besonders in Indien. Die christliche Wahrheit und die christliche Wohlständigkeit darf in keinem Stücke verleugnet werden. Aber den Eingeborenen darf nicht unsere Sitte, unsere Art und unser Geschmack aufgezwungen werden. Die nationale Eigenart und Sitte bedarf in Be-

genteil sorgfältiger Pflege und Weiterbildung, so gewiß ein entschiedener Kampf gegen alle Verderbnis und Unsitte geführt werden muß.

f) Die Liebe macht erfinderisch, so daß der Missionar den Hindu möglichst ein Hindu, den Chinesen ein Chinese wird und deshalb in Sprache und Lebensweise, in Sympathien und Interessen, soweit es irgend geht, auf sie und ihre Bedürfnisse eingeht.

- e) Paulus sucht seine Bekehrten auf eigene Füße zu stellen, nicht sie in beständiger Abhängigkeit zu erhalten.

Es ist ein Fehler der neueren Mission, daß sie ihre Bekehrten gar oft allzusehr verwöhnt, ihnen Kirchen und Schulen auf Missionskosten errichtet und dadurch Bettelhaftigkeit, Unselbständigkeit und anspruchsvolles, undantbares Wesen befördert hat. Paulus hat zwar die neugegründeten Gemeinden treulich gepflegt, sie je und je wieder besucht, durch Briefe und Boten die Verbindung aufrecht erhalten, aber zugleich für Einsetzung von eingeborenen Ältesten gesorgt und finanziell nichts für sie getan.

Nr. 74. Joh. 15, 16: Wie Jesus seine Zeugen zu ihrem Beruf ausrüstet

Dies Wort bildet Zinzendorfs Grabschrift. Es enthält für die Sendboten einen unendlichen Trost und eine ernste Verpflichtung.

1. Der Trost liegt darin, daß sie dadurch allein auf sein freies Erbarmen gestellt sind.

Ihr Beruf ist nicht selbstgewählt, sondern er hat sie zu seinen Boten gemacht. Müßten sie denken: Ich habe es gewollt und gemacht, so könnten sie in Zeiten der Anfechtung, unter dem Druck einer übergroßen Arbeitslast, beim Gefühl der eigenen Sünde und Unvollkommenheit, beim Spott und beim Bedauern der Welt klagen über einen verfehlten Beruf. Haben sie aber das Bewußtsein: der Herr hat mich aus Gnaden, ohne mein Verdienst und Würdigkeit auf diesen Posten berufen, so gibt das Ruhe und neuen Mut zur Arbeit, stärkt die schwachen Schultern und treibt zu ununterbrochener, freudiger Treue.

2. Daraus entspringt freilich eine ernste Verpflichtung.

- a) Wir sind nicht dazu in der Welt, um stillzusitzen und uns unseres persönlichen Glaubensstandes zu freuen, sondern daß wir hingehen, hinaus in die Welt, um Gottes Reich auszubreiten. Unternehmen wir nichts für die Sache Christi, so werden wir unserer Bestimmung untreu.
- b) Und die Arbeit soll Frucht bringen, und zwar nicht bloß Glaubensfrüchte des persönlichen Glaubensstandes, sondern auch durch den Dienst gerettete Menschenseelen. Wie viele solche Früchte hat Zinzendorf gebracht! Solche Geistesernte soll das bewußte Ziel unserer Arbeit sein. Sie kann freilich nicht künstlich gemacht werden, sondern wächst, wie eine Frucht, wo nur der Baum gesund ist, als Wirkung der innerlich pulsierenden Lebenskraft. Und sie kann wachsen und da sein, ohne daß man es sieht und zu hoffen wagt. Wir dürfen glauben, daß wir nie ohne Furcht wirken, wenn wir unser Amt nur im Gefühl der großen Verantwortung treiben und aus Liebe zum Herrn und den

unsterblichen Seelen reden und handeln, ohne vor persönlichen Opfern zurückzuschrecken.

- c) Und unsere Frucht soll bleiben. Etwas Unvergängliches sollen wir schaffen. Man kann Menschen vorübergehend begeistern und entzünden. Aber nur eine Seele, die eine Rebe am Weinstock Christus wird, und im Glauben bis ans Ende mit ihm verbunden ist, ist eine bleibende Frucht. Der Mut möchte einem sinken vor dieser ungeheuren Aufgabe. Aber weil Jesus uns dazu setzt, dürfen wir's glauben, wir vermögen, was wir sollen.

Nr. 75. Joh. 15, 1—5: Der Weinstock und die Reben

Im Evangelium Johannes fehlt der Missionsbefehl, es steht aber an der betreffenden Stelle (20, 21 ff.) ein Wort, das als innerste Voraussetzung und Begründung von Matth. 28, 18 ff. anzusehen ist. So fehlt bei Johannes auch eine Instruktion wie Matth. 10 oder auch wie Luf. 22, 36; dafür aber haben wir die Abschiedsreden Joh. 14—17, und insbesondere das Wort vom Weinstock, das die beste Missionsinstruktion darbietet:

Wer viel Frucht in die Mission bringen will,
der hat nichts zu tun, als an Jesus zu bleiben,
wie die Rebe am Weinstock

1. Der große Zweck der Mission und überhaupt unseres ganzen Lebens ist — Frucht zu bringen.

- a) Es ist Mißverständnis und falsche Bescheidenheit, wenn so oft gesagt wird: „auf den Erfolg kommt es nicht an; wir haben nur unsere Pflicht zu tun“. Diese Pflicht besteht ja eben im Fruchtbringen.
b) Paulus hat auch Frucht gewollt bei seiner Arbeit: Phil. 1, 22; 2, 16; Röm. 1, 13; 1. Thess. 3, 5; Gal. 2, 2.
c) Und das stimmt ganz mit unserem Text: *α)* Dies Gleichnis hat nicht nur den Zweck, die Jünger bei der bevorstehenden Trennung durch den Hinweis auf die trotz aller Entfernung doch bleibende Verbundenheit mit dem Herrn zu trösten, *β)* sondern auch den, ihnen zu zeigen, daß wir alle um des Fruchttragens willen in der Welt sind, nicht zum Genießen, zum Streiten, zum Forschen, sondern zum Fruchttragen, d. h. zum Fortsetzen und Ausführen des Werkes Christi auf Erden: Er ist der Weinstock, von seinem Vater jetzt verpflanzt in die obere, unsichtbare Welt; aber seine Reben ragen herein in diese Welt; ihn kann die Welt nicht sehen, uns aber sieht sie, da sollen wir nun so leben und solche Werke tun, daß sie sich wundern und fragen: woher kommt das? — wir müssen Früchte tragen von derselben Natur wie der Weinstock, neue Kinder Gottes zeugen (Gal. 4, 19; 1. Kor. 4, 15).

2. Das geschieht nicht durch dies und das, sondern allein durch Bleiben in Christo.

- a) Nicht durch künstliche Methoden und Gewaltanstrengungen. Es hilft nicht viel, wenn immer wieder verhandelt wird über die beste Missionsmethode, wenn die einen die Reifepredigt, die

andern das Schulwesen, wieder andere Bibelverbreitung oder Frauenarbeit oder ärztliche Mission über alles anpreisen, wenn die einen gelehrtere und gebildete Missionare verlangen, die andern dagegen nur Handwerker, Laien und durch die Wissenschaft unverdorben Brüder wollen. Es hat schon alles und allerlei Frucht getragen, und umgekehrt hat es von jeder Gattung und bei jeder Methode auch schon viel Unfruchtbarkeit gegeben.

- 1) Das, worauf es ankommt, ist das **Bleiben in Jesus**. a) Hier ist nicht gesagt, wie man in ihn hineinkommt, aber wir wissen es: durch Buße und Glauben. Missionsleute müssen bekehrte Leute sein. β) Auch das Bleiben geschieht nur durch Buße und Glauben, durch tägliche Erneuerung in dem angefangenen Wesen. Dazu gehört, daß man sich reinigen läßt: Handabhauen, Auge ausreißen, Eltern und Kinder verlassen, wo es nottut, auch Lieblingsgedanken und Pläne aufgeben, um nichts als — Frucht zu schaffen.

3. Daß es auf diesem Wege wirklich zur Frucht kommt, das beweist die ganze Kirchen- und Missionsgeschichte.

- a) Die Apostel, besonders Paulus, und die alte Kirche, durch welche das römische Reich überwunden ward usw.
 b) Männer wie Francke, Zinzendorf, Harms, Josenhans, Patteson, Livingstone usw., und viele auch weniger begabte Missionare.
 c) Eingeborene Bekehrte, die für ihre Landsleute ein Segen geworden sind.

Nr. 76. Matth. 12, 30: Die wahre Missionsmethode

Die wahre Missionsmethode besteht darin, daß man mit Jesu ist, d. h. die Verbindung mit ihm herstellt und sammelt, d. h. Verbindungen herstellt auf Erden.

1. Die Verbindung mit dem Herrn.

- a) Sie ist nicht ohne weiteres von selbst gegeben, etwa durch Geburt oder christliche Erziehung oder durch religiöse Erkenntnisse und Gefühle, oder durch Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinschaft. Wir werden vielmehr vor eine Entscheidung gestellt — für oder wider. Christus will und muß in den Seinen den Sieg gewinnen.
 b) Sie entsteht a) durch Buße und Umkehr: Tut Buße, forderte schon Johannes der Täufer (Matth. 3, 2). So begann Jesus seine Arbeit (Matth. 4, 17). Sie forderte Petrus (Apg. 2, 38; 3, 19; 5, 31). Und Paulus auf dem Areopag (Apg. 17, 30). β) Durch den Glauben an Christus als den einzigen Grund des Heils (Joh. 14, 1; 20, 28; Apg. 4, 12; 16, 31). γ) Durch einen völligen Bruch mit allem, was er nicht will, und einen unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote (Joh. 14, 21; 1. Joh. 2, 3—6).

2. Die Herstellung der Verbindung auf Erden. Das Sammeln ist der Lebensberuf Jesu und der Seinen (Luk. 19, 10; Joh. 10, 16).

- a) Sammeln ist das Auffuchen und Zusammenbringen des Gleichartigen, ein Herausfinden und Zusammenordnen des

Verwandten. Dazu gehört Prüfen und Sichten, ja ein Liegenlassen und Begwerfen.

- b) **Wen sammelt Jesus?** Nach Joh. 10, 16 und 11, 52 nicht alle Menschen als solche, sondern nur eine Auswahl, die irrenden Schafe, die geistlich Armen, nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, die aus der Wahrheit sind und die nach Gott fragen, ohne Unterschied der Nation und Religion — aus der ganzen Welt. Auch die Mission darf nichts anderes wollen, sie darf nicht ehrgeizig und streberisch die Großen und Reichen und Edeln sammeln wollen, sondern muß sich begnügen mit den Schafen, die Jesu Stimme hören, seien sie auch noch so verächtlich nach Herkunft und Zahl.
- c) **Zu was sammelt er sie?** Offenbar will er die zerstreuten Kinder ins Vaterhaus, die irrenden Schafe in den Stall bringen, — d. i. die kleine Herde, die Gemeinde der Heiligen, die aber schließlich als Reich Gottes erscheinen wird in Herrlichkeit. Es handelt sich nicht um Errichtung einer glanzvollen Weltkirche oder um Herbeiführung neuer gesellschaftlicher Ordnungen und Kulturzustände, auch nicht um Gründung einer Sekte, Partei u. dergl., sondern um die Rettung der Seelen durch die enge Pforte und den schmalen Weg.
- d) **Wie und durch welche Mittel sammelt Jesus?** Seine Schafe hören seine Stimme. Die göttliche Torheit erweist sich als Weisheit und überwindet die Welt und ihren Schein. Also nicht Gewalt, Politik, Täuschung, Überredung und Bildung, sondern nur das Wort Jesu; ihn, den Gefreuzigten, gilt es vor die Augen zu malen. Das wirkt auf die, welche aus der Wahrheit sind, wie Magnet im Eisenstaub.
- e) **Wer in der Mission nicht so arbeiten will, hindert Jesu Werk und richtet Zertrennung an.** So viele großartige Einigungsbestrebungen haben nicht die Gemeinschaft der Heiligen geschaffen, sondern endigten mit der Begründung einer neuen Sekte. Mit Jesu sein ist gleichbedeutend dem mit Jesu sammeln. Drohen gibt es im Reiche Gottes nicht. Scheint auch der Erfolg ein geringer, es ist doch eine Auswahl da. Es kennt der Herr die Seinen. Und darüber muß man sich freuen.

Nr. 77. Matth. 10, 24—31: Warum brauchen sich Jesu Zeugen in der Welt nicht zu fürchten?

Sie sind:

1. Nachfolger eines großen Vorgängers (B. 24. 25).

Wenn Trübsal über uns hereinbricht, werden wir so leicht verzagt und glauben das schwerste Kreuz zu tragen und unter besonderem göttlichem Zorn zu stehen. Nein, tröstet der Herr die Seinen, das schwerste Kreuz habe ich getragen, ihr sollt in eurer Not nicht eine Strafe sehen, sondern ein Siegel eurer Zugehörigkeit zu mir. Über den Welthaß darf man sich nicht wundern, man hat ihn ebenso freiwillig auf sich zu nehmen, wie man Jesu Dienst übernommen hat. In der Leidensgemeinschaft mit ihm ist auch die schließliche Herrlichkeitsgemeinschaft verbürgt.

2. Kämpfer für eine sieghafte Fahne (B. 26. 27).

Sie haben von Christo den Auftrag, seine Botschaft aller Welt zu sagen

(B. 27). Dies Ziel muß notwendig erreicht werden, da das Verborgene an den Tag kommt. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Für eine erfolgreiche Sache kämpft man ohne Furcht, mit Freuden.

3. Gegner eines ohnmächtigen Feindes (B. 28).

Wohl können die Menschen den Leib töten, aber das Schwert kann ihre in Gott geborgene Seele nicht berühren. Die Menschenfurcht wird in dem Maß schwinden, als eine lebendige Gottesfurcht das Herz erfüllt. Das Opfer des Leibes ist zwar ein schweres Opfer, das im Missionsdienst oft schon gefordert worden ist, aber es ist möglich dem, der das ewige Leben schon jetzt sein eigen nennt.

4. Kinder eines treuen Vaters (B. 30. 31).

Er, der sich um einen Sperling kümmert, wird seiner Kinder nicht vergessen. Der Vater ist stärker als alles, und niemand kann ihm seine Kinder aus der Hand reißen.

Wohl erweist sich unser Herz immer, wenn Verfolgungen und Tod wirklich über uns hereinbrechen, als ein trübselig und verzagt Ding. Dann darf man sich aber an das Wort halten, das der Herr dem Petrus zurief, und das ihn in seiner schwersten Anfechtung aufrichtete: Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.

Nr. 78. Matth. 10, 34—36: Die Friedensbotschaft bringt Kampf in die Welt

1. Der faule Friede, in dem die Heidenwelt steht.

Der Zustand der Heidenvölker wird von oberflächlichen Beobachtern oft als ein paradiesischer geschildert. Sie leben in den Tag hinein, ohne sich bei ihrem Treiben ein Gewissen zu machen. Aber es ist ein fauler Friede, ein geistiger Tod. Das zeigt sich bei genauerer Betrachtung. Die Sünde ist in Wahrheit der größte Störenfried. Die Gottlosen haben keinen Frieden und halten keinen Frieden.

2. Der ehrliche Kampf, den Christus und seine Botschaft anrichtet.

Wo Leben ist, da ist Kampf. Der alte und der neue Adam sind geborene Feinde. Der Kampf entsteht zunächst im Menschenherzen. Er setzt sich fort im Haus, denn ein Friedenskind ist den Friedlosen ein Gegenstand des Hasses als beständig anklagende Erscheinung. Es kommt dann weiter zu einem Kampf in der Öffentlichkeit, in Volk und Land. Denn der Stärkere ringt mit dem Starken, der sich seinen Besitz nicht entreißen lassen will. Die Mission wäre ein dummes Salz, wenn da, wohin sie kommt, alles im Frieden bliebe.

3. Der wahre Friede, den dieser Kampf bewirkt.

Wo in einem Herzen, Haus und Volk der unvermeidliche Kampf durchgetämpft ist, zieht der wahre Friede ein, der höher ist als alle Vernunft. Die Welt gibt erst kurzen Frieden, dann ewigen Kampf und Not, Jesus erst kurzen Kampf, dann ewigen Frieden. Die vielen Friedenskinder, die alle aus Kampf und Anfechtung herausgeboren wurden, sind ein Beweis dafür, daß die Missionsarbeit doch zuletzt Friedensarbeit ist.

Nr. 79. Jak. 5, 7: Seid geduldig!

Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann. Der bekannte jüdische Missionar Rhenius verschied mit den Worten: Wir müssen Geduld haben — Geduld.

1. Geduld ist die allernötigste Missionstugend.

- a) Der Missionsdienst stellt sehr hohe Anforderungen an die hiezu Berufenen. Alle Natur- und Geistesgaben können hier zur Entfaltung und Anwendung kommen. Der Missionar bedarf einer guten Gesundheit, eines reichen Schatzes von Wissen, von Geschicklichkeit und Handfertigkeit, eine große Sprachgewandtheit. Er braucht Eifer, Begeisterung, Mut, Opferbereitschaft, Demut und Anpassungsfähigkeit.
- b) Doch wichtiger und notwendiger noch ist die Geduld, die aus dem Glauben erwächst und nur seine Kehrseite ist. Darum werden sie auch Offb. 13, 10 in einem Atemzug genannt. Geduldiger Glaube ist notwendig zur Ausfaat. Allerlei kann auch ohne Glauben vollbracht werden. Man kann eine Zeitlang eifrig arbeiten, sogar sich zu einer Opfertat aufraffen und ein paar Heldentaten tun, aber ausharren trotz aller Enttäuschungen, trotz Mangels an Anerkennung und Erfolg, das vermag nur die gläubige Geduld.
- c) Natürlich heißt geduldig sein nicht träge, kalt und sicher hinfügen und warten, sondern fleißig säen und das Feld bestellen, wie es der Ackermann tut, welcher ernten will, dabei aber so beten um den göttlichen Segen, wie wenn alles Arbeiten nichts hülfte.

2. Der Herr bekennt sich zur Geduldsarbeit.

- a) Alle Reichgottesarbeit ist Geduldsache. Siehe, wie hat Gott das Volk Israel getragen, wieviel Mühe auf dasselbe verwendet von Mose bis auf Johannes den Täufer! Und wie geduldig hat Jesus selbst gewartet und gelitten in den Tagen seines Wandels auf Erden! Und wie haben die Apostel warten müssen, bis der Tag der Pfingsten erfüllt war und der Herr seine Gemeinde gründete!
- b) In der Heidenmission unserer Tage gilt dieselbe göttliche Regel: Erst säen, dann ernten. Beispiele: Die Mission auf der Goldküste, die Arbeit auf Nias oder in Neuguinea. Auf der Goldküste waren 1828—1838 acht Brüder dahingestorben, nur einer, Nias, übrig, aber er hatte „Geduld und Neigung, gering von sich zu denken“. Die Brüdergemeine taufte ihren Erstling in Grönland nach 17jähriger Arbeit, Bruckner auf Java nach dreißig Jahren.

3. Auch die Heimatgemeinde bedarf der Geduld

- a) Um in ihrem Interesse für die Missionsache, im Beten, Geben und Verbreiten von Missionsliteratur nicht zu erlahmen trotz der oft scheinbar geringen Erfolge, trotz mancher Schwachheiten der Missionare und der eingeborenen Christen. Ein Kaufmann hatte schon zweimal für die Judenmission gegeben. Als im nächsten Jahre der Sammler zum drittenmal wieder erschien, rief er — leider mit einem Fluch: „Was! Sind denn die Juden immer noch nicht bekehrt?“
- b) Um den vollen Missionssegens mitzuererben: Hier ist Geduld und Glau-

ben der Heiligen. Der Missionsherr kommt, um seine treuen Knechte und Mägde zu belohnen. Rüsten wir uns auf seine Zukunft? Und freuen wir uns auf sein Kommen? Dann müssen wir aber auch fleißig und unermüdet arbeiten in seinem Dienste. Geduld ist euch not (Hebr. 10, 36; Luf. 21, 19).

Nr. 80. Joh. 4, 37. 38: Dieser sät, der andere schneidet

1. Die Jünger durften in Samaria ernten, was Jesus und das samaritanische Weib gesät hatten.
2. Wir ernten in Kirche, Schule, Staat, Literatur, Familienleben, was frühere Geschlechter, was die Mission, was Christus selber und die Apostel gearbeitet.
3. Darum sollen wir auch unsererseits arbeiten, damit andere den Genuß davon haben.
4. Schließlich werden sich miteinander freuen, die da gesät und die da geschnitten haben (B. 36).

Nr. 81. Matth. 19, 27: Was wird uns dafür?

Vom rückwirkenden Segen der Mission

„Wer weiß, ob ich ein Christ geworden wäre, wenn ich nicht ein Pfarrer geworden wäre,“ hat einmal ein reichgeegneter Prediger gesagt. Mancher ist erst im Amt und durchs Amt nicht nur fürs Amt, sondern für den Himmel gereift. Und wie das Amt ein Erzieher ist auf Christum, so ist die Mission für die ganze Kirche eine Erzieherin auf Christum und sein Reich. Man begegnet noch immer in weiten Kreisen des Durchschnittschristentums der Meinung, als sei die Missionsarbeit eine Art Lügus, den man sich nicht mehr gestatten könne, wenn es in der Heimat so manche schwere Mängel und schreiende Notstände gebe. Dem kann nur entgegengehalten werden, daß es ein Grundgesetz im Reiche Gottes ist, daß gerade die gebefreudige Opferwilligkeit den höchsten Lohn erhält. Gebet, so wird euch gegeben (Luf. 6, 38; vgl. Apg. 20, 35; 2. Kor. 8, 14; 9, 6; 2. Tim. 2, 6).

1. Die Mission stärkt uns im Glauben.

Zwar hat der Glaube seine tiefste Quelle im unverfälschten Evangelium Christi, wo es in Kraft verkündigt und im Gehorsam des Glaubens ergriffen wird. Überall sind erst geistliche Lebensregungen dagewesen, und daraus ist der Missionstrieb erwachsen. Aber wie die Wurzel zwar den Baum trägt und ernährt, aber doch zum Absterben verurteilt ist, wenn der Baum abgehauen wird, so gehen auch von der Mission als dem aus dem Glauben erwachsenen, fruchttragenden Baume Rückwirkungen aufs Glaubensleben und belebende Einflüsse auf die Heimat aus.

- a) Die Missionsarbeit bringt vielen die Notwendigkeit und das Wesen der Bekehrung zum Bewußtsein.
- b) Die Beispiele kindlichen Glaubens, zuversichtlichen Gebetes, mutigen Bekenkens, hoher Opferwilligkeit, geduldigen Leidens

und seligen Sterbens, wie sie aus der Mission berichtet werden, haben auch daheim vielen Seelen zur Stärkung, zum Trost und Antrieb im Glauben, Bekennen, Opfern und Leiden gereicht.

- c) Das Leben nicht weniger Missionare hat einen erbaulichen, erwecklichen, glaubensstärkenden Einfluß immer wieder ausgeübt.
- d) Die Missionsgeschichte ist ein Beweis der welterobernden Macht des christlichen Glaubens. Sie bestätigt die Wahrheit des göttlichen Wortes. Sie zeigt in recht handgreiflicher Weise: „Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volke geschieden. Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben.“ Sie stellt das Mitwirken Gottes, sein regierendes Walten, die Offenbarung seiner Kraft in der menschlichen Schwachheit und seiner Weisheit in der menschlichen Torheit uns vor Augen.

2. Die Missionsarbeit weckt die Liebe.

- a) Sie zeigt uns, wie wir Menschen trotz aller Verschiedenheiten im letzten Grunde uns alle in derselben Lage befinden. Es ist hier kein Unterschied: Sie sind allzumal Sünder (Röm. 3, 23. 24).
- b) Sie schafft die trennenden Zäune und Unterschiede weg und begründet neue Verbindungen zwischen den Völkern (Eph. 2, 15).
- c) Sie bietet neue Mittel dar zur Belebung der Gemeinden. Da kann ein jedes sich betätigen, nicht bloß der Missionar, der hinauszieht, sondern auch das Mütterlein, das für die Mission arbeitet, und das Kind, das etwas zusammenspart.
- d) Sie befruchtet das Gebetsleben. Je mehr Arbeit, je mehr Gebet. Und das Gebet erhält beständige Anregungen, neuen Inhalt und größere Weite. Die Gebetswoche, von einem indischen Missionar angeregt, ist eine reichgesegnete Institution geworden, die die evangelische Christenheit aller Länder zusammenschließt und das gesamte religiöse Leben in den Bereich ihrer Fürbitte und Schriftbetrachtung gezogen hat.
- e) Die Mission ist zu einem Vereinigungspunkt aller Gläubigen geworden. Da kommen die einzelnen Glaubensausprägungen einander nahe. Man muß heraus aus seinem Schneckenhäuschen und ein Verständnis gewinnen für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Glaubensausprägungen. Kein Wunder, daß die Unionsbestrebungen ihre stärkste Stütze auf dem Missionsfelde haben.

3. Die Mission lehrt das Hoffen. Sie hilft zu einer gesunden Stellung in Bezug auf die Wiederkunft Christi.

- a) Sie hat in größeren Kreisen den Blick wieder auf diese endgeschichtliche Tatsache gerichtet. Indem wir eines der bedeutendsten Vorzeichen der Wiederkunft Christi, die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern, immer mehr in Erfüllung gehen sehen, muß auch der Zweifel an der Wiederkunft Christi selbst immer mehr verschwinden.
- b) Die Missionsgeschichte hat durch ihre tatsächliche Auslegung der eschatologischen Prophetie die gläubige Christenheit nüchterner gemacht

in bezug auf die Erwartung der Endkatastrophe. Nicht nur, daß wir, statt uns in müßige Spekulationen einzulassen, nach dem Befehl des Herrn immer eifriger handeln lernen, bis er wiederkommt (Luf. 19, 13), wir erwarten auch das Ende erst, wenn das Evangelium vom Reich gepredigt sein wird in der ganzen Welt, ein Ereignis, das, obgleich die Periode der eigentlichen Weltmission angebrochen, doch noch nicht eingetreten ist. So stellt die Missionsgeschichte die Christenheit auf eine hohe Warte, und auch das Verständnis für die Kämpfe daheim wird um so ruhiger und gesünder, je weiter und nüchterner von dieser Warte aus die Umschau in die Ferne ist.

Nr. 82. Jer. 23, 29: Die Bibel, der größte Missionar

1. Vor dem Auge der Evangeliumsboten liegt die heidnische Welt oft da wie die in ewigem Eis und Tod starrende Polarwelt, wie ein gewaltiger Felsengarten, in dem kein Samenkörnlein Wurzel fassen kann.
2. Aber sie haben eine Waffe, die den Tod überwinden, die Nacht durchbrechen, die schweren, eisernen Ketten lösen, die wie Felsen sich erhebenden Widerstände zerschmeißen kann: das Wort ihres Gottes. Alle anderen Waffen, eigene Weisheit, weltliche Machtmittel, die Errungenschaften der Kultur erweisen sich als zu schwach und zu stumpf.
3. Das Wort Gottes, wie es uns in der Heiligen Schrift übergeben ist, erprobt sich immer wieder als das von Gott selbst durch seinen Sohn entfachte, allgewaltige Feuer, das die Aufmerksamkeit und das Interesse der Heiden erweckt, das sie von ihrer Sünde und Heilsbedürftigkeit überführt, das ihnen die brünstige Liebe Gottes und ihres Heilands zeigt, und das ihren ganzen Lebensweg mit Licht, Liebe und Heiligkeit erfüllt, und so eine völlige Umwälzung hervorruft und jeden im Innersten vor die Entscheidung stellt, oft auch ohne daß ein Missionar dabei ist.
4. Darum können sich die Missionare auch nur als Diener und Handlanger dieses größten Missionars ansehen, und ihr Hauptanliegen muß es sein, der Heidenwelt die Bibel, und mit ihr das lautere Wort Gottes zu bringen. Das geschieht
 - a) durch möglichst getreue und vollstümliche Bibelübersetzung;
 - b) durch reichliche Bibelverbreitung, Kolportage, Bibelfrauenarbeit;
 - c) durch viele gewissenhafte Bibelauslegung in Predigten und Seelsorge;
 - d) durch Begründung von Schulen, damit jeder die Bibel selbst lesen lernt.

Nr. 83. Eph. 6, 17: Das Wort Gottes, das Schwert des Geistes

Eine vielseitige Ausrüstung pflegt dem sich auf den Missionsdienst Vorbereitenden mitgegeben zu werden. Kein Wunder, ein heißer Kampf steht ihm bevor, und die mannigfachsten Anforderungen werden an ihn gestellt. Schwierige Sprachen sind zu lernen und zum Teil erst zu erforschen. Dort sollte er dem hohen Gedankenflug orientalischer Philosophie folgen, hier sich mit den Spitzfindigkeiten einer alten religiösen Scholastik auseinandersetzen. In fremde Gedankenwelten und andersartige Gebräuche gilt es sich verständnisvoll einzuleben. Bald sollte er sich als Arzt, bald als geschickter Handwerker betätigen. Die Gründung und Leitung der Gemeinden, der Unterricht der Jugend erfordern viel Weisheit und Geschick usw.

Aber alle diese Fertigkeiten und Fähigkeiten sind nur Hilfsmittel, um dem Worte die Bahn frei zu machen. Botschafter sollte jeder Mission in erster Linie sein (Jes. 52, 7; 2. Kor. 5, 20). Sein wichtigstes Arbeitsmittel bleibt deshalb immer das Wort.

Das Wort als Schwert des Geistes

1. Zum Schwert greifen zu müssen, ist immer ein gewisser Akt der Verzweiflung, ein Eingeständnis, daß man mit seiner sonstigen Weisheit am Ende ist. So ist die Verkündigung der göttlichen Predigt ein Absehen von Menschenweisheit und Menschenkraft (1. Kor. 2, 1—5).
2. Aber mit dem Schwert in der Hand kann auch der Schwache stark sein und Taten tun. So ist durchs Wort Gottes Kraft in uns Schwachen mächtig. Schlichte Männer und stille Frauen sind durchs Wort, dem sie dienten, zu Helden herangewachsen und zu Großen im Reiche Gottes, von denen vielleicht nachhaltigere Segensströme ausgegangen sind als von manchem vielgerühmten Mann der Weltgeschichte.
3. Auch an den Hörern erweist das Wort sich als Kraft, zu richten und zu zerbrechen (Jer. 23, 29; 2. Kor. 10, 4, 5).
4. Und dennoch will es auch da Leben schaffen und heilen und retten, und vermag das gerade dann, wenn die Herzen zerfallen und gedemütigt sind (Röm. 1, 16).

Darum ist es höchstes und letztes Ziel der missionarischen Vorbereitung, daß ein jeder, der ein Bote des Evangeliums werden will, unter das Wort gestellt wird, um zu lernen, dasselbige immer besser zu verstehen, anzuwenden und zu verkündigen.

Nr. 84. 1. Kor. 2: Das weltüberwindende Zeugnis

Wann hat die Predigt des Evangeliums in der Heidenwelt Erfolg?

1. Wenn es eine Predigt vom Kreuz ist.

Nichts vermag so das Menschenherz in Anspruch zu nehmen und zu trö-

sten, als die Predigt der am Kreuz erschienenen göttlichen Gnade. Die Mission ist reich an Beispielen, wonach alle Predigtermahnung bei einem Heiden fruchtlos blieb und nur der Hinweis auf das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, das verhärtete Herz zur Erkenntnis der Sünde, zum Verlangen nach Gnade und zur fröhlichen Heilsgewißheit brachte. Wohl dem Missionar, der mit Paulus das Bewußtsein in sich tragen darf, immer nur Christus, den Gekreuzigten, verkündigt zu haben!

2. Wenn die Verkündigung in schlichter Einfalt und doch in Beweisung des Geistes und der Kraft als göttliche Weisheit erfolgt.

Paulus brachte keine Worte menschlicher Weisheit, an denen die Zuhörer hätten hängen bleiben können. Das Gefühl der Verantwortlichkeit im Gedanken an die Wichtigkeit der Heilsverkündigung drückte ihn geradezu nieder. Die Wirkung seiner Predigt überließ er ganz der Wirkung des Geistes an den Herzen. Aber gerade dieses schlichte Zeugnis hat die heilsverlangenden Herzen gewonnen. So müssen sich die Missionare auch zu dem oft sehr niedrigen Erkenntnisvermögen der Hörer herabbeugen. Das Geheimnis des Predigterfolgs ist in vielen Fällen gerade dies, daß der Prediger mit seiner Person und seinen Gedanken ganz zurücktritt und so die Sache, die er zu bringen hat, um so unmittelbarer auf die Hörer wirkt und ihre Herzen ergreift. Gott sei Dank, daß das weltüberwindende Zeugnis, das die Missionare den Heiden bringen sollen, keiner menschlichen Stütze, keiner gelehrten Schulung, keiner hohen Geistesgaben bedürftig ist, sondern daß auch einer mit schwerer Zunge und geringen Gaben ein lebendigmachender Zeuge des Evangeliums sein kann, wenn er sich nur ganz durchbringen läßt von der seligmachenden Botschaft, die er weitergeben darf. Nötig freilich ist, daß er sich von Gottes Geist und Kraft und Weisheit erfüllen läßt. Diese göttliche Kraft und Weisheit wird dem geschenkt, der alle seine weltliche Weisheit und Bildung für Schaden achtet gegenüber der überschwenglichen Erkenntnis Jesu Christi. Es bleibt wahr: Wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis.

3. Wenn die Herzen der Hörer nach dem Heil Gottes verlangen.

Es ist ein Irrtum, wenn wir glauben, daß alle Welt uns zufallen müsse, wenn wir diese höchste Weisheit predigen. Die in Selbstgerechtigkeit Verhärteten empfinden die Predigt vom Kreuz als Ärgernis, und denen, die nur ihr Denken befriedigen wollen und nicht ihr Herz, ist sie eine Torheit. So liegt der Grund der Erfolglosigkeit der Predigt oft an den Hörern. Und jeder hat zuletzt selbst die Verantwortung zu tragen, wie er diese höchste Botschaft aufnimmt. Als Weisheit erkennt sie nur der, der Christi Sinn hat, das heißt so mit Gott in Gemeinschaft lebt und leben will wie Christus. Ein solcher Sinn kann nur auf dem Wege der Heils- erfahrung gewonnen werden, wenn Gott einem Menschen, wie der Lydia, das Herz auf tut und ihm den Zugang öffnet zu dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, und was er doch bereitet hat denen, die ihn lieben. Aber daß Gott vielen zu diesem Glauben und dieser Erkenntnis helfen möge, darum müssen und dürfen wir bitten.

Nr. 85. Matth. 4, 23: Eine völlige Erlösung, der Endzweck des Kommens Jesu in die Welt

1. Die Sünde hat die Menschheit in geistliches und leibliches Elend gestürzt.

Das Heidentum ist als Sitz der Gottverlassenheit auch der Inbegriff alles sozialen Elends.

2. Seine Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade. Nicht fordernd, sondern gebend, nicht strafend, sondern erquickend ist Jesus durchs Jammertal der Welt gezogen.

3. Seine Erlösten sollen und dürfen das große Heilandswerk fortsetzen auf Erden.

Hat Jesus es nicht verschmäht, sich durch leibliche Hilfe die Herzen für das Ewige zu öffnen, so ist solche Praxis auch im Missionsdienst geheiligt und gefordert. Glaubenspredigt und Liebesdienst sind ein unzertrennliches Geschwisterpaar in der Mission. Den Mächten des Glaubens und der Liebe ist die Not der Welt nicht gewachsen, sie schaffen aus den Trümmern der alten eine neue Welt.

Nr. 86. Jes. 60, 1—6: Werde Licht!

Wenn das, was hier vom alttestamentlichen Zion gewiseigt ist, sich an uns erfüllen soll, so müssen wir ganz anders als bisher uns aufmachen und Licht werden

1. Was ist hier vom alttestamentlichen Zion gewiseigt?

a) Nachweis, daß beim Du, Dein, Dir, Dich, das in diesen sechs Versen 7+7+2+1mal, also 17mal vorkommt, in erster Linie an die israelitische Volksgemeinde, an das alttestamentliche Zion, gedacht ist (vgl. B. 14).

b) Was von diesem gewiseigt ist: a) daß sein Licht, der Messias kommen werde, b) daß von dem Glanz, in welchem dann Zion strahlen wird, alle Heiden werden angelockt und herbeigezogen werden, aa) sie werden merken, was für ein Gegensatz zwischen ihnen und Zion ist, daß sie in Finsternis sitzen, während Zion Licht hat, bb) und infolgedessen werden sie sich aufmachen und kommen: c) daß mit diesen Heiden auch die zerstreuten Kinder Zions heimkehren und so alles Volk Gottes zusammengebracht werden soll.

2. Warum kann das nur am neutestamentlichen Zion in Erfüllung gehen?

a) Weil das alte Zion, Israel, sich verfinstert und verstockt hat.

a) Als der Messias geboren wurde, und wieder, als der heilige Geist an Pfingsten herabkam, da schien es, als sollte Jerusalem der Wallfahrtsort für alle Heiden, Israel der Lehrer aller Völker werden (Matth. 2; Apg. 2); b) bald aber stellte sich's heraus, daß die Seinen den in sein Eigentum Kommenden nicht aufnahmen, indem sie sowohl die Predigt Jesu selbst als die der Apostel verwarfen und darum selbst verworfen, Jerusalem zerstört, das Volk zerstreut wurde.

1.) Weil an seine Stelle die christliche, aus allen Völkern gesammelte Kirche getreten ist und diese nach Gottes Willen alles das erben und bekommen soll, was Israel zugesagt war.

3. Und was müssen wir tun, wenn das geschehen soll?

a) Wenn das geschehen soll, d. h. a) wenn alle Heidenvölker christlich werden, ^{β)} und alle zerstreuten Glieder zurückgebracht, ^{γ)} also eine große Segens- und Vollendungszeit anbrechen soll für die ganze Christenheit und Welt,

b) so müssen die, welche den eigentlichen Kern der Kirche, das Zion Gottes bilden, die Gläubigen und Erweckten, a) noch ganz anders **l i c h t** werden als bisher: **l i c h t** in der Erkenntnis des ihnen geschenkten, völligen gegenwärtigen Heils in Christo und der mit dieser Gabe verbundenen Aufgabe; **l i c h t** im Ablegen aller Werke der Finsternis und im Anziehen der Waffen des Lichts; ^{β)} noch ganz anders als bisher **s i c h a u f m a c h e n** (und hingehen auch zu den Heiden) vgl. Jona 1, 2. Im Text ist zwar von Mission keine Rede, sondern nur von einer Anziehungskraft; durch den Gang der Dinge aber ist es so gekommen, daß die Erfüllung eben anders ausgefallen ist als nach der Weissagung zu erwarten war. Jesus selbst hat die Mission (im Unterschied von der bloßen Anziehung, die das bekehrte Israel hätte ausüben sollen) **b e f o h l e n**.

Wenn einmal nach der Fülle der Heiden auch Israel sich bekehrt, dann wird es erst im vollen Sinne **l i c h t** werden.

Nr. 87. 2. Kön. 20, 12—15: Was haben sie gesehen in deinem Haus?

Eine christliche Dame hatte Besuch gehabt, der sich mehrere Tage in ihrem Hause aufgehalten hatte. Von christlichen Dingen war nicht die Rede gewesen. Als die Gäste abgereist waren, fiel es ihr schwer aufs Gewissen, daß sie das Licht ihres Glaubens so wenig hatte leuchten lassen.

Die vielen Berührungen, in welche wir jetzt mit Vertretern der fernsten Nationen kommen, legen uns die Gewissensfrage nahe,
w a s f r i e g e n s i e b e i u n s z u s e h e n ?

1. Immer reger wird der Verkehr der Nationen untereinander. Angehörige fremder Nationen kommen auf unsere Hochschulen, treten ein in unsere Geschäfte oder besuchen als Weltreisende auch die christlichen Länder. Und andererseits kommen immer mehr Vertreter unserer Länder in die heidnischen Lande.
2. Was die Heiden an den Christen und in den christlichen Ländern zu sehen bekommen, ist vielfach dazu angetan, in ihrem Herzen die Zweifel an der Siegeskraft des Evangeliums zu vermehren. Die sogenannte christliche Zivilisation ist nicht bloß völlig kraft- und saftlos geworden, sondern erweist sich vielmehr gar oft als verderbendes **G i f t** für unbefestigte, entwurzelte Glieder fremder Völkerschaften und Kulturkreise.

3. Umfomehr wird es zur Gewissensfrage für alle, die in wahren, lebendigem Glauben stehen, ob sie ihren Meister unablässig in Wort und Wandel bekennen und ihr Licht leuchten lassen. Es gilt die Kräfte des Christentums in Bewegung zu setzen zur Heilung der Volksschäden innerhalb der Christenheit selbst, damit diese sich sehen lassen kann vor den Heiden, ferner aber auch direkt zu missionieren an den fremden Gästen und ihnen etwas Bleibendes mitzugeben in ihre Heimat.

Alle äußeren Schätze und Kulturerrungenschaften werden vergehen, wie die Welt vergeht mit ihrer Lust. Nur das eine Kleinod, das eine, was not ist, bleibt. Aber auch das bleibt uns nur unter der einen Bedingung, daß wir es ändern weitergeben, sonst wird das Reich von uns genommen.

Nr. 88. Apg. 11, 1—18: Wie stellen wir uns zur Mission?

1. Wollen wir nichts von ihr wissen?

Die Judenchristen im Text lehnen das Recht der Heidenmission ab. Sie sind vom Wahn und Hochmut erfüllt, als ob die Juden allein zum Heil berufen seien, und als ob es eine Entwürdigung sei, sich mit den Heiden abzugeben. Bei uns sind die Gründe der Ablehnung der Mission verschieden. Man hält die Mission für unnötig, weil sich die Heiden in ihrem Zustande ganz glücklich fühlten. Es heißt, sie sei zwecklos, weil die Heiden doch nie ganz aus ihrer Versunkenheit zu retten seien, sie sei zu kostspielig, und die Ausgaben stünden in keinem Verhältnis zu dem Erfolg, sie sei unberechtigt, weil es bei uns genug zu helfen und zu retten gäbe, sie sei zu beschränkt, da sie durch einfältige Predigt die Völker der ganzen Welt gewinnen zu können wähne.

2. Oder schenken wir ihr unsere Liebe und Teilnahme?

Alle, die wissen, was sie an Christo haben, können der Mission nicht mehr feindlich oder gleichgültig gegenüberstehen.

- a) Sind wir selber bereit, wie Petrus hinauszugehen, weil wir verstanden haben: die Heidenmission ist Gottes Wille (A. 9. 12), und weil wir ein Ohr haben für den Ruf der Heidenwelt (A. 11—14)?
- b) Oder freuen wir uns wenigstens, wie die Gemeinde zu Jerusalem, über die Erfolge der Mission und darüber, daß Gott auch den Heiden Buße zum Leben gibt (A. 18)? Miteinstimmen können wir in dieser Freude freilich nur, wenn wir aufmerksam auf die Mitteilungen aus der Mission achten, die uns von den Gnadenwundern Gottes in der Heidenwelt erzählen.

Nr. 89. 1. Thess. 3, 6—8: Heimatgemeinde und Missionsgemeinde in ihrem gegenseitigen Verhältnis

Das Verhältnis des Paulus zu den Thessalonichern ist ein Abbild der lebensvollen Beziehungen, die zwischen der Heimatgemeinde und der Judenchristenheit vorhanden sein sollten.

1. Es besteht eine lebendige, rege Verbindung.

a) Paulus, selbst in schwerer Bedrängnis, hat das Opfer gebracht, den Timotheus nach Thessalonich zu schicken, um die Gemeinde in ihren Bedrängnissen zu stärken und zu ermahnen, ja er wäre am liebsten, wenn es möglich gewesen wäre, selbst dorthin geeilt.

b) Aber auch die Gemeinde denkt des Paulus in seiner Arbeit, in seinen Kämpfen, und sehnt sich nach ihm.

So soll die Heimatgemeinde auch unter Opfern angesichts der Not der Heidenwelt ihre Boten hinausenden und die lebendige Heidenchristengemeinde wird Anteil nehmen an den Nöten und Kämpfen der heimischen Christenheit. Die stärkere Pflege direkter persönlicher Beziehungen, etwa zu einer besonderen Gemeinde oder einem Missionsgebiet, erweist sich immer als viel wertvoller als die Aufforderung zu allgemeinen Gaben und Missionsgebeten.

2. Bei solch enger, gegenseitiger Verbundenheit gehen Ströme des Trostes und der Stärkung herüber und hinüber. Es kommt zutage, daß die Christenheit immer und überall, daheim und draußen im Kampfe steht und denselben Feind vor sich hat. Aber auch die Kraftquellen der Christenheit, der Glaube, die Liebe und die Hoffnung, sprudeln immer stärker empor.

3. So wird die Heimat durch die Missionstätigkeit nicht geschwächt, sondern belebt.

Das frische Glaubensleben der Heidenchristen weckt die Heimat zu neuem Leben. Die Berichte vom Sieg des Wortes in der Heidenwelt stärken das Vertrauen und den Mut. Die Leidenschaft wird durch die Kämpfe der Heidenchristen, wenn sie der Botschaft gehorsam werden, beschämt. Man spürt es, daß Geben seliger ist als Nehmen. Man bekommt einen weiten Blick und lernt Gott danken, daß er noch immer mitten unter uns ist und sein Reich baut.

Nr. 90. 1. Kor. 13, 11: Die Pflicht der heimischen Missionsgemeinde, abzulegen, was kindisch ist

Wie das natürliche, so hat auch das geistliche Leben seine Stufen (1. Joh. 2, 12, 13), und das gilt nicht bloß vom Einzelnen, sondern auch vom Ganzen (Eph. 4, 13 ff.). Jeder Einzelne und die ganze Gemeinde soll wachsen, und zwar nicht bloß in diesem und jenem, sondern in allen Stücken (Eph. 4, 15; 1. Tim. 4, 13), auch im Missionseifer, im Missionsverständnis und in der Missionstätigkeit. Das geschieht aber nicht von selbst, sondern es erfordert ein bewußtes Männlichwerden (1. Kor. 16, 13) und ein entschlossenes Ablegen dessen, was kindisch ist.

Wenn es in der Mission draußen vorangehen soll, so muß die Missionsgemeinde daheim ganz anders als bisher ablegen, was kindisch ist, und heranwachsen zum vollen Mannesalter

1. Es tut not, daß es in der Mission draußen ganz anders als bisher vorangehe.

- a) Wir sind nicht undankbar für alles, was bisher schon vom Herrn gegeben und geschehen ist. Es ist weit mehr, als von unserer ungenügenden Arbeit zu erwarten gewesen wäre.
- b) Es ist aber klar, daß es noch ganz anders kommen muß, wenn wirklich alle Völker sollen zu Jüngern gemacht und getauft werden.
- c) Da dürfen wir uns wohl befinden, ob es nicht an uns fehlt.

2. Fehlt es nicht daran, daß wir in der Mission die Kinderschuhe noch nicht recht abgelegt und die Kinderkrankheiten noch nicht ganz überwunden haben?

- a) Zwar hat es an Fortschritten und Wachstum in der Missionsarbeit in die Weite und in die Tiefe nicht gefehlt. *α)* Von der mittelalterlich-römischen bis zur neueren evangelischen Missionspraxis ist ein großer Schritt vorwärts. *β)* Auch in der evangelischen Missionsarbeit ist manches Kindische als solches erkannt und abgelegt worden, z. B. kindische Vorstellungen von den Leistungen der Missionare und der Vortrefflichkeit der Heidenchristen, phantastische Missionsmethoden wie Laienkolonien, Heiraten eingeborener Frauen, Güterpächtereinrichtungen, manche Glaubensmissionen. Schlagwörter sind in ihrer Einseitigkeit und Gefährlichkeit erkannt worden.
- b) Viel Kindisches wäre aber noch abzulegen. Kindisch ist noch die Art, wie wir die Eingeborenen europäisierten, ihnen schöne Kirchen vom Missionsgeld bauten, sie beständig am Gängelband hielten, sie in wirtschaftlicher und geistiger Abhängigkeit von der Mission erhielten, anstatt sie zu persönlicher und gemeindlicher Selbstständigkeit zu erziehen; ferner die Art, wie wir die Art der Kirchenunterschiede draußen verewigten; dann die Meinung, als sei für den Missionsdienst weniger Bildung und Begabung nötig als für den Kirchendienst; das Klagen über die großen Opfer an Geld und Menschenleben; die Einschränkung des Gesichtskreises auf die eigenen Gebiete und das Übersehen der vielen Missionen anderer, überhaupt Geiz und Engherzigkeit und kindisches Nur-an-sich-denken.
- c) Ja sogar *Nützlichkeiten* wurden vielfach gemacht durch Verminderung der Begeisterung einerseits, durch Verlieren der Geduld andererseits.

3. Es gilt also männlich zu werden durch Wachsen in allen Stücken.

Nur wenn wir selbst bessere Christen werden, wenn wir in Haus, Kirche, Staat, in der Inneren Mission usw. vollen Ernst machen mit unserem Beruf als Knechte Gottes, nur dann wird es auch in der Äußeren Mission einen Ruck vorantun.

Nr. 91. Joh. 12, 24, 25: Durch Tod zum Leben!

1. Ohne Passion — keine Mission!

Das Grundgesetz in der Natur: „Durch Tod zum Leben“, gilt auch im Reich des Geistes: „Durch Selbstaufopferung zur fruchtbaren Wirksamkeit.“ Solange Jesus auf Erden weilte, war seine Wirksamkeit auf Israel

beschränkt. Erst durch seinen Tod bekam er das Vermögen, eine weltumfassende Tätigkeit auszuüben als der Herr, der der Geist ist. Der Tod war zwar bitter für ihn, aber er hat sich willig und getrost ihm unterzogen, weil das der Weg zu seiner weltumfassenden Erlöserarbeit war.

2. Keine Mission — ohne Passion!

Die Erfahrung bestätigt es, daß solche Arbeiter im Reich Gottes, die sich selbst suchen, allein bleiben, und noch dazu ihre Seele verlieren, daß dagegen solche, die ihre Kraft im Dienst Christi verzehrten und ihr Leben um der Wahrheit willen geopfert haben, viel Frucht brachten. Mission ist der heiligste, gerechteste und der größte Krieg. Darum werden hier auch Opfer gefordert, an Geld, Kraft, Gesundheit, Zeit und Leben.

Afrikas Bestküste ist ein großer Missionsfriedhof. 1737 sanken von der Brüdergemeine dort elf Brüder und eine Schwester ins Grab (die Saat der Mohren). Man vergleiche auch die Arbeit der Basler auf der Goldküste. Als Cog nach Liberia (wo er nach wenigen Monaten starb) auszog, sagte er einem Freunde: „Ich gehe ins Land des Todes. Wenn ich sterbe, mußt du kommen und mir aufs Grab schreiben: Und wenn 1000 fallen, laßt Afrika nicht vergessen werden.“ Welche Liebes- und Lebensausfaat! Wer kann den Leidens-, Märtyrer-, Tränen- und Todesweg der Mission bis heute beschreiben?

3. Warum führt Gott die Mission diesen Weg?

Die Mission ist Gottes Werk und nicht Menschenwerk, darum muß hier immer wieder der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft zunichte werden, es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen (Sach. 4, 6). Aber man darf auch immer wieder erleben: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben (Luk. 12, 32).

Nr. 92. 2. Tim. 1, 12; 2, 9—13: Die Berufsleiden der Mission

1. Ihre Ursache liegt unmittelbar im Missionsberuf selbst.

- a) Paulus weiß, viele Leiden in seinem Leben hätte er nicht gehabt, wenn er nicht zum Prediger, Apostel und Völkerlehrer bestellt gewesen wäre. Es hat sich an ihm die Weissagung bei seiner Berufung erfüllt: Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen.
- b) Freilich nicht alle Leiden sind Leiden um Christi und um des Berufes willen. Man kann auch leiden müssen, weil man etwas nicht recht angefangen hat, oder wegen der eigenen Ungeduld und Aufdringlichkeit. Auch solche Leiden können freilich als Kreuzeschule einen Missionsarbeiter im Glaubensleben fördern. Nur sind sie eben ein Stück privater göttlicher Erziehungsarbeit und sollen uns zur Beschämung treiben, daß wir noch eine solche Schule nötig haben.
- c) Die Berufsleiden aber sind eine Ehre. Durch sie wird der, der das Lebenswerk Jesu auf Erden fortsetzt, seinem Meister immer ähnlicher gemacht. Wer aus dem Missionsleben das Leiden und die Leidensbereitschaft ausscheiden will, der nimmt ihm sein Herztstück und gleicht dem Manne, der seine Hand an den Pflug legt und zurückzieht, und deshalb untauglich ist fürs Reich Gottes. Wie Jesu Werk durch seinen

Tod die Krönung und Vollendung empfing, so hängt der Erfolg der Missionsarbeit weit mehr als von einem eindrucksvollen Zeugnis durch Wort und Wandel ab von der Bewährung der Botschaft durch geduldig ertragenes Leiden.

2. Ihre Art kann recht verschieden sein. Sie ergeben sich

- a) aus der Eigenart des missionarischen Berufs (gefährvolle Reisen, tödliches Klima, berufliche Überanstrengung),
- b) von seiten der Menschen, die die Boten des Evangeliums um ihres Glaubens willen hassen und der Ausbreitung des Reiches Gottes feindselig oder gleichgültig gegenüberstehen,
- c) von seiten früherer Freunde und Förderer des Evangeliums, die im Glauben träge und untreu werden, und
- d) aus der Verzagtheit des eigenen Herzens, das bei auftretenden Schwierigkeiten so bald verzweifelt und am Erfolg irre wird.

3. Die Kraft zur freudigen Erdduldung des Berufsleidens.

Die Anfechtung treibt Paulus dazu, seinen eigenen Beruf und Erwählung desto fester und gewisser zu machen und es Gott zuzutrauen, daß er der Vollender des Glaubens sein werde und die Seele bewahren werde zum ewigen Leben. Solche Leiden könnten freilich die persönliche Heilsgewißheit erschüttern und den Glauben an einen Erfolg der Mission ins Wanken bringen, aber in dieser Not muß man eben den Halt desto fester ergreifen. Der Kreuzträger flüchtet sich aus der traurigen Gegenwart in die große verheißungsreiche Zukunft, aus der armseligen Wirklichkeit in die ewigen Liebesgedanken Gottes, aus den beständigen Schwankungen des eigenen Herzens auf den unerschütterlichen Felsen der Gottestreue, die das angefangene Werk hinausführen und vollenden wird.

4. So dienen die Berufsleiden mit zur Förderung des Evangeliums (Phil. 1, 12).

Der Glaubensbote wird so zu einem erhebenden Glaubensereignis und Vorbild für alle Kämpfer und kann viel eindringlicher zur Beständigkeit im Glauben und zur Treue bis in den Tod ermahnen. Das Kreuz hat immer eine werbende Kraft. Glaube und Liebe werden damit vermehrt und üben eine um so gewaltigere Wirkung aus auf die heidnische Umwelt, wie auf die so leicht träge und mutlos werdende Christenheit und Mitarbeiterschar (Phil. 1, 13. 14).

Nr. 93. 2. Kor. 11, 23—30: Ein Held auf dem Missionsfeld

1. Groß im Leiden.

Ein langes Register von Anfechtungen, Trübsalen, Verfolgungen, Beschwerden und Kämpfen stellt Paulus der korinthischen Gemeinde vor Augen. Auch manche Missionare könnten ihre Lebensgeschichte als Leidensgeschichte darstellen. Der Missionsberuf ist auch heute noch voll von Mühen und Gefahren. Und wer nicht um Jesu und seiner Sache willen zu leiden bereit ist, sollte seine Hand vom Flug lassen. Es ist gut, das Erlebte auch hier und da ins Gedächtnis zurückzurufen, nicht um sich zu überheben, aber um die durchheißende Gnade Gottes zu preisen, und um

den Gemeinden eine lebendige Vorstellung zu geben, was die Nachfolge Jesu erfordert und in sich schließt.

2. Größer in der Arbeit.

Alle Beschwerden, von denen die anstrengendsten die mit der Privatseelsorge (B. 28) gegebenen waren, hat Paulus auf sich genommen im Interesse seines Berufes. Ein Missionar darf und soll von seiner Arbeit erzählen. Freilich nicht darauf kommt es an, daß er viele Erfolge aufzählen kann, sondern darauf, daß man sieht: Er hat getan, was er konnte.

3. Am größten in der Demut.

Ohne das Schlußwort (B. 30) fehlte das Größte und Höchste. Paulus hat an sein Wirken und Leiden den höchsten Maßstab gelegt, das Vorbild Jesu. Und er war davon durchdrungen, daß sein Leiden und Wirken um der mancherlei Sünden und Untreuen willen, die daran hafteten, kein vollkommenes Werk vor Gott, dem Herrn, gewesen ist. Freilich, es ermutigt ihn auch nicht, daß sein Vollbringen hinter dem Willen zurückblieb, denn er wußte von einer Vergebung der Sünden. Immer vollkommener suchte er die Gnade Gottes zu ergreifen, immer geduldiger zu werden in der Trübsal, immer treuer im Werk des Herrn. Wohl jedem Arbeiter im Reiche Gottes, den seine Arbeit und seine Lebenserfahrungen immer tiefer führen in die Erkenntnis seiner Sünden, immer stärker anspornen zu treuem Wirken, immer abhängiger machen von der allgenugamen Gottesgnade!

Nr. 94. 2. Tim. 4, 14—17: Dreierlei Erfahrungen in Verfolgungszeiten

1. Die Feinde trogen.

Alle Widersacher schließen sich zusammen. Zu den äußeren Feinden treten auch solche aus den Gemeinden selbst. Wachsamkeit und größte Zurückhaltung ist nötig.

2. Die Freunde zagen.

Die Treulosigkeit und Leidenschaft schwacher Gemeindeglieder kommt zutage. Auf Menschen ist kein Verlaß.

3. Aber der Herr hilft.

Einer bleibt treu. Das darf man auch heute noch erfahren. Er stärkt den Streiter durch den inneren Zuspruch des heiligen Geistes, durch lebendige Vergegenwärtigung der himmlischen Herrlichkeit, durch Vergewisserung seines Gnadenstandes, durch freudiges Aufstun seines Mundes und Mitteilung der rechten Worte, durch Vertreibung der Todesfurcht. Paulus ist nicht der letzte, der es erfahren hat: Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilfe mit Macht herein.

Nr. 95. Apg. 4, 24—31: Das Gebet als Schutz- und Truhwaffe der Mission

1. Was zum Gebet treibt.

Die Widerstände, die dem Lauf des Evangeliums sich entgegenstellen (B. 27). Die ersten Christen suchten ihre Hilfe nicht beim weltlichen Arm,

sondern nahmen ihre Zuflucht zum Gebet. Gesegnet solche Feinde, die uns ins Gebet treiben und so unserem Gott näher bringen!

2. Was dem Gebet die Freude gibt.

Der Blick hinauf zum allmächtigen Gott im Himmel (B. 24) und der Blick hinein in die Schrift mit ihren Verheißungen (B. 25), und der Blick hinaus auf das Ende der Wege Gottes (B. 28).

3. Was der Inhalt des Gebets ist.

Nicht die Bitte um Abwendung des Drucks und der Gefahr, sondern

a) Gott möge dreinschauen und nahebleiben.

b) Er möge die Seinen ausrüsten mit der Freude, sein Wort zu reden und

c) mit der Kraft, ihn durch Taten der Liebe zu verherrlichen.

Diese drei Bitten müssen auch heute von und durch die Missionare immer wieder vor Gott gebracht werden.

4. Was der Erfolg solchen Betens ist:

Gott bekannte sich zum ersten Missionsgebet durch neue Geistesmitteilung. Und noch heute wird es allen Betern durch irgendwelche Erfahrungen der göttlichen Liebe und Macht unmittelbar gewiß, daß ihre Sache Gottes Sache sei, und sie empfangen einen inneren Segen, kraft dessen sie mit neuer Freude das Werk des Herrn treiben lernen.

Nr. 96. 1. Tim. 2, 1—7: Das Missionsgebet, das erste und wichtigste Missionsmittel

1. Seine Begründung.

Es erwächst als zwingende Notwendigkeit

a) aus der allumfassenden Art der göttlichen Herrschaft. (Es ist ein Gott.)

b) Aus seinem Heilswillen, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und der deshalb Umfang und Ziel der Mission festsetzt, daß die Predigt von der göttlichen Rettungstat überallhin getragen wird und zu der von ihm bestimmten Zeit Frucht schafft.

c) Aus der geschehenen Heilstat Christi, des Hauptes der Menschheit, der für alle da ist.

2. Seine Art.

Wer ein Bote dieser göttlichen Liebe zur Heidenwelt sein will, der darf nicht bloß ein Interesse für die Heidenwelt haben, wie es ein Kolonialpolitiker, ein Kaufmann oder ein Gelehrter besitzt, sondern er muß sich zum Gebet treiben lassen, zur Anbetung der göttlichen Wundergedanken, zum Dank für den so reichlich strömenden Segen, zur Bitte, daß die Herzen geöffnet werden, und daß man selber immer tüchtiger für diesen Dienst werde.

3. Der Gegenstand des Gebets.

Der Hauptinhalt muß sein, daß dem Glauben freie Entwicklungsmöglichkeit geschaffen werde, „daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit“ (B. 2). Weit entfernt, daß damit der Blick nur aufs eigene Behagen eingeschränkt

würde. Die Entfernung der Störungen soll nach Vers 4 dazu dienen, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das Licht soll hell flackern können, um zu leuchten. Diesem Zweck macht der König aller Könige, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, die Obrigkeiten, die eigenen, wie diejenigen der Völker, an denen gearbeitet wird, dienstbar.

4. Seine Ermöglichung.

Das Gebet wird erleichtert durch persönliche Gemeinschaft und Bekanntschaft zwischen den Trägern und den Objekten der Arbeit (B. 7). Je besser erkannt wird, welche hohe, herrliche Aufgabe den Boten des Evangeliums aufgetragen ist, desto dringlicher und treuer wird die Fürbitte für sie und für die, an denen sie arbeiten werden.

5. Seine Bedeutung.

Zum Missionsbetrieb braucht man eine Menge von Hilfsmitteln. Man braucht Gelder, Organisationen, Aufklärung, menschlichen Fleiß und Betrieb. Aber das wichtigste ist das Gebet, das Rechnen mit der göttlichen Kraft. Durchs Gebet nehmen die Gläubigen Anteil an der Weltregierung Gottes, sie machen den lebendigen Gott selbst zum tätigen, immer wieder eingreifenden Bundesgenossen ihrer Arbeit.

Nr. 97. Röm. 15, 30—32: **Helfet mir kämpfen mit Befen**

1. Die apostolische Missionsarbeit ist ein Kampf (1. Kor. 16, 9; Eph. 6, 12), denn die Wahrheit wird niedergehalten (Röm. 1, 18).
2. Bei solchem Kampf tut Hilfe, göttliche und menschliche Hilfe, not (2. Kor. 1, 10. 11; Phil. 1, 27). Die beste Hilfe ist das Gebet, um das der Apostel deshalb bittet. Es erinnert den Missionsarbeiter daran, daß der Herr allein sein Reich baut, die Türen auf tut und den Sieg schenkt.
3. Was ist Gegenstand des Gebets?
 - a) Die Schrift kennt kein Gebet für die ungläubige Welt, oder die Mission im ganzen. Apg. 1, 24 gedenken die Apostel nicht weiter der Welt draußen, sondern bitten, daß ihre Zahl voll werde. Bei der Aussonderung des Paulus und Barnabas zum Missionsdienst (Apg. 13, 3) dehnt sich das Gebet nicht auf die unbekannten Länder und Völker aus. 1. Tim. 2, 1 wird das alle umfassende Gebet gleich auf bestimmte Gegenstände hingelenkt. Im hohepriesterlichen Gebet betet Jesus für seine Sünder und für die, die durch ihr Wort glaubend werden, nicht für die Welt (Joh. 17, 9. 20). So bezieht sich das Gebet immer auf Dinge, die den Beter unmittelbar angehen. Es ist nie ein Tummelplatz der Phantasie, sondern ein gehorsames Sichbereithalten für den Dienst.
 - b) Gebetet werden muß für die Missionsarbeiter. Der Herr möge solche senden (Matth. 9, 38). Er möge zeigen, welche er erwählt habe (Apg. 1, 24), ihnen Freudigkeit schenken (Apg. 4, 29). Paulus bittet immer wieder um die Fürbitte der Christen (Eph. 6, 19; Kol. 4, 3; 1. Thess. 5, 25; 2. Thess. 3, 1). Die Persönlichkeit der Boten ist von ent-

scheidender Bedeutung und darf und muß deshalb Gegenstand des Gebets sein. Die Hände derer müssen gestützt werden, die das Evangelium hinaustragen sollen. Nur selbst Brennende und Scheinende können andere zum Brennen und Scheinen veranlassen. Aber nicht in erster Linie um ihr Wohlergehen soll gebetet werden, obwohl der durch so viel Fährlichkeit geführte Paulus solcher Fürbitte gewiß auch bedürftig gewesen wäre, sondern die Gabe des Wortes für sie durch Aufstun des Mundes zur rechten Stunde (Eph. 6, 19) und Beseitigung der Hemmungen ihrer Botschaft (1. Tim. 2, 2), um Öffnung der Herzenstüren (Röm. 15, 31), und um Arbeitsfreudigkeit (B. 32).

- c) Für die Schar der Gläubigen. Das Vorbild Jesu (Joh. 17, 9. 20). Alle sollen eingeschlossen werden, welche willig in den Bereich der göttlichen Wahrheit kommen, als Suchende, als solche, die im geheimen glauben, als Getaufte, Bewährte oder Verführte und Schwankende. Wir denken oft, es sei nichts mehr zu tun, wenn sich einmal einer bekehrt hat. Der Apostel aber hält dafür, daß dann die Arbeit an der Seele erst begonnen ist, wenn eine Seele angefangen hat gegen den Teufel zu streiten, und daß dann das Gebet am notwendigsten sei (Röm. 1, 9; Eph. 1, 15. 16; 3, 14 ff.; Phil. 1, 3. 4; Kol. 1, 9; 4, 12; 1. Thess. 1, 2; 2. Thess. 1, 11). Wie genau geht der Apostel ein auf die Bedürfnisse der Befehrten. Sie kennen die versöhnende Liebe Christi, möchten sie auch die Kraft seiner Auferstehung kennenlernen! (Eph. 1, 17—19.) Sie sind willig gemacht zum Gehorsam, also Kol. 1, 9. 10. Als gewurzelt in der Liebe, sollen sie erkennen die Liebe Christi (Eph. 3, 19). Die Schwachen sollen stark werden am inwendigen Menschen (Eph. 3, 16). Wie den einzelnen, trägt er die ganze Gemeinde auf dem Herzen, daß sie eines Sinnes seien (Eph. 4, 3; Kol. 3, 15; Eph. 4, 15. 16). Wie nötig brauchen die jungen Gemeinden unsere Gebete! Bei ihnen gilt immer wieder in ganz besonderer Weise Luk. 22, 31.

- d) Aber auch für die Feinde und Verfolger. Auch die, die Satan aufbietet, um das Werk Jesu zu hindern, können nicht vergeblich mit dem Wort des Lebens und mit der Kraft des Geistes, die sich in den um Gerechtigkeit willen Verfolgten kräftig erweist, in Berührung kommen. Zum Beispiel die Abgesandten der Pharisäer (Joh. 7, 46), der Kerkermeister von Philippi (Apg. 16, 30), die kaiserliche Leibwache (Phil. 1, 13). Jesus betet: „Vater, vergib ihnen!“ (Luk. 23, 34), und Gott antwortet (Apg. 2, 41) mit der Taufe der vielen. Die Bekehrung des Saulus, eine Antwort auf die Bitte des Stephanus (Apg. 7, 59). Darum: Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen (Matth. 5, 44).

4. Wer ist hiezu tüchtig?

- a) Paulus fordert dazu auf seine lieben Brüder, die er hinweisen kann auf ihren Herrn Jesus Christus und die Liebe des Geistes. Ihr Kindestand gibt ihnen das herzlichste Vertrauen zum Vater und die brennende Liebe zu den Brüdern, die Voraussetzungen der rechten Fürbitte.
- b) Dazu muß kommen die persönliche Bekanntschaft mit der Missionsarbeit. Je mehr man die Mission kennenlernt, teils durch persönliche Begegnung mit Missionaren, teils durch ge-

nauere Bekanntschaft mit dem Werk, desto mehr Trieb zur Fürbitte, die aus den kraftlosen Allgemeinheiten herauskommt und einen wirklichen Inhalt erhält.

- c) Weil dabei aber auch die Unvollkommenheiten und Enttäuschungen, die allem Menschenwerk anhaften, uns entgegenreten, ist anhaltendes Gebet nur da möglich, wo man den Blick über all das hinaus auf die Ernte und auf den Herrn der Ernte gerichtet hält.
- d) Wer aber ein gutes Gebetsgewissen haben will, muß auch ein fleißiger Arbeiter sein. Uns fehlt so oft der frische Glaubensmut, Großes von Gott zu erwarten, weil uns der ernste Wille fehlt, Großes für Gott zu tun.

Nr. 98. 2. Kön. 19, 15—20: Ein erhörtes Gebet

Was wir aus diesem Gebet des Siskia für die Missionen lernen können

1. Anerkennung der Macht und Erfolge des Gegners.

- a) Missionsfreunde unterschätzen vielfach die Macht des Heidentums, reden verächtlich und unverständlich davon, täuschen sich daher über die Schwierigkeiten und sind enttäuscht, wenn die erwarteten schnellen Siege ausbleiben.
- b) Gerade um recht wider den Feind beten zu können, muß man einen tiefen Eindruck von seiner Macht haben. a) Siskia hat das. „Es ist wahr . . .“ sagt er. Er erkennt die Übermacht des assyrischen Weltreichs über all die kleinen Einzelstaaten und Stämme mit ihren Nationalreligionen voll und ganz an. ¹⁾ So müssen auch wir zugestehen, daß z. B. der Hinduismus, der Konfuzianismus und noch viel mehr der Buddhismus, und ganz besonders der Götzenzerstörer (V. 18) Islam gewaltige Mächte sind, die in der Geschichte auch ihre Bedeutung haben, ja deren eine Gott selbst gegen die in Bilderdienst und Aberglauben gefallene Christenheit als Zuchttrute gebraucht hat.

2. Noch größere Anerkennung der Macht Jehovas.

- a) Siskia kennt und preist den Herrn (V. 15) a) als Schöpfer Himmels und der Erden, ²⁾ als Gott Israels, der sich in der Führung dieses Volkes so herrlich offenbart hat, ³⁾ und darum auch als den, der allein Gott ist über alle Königreiche auf Erden.
- b) Bei uns kommt noch dazu, daß wir ihn kennen, oder doch kennen sollten a) als den Vater Jesu Christi, der dem Sohne alles übergeben hat, ⁴⁾ der nun schon 1900 Jahre mit Erfolg — freilich mit schwachen Werkzeugen — daran arbeitet, Volk um Volk dem Reiche seines Sohnes zu unterwerfen. Man denke an die Siege des Christentums über die alte Welt, über die Völker des Mittelalters und über die Südsee, Madagaskar, Karenen, Japaner usw.

3. Auf diesen beiden Stücken ruht das rechte Missionsgebet.

- a) Siskia betet, a) der Herr möge sehen und hören das Hohnsprechen des

Feindes (B. 16), und uns helfen aus seiner Hand, /¹/ damit alle Reiche der Erde erkennen, daß er allein Gott sei (B. 19).

- b) So sollen auch wir beten, ^a) um Abwendung der Schmach, die noch immer durch die Vorherrschaft des Heidentums und besonders auch des Islams auf uns liegt, /¹/ aber nicht zu unserer Ehre, sondern allein zur Ehre des lebendigen Gottes und zum Heil derer, die ihn (welchen erkennen ewiges Leben ist, Joh. 17, 3) bis jetzt noch nicht erkannt haben.

4. Und diesem Gebet ist die Erhörung gewiß.

- a) Das steht fest durch so viele Verheißungen.
b) Das bestätigen so viele Erfahrungen auch in der Mission.
c) Helfen nur auch wir mit an der Herbeiführung dieser Erhörung! Sonst ist all unser Beten usw. Heuchelei.

Nr. 99. 1. Petr. 4, 10: Bring und brauche, was du hast

Die Herrlichkeit des Christenberufs schildert Paulus 1. Kor. 3, 9: Wir sind Gottes Mitarbeiter. Es ist unsere höchste Freude und Ehre, daß wir Bauleute seines Reiches sein dürfen. Dabei berücksichtigt er immer unsere Eigenart und knüpft an Vorhandenes an, um es zu wecken, zu entwickeln, zu vermehren und uns und andere damit zu segnen. Einige biblische Beispiele mögen das zeigen.

1. Mose wird gefragt: Was hast du in deiner Hand? (2. Mose 4, 2).

Er sprach: Einen Stab. — Nimm ihn und gebrauche ihn für mich. Mose tat es, und es geschahen wunderbare Dinge, wie sie Ägypten und seine Könige noch nie gesehen hatten (2. Mose 7, 19; 14, 16). So wird sein Stab, das Sinnbild seines Berufes, vor dem er erschrickt, und den er doch kühn anfassen muß, ein Werkzeug für Gottes Kraft und Wirken.

2. Weib, was hast du in deinem Hause? (1. Kön. 17, 12).

Eine Handvoll Mehl im Kad und ein wenig Öl im Krug. — 'Bring' es mir heraus! Sie gehorcht, und Gottes Segen fließt im Überfluß.

3. Maria, was hast du? (Joh. 12, 3).

Ein Pfund köstlicher Nardensalbe. 'Bring' es dem Herrn! Und der Duft der Salbe erfüllt nicht nur dein ganzes Haus, sondern das Gedächtnis deiner Tat lebt in der Christenheit fort. Wie mancher Besitz lagert in unseren Häusern und verbreitet keinen Geruch, stiftet keinen Segen?

4. Knabe, was hast du in deinem Korb? (Joh. 6, 9).

Fünf Gerstenbrote und zwei Fische. — Gib es her! Und siehe, fünftausend Männer werden satt und zwölf volle Körbe bleiben übrig.

5. Arme Witwe, was hast du in deiner Hand? (Mark. 12, 42).

Nur zwei Scherflein, alles, was ich besitze, aber Herr, ich will's dir geben. Wieviel Zinsen hat dies Witwenscherflein schon gebracht im Laufe der Jahrhunderte!

6. Tabea, was hast du? (Apg. 9, 36. 39).

Nur eine Nadel. — Gebrauche sie in meinem Dienst! So wurden die Armen in Joppe durch ihre Liebe geteilt, und sie wird für immer das Vorbild der christlichen Frauenwelt.

7. Petrus, was hast du? (Apg. 3, 6).

Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich: Im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle! Mitleid, Teilnahme, Liebe, Glaubens- und Gebetskraft ist besser und wertvoller als Gold und Silber und Almosen.

Bring' und brauche, was du hast! Was hast du, das du nicht empfangen hast? (1. Kor. 4, 7). Mache es nicht, wie der faule, dumme Knecht, der sein Pfund im Schweißtuch behielt, und nichts tat, nichts gab, aber auch nichts gewann und um alles kam. Gib, was du hast, gib dich selbst!

Das ist des Lebens heiligster Beruf,
Zu welchem mich sein Liebeswille schuf:
Vom Jugendmorgen bis zum Abendschein
Mich ihm zu weihn!

Nr. 100. 1. Chron. 29, 9—19: Von deiner Hand haben wir dir's gegeben

Was die großen Opfer uns sagen, die für die Mission gebracht werden:

1. Wie groß die Macht der Freiwilligkeit ist, und was selbst arme Leute leisten können, wenn die Liebe Christi sie treibt;
2. daß die Mission nicht unser, sondern Gottes Werk ist:
 - a) Von ihm kommt die Willigkeit (B. 9).
 - b) Ihm kann man nichts geben, was nicht schon vorher ihm gehört, und was man nicht von ihm empfangen (11. 14).
 - c) Sein ist auch das Reich und die Ehre.
3. Daß eben deswegen das Missionsziel ganz gewiß wird erreicht werden: der, welcher die kalten, geizigen Herzen zum Gebet bewegt, wird auch die toten, verfinsterten Heiden erwecken zu neuem Licht und Leben (12);
4. daß wir ihm für die Mission und für die Missionsgaben demütig und fröhlich danken sollen (9. 10. 13).

Nr. 101. Spr. 10, 16: Liegt dir am Leben, so lege dich aufs Geben

Calw. Miss.-Bl. 72, 24 ist von einer armen, krüppelhaften Person erzählt, die nach einer eindrucklichen Erfahrung von Gottes Mithilfe sich entschloß, nicht bloß eine stete Empfängerin, sondern auch eine dankbare, fröhliche Geberin zu werden und zuerst im Jahre 1858 anfang, wöchentlich drei Kreuzer für Gottes Sache zu geben, dann einen Kreuzer täglich, später sechs Kreuzer täglich, und am Ende 1 fl. täglich geben konnte. Von dieser Person rührt der Ausspruch her: „Wer nicht gebig ist, ist nicht lebzig. Liegt dir am Leben, so lege dich aufs Geben.“ Ist das richtig? ist das biblisch? Ja, es stimmt mit unserem Text.

Wir sehen, wie nach unserem Texte Leben und Geben zusammenhängt

1. „Der Gottlose braucht seines Einkommens zur Sünde“ — dieser Satz zeigt uns, wie Nichtgeben und Nichtleben zusammenhängt.

- a) Wie braucht der Gottlose seines Einkommens? a) Entweder in verschwenderischer, genußlüstiger Art, mit Trinken, Saufen, Verführen und sich Verführenlassen, ß) oder in geiziger, dem lieben Gott und dem Nächsten das, was ihnen gebührt, nicht gebender Weise.
- b) Was kommt dabei heraus? a) Sünde, d. h. er selbst schreitet fort von einer Sünde zur andern, fällt in allerlei Stricke Satans und wird immer mehr ein Gottloser, und nicht nur das: er macht auch andere sündigen, d. h. teils die Genossen und Werkzeuge seiner Laster oder seiner Habsucht, teils die Armen, die er zum Neid, zur Bitterkeit und zu revolutionären Gedanken reizt. Kurzum, der Gebrauch, den er von seinem Gelde macht, mindert nicht, sondern mehrt die Sünde in der Welt. ß) Wo aber Sünde ist, da ist Tod, das Gegenteil von wahren Leben: Elend, Krankheit, Verzweiflung, Verbrechen, Selbstmord, Verdammnis.

2. „Der Gerechte braucht seines Guts zum Leben“ — dieser Satz weist auf den Zusammenhang von Geben und Leben.

- a) Unter Leben muß hier dasselbe verstanden sein wie Vers 17: „Zucht halten ist der Weg zum Leben“ d. h. Leben im inneren, höheren Sinn. a) Dazu gehört, daß man selbst lebt; ß) daß man hilft, andere zum Leben bringen und am Leben erhalten: Innere und Äußere Mission, Bekämpfung alles dessen, was Sünde und Tod bringt in die Welt.
- b) Zu alledem braucht der Gerechte seines Guts, d. h. a) er treibt es in diesem Sinne selbst um, stellt sein Geschäft und alles in den Dienst des Reiches Gottes, ß) und was als Reingewinn dabei herauskommt, das gibt er anderen; vgl. Spr. 11, 24. 25; 21, 26; 22, 9; Luk. 19, 23: „Warum hast du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben?“

Die Mission ist wie gemacht dazu, uns im rechten Gebrauch des Geldes zu erziehen und zu üben. Wer in ihr recht mitarbeitet und mitgibt, der braucht seines Guts zum Leben, er wird andern zum Leben damit helfen und selbst immer lebendiger werden. (Frommel, „Aus einem Sommer-
nachtstraum über das Geben“: Daheim-Kalender 1881.)

Nr. 102. 2. Kor. 12, 14: „Nicht das Eure, sondern Euch“

Wie wir die herrlichsten Reden Jesu, z. B. das Gleichnis vom verlorenen Sohn, den Angriffen oder der üblen Nachrede seiner Gegner verdanken, so einige der wertvollsten Aussprüche Pauli dem Kampf mit den Widerwärtigen in der korinthischen Gemeinde. Dazu gehört auch unser Text, der seine Geltung nicht bloß für das Verhältnis Pauli zu den Korinthern hat, sondern auch auf die Mission und ihre Ansprüche an die Menschen kann angewendet werden.

Auch die Mission sucht uns, nicht das Unsere

1. Worauf das beruht:

- a) darauf, daß Gott selber nicht unsere Gaben, Opfer, Dienstleistungen und Werke, sondern uns selbst, unsere Herzen, den ganzen Menschen will (Röm. 12, 1);
- b) darauf, daß, um diesen Zweck zu erreichen, auch Gott seinerseits nicht nur das Seine, sondern sich selbst uns hingibt: a) Er ist ja der Geber vieler guter und vollkommener Gaben, durch welche er sich uns bezeugt (Apg. 14, 17); /b) aber die Hauptsache ist doch, daß er in seinem Sohne (Joh. 3, 16; 2. Kor. 9, 15) und in seinem Geiste (Apg. 2, 38; 10, 45) sich uns selber gibt.

2. Was das bedeutet:

- a) Daß die Mission, d. h. das Evangelium oder das Reich Gottes, von den Heiden auch nichts Geringeres verlangt, als daß sie auf Grund des ihnen angebotenen großen Gottesgeschenks nun auch sich selbst ganz hergeben für Gott und seine Sache. a) Es hat nie an Heiden gefehlt, die bereit waren, dem Herrn durch allerlei Geschenke und Dienste ihre Huldigung darzubringen. So der Kaiser Alexander Severus, der Basuto-König Moschesch, der chinesische Vizekönig Li Shang Tschang u. a. /b) Das ist aber nicht genug. Der Herr verlangt den ganzen Menschen, und diese Hingabe des eigenen Ich bedeutet vielfach die Übernahme schwerer Verfolgungsleiden, ja den Märtyrertod.
- b) Daß auch wir nicht bloß unsere Geldgaben, sondern uns selbst für die Mission hergeben. a) Die Mission braucht zwar auch unser Geld und sonst noch allerlei, was wir geben können, aber das alles kommt ja von selbst, wenn wir zuvor die eigene Person hergegeben haben, so wie die Philipper (2. Kor. 8, 5). /b) Die eigene Person geben aber nicht nur die her, welche selbst Missionare werden, sondern auch die, welche daheim für nichts anderes mehr leben als für die Mission (vgl. Zinzendorf, Spittler, Gohner, Josenhans, Harms, Wangemann, Rind und viele andere).

Diese Forderung ist keine Anmaßung, denn „Mission“ ist nicht diese oder jene Einzeltätigkeit, sondern die ganze Arbeit der Ausbreitung des Reiches Gottes daheim und draußen.

Text: **Nr. 103. Matth. 21, 3: Der Herr bedarf ihrer**

1. Im Auftrag ihres Herrn sollen die Jünger, ohne einen Menschen um Erlaubnis zu fragen, Eselin und Füllen herbeiholen.
2. Dabei ist vor auszusehen, daß „jemand“ „etwas sagen“ oder „warum tut ihr das? (Mark. 11, 3) fragen wird.
3. Solchen Frägern oder Widersachern sollen sie gar nichts weiter sagen als: „Der Herr bedarf ihrer“ (zu seinem Einzug).
4. Tun sie das im Gehorsam, so haben sie die Verheißung, daß man ihnen das Tier ohne weitere Einsprache überlassen werde.

Anwendung:

1. Eselin und Füllen haben schon manche wunderliche Ausdeutung und Anwendung sich gefallen lassen müssen. Sachgemäßer als die meisten derselben dürfte die Anwendung auf die Mission sein, d. h. auf die von den Menschen dem Herrn zum Behuf seines Einzugs in alle Welt zur Verfügung zu stellenden Kräfte, Mittel, Werkzeuge, als da sind: Missionare (die von ihren Eltern, Geschwistern, Freunden, von der heimatlichen Kirche hergegeben werden müssen, wenn sie gehen sollen), Geld, Schiffe, Reiseausrüstungen aller Art bis auf wirkliche Esel herab, wie man sie in Ostafrika und Westafrika als Last- und Reittiere schon probiert hat.
2. Erhebt die Mission, d. h. derjenige Teil der Jüngerschaft, welcher sich den Missionsbefehl zu Herzen genommen hat, Anspruch auf all diese Dinge, so fehlt es nicht, daß Fragen, Zweifel und Vorwürfe laut werden: „Wozu diese Verschwendung?“ „ihr habt kein Recht, den Christen solche Opfer zuzumuten“; „wenn einmal missioniert werden soll, so wird der Herr es selber tun“; „er bedarf unser nicht“ u. dergl. Ja, da kann man von Missionsfanatismus und Terrorismus reden hören.
3. Auf alle diese Einreden ist die richtige Antwort vor allem die: „Der Herr bedarf ihrer“, d. h. der Mission und all der damit verbundenen Opfer, Anstrengungen, Arbeiten usw. In dieser zunächst auffallenden Tatsache liegt Recht und Pflicht der Mission. Gottes Reich kommt zwar auch ohne uns, d. h. es kommt, auch wenn wir gerade nicht dabei sind und mittun, es kommt aber nicht ohne menschliche Mitwirkung: wie es für die Menschen kommt, so kommt es auch durch Menschen.
 - a) So schon in der Vorbereitungszeit: Abraham, Mose, Josua, Samuel, David, die Propheten, Esra, Nehemia (vgl. auch Kores, Geschenke und Gunst der Heiden, Tempelgaben), Johannes der Täufer;
 - b) so in der Fülle der Zeit: Gott mußte seinen Sohn senden im Fleisch (er bedurfte der Maria und des Opfers eines Josephs), damit durch eines Menschen Gehorsam viele Gerechte würden (Röm. 5, 19) und der Mensch Christus Jesus Mittler sei zwischen Gott und Menschen (1. Tim. 2, 5);
 - c) so auch in der Kirchen- und Missionszeit: nicht Engel, sondern Menschen sind die Boten: Apostel und ihre Schüler samt dem ganzen Apparat, der zum Reisen, zum Leben, zum Kirchengründen usw. gehört. Das ist eine gnädige Herablassung des Herrn, daß er uns brauchen, ja unser bedürfen will (vgl. Hiob 22, 2); nachdem er (Christus) nun einmal das „Haupt“ der Gemeinde geworden, kann er nicht zu den Füßen oder Händen sagen: „Ich bedarf eurer nicht!“ (1. Kor. 12, 21.)

4. Wo das recht gelehrt wird, da soll es nach der den Jüngern gegebenen Verheißung nicht an Opferwilligkeit fehlen (Luk. 19, 32 ff.): sie brauchen nicht zu betteln und zu schelten; der Herr hat noch viele heimliche Freunde, die gern ihre Esel ihm zur Verfügung stellen, wenn sie nur das Bedürfnis erfahren.
5. Im Namen des Herrn solche Forderungen stellen dürfen aber nur die, welche zuerst sich selbst ihm gegeben haben, und bei denen es heißt: „Dein Dienst ist jedes Opfer wert“, wahre Jünger, die auch die Kleider vom Leibe geben (B. 7).
Beispiele: Hergabe heißgeliebter Söhne und Töchter oder Selbsthingabe für die Mission.

Nr. 104. 2. Kor. 4, 5: Die Heidenpredigt

Es wird oft gesagt, die Heiden seien besser daran „ohne uns“, und sie „mit unserer heuchlerischen und verlogenen Religion beglücken zu wollen“ sei Unsinn und Anmaßung. Dieser Vorwurf wäre berechtigt, wenn wir wirklich nur uns und unsere Religion hinausbrächten, aber wir bringen und wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum. Aus diesem Samen kann überall eine Frucht erwachsen, die weit besser ist als „unser heuchlerisches Christentum“.

1. Vom Inhalt der Predigt.

- a) Nicht Schilderungen europäischer Herrlichkeit, Bildung und Macht, nicht Anpreisung irgend einer Kirche oder Sekte, auch nicht Verspottung der Götter und Götzen und Widerlegung von allerlei Irrtümern, auch nicht Moral- und Tugendforderungen,
- b) sondern Jesus Christus, die Geschichte seines Lebens, Leidens, Sterbens, Auferstehens und himmlischen Regierens, sein Evangelium vom Reich, von der Buße und Taufe zur Sündenvergebung usw., das eine, das not ist — nicht als Forderung, sondern als Gabe Gottes (1. Kor. 2, 1—5).

2. Von den äußeren Umständen der Predigt.

Vielfach nichts Stimmungsvolles und zur Sammlung und Andacht Mahnendes wie bei uns. Kein feierlicher Raum, kein Orgelton, keine Stille, sondern meist die Landstraße, ein Platz unter einem Baum oder auf einem Hügel, auf der Veranda eines Hauses, oder gar mitten im Gewühl eines Marktes oder im Lärm eines Festes, dazu oft marktschreierische Mittel, um die Aufmerksamkeit zu erregen, Bilder und Plakate, Trompete und Grammophon.

3. Von der Form der Predigt.

Keine künstlich ausgearbeitete, längere Ansprache, sondern so schlicht als möglich, schlagfertiges Eingehen auf Fragen und Einsprachen der Zuhörer, mit vielfachen Unterbrechungen, und doch immer zielbewußt auf das eine Thema losgehend, immer wieder auf allerlei Weise Zeugnis abzulegen von Jesus Christus, seiner Macht, seinem Kreuz, seiner Liebe und seinem Ruf an alle.

4. Von den Früchten der Predigt.

- a) Der Name des Herrn Jesu wird im ganzen Lande bekannt, und es wird so der Grund gelegt zu aller weiteren Wirksamkeit durch Schule, Seelsorge usw.
- b) Der Heide muß mit der Mission rechnen, oft auch durch Gegenpredigten, die erst recht auf die Botschaft der Mission aufmerksam machen.
- c) Befehrungen. Beispiele!

Nr. 105. Apg. 14, 21—23: Die Pflege der jungen heidenchristlichen Gemeinden

Fast noch schwerer als die Gemeinde gründen ist die Gemeinde pflegen. Es gilt, das begonnene Werk fortzuführen, das Erreichte zu erhalten, die Entwicklung in gesunde Bahnen zu lenken. Wie oft ist einem verheißungsvollen Anfang ein schnelles Ende gefolgt, wie oft, was im Geist begonnen war, im Fleisch vollendet worden! Darum war es Paulus und Barnabas ein so großes Anliegen, die neugegründeten Gemeinden zu festigen, zumal sie von außen und von innen manche Anfechtungen erfuhren. Das geschah:

1. Durch rege Pflege der persönlichen Verbindung.

Darum suchten die Apostel selbst die Gemeinde noch einmal auf. Sie wollten ganze Arbeit tun. So sind sie Lehrmeister dafür,

- a) daß die Missionsarbeit nicht darin besteht, möglichst vielen einmal das Evangelium zu verkündigen, und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen, sondern daß es wichtiger ist, eine kleinere Zahl wirklich ganz zu gründen und zur vollen Entfaltung des Glaubenslebens zu bringen.
- b) Daß es wertvoll ist, wenn die Evangelisten selbst, die das neue Leben geweckt haben, die Erweckten aufsuchen und weiterführen. Von dem, der mir durch Gottes Gnade ein geistlicher Vater geworden ist, nehme ich die Ermahnung lieber an als von einem Fremden.

2. Durch treue, weise Aufbauarbeit, die ein Dreifaches umfaßt.

- a) Sie stärken die Seelen der Jünger, geben also zuerst, ehe sie etwas fordern, zeigen, was sie am Herrn haben, und wie das Reich Gottes ein seliges Reich ist.
- b) Sie ermahnen sie zum bleibenden Glauben, zum Ernst in der Heiligung, zu treuer Bruderliebe usw.
- c) Sie zeigen den Kampf in seiner vollen Schwere. Alle müssen Kreuzträger sein. Dies muß beruht auf unserer Verwandtschaft mit dem Heiland (der Jünger ist nicht über dem Meister), auf der uns immerdar anklebenden Sünde, auf der Größe des zu erreichenden Gutes. Viel Trübsal heißt das Opfer, Reich Gottes der Preis. Eine Hilfe liegt aber auch in dem „Wir“. Prediger und Gemeinden sind hier zu einer Einheit der Leidensbereitschaft zusammengeschlossen.

3. Durch gewissenhafte Sorge für den Fortbestand des Werks nach ihrem Weggang durch Einsetzung von Leitern, die sie feierlich in ihr Vorsteheramt einführen.

Wie ernst nahmen es die Apostel mit der Wahl solcher Gemeindeführer

und Pastoren! Sie beten um sie und für sie. Wie nötig ist solche Fürbitte! Wie unvollkommen ist oft beim redlichsten Willen ihre Amtsführung, wie groß die Gefahr des Falls, weil sie in besonderer Weise den Anläufen des bösen Feindes ausgesetzt sind! Wie groß aber der Schaden, wenn sie straucheln und fallen! Darin besteht das rechte Kirchenregiment, das Missionare und Missionsdirektoren über solche Unterhirten der Herden auszuüben haben: in der Fürbitte, in freundlicher Belehrung und Zuweisung, in persönlichen Liebesdiensten, in heilig-ernster Zucht. Aber die Fürbitte ist das Wichtigste. Was wir mit all unserer Kraft nicht vermögen, das vermag der große Erzhirte: die Gemeinden und ihre Leiter in seiner Gnade zu erhalten bis ans Ende.

Nr. 106. Phil. 1, 1—11: Wie es in einer Christengemeinde aussehen sollte!

Der Gemeinde zu Philippi, mit der der Apostel Paulus in einem besonders innigen Gemeinschaftsverhältnis stand, schreibt er hier, wie er sich eine Christengemeinde denkt, und was er für sie von Gott erfleht. Sie braucht:

1. Einen festen Grund: Die Gemeinschaft am Evangelium, das Erfüllt- und Betragen sein von der großen Heilsbotschaft und Heilstatsache. Erstes Missionserfordernis ist: Reichliche Darbietung des Evangeliums und freudige und willige Aufnahme desselben (Kol. 3, 16; 1. Theff. 2, 13).

2. Einen tragfähigen Stamm: Die Liebe.

Der Stamm wächst aus dem Grunde heraus. Voraussetzung für ein starkes, alle Trennungen überbrückendes Gemeindeleben ist die Liebe Christi, die den Gemeinden nahegebracht wird durch unermüdliche Liebestreue der Boten des Evangeliums, die lebendig erhalten wird durch die Gewißheit, daß alle derselben Gnade teilhaftig werden. Aus dieser erfahrenen Liebe erwächst die selbsttätige Liebe, die das Band um die Gemeinden schließt und die Stammes- und Kastenfeindschaften überwinden kann (Gal. 3, 28). Sie darf nicht erkalten, wenn sie heillosig wird und dabei viel Mängel und Not sieht, sondern muß dadurch zur Hilfsbereitschaft entzündet werden. Die Berührung mit Jesu, dem Licht der Welt, weckt einen Erkenntnisdrang, der aber nicht bloß aufblüht und Trennungen schafft, wie das Kerzenlicht menschlicher Wissenschaft, sondern wie das Sonnenlicht Leben weckt, neu befruchtet und zur Arbeit ruft.

3. Eine starke Triebkraft, die sich entfaltet.

- a) Im Leben jedes einzelnen durch Wachstum in Erkenntnis und Erfahrung, durch immer feineres Unterscheidungsvermögen und sittlichen Takt, durch Tatbeweise in Werken der Gerechtigkeit.
- b) Im Gemeindeleben durch Dienstbereitschaft, Zeugenfreudigkeit und Leidenswilligkeit.

4. Einen Zug nach oben.

Wie die Pflanze der Sonne zustrebt, so streckt sich das christliche Gemeindeleben dem kommenden Herrn entgegen und wird dadurch auf's Höchste gespannt und doch vor jeder Überhebung bewahrt.

Nr. 107. 1. Kor. 5, 1—5: Kirchenzucht auf dem Missionsfeld

Die Missionsgemeinde hat vor der in stärkerem oder schwächerem Maße volksgemeinlich gewordenen Heimatgemeinde den einen Vorzug, daß sie noch Kirchenzucht üben kann.

1. Warum ist hier Kirchenzucht möglich?

Weil die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde sich nicht wie in der Volkskirche von selbst versteht oder leichtsin durch Bezahlung der Kirchensteuer oder einen Aufnahmeakt erworben werden kann, sondern auf ernstem Willensentschluß und persönlicher Hingabe beruht und noch als ein so hohes Gut gewertet wird, daß hiefür auch die schwersten Opfer gebracht werden. Je mehr aber die christliche Gemeinde auf den Missionsfeldern volksgemeinlichen Charakter bekommt, desto weniger kann auch da von der Kirche im Ganzen Kirchenzucht geübt werden. Dann müssen sich die, denen die Zugehörigkeit zu Christus und seiner Gemeinde der höchste Schatz ist, zu freien Gemeinschaften in der Kirche zusammenschließen, in denen wieder der Kampf gegen die stets hereindrängende Sündenmacht mit Ernst geführt werden kann.

2. Warum ist Kirchenzucht notwendig?

Weil auf dem Missionsfeld in besonderem Maße der Kampf mit der Macht der Finsternis geführt wird. Im Kampf müssen die Waffen immer blank und scharf sein. Wenn selbst ein Paulus in seinen Gemeinden diesen Kampf zu führen hatte, dürfen wir nicht verzagen, wenn auch in unsere Gemeinden der Feind den Unkraut samen sät, wenn heidnisches Wesen noch nachwirkt und wenn die erste Liebe oft so bald verlassen wird. Wir dürfen nur nie den einbrechenden Ärgernissen gegenüber uns mit dem Ausdruck des Bedauerns begnügen, sondern müssen den Kampf aufnehmen. Und zwar um der Gemeinde willen, die sich als eine durch Gottes Gnade geheiligte und zum Dienst Gottes geweihte darstellen soll. Böse Exempel sind ansteckend. Aber auch um des Rückfalls willen. Sein Gewissen muß geschärft werden. Das Schweigen zu seinen Sünden als zu vorübergehenden Fehlern und Schwächen würde von ihm als stillschweigende Zustimmung zu seinem Sündenleben empfunden.

3. Wer hat sie zu üben?

a) Sie sollte eigentlich Gemeinde Sache sein; Paulus flagt, daß die Gemeinde nicht selbst Kirchenzucht übe, er setzt bei einer christlichen Gemeinde ein so geschärftes Gewissen, einen solchen Haß gegen die Sünde, eine solche Treue im Heilungsleben voraus, daß ihr ein solcher Zustand unerträglich sein müßte. Wie ein gesunder Organismus einen Fremdkörper ausstößt, so sollte das heilige Gottesvolk die Sünde von sich ausscheiden. Auch heute wäre es das Ideal, daß eine christliche Gemeinde selbst das Organ der Kirchenzucht ist. In heidnischchristlichen Gemeinden finden wir es öfter, daß alle Glieder sich mitverantwortlich füreinander wissen, und schon mit Rücksicht auf die heidnische Umgebung kein offenes Ärgernis in ihrer Mitte dulden.

b) Weil die korinthische Gemeinde dieses Zuchtamt nicht ausübt, tat es Paulus kraft seiner apostolischen Autorität. Diese Vollmacht haben

alle Diener Christi auch heute noch und sollen sie ausüben, so weit es irgend geht. Die Arten der Strafe werden verschieden sein nach der Größe des begangenen Unrechts: ernste Warnung unter vier Augen, öffentliche Zurechtweisung, zeitweiliger Ausschuß vom Abendmahl, Ausschuß aus der Gemeinde, Übergabe an den richtenden Gott. Es gehört viel göttliche Weisheit, viel heilige Fürsorge, viel entschlossener Mut dazu, um im Einzelfall das Richtige zu treffen.

4. Wie sie zu geschehen hat.

Nur der wird rechte Kirchenzucht üben, der von der heiligen Verpflichtung und der göttlichen Vollmacht dazu, und dem letzten Endzweck dabei lebendig durchdrungen ist. Er muß die Gewißheit haben, in Gottes Namen zu handeln, und daß das Heilandswort: „Welchen ihr die Sünden erlasset usw.“ noch immer gilt. Die Rücksicht darauf, wie die Ausübung der Zucht da und oder dort aufgenommen wird, darf bei der Handhabung keine Rolle spielen. Wir haben einfach unsere Pflicht zu tun und das weitere dem Herrn zu überlassen, in dessen Namen wir handeln.

5. Welchen Endzweck muß die Kirchenzucht haben?

- a) Die Gemeinde soll dadurch vor Ärgernis bewahrt werden und als ein heiliges Gottesvolk ein Salz und ein Licht für die Welt bleiben.
- b) Der Bestrafte soll zur Selbstbesinnung und womöglich zur völligen Umkehr und Heimkehr gebracht werden. Das ewige Seelenheil des Bezüchtigten bleibt das letzte Endziel, selbst wenn ein Paulus den Sünder dem Satan zu leiblichem Leiden übergibt. Über der Kirchenzucht steht das große Wort des Herrn Luk. 9, 57: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.

Die Missionsgeschichte zeigt an vielen Beispielen, welche nachhaltige Wirkung rechtgeübte Kirchenzucht ausüben kann auf den Bestraften, auf die Gemeinde und auf die Umwelt. Das Vertrauen zu einem Hirten, der in heiligem Ernst und erbarmender Liebe strenge Zucht übt, wird nicht erschüttert, sondern bekräftigt. Denn nur der ist ein rechter Vater auch im Geistlichen, der nicht nur lieben, sondern auch zürnen kann, und der in seinem ganzen Amtswirken von der einen Sorge erfüllt ist, die Gemeinde als reine Braut Christi ohne Flecken und Runzeln dem Herrn am Tag seiner Wiederkunft darzustellen.

Nr. 108. Apg. 11, 20—23: Eingeborenenkirche und Mission

Das Verhältnis der ersten Heidenchristengemeinde in Antiochia (des Vorts der Heidenkirche) zur Urgemeinde in Jerusalem, bleibt vorbildlich für das Verhältnis der Eingeborenenkirchen zu den Missionsgesellschaften, denen sie ihre Entstehung verdanken.

1. Bei den ersten heidenchristlichen Gemeinden wurde dieses Verhältnis freilich erleichtert:

- a) Weil sie sich verhältnismäßig rasch und leicht auf eigene Füße stellen und zu lebendigen, selbständigen und selbsttätigen Gemeinden heranwachsen konnten. a) Sie brauchten keinen weiteren, kostspieligen Missionsapparat. b) Sie hatten Männer, die zur Leitung und Verwaltung

der Gemeinde sich eigneten. ^{γ)} Ihr lebendiges Glaubensleben trieb sie zum Zeugendienst.

- b) Weil die Urgemeinde, zum mindesten die führenden Männer, freudig anerkannten, wie hier eine ganz neue Gottestat geschehen war, wie durch Gottes Gnade eine Heidenkirche entstand, der man freie Entfaltung zugestehen mußte, und die man nicht in die Schranken des jüdischen Gesetzes hineinzwängen konnte, und weil sie deshalb auch bereit war, der neuen Gemeinde zu dienen, indem sie eine Reihe ihrer besten Männer an sie abtrat, die sich völlig in ihren Dienst stellten.

- c) Weil aber andererseits auch die junge Heidenkirche bemüht war, die Verbindung mit der Urgemeinde unter allen Umständen zu pflegen.

^{α)} Aufsteigende Mißverständnisse werden alsbald durch offene Aussprache aus dem Weg zu räumen gesucht. ^{β)} Die Urgemeinde findet in ihrer Notlage willige und kräftige Unterstützung durch die von Paulus veranstaltete Sammlung.

2. Das Verhältnis heutzutage wird erschwert:

- a) Weil sich der Selbständigmachung so manche Hindernisse in den Weg stellen: ^{α)} Finanzielle Abhängigkeit von den Missionsgesellschaften, äußere Armut, niedriger Kulturstand der Gemeinden. ^{β)} Der geringe geistige und sittliche Stand der Völker, unter denen die Mission arbeitet, so daß es oft lange ansteht, bis sich Männer finden, die die Leitung der Gemeinden wirklich in die Hand nehmen können. ^{γ)} Ein schwächer Glaubensstand, so daß die Gemeinden noch nicht selbst leuchten und für ihren Glauben werben können.

- b) Weil die heimische Christenheit viel zu wenig ein Auge dafür hat, daß auch heute die göttliche Gnade unter den Eingeborenenkirchen sich in neuer Weise kundtut und Neues schafft, und daß sie da in ganz anderer Weise als bisher zu selbstloser Mithilfe berufen ist, um das neue Wirken Gottes zu fördern und nicht zu stören.

- c) Weil die Eingeborenenkirchen unter so manchen auflösenden und verheßenden Einflüssen stehen, die die Selbständigkeitsentwicklung zu Überstürzungen treiben und auf falsche Bahnen zu drängen drohen.

3. Schilderung der verschiedenen Versuche, lebendige, selbständige Eingeborenenkirchen zu schaffen.

Nr. 109. Luk. 9, 2: Die ärztliche Mission

Christus sendet seine Jünger aus, nicht bloß zu predigen, sondern auch zu heilen. Die ärztliche Mission hat zwar keine Wundermacht, aber was sie hat, ihre Wissenschaft und ihre Kunst, darf sie in den Dienst Christi und des Nächsten stellen.

1. Worauf sie ruht.

Auf dem schreienden Bedürfnis;

auf dem Befehl Jesu, zu heilen;

auf der Pflicht, allen alles zu werden, um ja etliche zu gewinnen.

2. Wie sie arbeitet.

Durch Spitäler, Hausbesuche, Aufsuchen der Verlassenen und Verstoße-

nen, der Ausfähigen und Geistesgestörten, und neben dem Dienst der Liebe durch reichliche Wortdarbietungen an allen, mit denen sie in Berührung kommt.

3. Was sie erreicht.

Empfehlung des Evangeliums im allgemeinen, Linderung vieler Not; Erweckung mancher einzelnen Seele, Türöffnung, wo sonst der Eingang verschlossen wäre, namentlich inmitten der mohammedanischen Länder.

Nr. 110. Jes. 45, 11: Missionarische Schularbeit

1. Ihr Zusammenhang mit der Missionsarbeit.

Die Unterrichtstätigkeit ist mit der Missionsarbeit aufs engste verknüpft. Schon in Jesu Einladungswort zur Nachfolge heißt es: Lernet von mir (Matth. 11, 29), und im Missionsbefehl: Lehret alle Völker (Matth. 28, 19). Jesus ist das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet (Joh. 1, 9), der Geist, den er sendet, wird seine Jünger alles lehren (Joh. 14, 26), und sie in alle Wahrheit leiten (Joh. 16, 13). Paulus weiß sich gesandt als Lehrer der Heiden (1. Tim. 2, 7), und er arbeitet daran, daß die Gemeinden reich werden in allerlei Erkenntnis und Erfahrung (Phil. 1, 9). Timotheus wird ermahnt: Halte an mit Lehren (1. Tim. 4, 13), und die Bischöfe, die er einsetzt, sollen lehrhaft sein (1. Tim. 3, 2).

2. Der Eingang, den sie findet.

Die Schularbeit erweist sich weithin als hervorragendes Mittel, der Mission die Türen zur Heidenwelt zu öffnen. Bei den niedrigstehenden Stämmen regt sich oft ein gewaltiger Wissensdrang. Der Lehrer wird im tiefsten Urwald willig und freudig aufgenommen. Durch die Schularbeit zeigt sich aber auch eine Möglichkeit, an die sonst oft so unzugänglichen Gebildeten und Vornehmen heranzukommen und einen Einfluß auf die Führungsschicht eines Volkes zu gewinnen. Sie ist neben der ärztlichen Mission oft das einzige Mittel, in die mohammedanischen Länder hineinzukommen.

3. Ihre verschiedenen Arten und Formen.

Bar vielfach ist die missionarische Schularbeit gegliedert und verästelt. Da gibt es einfachste Buschschulen und die höchsten Universitätsanstalten, Kindergärten, Knaben- und Mädchenschulen. Schulen für Handarbeit und Handfertigkeit, für Technik und Ackerbau, Heidenschulen und Christenschulen und besonders Erziehungsanstalten für den Dienst in den christlichen Gemeinden als Lehrer und Prediger.

4. Ihr Segen und ihre Erfolge.

Viel Segen wurde durch die Missionsschulen gestiftet. Verschlossenen Türen wurde geöffnet. Der christliche Glaube erweist sich so als eine Geistesmacht, die den Kampf mit allen andern Geistesmächten aufnehmen kann. Manche der hervorragendsten Heidenchristen sind durch die Schularbeit mit dem Christentum bekannt geworden, z. B. Sadhu Sundar Singh. Die Christen wurden dadurch befähigt, die geistigen Führer ihres Volkes zu werden.

5. Ihre Gefahr.

Dennoch hat die Schularbeit auch ihre großen Gefahren, die wohl beachtet werden müssen.

- a) Durch die Schularbeit wird gar oft das Zentrum der missionarischen Arbeit verschoben. Es entsteht gar leicht der Anschein, als ob die Mission nichts anderes zu tun habe, als neue Erkenntnisse, Wissen und Kultur zu verbreiten. Das Wort vom Kreuz und der in Christo geschehenen Erlösung tritt dann in den Hintergrund, und es wird vergessen, daß Jesus die Armen am Geist selig pries und seinem Vater dankte, daß er solches den Weisen und Klugen verborgen habe und es den Unmündigen geoffenbart.
- b) Bei dem gewaltigen Einfluß, den die Schularbeit auf die Völker ausübt, ist es begreiflich, daß jede kraftvolle Regierung versucht, das Schulwesen in ihre Hände zu bekommen, und ihm allerlei Vorschriften und Schranken auferlegt, welche den eigentlichen Zweck der missionarischen Schularbeit, der Evangeliumsverbreitung zu dienen, hemmen und eindämmen.
- c) Die Erziehungsanstalten stehen immer in Gefahr, sich zu gewaltigen, immer weiter sich verzweigenden Apparaten zu entwickeln, wobei der missionarische Wert oft umso geringer wird, je größer die Anstalt wird, und je mehr Missionsgeld dafür aufgewendet wird.

Die Missionschule darf nie vergessen, daß sie den Hauptnachdruck auf die erste Silbe „Mission“ zu legen hat, daß die Verbreitung von Wissensstoff bei ihr nie die Hauptsache werden darf, sondern daß sie im Dienste Christi und seines Evangeliums steht.

Nr. 111. Röm. 16, 1—3: Die Frau und das Evangelium

Erniedrigung des weiblichen Geschlechts ist ein Kennzeichen aller heidnischen Religionen. Das Christentum allein gibt der Frau ihre Würde zurück. Es sichert den sittlichen und geistigen Aufstieg derselben. „In Christo Jesu ist weder Mann noch Weib.“

1. Was hat das Evangelium für die Frau getan?

- a) In manchen Heidenländern wird die Geburt eines Mädchens als ein Unglück betrachtet. Es heißt: „Knaben kommen von den Göttern, Mädchen von den Teufeln.“
- b) Das Leben vieler Mädchen wird schon in früher Kindheit vernichtet: Mädchenmord in China, Indien, Südsee usw.
- c) Wo noch kein Missionar hingekommen ist, weiß man von Erziehung der Mädchen nichts. „Mädchen erziehen,“ rief ein Ader aus, „man könnte ebenso gut Affen und Schatale erziehen!“
- d) Im Hause und in der Gesellschaft nimmt das Mädchen und die Frau in nichtchristlichen Ländern die untergeordnetste Stellung ein. Als Kind muß sie ihrem Vater, in der Jugend ihrem Manne, wenn der tot ist, ihrem Sohne untertan sein. Man verheiratet sie an einen Mann, den sie weder kennt noch liebt — oft ein siebenjähriges Mädchen an einen sechzigjährigen Mann.
- e) Das Weib hat keine Rechte in der Ehe. Sie ist das Eigentum

ihres Mannes, wie sein Vieh. Er kann sie nach seinem Belieben entlassen. Die Frau aber kann die Ehe nie lösen. Vielweiberei ist der Fluch fast aller nichtchristlichen Völker.

- f) Das schlimmste Los haben die *Witwen*, besonders in Indien. Mit vier bis fünf Jahren werden dort die Mädchen verlobt, und stirbt der ihnen verlobte Knabe vor der Heirat oder bald nachher, so ist diesem Mädchen keine Freude im Leben mehr vergönnt. Der Tod des Mannes gilt als Folge der Sünden der Frau. Sobald der Mann stirbt, reißt man der Frau ihren Schmuck und schöne Kleider ab; ihr Haar wird alle vierzehn Tage geschoren, sie darf nur ein einfaches, rauhes Gewand tragen, darf nur einmal täglich essen usw.
- g) Das Heidentum und der Mohammedanismus verurteilt die Frau zu sittlicher und physischer Erniedrigung. Der Mohammedaner bittet um Entschuldigung, wenn er einen Hund, ein Schwein, einen Esel und eine Frau in der Rede berührt. Konfuzius lehrt: „Das Weib hat keine Seele.“ Buddha lehrt, daß ein Mann, der viele Verbrechen begeht, dadurch gestraft wird, daß er als Weib wieder auf die Erde kommen muß. Nahezu 500 Millionen Frauen leben, die ungeliebt, verachtet, zertreten, Werkzeuge der Lust und Leidenschaft des Mannes sind. Ihr ganzes Leben, ihre ganze Seele ist ein Klagen und ein Jammer.

Nicht eine Frau ist in christlichen Ländern, die nicht dem Heiland unendlich verpflichtet wäre. Eine heidnische Frau sagte einst: „Eure Bibel muß von einer Frau geschrieben worden sein, denn sie sagt für die Frauen so viel Gutes.“

2. Was hat die Frau für das Evangelium getan?

- a) Viele von denen, die an den Herrn Jesum glaubten, waren Frauen. Die letzten unterm Kreuz, die ersten am Grabe Jesu.
- b) Die Geschichte der ersten Christenheit zeigt uns wieder herrliche Frauengestalten. Tabea, Lydia, Phöbe, Priscilla usw.
- c) Frauen spielten eine große Rolle in der Christianisierung Europas. Chlotilde, die Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig; Berta, die Gemahlin Ethelberts von Kent; Ethelburga, Werkzeug zur Bekehrung der Northumbrier und andere.
- d) Frauen tun in der Gegenwart mehr als je für die Verbreitung des Evangeliums. Viele Frauen-Missionsgesellschaften, Tausende unverheiratete und verheiratete Frauen im Dienste der Heimat und draußen. In heidnischen und mohammedanischen Ländern kann die Frau nur durch die Frau erreicht werden. Die Frauengemächer darf kein fremder Mann, nicht einmal ein Arzt betreten. Viel haben edle Frauen gewirkt als Bibelfrauen, Lehrerinnen, Missionarinnen, Ärztinnen. Wer vermag zu sagen, was der Zustand der Mission sein würde, wenn das, was Frauen geleistet haben, darin fehlte! Aber viel mehr muß getan werden. Frauen, die Millionen Heidenfrauen warten auf eure Hilfe! Christus wartet, daß wir seinen Befehl erfüllen! Hast du getan, was du konntest?

Nr. 112. 1. Petrus 3, 1—6: Die Bedeutung der christlichen Frau in der Heidenwelt

1. Wie schwer ihre Stellung ist.

Das weibliche Geschlecht zeigte sich schon in den ersten Christengemeinden und auch heute noch im großen ganzen empfänglicher für das religiöse und kirchliche Leben als die Männerwelt. Daraus ergeben sich aber besondere Schwierigkeiten.

- a) Das Heidentum weist im allgemeinen der Frau eine sehr untergeordnete, verachtete und völlig rechtlose Stellung zu. So hatten gläubige Frauen unter der Gewalttätigkeit ihrer ungläubigen Männer viel zu leiden, und ihre Frömmigkeit wurde auf manche harte Probe gestellt.
- b) Der Aufstieg, den die christliche Verkündigung bringt, kann in ihr leicht einen falschen Freiheitsdrang erwecken und sie zu Unbotmäßigkeit verführen, und so erst recht den Zugang zu den Männerherzen verbauen.

2. Welche Anforderungen ihr christlicher Glaube an sie stellt.

Drei Forderungen nennt der Apostel, einfach und schlicht, von jedem Weibe, und wäre sie noch so ungebildet, noch so schwach und gedrückt, anwendbar, und doch so mächtig und wirkungsträchtig, daß sie die größten Siege verbürgen.

- a) **Gehorsam und Unterordnung unter den Mann.** (B. 1. 5. 6). Die Unterordnung mag schwer fallen, ist aber möglich, wenn man sich als Gotteskind weiß, das in jedem Augenblick unter Gottes besonderer Hut steht.
- b) **Keusche und edle Gesinnung** (B. 2. 3). Sie muß einen besonders tiefen Eindruck machen, weil die Heiden von ihren Weibern den tiefsten Schmutz von Unsitlichkeit und Gemeinheit gewöhnt waren.
- c) **Ein sanftmütiges, stilles Wesen** (B. 4). Hier erfüllt sich das Wort: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.

3. Welch großen Segen sie stiften kann.

Die Männer können sich dem Eindruck nicht verschließen, daß ihre Frauen durch ihren Christenglauben nicht schlechter, sondern besser geworden sind. Sie werden im Innern den Stachel nicht los, und wenn die Fürbitte der Frau dazukommt, müssen sie sich schließlich zum Heil der Seele überwinden lassen. So hat die heidenchristliche Frauenwelt einen wichtigen Anteil an der Gewinnung der heidnischen Männer. Und der Missionar hat die christlich gewordenen Frauen sorgfältig zu pflegen und sie in ihrer schwierigen Lage zu stärken und zum Ausharren zu ermutigen. Es wird ein Hauptanliegen der Mission sein müssen, daß das Familienleben in den heidenchristlichen Gemeinden ein gottgefälliges werde.

Nr. 113. Röm. 9, 1—5: Ein echter Judenmissionar

1. Er kennt und würdigt die besondere Stellung des Volkes Gottes in der Vergangenheit und Zukunft.

Die Herrlichkeit Israels schildert Paulus in kurzen, inhaltsreichen Worten (B. 4. 5). So strafbar Israels Verhalten in der Gegenwart, und so traurig sein Schicksal auch ist, diese seine Vorzüge sollten anerkannt

werden, nicht um die Selbstgerechtigkeit der Juden zu stärken, sondern um das Gefühl der Verantwortlichkeit, das eine solche Herkunft ihnen auferlegt, in ihnen zu erwecken.

2. Er fühlt persönlich mit das göttliche Strafgericht, unter welchem es gegenwärtig seufzt.

Paulus wußte sich mit tausend Fäden mit diesem Volk verknüpft, und sein Schicksal empfand er als sein eigenes. Diejenigen Judenmissionare sind wohl die tauglichsten, die aus Israel selbst hervorgegangen sind. Aber freilich wichtiger als ein solch natürliches Band ist das Verbundensein mit diesem Volke durch die Liebe Christi, die das größte Elend Israels in seiner Sünde und Verstocktheit sieht und das Verlangen nach Erlösung zu wecken und zu befriedigen weiß.

3. Er sucht es um jeden Preis zu retten.

Paulus ist bereit, alles, was er hat, für sein Volk hinzugeben, ja die ewige Verdammnis zu erdulden, wenn um diesen Preis das Volk gerettet werden könnte. Die Judenmission mit ihren oft so geringen Erfolgen erfordert ein besonderes Maß opferbereiter Hingabe. Wenn die schwierige Arbeit Erfolg bringen soll, bleibt kein anderer Weg, als das verirrte und verblendete Volk herauszulieben, wie das Jesus, und in seiner Nachfolge Paulus, getan hat.

Nr. 114. Apg. 28, 17—27: Ein Blick auf die Judenmission

1. Sie muß aus der Liebe zu diesem Volk hervorgehen (B. 19. 20).
2. Sie fordert persönliche Aufopferung.
3. Sie hat mit vielen Mißerfolgen zu rechnen (B. 24—26).
4. Sie ist aber gottlob nicht ganz umsonst (B. 24. 29).

Nr. 115. Röm. 11, 1—12: Der Glaube an die Zukunft Israels

1. Er ist schwer, wenn man auf den gegenwärtigen Zustand des Volkes blickt.
2. Er stützt sich auf das freie Erbarmen Gottes, das man an sich selbst erfahren hat.
3. Er achtet auf die dem Volk gegebenen Verheißungen.
4. Er ist Trieb und Kraft zur Fürbitte und zur Mitarbeit an Israels Befehrung.

Nr. 116. Jer. 23, 29: Das Wort Gottes ist der einzige Hammer, der den Felsen des Islams zerzhmeißen kann

1. Der Islam steht der Christenheit gegenüber da wie ein harter, fester Fels, von dem sich kaum etwas abbröckeln läßt.
 - a) Das erklärt sich teils aus dem Wesen des Islams mit seinem fleischlich

religiösen Fanatismus, teils aus dem Gericht, das mit seiner Entstehung und Ausbreitung über eine entartete Christenheit gekommen ist.

- b) Zum Teil ist es aber auch Vorurteil und Angst auf unserer Seite, die den Feind noch schlimmer erscheinen läßt, als er wirklich ist.
2. Die Versuche, ihn mit weltlichen Mitteln, Gewalt, Politik und Aufklärung zu überwinden, sind alle gescheitert.
 - a) Die Kreuzzüge waren ein solcher mißlungener Gewaltstreich, ebenso alle Türkenkriege alter und neuer Zeit. Auch nach dem Weltkrieg haben die mohammedanischen Reiche, die Türkei, Arabien, Persien, Afghanistan, Ägypten eine ungeahnte Lebenskraft bewiesen.
 - b) Die Berührungen mit den modernen Gedanken und Errungenschaften sind weit entfernt, den mohammedanischen Widerstand gegen das Evangelium zu erweichen, sondern scheinen im Gegenteil die Welt des Mohammedanismus noch unzugänglicher zu machen.
 - c) Die moderne Politik wird mit dem Islam nicht fertig. Sie trägt die Schuld an den armenischen Greueln und ermöglicht die beispiellose Ausbreitung des Islam in allen Kolonialländern.
3. So sind wir im Kampf mit dem Islam allein auf das Wort Gottes angewiesen, das auch an einem harten, stolzen Mohammedanerherzen seine Kraft beweisen kann, wenn es rein verkündigt und ernsthaft ausgelebt wird und das Feuer der Liebe Christi kräftig leuchten läßt, wie das besonders durch den Dienst der ärztlichen Mission geschieht.
4. Darum sollte die Mohammedanermision viel stärker in Angriff genommen werden durch Heranbildung besonders geschulter Arbeiter, durch vermehrte ärztliche Missionsarbeit in Mohammedanerländern, durch rechtzeitige Missionierung der vom Islam bedrohten Gegenden. Die Schwere und scheinbare Unfruchtbarkeit der Arbeit darf nicht abschrecken. Daß auch hier der schlichte und mutige Gehorsam gegen den Befehl unseres Meisters seinen Lohn empfängt, zeigt die Erfahrung.

Nr. 117. Ps. 2: Warum toben die Heiden?

Die Bibel wirft viele Fragen auf, aber sie beantwortet sie auch. So gibt auch Ps. 2 eine weitausblickende, das ganze Weltprogramm umfassende Antwort auf die Frage, die er aufwirft: woher denn all die Unruhe und all der Aufruhr auf Erden komme.

Die Antwort, welche Psalm 2 auf einige der wichtigsten Fragen gibt

1. Woher alle Unruhe, Krieg, Empörung, Kampf in der Welt?
Antwort: Aus Auflehnung gegen Gott und Christus.

- a) Die Tatsache: die Weltgeschichte, die Kirchengeschichte, die Missionsgeschichte eine Kette von Kriegen und Unruhen und Greueln; alle Bestrebungen der Friedensliga eine optimistische Illusion. Nicht nur die „Heiden“, auch die Namenchristen, nicht nur die Wilden, sondern auch die Zivilisierten toben. Ein Missionar am Gabun in Westafrika, wo die Franzosen durch ihr politisches Eingreifen die evangelische Mission stören, übersetzt B. 1 geradezu: „Warum toben die Zivilisierten, und die Aufgeklärten sinnieren auf Eitles?“ Heiden, Mohamedaner, Jesuiten usw.
- b) Die Erklärung: Es kommt alles aus Haß gegen Gott und Christus. Die Welt will nicht, daß dieser über sie herrsche. Politische Freiheitsgelüste, soziale Mißstände usw. sind oft nur Vorwände. Im innersten Grunde ist alles dies Toben gegen die Gottesherrschaft gerichtet.
2. Wie soll das noch enden? Antwort: Alle Reiche der Welt werden Gottes und seines Christus werden!
- a) Das wird sich erfüllen durch Gericht. B. 5. 9: Die verstockten Feinde werden zur Rechenschaft gezogen, die lange mit Geduld getragenen Gefäße des Zornes vernichtet;
- b) aber nicht nur das. Es wird sich auch erfüllen durch Gnade, durch Buße und Befehrung der Empörer: sobald sie klug werden und sich züchtigen lassen, werden sie begnadigt. Aber „den Sohn küssen“ müssen alle: ohne das geht es nicht (B. 6—8). Gott kann ruhig warten (B. 4).
3. Was sollen wir inzwischen tun? Wir sollen mitarbeiten an der Befehrung der Welt! B. 10—12 ist ein Missionsruf, eine Bußpredigt an alle Empörer; diesen Ruf, diese Predigt sollen wir in alle Sprachen und Tonarten übersetzen und auf alle Weise in aller Welt erschallen lassen.

Nr. 118. Hos. 7, 1: Fast unheilbar!

1. Je länger und gründlicher man an den Heiden arbeitet, desto unheilbarer erscheint ihr Schade. Die Arznei wirkt oft zuerst Verschlimmerung. „Je mehr man recht lehret, je ärger wird die Welt“ (Luther).
- a) Die Schüler in den Anstalten, die Taufkandidaten im Unterricht, die schon Getauften in der Seelsorge pflegen dem Missionar mehr Sorge und Not zu bereiten als die Heidenkinder in der Schule oder als die Heiden überhaupt. Am meisten Enttäuschung erlebt er oft an den eingeborenen Gehilfen.
- b) Oft scheint es auch, als würden die Zustände und die Stimmung der Heiden nur schlimmer durch die Mission: Materialismus und Atheismus drängen ein; der Säkularismus, der gefährlichste Feind der Mission; es bilden sich Gegenmissionen, das Heidentum wacht auf, reformatiert und organisiert sich: wachsende Feindschaft in Indien, Afrika und China.

2. Je länger je mehr merkt man auch, wie ungeschickt die ganze Christenheit zum Missionswerk ist, ja wie tief bei ihr selbst der Schaden noch ist.

- a) Wie viele Missionare haben sich schon als untüchtig erwiesen, wie manche sind in Sünde gefallen, wie oft kommt Streit vor auch unter den tüchtigen!
- b) Wie kindisch und oberflächlich ist oft das Interesse der sogenannten Missionsfreunde, wie unweise ihr Rat, wie töricht ihr Benehmen gegen Heiden und Heidendriften, die nach Europa kommen!
- c) Wie töricht und sündlich vollends die Art, wie europäische Namenschristen, auch sogenannte christliche Regierungen, in den Heidenländern sich gebärden!

3. Was tun?

- a) Sich trösten damit, daß Gott es selber ist, der mit Israel die gleiche Erfahrung gemacht hat, dem es aber doch gelungen ist, aus diesem Volk den Heiland der Welt und dessen Apostel hervorgehen zu lassen;
- b) sich demütigen bei der Erkenntnis des eigenen Schadens;
- c) unentwegt weiterarbeiten an der Befehrung der Heiden; an der Erziehung der Heidendriften und an der — Christianisierung der Christenheit!

Nr. 119. Röm. 2, 24: Christen, ein Ärgernis für die Heiden

1. Was die Heiden mit Recht bei den Christen voraussetzen.

Wenn die Botschaft von Christus in Heidenländern verkündigt wird, von seinem reinen, sündlosen Wandel, seiner selbstlosen Hingabe in den Tod, seinen hohen Forderungen an seine Jünger und Nachfolger; aber auch von seiner Kraft, in jedem, der sich ihm ergibt, ein Neues zustande zu bringen, daß Schwache und Ohnmächtige die Kraft gewinnen, in schweren Versuchungen fest zu bleiben und durchzuhalten; wenn gezeigt wird, wie er so aus seinen ersten Jüngern neue Menschen schuf, welche Umwandlungen er in der ersten Christengemeinde zustande brachte: ist es kein Wunder, wenn die Heiden, die oft in schwerem, erfolglosem Kampf mit den Mächten der Sünde und der Finsternis stehen, aufhören und sich die übertriebensten Vorstellungen machen von den Zuständen in christlichen Ländern, wie da Liebe und Reinheit, Gerechtigkeit und Zucht, Hören auf Gottes Gebote und Wandeln in Jesu Fußstapfen vorhanden sein müsse.

2. Wie ganz anders ist es aber, was sie an den sogenannten Christen wahrnehmen müssen, die in irgend einer Stellung in die Heidenländer kommen.

Regierungsbeamte, Ansiedler, Kaufleute usw. könnten, ohne Missionar zu sein, der Ausbreitung des Evangeliums einen großen Dienst tun, wenn sie als gute Christen wandelten. Aber wie oft streifen sie das bishigen Christentum, das sie aus der Heimat in die Fremde bringen, so schnell als möglich ab und leben oft noch unsittlicher als die Heiden. Denken wir an die Laster der Trunksucht und der Unzucht, an die krasse Selbstsucht und die brutale Gewalt, deren sich viele sogenannte Chri-

sten schuldig gemacht haben. Was haben die Eingeborenen während des Weltkriegs auf den Kriegsschauplätzen, auf die sie geschleppt wurden, zu sehen bekommen! Was haben die christlichen Regierungen den ihrer Pflege anvertrauten Völkern gebracht? Haben sie nicht gar oft ihren Leib und ihre Seele miteinander verderbt?

3. Wie solches Verhalten der Christen die Mission erschwert.

Die Heiden müssen die Lehren der Missionare verachten und denken, daß das Christentum mit jedem Lebenswandel vereinbar ist und um nichts das Heidentum überragt. Denken wir uns eine Heidenseele, die der Sündennechtschaft müde, sich nach Frieden und Freiheit sehnt und im Begriff steht, durch die Predigt des Evangeliums zum Glauben zu kommen. Wie ein Frost auf eine Frühlingsblüte muß solch ein Anstoß sich auf das beginnende Glaubensleben legen. Der Wahrheitsfucher wird irregemacht, abgestumpft und im heidnischen Wandel bestärkt.

4. Welche Schuld sich dadurch auf die Christenheit legt.

Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! Furchtbar, wenn um unsretwillen der Name Gottes verlästert wird! Was nützen christlichen Kaufleuten und Regierungen die gesammelten Reichtümer, wenn durch ihren bösen Wandel und Handel auch nur eine Heidenseele ewigen Schaden genommen hätte! Es ist gar nicht auszudenken, welcher Fluch auf der Christenheit ruhen mag, um der vielen verlorenen Heiden-seelen willen, die durch die Sünden der Christen am Glauben Schiffbruch gelitten.

5. Was kann geschehen, um solchem Ärgernis zu wehren?

a) Der Missionar muß die werdenden Heidenchristen und die Gottsucher möglichst frühzeitig darauf hinweisen, a) wie die Lehre und die Forderung Jesu sich nicht deckt mit dem, was im Leben seiner sogenannten Anhänger, der Namenschristen, zur Erscheinung kommt, wie der böse Feind zu allen Zeiten mitten unter den Weizen das Unkraut geschnuggelt hat, und wie sie deshalb nach Christus sich zu richten haben und nicht nach der Christenheit. b) Wie unsere Regierungen in keiner Weise mehr christlich sind, sondern durchaus Weltart tragen.

b) Er muß den Mut aufbringen, auch die Sünden seiner Landsleute beim rechten Namen zu nennen, und an ihren Gewissen ein unbestechliches Wahrheitszeugnis abzulegen.

c) Die heimische Christenheit aber muß dafür sorgen, Einfluß auf die Obrigkeit zu gewinnen, und darob kämpfen, daß in der Kolonialpolitik christliche Grundsätze zur Geltung kommen, daß der Ausbeutung der Eingeborenen gewehrt werde, daß vorgekommene Ärgernisse unnachsichtig geführt werden, daß in die Kolonialländer nicht der Abschaum des Volkes geschoben wird, sondern möglichst viele Beamte, Kaufleute und Ansiedler, die dem Christennamen Ehre machen.

Nr. 120. 1. Thess. 2, 14—16: Wehrer oder Mehrer der Mission

Wie der Apostel Paulus in seiner Missionstätigkeit immer wieder zu klagen hatte über den Widerstand der Judenthät, die ihn hindern wollten,

den Heiden das seligmachende Wort zu bringen, so gibt es auch heute in der sogenannten Christenheit manche Wehrer der Mission, die ihr gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen.

1. Welche Einreden werden gegen die Mission vorgebracht? Es heißt:

a) „Die Heiden brauchen die Mission nicht, denn a) Sie sind in ihrem Naturzustand viel glücklicher, als wenn wir sie mit der hohen, ernststen Botschaft des Evangeliums behelligen.“ Aber wo Götzendienst und Zauberei, Haß und Mord, Unzucht und Todesfurcht herrschen, wohnt das Glück nicht. Wohl ist es wahr, unsere Kultur und Zivilisation machen sie nicht glücklich, ja sie bringen viel Jammer und Auflösung in ihrem Gefolge, aber der wahre Glaube schafft Frieden und Freude, weil er die Verbindung mit Gott bringt. ¹⁾ „Sie stehen vielfach auf einer viel zu niederen Stufe der Kultur und sind durch ihr Lasterleben so tief gesunken, daß sie gar nicht fähig sind, das Wort von der Erlösung zu fassen.“ Aber ein Blick auf so manche Christengemeinde beweist, daß der Christenglaube auch die tiefgesunkensten Menschen zu einer neuen Kreatur machen kann (Darwins Bekehrung zur Missionsliebe durch das, was er an den Feuerländern sah). Und auch im niedersten Heidentum finden sich edle Züge von Gastfreundschaft, Eltern- und Kindesliebe, ernste Stammeszucht usw., und Herzen voll Verlangen nach Wahrheit und Frieden. ²⁾ „Die heidnischen Kulturvölker, wie die Inder, Chinesen, Japaner, sind viel fortgeschrittener als wir, und wir täten besser daran, von ihnen zu lernen, als diese alten Kulturen zu zerstören.“ Was nützt aber ihre Kultur, wenn sie nicht vermag, sie sittlich gut zu machen, sie von der Todesfurcht zu befreien, ihnen Frieden und alles überwindende Hoffnungsfreudigkeit zu schenken! ³⁾ „Die Mission richtet bloß Schaden an. Sie zerstört die alte Volkskultur und Sitte. Sie wirkt revolutionierend und untergräbt die Autorität der Landesregierung. Die Missionare mischen sich in politische Angelegenheiten. Darum auch die Internierung der Missionare während des Weltkriegs.“ Diese Anklagen sind aber nur berechtigt, wo die Mission sich das Ziel verrücken ließ und, statt dem überweltlichen Reich Christi zu dienen, Propaganda machte für die eigenen Lebens- und Glaubensformen.

b) „Die Christenheit kann sich den Luxus der Mission nicht leisten. a) Ist diese doch weniger erfolgreich und gar zu kostspielig.“ Demgegenüber kann die Mission getrost auf ihre Erfolge hinweisen, die doch nicht gar so klein sind. Aber sie müßte dem Befehl ihres Meisters auch Folge leisten, wenn sie das nicht vermöchte. ^{β)} „Es gibt so viele dringendere Aufgaben innerhalb der Christenheit selbst, so viele himmelschreiende sittliche, soziale und geistige Notstände.“ Aber die Erfahrung lehrt, daß Innere und Äußere Mission einander keine Konkurrenz machen und keinen Abbruch tun, sondern im Gegenteil einander beleben und fördern. Wahre Freunde der Inneren Mission sind auch stets tatkräftige Förderer der Äußeren Mission gewesen, z. B. Francke, Zinzendorf, Bodelschwingham.

c) Was die Christenheit den Heiden zu bringen hätte,

sei nicht das Wort vom Glauben und vom Kreuz Jesu, sondern: a) Zivilisation. Aber einerseits haben viele Völker schon eine viel ältere und zum Teil auch höhere Kultur als wir, und andererseits macht die Zivilisation den Menschen nimmermehr glücklich und zufrieden, ja sie hat oft erst recht neues Elend und Auflösung im Gefolge. /¹/ Sittliche Grundsätze, deren Betätigung ohnehin die Hauptsache im Christenleben sei. Aber an reinen Botschriften und weisen Lehren fehlt es den meisten Völkern nicht. Und was helfen die besten Gebote, wenn die Kraft zu ihrer Erfüllung fehlt, und wenn der Mensch zum tugendstolzen, eingebildeten Pharisäer wird!

d) Die Mission sei nur eine Winkelsache, eine Liebhaberei der Stillen im Lande. Wer wisse überhaupt, ob die Gaben und Gelder der Mission auch wirklich an ihren Bestimmungsort kommen! Die Missionsarbeiter seien zu ungelehrt und zu ungebildet. Gewiß dürfen wir Gott auch mit den Gaben des Geistes und des Fleißes verherrlichen, und wir können alle unsere Gaben gut anwenden, um sein Reich bauen zu helfen, aber Gott gefällt es, auch durch törichte Predigt selig zu machen, welche er will.

2. Worauf beruht die Gleichgültigkeit und Feindschaft gegen die Mission im letzten Grunde?

Auf der Feindschaft und der Gleichgültigkeit gegen das Evangelium selbst, weil man selbst noch nicht wahrhaft gerettet ist. Man fühlt, daß die Mission ein Gotteswerk ist, das jeden zu einer klaren Entscheidung für oder wider zwingt. Ist wirklich in keinem andern Namen Heil, als im Namen Jesu, dann muß er zu allen Völkern und Menschen gebracht und ihnen angeboten werden, und wir müssen mit allen Mitteln dazu mithelfen und Mehrere der Mission sein, sonst sind wir Wehrer und tragen durch unsere Trägheit im Werk des Herrn mit Schuld daran, daß die Missionsgesellschaften den vorhandenen Heilsbedürfnissen in der Heidenwelt nicht rechtzeitig und ausreichend entgegenkommen können.

3. Welche Strafe die Missionsfeindschaft nach sich zieht.

Paulus sagt, daß die Juden durch ihre ablehnende Stellung zur Mission das Maß ihrer Sünden voll machen und den Zorn Gottes über sich herabrufen. Auch wir laden dadurch eine schwere Verantwortung auf uns, denn wir sollen für den unverdienten Empfang der Gnade Gottes dankbar sein und solche Dankbarkeit durch die Rettung anderer beweisen.

Nr. 121. Mark. 14, 4: Eine Judasfrage im Betreff der Mission

Die Geschichte, aus welcher unser Text genommen ist, ist vor allen andern dadurch ausgezeichnet, daß Jesus ihr ein unsterbliches und über die ganze Welt ausgedehntes Gedächtnis voraussagt (B. 9). Diese Voraussagung ist in Erfüllung gegangen überall, wo bis jetzt die Mission hingekommen ist. Schon dadurch wohnt dieser Geschichte eine besondere Beziehung zur Mission inne. Aber leider gibt es noch eine andere, weniger erquickliche Beziehung zwischen ihr und der Mission: es ist die so oft auch der Mission gegenüber laut werdende Judasfrage:

Wozu doch diese Verschwendung?

1. Ihr scheinbares Recht.

- a) Ist es angesichts der heimatlichen Bedürfnisse nicht eine Verschwendung, wenn im verarmten Deutschland noch immer jährlich über zehn Millionen Mark auf die protestantische Heidenmission verwendet werden?
- b) Ist es angesichts der großen Sterblichkeit in den Tropenländern nicht eine Verschwendung, immer neue Missionare in jene Fiebergegenden zu senden?
- c) Ist es nicht angesichts des Mangels an gläubigen Predigern in der Heimat eine Verschwendung, so viele tüchtige und wohlausgebildete Missionare in Länder zu schicken, wo man sie gar nicht zu schätzen weiß?

2. Ihr tatsächliches Unrecht.

- a) Unrecht ist meist schon ihr Motiv.
 - a) Bei Judas selbst, der nicht nach den Armen fragte, sondern ein Dieb war (Joh. 12, 6).
 - ß) Bei den meisten Missionsgegnern, die oft auch nur aus Geiz, aus Mißgunst und Engherzigkeit so fragen, nicht aus Eifer um Gottes Ehre und Reich.
- b) Unrecht ist auch der Gedanke selbst, daß irgend ein im Sinn der Maria dargebrachtes Opfer verloren, verschwendet sein, d. h. unfruchtbar bleiben könne.
 - a) Der glänzendste Beweis dafür ist das Leben, Leiden und Sterben des Herrn Jesu selbst: Dreißig Jahre in der Stille zu Nazareth, nur drei Jahre öffentliche Wirksamkeit, beschränkt auf einen Winkel der Erde, Hingabe dieses einzigartigen Lebens um der Mißgunst und des Unverständes der Führer des israelitischen Volkes — welche Verschwendung! Aber Joh. 12, 24!
 - ß) Durch dieses große Vorbild ist jede ähnliche Verschwendung im Reiche Gottes gerechtfertigt, und schon die Kirchen- und Weltgeschichte, ganz abgesehen von der schließlichen Rechtfertigung am Tage des Gerichts, bestätigt das.
- c) Unrecht ist jene Frage speziell auch in Betreff der Heidenmission:
 - a) Die Geldsummen sind im Vergleich mit anderen Ausgaben (für Krieg, Luxus, Alkohol, Tabak, Ausschweifung) eine wahre Kleinigkeit, und wer rechnen wollte, könnte sogar sagen: Sie tragen reichlich Zins für den Handel, für die Wissenschaft, für die Kultur.
 - ß) Die Aussendung so vieler Missionare erhält in der Christenheit den Reichgottesfenn wach und bringt reichlich rückfließenden Segen aller Art.
 - γ) Doch all das gäbe nicht den Ausschlag, die Liebe Christi dringet uns also (2. Kor. 5, 14).

Nr. 122. 1. Sam. 17: Davids Kampf mit Goliath, ein Vorbild für die Heidenmission

1. Goliath, ein Bild des Heidentums.

- a) In seiner Größe. Es gibt noch über tausend Millionen Nichtchristen gegenüber sechshundert Millionen Christen, von denen die meisten es nur dem Namen nach sind. Und ein neues Heidentum wächst auf, das die Allmacht Gottes und die Wahrheit seiner Verheißungen Lügen zu strafen scheint.

b) In seiner Waffenrüstung. Insbesondere das Heidentum der alten Kulturländer, Indien, China, Japan mit seiner Philosophie, seinen Morallehren und seiner großen Anpassungsfähigkeit, der Islam mit seinem Fanatismus und seiner Ausbreitungskraft, der moderne Unglaube mit seinem Aufklärungsdünkel und seiner materialistischen Einstellung, scheinen so wohlgerüstet und unangreifbar, daß eine Überwindung ausgeschlossen erscheint.

c) In seinem Hohn sprechen. Weithin ist das Heidentum, besonders der moderne Unglaube, von einem gewaltigen Selbst- und Siegesbewußtsein erfüllt, und manche heidnische Religion findet auch bei den christlichen Völkern Eingang und Anhang (Buddhismus, Theosophie, Behaismus und andere).

d) In seiner schreckenerregenden Gestalt. Im Heidentum offenbaren sich mächtige satanische Kräfte, vor denen es einem angst und bange werden kann.

2. Das mutlose Volk, ein Gegenbild der geist- und tatenlosen Kirche.

a) Saul und sein Heer stehen hilflos und verzweifelt da trotz aller bereits erfahrenen Hilfen Gottes, der sie zu seinem Volk erwählt hat, und trotz des empfangenen Auftrags, alle heidnischen Völker in Kanaan auszurotten.

b) Es fehlte nicht an einem Heer, nicht an der Organisation, nicht an der Ausbildung, wohl aber am Geiste Gottes, der von Saul gewichen war wegen seines Ungehorsams und seines irdischen Sinnes.

c) So kann auch die Kirche untüchtig werden zum Siegen und zum Überwinden des Heidentums, wenn sie vergiftet, was sie empfangen hat, und wenn sie dem Befehl, die frohe Botschaft weiterzutragen, ungehorsam wird. Alle schönen Organisationen, die scharfgeschliffenen Waffen der Theologie und Philosophie, die Bodmittel der Zivilisation und Kultur verbürgen keinen Sieg, sondern nur der Geist Gottes. Daher gab es Jahrhunderte hindurch keine Mission. Erst als die Kirche wieder mehr Leben aus Gott empfing, bekam sie auch die Freude, den Kampf gegen die Macht der Finsternis aufzunehmen.

3. Der verächtliche Jüngling David, ein Bild der sieghaften, geisterfüllten Mission.

a) Er ist der jüngste unter seinen Brüdern, versteht nicht viel vom Kriegshandwerk, ist gegen den Riesen ein schwaches Kind. So tut Gott seine Taten oft mit schwachen, verachteten Werkzeugen. Das Wort vom Kreuz ist immer eine törichte Predigt (1. Kor. 1, 21).

b) Aber David hat ein Herz, das für die Ehre Gottes gegen den Lasterer entflammt ist. Er weiß von mannigfachen Erfahrungen der Hilfe Gottes auf seinen Berufswegen. Er setzt sein Vertrauen nicht auf seine eigene Kraft, sondern auf den Namen des Herrn. Es ist ihm nicht um seine eigene Ehre zu tun. In solcher Gesinnung muß auch die Mission getrieben werden, voll Eifer für Gottes Sache, voll Dankbarkeit, voll kühnen Gottvertrauens, voll Demut und Liebe.

c) David muß sich unverdiente Vorwürfe gefallen lassen. Sein Bruder beschuldigt ihn des neugierigen Vorwärtzes, obwohl er nichts

anderes tun will als seine Pflicht (Ist's mir nicht befohlen? B. 29), und der leichtfertigen Hintansetzung seiner Berufspflicht, während doch David die Schafe beim Hüter gelassen hat (B. 20). So wird auch der Mission vorgehalten: Es gibt zu Hause noch genug zu tun. Man muß zuerst die eigenen Glaubensgenossen versorgen u. ä.

- d) Trotz seines Vertrauens zu Gott, geht David mit großer U m s i c h t zu Werke. Er benützt die Waffen, in denen er geübt ist, er wählt sich sorgfältig seine glatten Steine aus. So gilt's in der Mission, seine besonderen Gaben zu benützen und treueste Pflichterfüllung im Kleinsten zu üben. „Vertrau' auf Gott und arbeite tüchtig,“ sagte Livingstone. Gottes Wort, Gebet und Arbeit gehören zum Vertrauen auf Gottes Hilfe.
- e) G o t t l ä ß t e s i h m g e l i n g e n zum Heil von ganz Israel. Auch des Riesen Schwert (B. 51) muß helfen, ihm den Garaus zu machen. So müssen z. B. soziale Ordnungen, die zunächst die stärkste Hemmung für den Übertritt waren, mithelfen, den Siegeslauf zu beschleunigen. Die heidnische Sprache und Weisheit, die die Verständigung lange Zeit erschwerte, muß in den Dienst der Mission treten und kann dann die Botschaft des Evangeliums dem Verständnis näherbringen.

Nr. 123. Hes. 37, 1—14: Eine große Erweckung

1. Ein weites Feld voll Totengebeine ist:

- a) Das ganze Haus Israel, einst voll Leben, als sie das geliebte, auserwählte Volk waren, das Gott aus Ägypten rief, durch Mose und Aaron, Propheten und Priester leiten ließ, durch David und andere fromme Regenten groß machte; dann von schweren Krankheiten befallen (Jes. 1), verschmachtet und zerstreut wie verlorene Schafe (Matth. 9, 36); und endlich verworfen und in den Sünden erstarben (Röm. 11).
- b) Die Heidenwelt, Jahrtausende lang versunken in verdummenden Götzendiensten und Aberglauben, in den Tod des Sünden- und Vasterdienstes, daher verschlossen für die Wahrheit und das Leben aus Gott.
- c) Das ganze Namenchristentum unserer Tage. Sie haben den Namen, daß sie leben, und sind doch tot (Offb. 3, 1), lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (2. Tim. 3, 7).

2. Können diese Gebeine wieder lebendig werden? (B. 3).

- a) Von sich aus weiß der Prophet keinen Rat. Es ist ein durchaus hoffnungsloser Zustand, es ist aus mit uns (B. 11). Da ist kein Leben, keine Macht, keine Möglichkeit, wieder erweckt zu werden. Die Macht des Todes ist furchtbar, des leiblichen, und noch mehr des geistlichen.
- b) Aber der Prophet sagt: „Herr, Herr, das weißt du wohl.“ Bei Gott gibt es den Begriff „hoffnungslos“ nicht. Sein Geist schafft aus dem Nichts, wo alles wüste und leer ist, eine schöne Welt, er bringt Leben aus den Toten hervor.

3. Wie die Wiederbelebung erfolgt.

- a) Durch die Predigt des Wortes (B. 4, 9; Gal. 3, 2; 1. Kor. 1, 21). Die Mission mag allerlei Mittel anwenden, um die heimische Christenheit aufzuwecken und Gaben aus ihr herauszulocken, um heid-

nische Greuel zu bekämpfen und die tieffstehenden Stämme aufzuklären und zu heben: Das Eine, was wirklich erneuert, ist doch nur das Wort von der Gnade in Jesu Christo. Das muß unermüdlich und auf allerlei Weise gepredigt werden, aller anscheinenden Erfolglosigkeit zum Trost.

- b) In zwei Stufen: a) Durch eine äußerliche Veränderung, durch Annahme des Christentums, durch Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft, Zucht und Unterweisung. Aber dadurch kommt's noch nicht zum Leben. ß) Durch Erweckung persönlicher Sündenerkenntnis und Heilsglaubens, und durch die Erfüllung mit dem Leben schaffenden, göttlichen Geiste. Beispiele solcher Erweckungen in der Christenheit, etwa die Christentumsgesellschaft, Wolfening, Gohner, Knaf u. a.; in der Heidenwelt: Die große Reue in Mias.
- c) Gottes Zeit muß abgewartet, aber auch benützt werden. Wer wollte im Tod bleiben, wenn Gott Leben anbietet! Wohl dem, der immer wacker ist in Arbeit und Gebet! Sind wir das? Wache auf, stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten (Eph. 5, 14). Das Leben ist erschienen, und wir verkündigen es euch (1. Joh. 1, 2).

Nr. 124. 2. Chron. 20, 1—30: Das Geheimnis des Siegs

1. Demütiges Bekenntnis der eigenen Ohnmacht („in uns ist nicht Kraft gegen diesen großen Haufen“) und Hilflosigkeit („wir wissen nicht, was wir tun sollen“) B. 12.
2. Gläubiges Aufblicken zu Gott, B. 12 („unsere Augen sehen nach dir“):
 - a) in dankbarer Erinnerung an frühere Durchhilfen und Siege, B. 7 („hast du nicht...?“),
 - b) in klarer Erkenntnis, daß ihm niemand widerstehen kann (B. 6),
 - c) in blindem Gehorsam gegen seinen Befehl, B. 17 („Tretet nur hin und stehet und sehet das Heil des Herrn... morgen ziehet aus wider sie“);
 - d) unter Loben und Danken schon vor dem Sieg (B. 22).

Nr. 125. Sach. 4, 6. 7: Das Geheimnis des Erfolgs

Serubabel, der Führer des ersten Zuges der Rückwanderer aus Babel, hatte die Aufgabe, das zerstörte Jerusalem wieder aufzubauen, den Tempel und den Gottesdienst wiederherzustellen und das ganze wirtschaftliche und nationale Leben der Juden zu erneuern. Das Werk war groß und schwer. Unser Textwort will ihn ermutigen durch Hinweis auf den Herrn, dessen Gegenwart ihm das Gelingen seines Werkes gewährleistet. Aber das Wort enthüllt uns das Grundgesetz für jede wahre Reichgottesarbeit, für den Bau des geistigen Tempels, von dem Paulus Eph. 2, 19—22 redet. Darum ist es für alle Arbeit der Kirche von grundlegender Bedeutung, besonders auch für das Werk der Heidenmission. Wir fragen heute nach dem Geheimnis des Erfolgs in der Missionsarbeit und blicken:

1. Auf die Berge von Schwierigkeiten, die dem Werk entgegenstehen.
 - a) Der sittlich-religiöse Zustand der Heidenvölker, sowohl derjenigen mit alter, hoher Kultur, wie der halb- und unzüivilisierten.

- b) Die Vorurteile, mit denen der christliche Missionar empfangen wird.
- c) Die Schwierigkeiten, die Sprache und Gebräuche bereiten.
- d) Die Hindernisse, die durch den Handel (Branntwein, Opiumhandel usw.) und das böse Beispiel der unter ihnen lebenden Namenchristen entstehen.
- e) Die geringe Wertschätzung der Mission in der Heimat.

2. Auf das den Erfolg verbürgende Verheißungswort.

Dennoch heißt es: Wer bist du, du großer Berg, der doch vor Serubabel eine Ebene sein muß?

- a) Es soll nicht durch Heer oder Kraft, d. h. durch äußere weltliche Mittel wie Krieg, Gewalt, Diplomatie, Strafen, Belohnung usw., sondern
- b) durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth, d. h. durch geistige Mittel.
 - a) Die rechte Grundlage aller Missionsarbeit ist gegeben in der Person und dem Werke Jesu Christi, der durch seinen Geist neue Menschen schafft und zum Zeugendienst ausrüstet. / b) Solche wirken dann in seinem Namen: durch das Wort der Wahrheit (Predigt, Unterweisung, Seelsorge, Verbreitung der H. Schrift, christliche Literatur), durch Taten der Liebe (Schulen, Diakonie, d. h. Dienst an Kranken und Elenden, Witwen und Waisen, Heilung von allerlei Nottänden, Schaffung von Arbeitsgelegenheiten usw.), durch ihr Vorbild (heiliger Wandel, christliches Familienleben).

3. Auf die Erfüllung der göttlichen Verheißung.

- a) Auf diesem Wege erringt die christliche Mission die herrlichsten Siege. Sind auch die Anfänge in der Regel klein und unscheinbar, so geht doch die Entwicklung fenspornartig aufwärts. Zuerst werden einzelne Seelen gewonnen, dann entstehen Gemeindlein, die nach und nach das ganze Volksleben heilend durchdringen, ja die größten und segensreichsten Umwälzungen hervorrufen.
- b) Dieses große und herrliche Werk, das schönste, das es auf Erden gibt und das in die Ewigkeit hineinreicht, muß getragen werden von einer gläubigen Gemeinde, die in treuer Fürbitte dafür eintritt und aus ihrer Mitte die nötigen Mittel und Werkzeuge darreicht.
- c) Wer möchte da teilnahmslos beiseite stehen und nicht ein Mithetler sein? Öffne dein Herz dem heiligen Geist und laß dich ziehen zu Jesus Christus, um mit ihm zu leiden, zu streiten und zu triumphieren!

Nr. 126. 1. Sam. 11, 1 – 7: „Da geriet der Geist Gottes über ihn“

Man hört oft sagen: die Kirche habe erst dann die rechte Kraft und Freudigkeit zur Mission, wenn sie „in sich gefestigt dastehe in ruhigem Besitzstand“. Das ist aber ein großer, durch die Geschichte leicht zu widerlegender Irrtum. Vgl. Osa 3, 3: „Ein Schrecken, der auf ihnen war vor den Völkern in den Ländern“ und den Text.

Was dem Zustandekommen einer erfolgreichen Mission voranzugehen pflegt

1. Ein großer Jammer.

- a) Text: Die Drohung der Ammoniter und das Weinen der Leute in Jabes.
- b) Anwendung: a) Die Vergewaltigung der Menschenseelen und

Leiber im Heidentum; der bewußte und unbewußte Jammer derselben; der Nothschrei, /) die Gefahr einzelstehender Christen und Christengemeinden in der Zerstreuung: drohender Triumph des übermächtigen Gegners, schmähtliches Verlassen sein von den Glaubensgenossen.

2. Eine königliche Frage:

- a) T e x t: Saul, der schon zum König gesalbte, aber noch machtlose und tateloſe, wird durch den Jammer bewegt, zu fragen: „Was ist dem Volk, daß es weinet?“ und eben damit kommt in ihm der königliche, volkswäterliche, den Feinden trozende Sinn zur Entwicklung: der König in ihm wacht auf.
- b) A n w e n d u n g: Etlichen Männern geht die Not der Heidenwelt (Diaspora usw.) zu Herzen, ihr Mitleid regt sich, der Königssinn, der die ganze Christenheit erfüllen sollte, wacht in ihnen auf. „Viele sehen und hören den Jammer, empfinden aber nichts dabei, weil sie keine Könige sind; /) der wahre Christ aber ist ein Priester und ein König, der Zweck Jesu Christi ist sein Zweck. Er ist ein wirklicher (nicht vertierter) Mensch, darum geht alles menschliche (Leid) ihm zu Herzen.

3. Ein göttlicher Zorn.

- a) T e x t (B. 6): „Gottes Geist kommt über Saul, /) und das äußert sich, indem ſ e i n Zorn entbrennt!
- b) A n w e n d u n g: „Der Zorn des Mannes wirkt nicht die Gerechtigkeit (den Willen) Gottes. /) Es gibt aber einen von Gottes Geist entzündeten Zorn wider Sünde, Teufel und Tod, „ und ohne diesen kommt kein Unternehmen zur Förderung des Reiches Gottes zustande.

4. Ein heilsamer Schrecken:

- a) T e x t (B. 7): „Samuel und Saul brauchen ein Heer, eine Mannschaft; sonst hilft ihr Zorn und Mitleid nichts. /) Saul bedient sich einer Drohung, um die Mannschaft auf die Beine zu bringen.
- b) A n w e n d u n g: „Zur Mission bedarf es auch Mannschaft und Hilfsmittel; /) die zuerst vom Missionsgeist (Mitleid und Zorn) Ergriffenen müssen daher andere, und zwar viele, für ihre Sache gewinnen. „) E i n Mittel hiezu ist die Erweckung eines heilsamen Schreckens, also z. B. der Gedanke: wenn die Christenheit es nicht dem Heidentum abgewinnt, so gewinnt das Heidentum es uns ab, oder: wenn wir die Früchte des uns anvertrauten Weinbergs nicht bringen, so wird der Weinberg von uns genommen usw.

5. Ein einmütiges Vorgehen:

- a) I s r a e l u n d J u d a w i e e i n M a n n.
- b) Mission und Union: zu jedem Reichgottesunternehmen gehört ein Drangeben von Privatliebhabereien, Parteinteressen, ein Einigung, Selbstverleugung und Liebe. „

Nr. 127. Matth. 6, 13: Drei Bürgschaften für den Missionserfolg

Der Beschluß des Vaterunsers ist das Amen zu allen Bitten, auch zur Missionsbitte. Wie drei Glockenklänge tönt es an unser Ohr: Dein ist das Reich — und die Kraft — und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Damit werden wir hingewiesen:

1. Auf den festen Grund des Missionswerks: Gottes ist das Reich.
Er hat es aus freiem Erbarmen auf Erden gegründet. Er trägt es in seiner Entwicklung. Er vollendet es. Wir sind nur für kurze Zeit seine Mitarbeiter, Mitkämpfer und Mitarbeiter. Sein ist das Reich, darum ist es unabhängig von den wechselnden Geschieden der Weltgeschichte, unerreichbar für alle Stürme, unverwundlich durch die Mächte der Vergänglichkeit.
2. Auf den sichern Fortgang des Missionswerks: Sein ist die Kraft.
Wohl sind wir gewürdigt, sein Reich in aller Welt auszubreiten, ja er hat es uns befohlen in seinem letzten Willen. Aber wir sind nicht auf unsere Kraft allein angewiesen. So riesengroß die Aufgabe ist, so klein ist ja unsere Kraft. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Jeder Missionsarbeiter bedarf einer besonderen Kraft, der Missionsleiter, der Missionar auf seinem Arbeitsgebiet, der schlichte Missionsfreund in der Heimat. Aber alle dürfen es erfahren: Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Mit unserer Kraft würden wir alles verderben, in seiner Kraft alles gewinnen.
3. Auf das letzte Ziel der Arbeit: den Gnadenlohn der treuen Knechte.
Der Menschen Herrlichkeit ist wie des Grales Blume. Aber weil sein die Herrlichkeit ist, wird auch Herrlichkeit das Ende seines Reiches, seiner Reichsgenossen, aller Reichsarbeit sein. Missionsleute kämpfen für die hoffnungsvollste Sache in der Welt. So viel Sünde, Gebrechen, Armut und Not bei Gottes Kindern und Werkzeugen hienieden, so viel Herrlichkeit dort. Wir haben einen herrlichen Gott, darum auch ein herrliches Ziel. Die großen Helden der Missionsgeschichte waren stets Männer der Hoffnung, sie sehen in den schwersten Glaubensproben zuversichtlich auf die Herrlichkeit darnach.

Mr. 128. Kol. 4, 2—5: Eine offene Tür

Ein schönes Zeugnis für die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, in welcher der Apostel mit seinen Gemeinden stand, ist die oft wiederkehrende Aufforderung zur Fürbitte. Der Hauptgegenstand derselben soll sein: eine offene Tür für Gottes Wort.

Gott allein kann der Mission Erfolg schenken

1. Worin bestehen die wahren Missionserfolge?

Nicht so sehr in äußeren, augenfälligen Veränderungen, sondern in der Öffnung der Herzen für das Evangelium. Die Missionare erfahren immer wieder, wie auch die beste Predigt nichts auszurichten vermag, wenn nicht erst eine unsichtbare Hand die Herzentüre aufstut. Es sind manche Mächte, die das Heidenherz verschlossen halten wollen für Gottes Wort: der Fürst der Finsternis, das Band der Zauberei, die Macht des Aberglaubens, die Knechtschaft der Sünde, die Lust der Welt, die Trägheit des Fleisches, die Menschenfurcht. Ein starkes, festes Schloß ist es, das vor der Herzenstür liegt.

2. Nur Gottes Macht vermag dies Schloß zu sprengen.

Der Mensch kann es mit all seiner Vernunft und Kraft nicht, nicht mit den Errungenschaften der Kultur und Humanität, nicht mit strengen Gesetzen

und Strafen, nicht mit moralischen Vorschriften und Lebensregeln, nicht durch Lockungen und Versprechungen.

Wie sprengt Gott die Herzenstür?

Verschiedenes ist nötig.

- a) Äußere Hindernisse müssen weggeräumt werden, die den Lauf des Wortes Gottes aufhalten.
- b) In den Herzen weckt er ein Verlangen nach Heil und Frieden.
- c) Dem Prediger schenkt er ein Wort, das von den Zuhörern verstanden und aufgenommen wird.

Dies letztere liegt dem Apostel besonders am Herzen, daß Gott ihn lehre, wie er das Geheimnis Christi, die der ungläubigen Welt verborgene Heilsbedeutung des Erlösers, den Zuhörern verständlich machen könne. Die wirksame Evangeliumsverkündigung kann man nicht auf der Hochschule lernen, sondern nur auf den Knien. Darin liegt der große Trost: Für die Wirkung unserer Predigt ist nicht hohe Begabung, tiefe Gelehrsamkeit, glänzende Rednergabe entscheidend, sondern allein das, daß unsere Worte gottgegeben und geistgewirkt sind.

3. Wann gibt Gott die offene Tür?

Wenn wir gemeinsam darum bitten. Gewiß hat Paulus selbst auch darum gebetet, aber er wünscht sein Gebet unterstützt zu sehen von der Fürbitte der Christen. Dieselbe Bitte haben die Missionare draußen an die Missionsgemeinde. Alle Kosten für die Mission, alle Gaben, alle Mühe und Arbeit sind ja umsonst, wenn der Predigt der Zugang zu den Herzen fehlt, wenn Gott sie nicht schenkt. Und er will gebeten sein. Wir können nur dann mit gutem Gewissen uns am Missionserfolg freuen, wenn wir selbst mit unserer Fürbitte daran mitgearbeitet haben. Freilich, das ist Glaubenssache. Wem Glaube und Gebet fremde Dinge sind, der hat für den eigentlichen Pulschlag des Missionswerks kein Verständnis, geschweige denn persönliche Anteilnahme.

Nr. 129. Apg. 10, 1—8: Korneliusseelen in der Heidenwelt noch heute

1. Sie fürchten Gott aus reinem Herzen (B. 2).

Wie freuen sich die Missionare, wenn sie solchen Frommen in der Heidenwelt begegnen! Es ist ein geheimnisvoller Zug des Vaters zum Sohne, der sich in ihren Herzen regt. Die Treue gegen das verliehene geringe Pfund der göttlichen Offenbarung in der Natur und im menschlichen Bewissen wird hier belohnt (B. 4).

2. Sie werden besonderer Offenbarungen gewürdigt (B. 3—6).

Engel, Träume, wunderbare Erlebnisse, alles nimmt Gott in seinen Dienst, um solche lauern, treuen Seelen weiterzuführen. Bekehrte Heiden wissen von manch solchen außerordentlichen Erfahrungen in ihrem Leben zu erzählen, auf die sie den Anstoß zur ewigen Bewegung zurückführen können.

3. Sie finden im Gehorsam zur Wahrheit den Weg des Lebens (B. 7. 8).

Solchen göttlichen Rufen und Offenbarungen gilt es Vertrauen zu schenken und Gehorsam zu beweisen. Daß Kornelius dies tat und den Befehl

sofort ausführte, war eben der Beweis seiner Frömmigkeit. Durch Zögern kann man die günstige Stunde verpassen. Wer sofort in kindlichem Gehorsam auf Gottes Wege eingeht, kommt ans Ziel.

Nr. 130. Kol. 4, 12. 13: Ein treuer Missionsfreund

Epaphras, ein Vorbild eines treuen Missionsfreundes. Als solcher hat er sich bewährt, und Paulus sagt auch, warum.

1. Er arbeitete für die Mission.

Ein rechter Missionsfreund ist nur ein Christ, der für die Mission arbeitet. Das kann auf verschiedene Weise geschehen; so wie es wohl Epaphras tat, indem man für die besonderen Bedürfnisse, leibliche und geistliche, der Heidenchristen tätig ist, in Missionsnähvereinen, durch Missionsvorträge, die man hält, durch Schriftenverbreitung, durch Geldsammeln, durch gründliches Lesen der Missionschriften usw. Unsere Teilnahme an der Mission darf nicht ein Gedankending bleiben, sie muß sich in die Tat umsetzen, uns zu Opfern fähig und bereit machen. Wohl gibt's manche solche Mitarbeiter unter großen und kleinen Leuten, aber doch gilt immer wieder Matth. 9, 38. Wer selbst für die Mission arbeitet, hat auch die Pflicht, andere aufzumuntern, ihnen zu zeigen, wo sie ansetzen können, und wie viele Dienste getan werden müssen, daß das Missionswerk einen geächtlichen Fortgang nehme.

2. Er betete für die Mission.

Seine Fürbitte galt der Glaubensstärkung und dem geistigen Wachstum der Gemeinden. Um wieviel muß in der Mission gebetet werden: Für die Heiden, daß Gott sie rette aus der Obrigkeit der Finsternis; für die jungen Gemeinden, daß ihr Glaube und ihre Liebe nicht erkalte, und daß ihr Gemeindeleben sich gesund entfalte; für die Gemeindeleiter, daß sie vor Rückfällen bewahrt bleiben und die nötige Weisheit für ihr Amt bekommen; für die Missionare, daß ihnen Gott schenke ein freudiges Auf-
 tun des Mundes und sie beschütze auf allen ihren Wegen, daß er immer neue Arbeiter in seine Ernte sende; für die Leiter des Missionswerks, daß ihr Eifer nicht erkalte und mit der nötigen Besonnenheit verbunden bleibe; für die Lehrer der Missionare, daß sie selbst im Glauben stehen und das reine Glaubenswort in die Herzen der künftigen Hirten hineinlegen; für die Heimatgemeinde, daß sie immer lebendiger und opferwilliger werde usw. Solche Fürbitte muß brünstig sein, ein richtiges Ringen mit Gott, bis der Herr uns wie Jakob segnet.

3. Er litt für die Mission.

Er begleitete Paulus nach Rom und schämte sich seiner Bande nicht. Die schwerste Probe und das schönste Siegel unserer Missionsliebe ist es, wenn wir mit der Mission zu leiden haben, wenn wir ihre Nöte zu den unsern machen, mitfühlen mit den in Not befindlichen Missionaren und Missionsgemeinden, ihnen durch unsere Teilnahme ihre Lasten erleichtern, die Sorgen einer Missionsgesellschaft mittragen, wenn sie etwa sich in Geldverlegenheit befindet, oder wenn sie durch Schmach gehen muß, und für sie eintreten, wenn sie angegriffen wird. Gemeinsam getragenes Leid ist das festeste und tiefste Band, das uns mit der Mission verbinden kann.

Und wie wir mitleiden, werden wir mit zur Herrlichkeit erhoben, hienieden zur Mitfreude an den Erfolgen der Mission und droben zur Herrlichkeit bei der Offenbarung des Reiches Gottes.

Nr. 131. 1. Kor. 15, 58: Nicht vergeblich

1. Viele sehen die Missionsarbeit als unnütz und vergeblich an.

Gründe:

- a) Die verhältnismäßig geringen Resultate der neueren Missionsarbeit gegenüber der Macht und Größe des Heidentums.
- b) Die geringe Qualität mancher heidenchristlichen Gemeinden und einzelner Befehrter, die schon zu manchen Rückschlägen und dem Zusammenbruch vielversprechender Missionsanfänge führte, z. B. bei Eliots und Zeisbergers Arbeit unter den Indianern, Übergang ganzer Gemeinden zum Mohammedanismus, Rücksfälle während des Weltkriegs, schwere Sündenfälle im Kreis der Gehilfen.
- c) Die gewaltigen Anstrengungen des wissenschaftlichen Heidentums, Buddhismus und Mohammedanismus zur Selbstverteidigung, ja zum Gegenstoß gegen das Christentum.
- d) Die vielen Opfer an Gut und Arbeitskraft und Menschenleben. Da kann auch ein Gottesknecht in schwachen Stunden wie Jesaja klagen: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich (Jes. 49, 4).

2. Aber die Sache ist des Herrn und das Amt unseres Gottes.

- a) Der Erfolg ist garantiert durch den B. 57 erwähnten Sieg Jesu über die Finsternis, durch sein Erlösungswerk, das durch Kreuz, Grab, Auferstehung, Himmelfahrt, Sitz an der Rechten des Vaters zur endlichen herrlichen Wiederkunft führt. Wer an diesen Sieg glaubt, kann auch in den bisherigen geringen Resultaten wirkliche Erfolge sehen. Auch da gilt's: Erst glauben, dann sehen!
- b) Aber auch das bisher Erreichte darf als verheißungsvolles Anterpfand des endgültigen Siegs gewertet werden. „Wie fand das Evangelium die Heiden? Seht ihren Gögendienst an in Afrika: Die Priester sind Zauberer, Giftmischer, die das Volk in Angst und Abhängigkeit erhalten. In Indien, dem Land der Gottessehnsucht, wird wohl viel gebetet zu den Göttern, viele Wallfahrten unternommen und schmerzliche Kasteiungen ertragen, um die Sünden zu tilgen und die Götter zu befriedigen, aber kein Friede kehrt ein. In China hält der Ahnendienst, die Furcht des Todes die Menschen im Banne, sie beten zu den Götzen um Hilfe und strafen sie zuzeiten wegen Nichterhörnung der Bitten. Und schauet ihr Leben an. Weil die rechte kindliche Furcht Gottes fehlt, Sklaverei der Lust und der Sünde. Weil die Liebe Christi fehlt, soziales Elend, Kastenwesen, Unterdrückung der Frau. Weil die Hoffnung fehlt, Furcht des Todes und der Geister.“ Was macht das Evangelium aus den Heiden? Gotteskinder, die nicht mehr sich selbst ausleben und ihren Lüsten dienen können, sondern in Gerechtigkeit und Heiligkeit leben, wie es Gott gefällt. Friede den Kindern, und wären es Kannibalen gewesen, die einander vergeben können, und die Liebe kennen, die alle Unterschiede überbrückt. Menschen, die in der Wahrheit stehen, selbst aus alten Zau-

berern und Fetischpriestern. Freudige, furchtlose Überwinder wie die Knaben in Neu Guinea, die mutig durch den Zauberwald gehen, wie so viele, die fröhlich zu sterben gelernt haben. Unerschrockene Zeugen, die mit vorbildlicher Treue arbeiten und getrost für ihren Herrn das Leben lassen. *) Diese Züge treten uns an vielen hervorragenden Einzelgestalten entgegen, die in ähnlicher Weise, wie Paulus ein Unterpfand der Errettung des Volkes Israel war, so Pfänder für die Gewinnung ihres Stammes und Volkes sind. (So sind namentlich einzelne Mohammedanergestalten zu werten.) Aber daneben sehen wir auch manche Mustergemeinden und Kirchen, die sich unter dem Kreuz bewährt haben. Verheißungsvoll und glaubenstärkend war auch im ganzen die Entwicklung der Christengemeinden während ihres Allseinstehens im Weltkrieg.

3. Darum ist die Mahnung des Apostels zu beherzigen:

- a) Seid fest und unbeweglich gegenüber allem Spott der Feinde und allem Kleinglauben des eigenen Herzens! Laßt auch alte, bewährte Methoden neuen Schlagwörtern und Strömungen gegenüber nicht fahren.
- c) Nehmt immer zu in dem Werk des Herrn! Meinet nie, genug getan zu haben, sondern seid stets bereit zum Mehrten! Vorwärts! soll die Losung in der Mission immer heißen. Ziehet weitere Kreise heran, wendet mehr auf an Kraft, Geld und sonstigen Mitteln! Gottes Volk ist zwar nicht neuerungsfüchtig, aber doch stets ein Volk des Fortschritts.

Nr. 132. Matth. 13, 31. 32: Das Gleichnis vom Senforn

1. Unscheinbare Anfänge.

- a) Der Herr selbst pflanzt das Senforn und sendet zwölf Männer mit seinem Wort in die Welt. Wer hat sie beachtet in den Mittelpunkt der damaligen Welt? Keines von den Macht- und Einflußmitteln der damaligen Welt wenden sie an. Sie predigen, lieben und leiden wie ihr Meister.
- b) Und so ist es geblieben auf jedem Missionsfeld. Wie war der Anfang der Mission auf den Neuhebriden, wo J. Paton arbeitete, Unsagbares litt und doch Liebe übte! Wie war der Anfang in China? Wie unscheinbar in Indien usw. An allen diesen Anfängen gingen die Weisen und Klugen achtlos vorüber. Aber Gottes Art ist es, aus kleinen Dingen sein Werk aufzubauen.

2. Wunderbare Entfaltungen.

Aus dem unscheinbaren Senforn wuchs eben doch eine schöne Pflanze. Was hat das Evangelium gemacht

- a) aus einzelnen? Hat es nicht wunderbare Beweise von seiner aus Sünden, aus Greueln des Heidentums rettenden Kraft bewiesen. Wie hat es Märtyrer gestärkt zu einer nicht mehr zu überbietenden Treue! Welche Früchte der Selbstverleugnung und Opferwilligkeit haben Missionsarbeiter gebracht! Welche Werke der Liebe und des Fleißes wurden geschaffen!
- b) Aus den Völkern. Der grobe Götzendienst ist weithin überwunden. Gewaltig wirkt der Sauerleig des Evangeliums an den Völkern In-

diens, Chinas und Japans. Der christliche Gedanke ringt sich überall durch trotz gewaltiger Widerstände. Noch ist das Ziel nicht erreicht, aber wunderbare Entfaltungen stärken unsern Glauben zu treuer Weiterarbeit.

3. Herrliche Ausichten.

Wie klar redet das Wort Gottes über den Endsieg des Herrn (Jes. 60 und 61; Offb. 21, 2—5).

- a) Der Herr wird sein Reich haben über die ganze Erde und sein Name wird stehen in jedem Herzen und auf jedem Antlitz.
- b) Ihm werden sich beugen alle Kniee, und alle seine Feinde werden überwunden sein.
- c) Die Erkenntnis des Herrn wird die Erde bedecken wie Wasser den Meeresgrund.

Darum mutig arbeiten, freudig wagen und gläubig hoffen!

Nr. 133. Luf. 13, 20. 21: Die alles durchdringende Macht des Reiches Gottes

1. Worin ist diese Macht begründet?

- a) In der Kraft des Wortes Gottes, dessen Predigt nicht ohne Frucht bleiben kann. „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen.“
- b) In den Heilsbedürfnissen des menschlichen Herzens, die sich niemals völlig unterdrücken lassen. „Wo finde ich Jesum, wo finde ich Frieden?“
- c) In der belebenden Wirksamkeit des heiligen Geistes, die ohne Aufhören und Unterbrechung fortbesteht. Derselbe wird die Welt überführen von der Sünde usw. (Joh. 16, 8 ff.). „Es soll durch meinen Geist geschehen“ (Jes. 37, 1—10).

2. Das Reich Gottes kennt keine Schranken.

- a) Nicht die Schranke des R a u m e s , denn es umfaßt alle Völker und Länder.
- b) Nicht die Schranke der Z e i t , denn es überdauert Himmel und Erde.
- c) Nicht die Schranke f e i n d l i c h e r M a c h t , denn es überwindet endlich allen feindlichen Widerstand, selbst die Pforten der Hölle.
- d) Nicht die Schranke m e n s c h l i c h e r S ü n d e , denn es erneuert den ganzen Menschen (1. Joh. 1, 7).

Nr. 134. Ps. 84, 8: Von Sieg zu Sieg

Unser Glaube ist eine Siegesmacht.

Das zeigt:

1. Ein Blick in seine Geschichte.

- a) Wie er sich bei den Völkern der alten Welt trotz des jüdischen Widerstandes, des griechischen Wissensdunkels, der römischen Unterdrückungsversuche durchsetzte.
- b) Wie er im Mittelalter die neu auf den Schauplatz der Geschichte getretenen germanischen und slavischen Völker sich unterwarf.

- c) Wie er in der Reformation die drohende innere Verderbnis ausschied.
 - d) Wie er in der Neuzeit seine Arbeit und seinen Einfluß über die ganze Welt hin ausdehnt und dabei schon manchen herrlichen Sieg errungen hat; z. B. in der Südsee, auf Madagaskar, bei den Batafs, auf Neu-Guinea.
2. Ein Blick auf die Erfahrungen in der Missionsarbeit.
- a) In jedem neuen Gebiet ist schon der Eintritt der Mission durch die früher verschlossene Tür ein Sieg, namentlich in Japan und China.
 - b) Ein Sieg ist jedesmal die Erlernung der Sprache, die Übersetzung von Bibel und Katechismus.
 - c) Dann die Gewinnung der Erstlinge.
 - d) Die Gründung jeder einzelnen Gemeinde und der Zusammenschluß der Gemeinden zu einer Kirche mit festen Einrichtungen und Ordnungen, die auch ins öffentliche Leben hineintreten.
 - e) Die Abschaffung von Greueln und Unsitten.
 - f) Besonders auch das Festbleiben in Zeiten der Verfolgungen und Anfechtungen.
3. Diese Siegeskraft beruht nicht auf menschlicher Kraft und Weisheit, sondern darauf, daß der Herr, dem wir dienen und an den wir uns halten, der rechte Gott ist, der gekommen ist, um die Werke des Teufels zu zerstören, den Fürsten dieser Welt und die Geister, die in der Luft herrschen, zu besiegen und die Gefangenen zu befreien, vor dem alle Kniee sich beugen müssen. So ergibt sich beim Siegeslauf des Evangeliums für die Knechte und Boten keine Ehre und kein Vorteil, sondern dem Herrn wird das Loblied angestimmt: Ps. 118, 16.

Nr. 135. Ps. 118, 15. 16: Die Rechte des Herrn behält den Sieg

Man wirft uns oft vor, daß wir den Mund zu voll nehmen und auf Kosten der Wahrheit die Mission verherrlichen; die Bibel aber fordert uns auf, vom Sieg zu singen. Freilich,

1. Wenn wir auf uns selbst und auf alles Menschliche an der Mission sehen, dann vergeht uns wohl das Rühmen; da wäre viel mehr von Niederlagen als von Siegen zu erzählen.
2. Sehen wir aber auf das, was Gott getan hat, so ist auch die neuere Missionsgeschichte eine Siegesgeschichte:
 - a) Gott hat innerhalb der Christenheit die frühere Gleichgültigkeit und Unwissenheit besiegt und weite Kreise erweckt zur Missionsarbeit.
 - b) Er hat bei vielen den Geiz besiegt und sie bewogen, reiche Opfer zu bringen.
 - c) Er hat bei vielen die Anhänglichkeit an die Heimat und viele andere Hindernisse überwunden, so daß sie hinausgezogen sind in den heiligen Krieg.
 - d) Er hat die gewaltigen Hindernisse in der Heidenwelt besiegt, hat

China, Japan, Korea, die so fest verschlossen waren, geöffnet, ebenso Afrika usw.

c) Er hat in vielen Einzelnen den Aberglauben, die Bösen- und Menschenfurcht, die Sündenliebe usw. besiegt, so daß sie sich bekehrt haben.

3. Für das alles sollen wir ihm danken,

a) indem wir es rühmen und anerkennen;

b) indem wir mit neuem Eifer mitkämpfen, bis der letzte Sieg errungen ist.

Nr. 136: Jes. 2, 2—5: Des Herrn Berg höher denn alle Berge

Was die Weissagung von der Erhöhung des Berges Zion über alle anderen Berge uns sagt:

1. Daß wir — die Kirche, das Christentum, die Mission — im Vergleich mit der Übermacht des Heidentums dastehen wie ein kleiner Hügel vor einem ungeheuren Bergriesen.

a) Zion ist gegen andere Berge winzig klein; darum heißt es Ps. 68, 17: Was sehet ihr scheel, ihr hohen Gebirge?

b) So war auch Israel das kleinste von allen Völkern.

c) Und immer noch steht das Heidentum auch der christlichen Kirche gegenüber da wie ein unbezwingbarer Berg, wie ein Fels, der ihr zu hoch ist.

2. Daß dieser kleine Hügel aber über alle Berge wird erhöht und zum Mittelpunkt für alle Völker gemacht werden.

a) Am Ende der Zeit wird die ganze Erde voll Erkenntnis des Herrn sein; alle falschen Religionen werden verschwinden, alle Völker eingegangen sein in die Kirche Christi.

b) Jetzt schon erweist sich diese Kirche als eine Anziehungskraft für viele Völker, das Evangelium als die allein wahre Weltreligion:

1) Die alten heidnischen Religionen der Griechen, Römer, Germanen usw. sind überwunden: das Christentum hat über sie triumphiert.

2) In der Südsee, in Madagaskar usw. sind die Bösen größtenteils abgetan und das Christentum ist die herrschende Religion.

3) Das indische Heidentum ist in der Auflösung begriffen und fängt an, sich mit christlichen Federn zu schmücken. „Christus auf der indischen Landstraße.“ Gandhi wird von den Studenten aufgefördert, Vorlesungen über das Neue Testament zu halten.

4) In Japan ist das einst so streng verpönte Christentum als gleichberechtigte Religionsform anerkannt, und eine Reihe der führenden Persönlichkeiten bekennen sich zu ihm und machen ihm Ehre (Kagawa).

c) Wir dürfen also nicht verzagen: es muß uns doch gelingen.

3. Daß vor allem wir selbst im Lichte des Herrn wandeln müssen.

a) Je leuchtender wir selbst werden, desto mehr Anziehungskraft üben wir aus, desto schneller wird das Ziel erreicht.

b) Fällt aber das „Haus Jakob“ ab vom Herrn, so wird es eben verworfen und die Heiden kommen an seine Stelle. Nur nicht andern predigen und selbst verwerflich werden!

Nr. 137. 1. Sam. 30, 24 f.: Miteinander sollen sie teilen

Man hat mit Recht gesagt, die Mission habe einen dreifachen Segen: 1. für die, welche in und an ihr arbeiten; 2. für die, welche sich unter ihren Einfluß stellen, und 3. selbst für die, welche nichts von ihr wollen. Die Mission ist etwas so Gutes, daß die, welche sich damit beschäftigen, notwendig dabei lernen und wachsen müssen. Das alles gilt von der Inneren wie von der Äußeren Mission. Nun besteht aber leider zwischen beiden eine gewisse Rivalität, die an 1. Sam. 30 erinnert. Es ist daher gut, sich einmal zu besinnen über:

Das Verhältnis der Inneren und Äußeren Mission zueinander

1. Nach ihrem Wesen.

- a) Äußere Mission ist die Pflanzung und Ausbreitung des Reiches Gottes über die Grenzen der Christenheit hinaus unter (Juden) Heiden und Mohammedanern.
- b) Innere Mission ist die Arbeit der Wiedergewinnung derer, welche innerhalb der Christenheit vom Christentum abgefallen sind, also gewissermaßen die Christianisierung der Christenheit.
- c) Sie sind also offenbar nach Wesen und Ziel innerlichst verwandt, ja eins, nur nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung (vgl. Paulus und Petrus Gal. 2) getrennt.

2. Nach ihren Trägern.

- a) Sowohl die Innere wie die Äußere Mission wird nicht von der offiziellen Kirche getrieben, sondern von christlich erweckten Privatpersonen, die sich zu diesem Zweck meist in Vereinen und Gesellschaften zusammenschließen, nicht im Gegensatz zu den kirchlichen Amtsträgern, sondern zur Ergänzung dessen, was diese tun.
- b) Also auch in diesem Stück beide eins, sind es doch fast überall die gleichen Kreise und Personen, die beide Werke leiten und unterstützen.

3. Nach ihren Mitteln.

Beide wirken durch Wort, Schrift und Liebestätigkeit.

4. Nach der geschichtlichen Wirklichkeit.

- a) Ihre Entstehung verdanken beide der Erweckung; doch ist es so gekommen, daß die Heidenmission als organisiertes anstaltliches Unternehmen meist der Inneren Mission vorangegangen und von dieser dann in manchen Stücken nachgeahmt worden ist. Auch den Namen „Mission“ hat die Innere von der Äußeren entlehnt.
- b) Tatsächlich arbeiten beide einander in die Hände.
 - aa) Die Äußere Mission eine Gehilfin der Inneren:
 - aa) Durch Bekehrung verllorener Söhne in überseeischen Ländern;
 - bb) durch kirchliche Versorgung von Europäern in den Heidentändern;
 - cc) dadurch, daß die Missionshäuser auch der Inneren Mission schon viele Arbeiter erzogen haben; dd) dadurch, daß man in der Äußeren Mission immer eindringlicher die Erfahrung macht, daß das Haupthindernis der Heidenbekehrung der traurige Zustand der Christenheit ist und insolgedessen immer mehr auch auf Christianisierung der Chri-

stehenheit hinzuwirken sucht. /) Die Innere Mission eine Gehilfin der Äußeren: aa) Durch ihre Arbeiten räumt sie den Vorwurf aus dem Weg, daß wir die Heiden bekehren wollen, ehe wir unsere eigenen Hausgenossen versorgt haben. bb) Die Jünglingsvereine und andere Anstalten der Inneren Mission haben schon manche Missionare geliefert. cc) Verschiedene Anstalten der Inneren Mission haben auch Arbeitsposten in heidnischen Ländern übernommen (Kaiserswerth das Auszügigenheim Talitha Kumi in Jerusalem, Stuttgart das Krankenhaus in Peking). Sie entsenden Brüder und Schwwestern in den Missionsdienst. Einige wie Bethel und Neukirchen stehen ganz hinter einem bestimmten Missionswerk.

5. Nach dem, was noch zu wünschen übrig bleibt.

- a) Die gelegentliche Konkurrenzmacherei, Neid usw. muß aufhören.
- b) Ein noch innigeres Hand-in-Hand-gehen muß angestrebt werden.
- c) Dann wird immer mehr in Erfüllung gehen, daß beide miteinander auch den Segen teilen.

Nr. 138. Eph. 2, 12: Die armen Heiden

- 1. Ohne Gott: Ihre Gößen, ihre Opfer.
- 2. Ohne Hoffnung: Das Sterben der Heiden, ihre Geisterfurcht.
- 3. Daher trostlos: Friedlosigkeit und Verzweiflung und zur Zerstreuung wilder Sinnestäumel.
- 4. Ihr Durst (Jes. 41, 17):
 - a) Wie sie ihn vergeblich zu stillen suchen, ihre Gebete, ihre Kasteiungen.
 - b) Wie er gestillt wird durch das Evangelium.

Nr. 139. Mark. 10, 14: Lasset die Kindlein zu mir kommen!

- 1. Wie traurig das Los der Heidenkinder.
- 2. Wie die Mission sie zu Jesus führt.
- 3. Wie ihre Eltern und Angehörige sie nicht zu Jesus lassen wollen.
In Japan will eine Mutter ihren schon getauften Sohn ins Heidentum zurückzwingen; alle Überredungen, Drohungen, Enterbung usw. vergeblich, bis sie endlich droht, sich vor seiner Türe das Leben zu nehmen!
In Indien sagt ein halberwackter Jüngling: „Wie könnte ich es aushalten, meine Mutter sagen zu hören: Ich hatte einen Sohn“?!
- 4. Wie sie denn noch zu ihm kommen und bei ihm bleiben.

Nr. 140. Luk. 2, 14: Weihnachtsfeier im Heidenland

- 1. Etwas von den Festen der Heiden.
- 2. Wie anders die Feste der Christen, sowohl in der Kirche als im Haus.
- 3. Insbesondere die Weihnachtsfeier: Beispiele!

Register der behandelten Texte

	Seite		Seite		Seite
1. Mose 1, 28	120	Matth. 13, 31. 32	190	Röm. 1, 14	109
„ 4, 9	117	„ 13, 37. 38	101	„ 2, 12—16	107
5. Mose 34, 10—12	130	„ 15, 21—28	84	„ 2, 24	176
Richt. 7, 1—8	131	„ 16, 1—3	94	„ 5, 20	106
„ 18, 9	112	„ 19, 27	141	„ 9, 1—5	172
1. Sam. 11, 1—7	184	„ 20, 1—16	84	„ 15, 1—13	78
„ 17	180	„ 21, 3	161	„ 15, 10	78
„ 30, 24 f.	194	„ 21, 5	77	„ 15, 30—32	155
1. Kön. 8, 41—43	114	„ 22, 1—14	94	„ 16, 1—3	170
2. Kön. 19, 15—20	157	„ 23, 15	121	1. Kor. 2	144
„ 20, 12—15	147	„ 25, 31—36	77	„ 4, 16	133
1. Chr. 29, 9—19	159	„ 28, 16—20	110	„ 5, 1—5	166
2. Chr. 20, 1—30	183	Mark. 10, 14	195	„ 13, 11	149
Pf. 2	174	„ 14, 4	179	„ 15, 51—58	87
„ 24, 1	98	„ 16, 14—20	89	„ 15, 58	189
„ 84, 8	191	Luk. 2, 10—14	79	2. Kor. 2, 14	93
„ 103, 19—22	98	„ 2, 14	195	„ 4, 5	163
„ 118, 15. 16	192	„ 2, 17	21	„ 4, 13	116
„ 119, 60	112	„ 5, 1—11	92	„ 11, 23—30	152
„ 133	125	„ 9, 2	168	„ 12, 14	160
„ 145	99	„ 12, 47. 48	79	Gal. 1, 15. 16	129
Epr. 10, 16	159	„ 13, 20. 21	191	„ 3, 26—28	125
Jes. 2, 2—5	193	Joh. 4, 31—34	119	Eph. 2, 12	195
„ 42, 1—8	103	„ 4, 31—38	83	„ 5, 14	115
„ 45, 11	169	„ 4, 37. 38	141	„ 6, 17	144
„ 53	87	„ 10, 11—18	88	Phil. 1, 1—11	165
„ 60, 1—5	81	„ 11, 52	126	Rol. 4, 2—5	186
„ 60, 1—6	146	„ 12, 24. 25	150	„ 4, 12. 13	188
Jer. 1, 4—10	132	„ 12, 32	85	1. Theff. 1, 2—10	124
„ 23, 29	143	„ 14, 6	104	„ 2, 14—16	177
„ 23, 29	173	„ 15, 1—5	136	„ 3, 6—8	148
Jes. 37, 1—14	182	„ 15, 16	135	„ 4, 13. 14	97
Joſea 2, 25	101	„ 21, 15—24	130	1. Tim. 2, 1—7	154
„ 7, 1	175	Apq. 1, 1—11	90	„ 2, 4—7	102
Jona 1, 2a	113	„ 2, 1 f.	90	2. Tim. 2, 11—13	151
Micha 4, 1—7	127	„ 3, 6	121	„ 4, 14—17	153
Naeh. 4, 6. 7	183	„ 4, 24—31	153	1. Petr. 2, 5	82
Matth. 2, 1—10	80	„ 10, 1—8	187	„ 3, 1—6	172
„ 4, 8—10	119	„ 10, 1—33	124	„ 1, 10	158
„ 4, 23	116	„ 10, 28	87	1. Joh. 1, 3	79
„ 5, 16	91	„ 11, 1—18	148	„ 4, 14	106
„ 6, 10	100	„ 11, 20—23	167	Hebr. 1, 1—3	102
„ 6, 13	185	„ 14, 21—23	164	„ 1, 8. 9	100
„ 7, 5	21	„ 16, 9	108	Jak. 5, 7	140
„ 10, 24—31	138	„ 16, 11—15	122	Offb. 7, 9. 10	127
„ 10, 34—36	139	„ 16, 14	123	„ 19, 11—16	128
„ 12, 30	137	„ 17, 26	101		
		„ 28, 17—27	173		

IV. Missionsliturgien

1. Missionsfestliturgie

Gemeindegesang im Wechsel mit dem Chor

Gemeinde: Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit . . .

Chor: Der Herr regieret . . .

Gemeinde: Wohlauf, ihr Heiden . . .

Chor: Er gibet Speise . . .

Gemeinde: Drum preiß' und ehre . . .

Pfarrer: Dies ist der Tag, den der Herr macht;

Spredchor: lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein.

Pfarrer: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,

Spredchor: der Himmel und Erde gemacht hat.

Pfarrer: Prediget einen Tag um den andern sein Heil,

Spredchor: erzählt unter den Heiden seine Ehre!

Pfarrer: Es werde gedacht aller Welt Ende, daß sie sich zum Herrn bekehren,

Spredchor: und vor ihm anbeten alle Geschlechter auf Erden.

Pfarrer: Denn Gott ist König auf dem ganzen Erdboden,

Spredchor: Gott ist König über die Heiden. Halleluja.

Gemeinde: Halleluja, Halleluja, Halleluja!

Geme. singt: Amen! Gebet.

Schrift-
verlesung: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkünden, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König! „Ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott?“ Schon im Alten Testament hören wir Gott zu Sion sagen: Solltemich nicht jamern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere. So sei denn euch heute kundgetan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes; und sie werden es hören. Du, Missionsgemeinde, solltest darum heute fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.

Gesang: Hier stehen wir von nah und fern (Vers 1—3).

Erste Missionsansprache.

Gesang: O, daß dein Feuer bald entbrennte.

(Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, Vers 2).

Zweite Missionsansprache.

Gesang: Heiland, deine größten Dinge.

(Einer ist's, an dem wir hängen, Vers 6).

Schlußgebet.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen!

Vaterunser.

Gesang: König Jesu, streite, siege.

G e g e n.

2. Adventsfeier in einem Gemeindesaal

Gesang: Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! (B. 1—4).

Pfarrer: Wache auf, Psalter und Harfe!

Sprechchor: Mit der Frühe will ich aufwachen.

Pfarrer: Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobfingen deinem Namen, du Höchster,

Sprechchor: des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.

Pfarrer: Siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker,
Sprechchor: aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

Pfarrer: Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln

Sprechchor: und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht.

Laßt uns beten: G e b e t.

Jungfrauenchor singt: Hüter, wird die Nacht der Sünden nicht verschwinden: (Vers 1, 2 und 6).

Schriftlesung: Die Götzenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist nichts nütze. Es macht einer einen Gott und betet ihn an, er macht einen Götzen und kniet davor nieder, betet und spricht: Errette mich, denn du bist mein Gott! Sie wissen nichts und verstehen nichts; denn sie sind verblindet, daß ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nicht merken können. Weil denn die Elenden zerstört werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will eine Hilfe schaffen dem, der sich darnach sehnt. Die Heiden werden zu dir kommen von der Welt Enden und sagen: Unsere Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt, die nichts nützen können. Wie kann ein Mensch Götter machen, die nicht Götter sind?

Darum siehe, nun will ich sie lehren und meine Hand und Gewalt ihnen kundtun, daß sie erfahren sollen, ich heiße der Herr.

Die eine Hälfte des Chors als

Heidenchor

spricht:

O Heiland, reiß den Himmel auf,
herab, herab vom Himmel lauf!

Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,

Reiß ab, was Schloß und Riegel für!

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,

Darauf die Welt all Hoffnung stellt?

O komm, ach komm vom höchsten Saal,

komm, tröst uns hier im Jammertal!

O klare Sonn', du schöner Stern,

dich wollten wir anschauen gern.

O Sonn' geh auf, ohn' deinen Schein
in Finsternis wir alle sein.
Nie leiden wir die größte Not,
vor Augen steht der ewig Tod;
ach komm, führ uns mit starker Hand
vom Elend zu dem Vaterland!

Die and. Hälfte als Christenchor spricht: Halt dich im Glauben an das Wort, das fest ist und gewiß;
das führet dich zum Lichte fort aus aller Finsternis.
Gib dich ihm selbst zum Opfer dar mit Geist und Leib und Seel',
und singe mit der Engel Schar: hier ist Immanuel.

Gesang: O, daß doch bald dein Feuer brennte,
du unaussprechlich Liebender,
und bald die ganze Welt erkannte,
daß du bist König, Gott und Herr!
beleb', erleucht', erwärm', entflamme
doch bald die ganze weite Welt,
und zeig dich jedem Völkerstamme
als Heiland, Friedefürst und Held!

Erste Ansprache: *Der Heiden Sehnens und ihre Not.*

Heidenchor spricht: Jesu, reines Licht der Seelen, du vertreibst die Finsternis.
Laß es uns an Licht nicht fehlen, mache unsern Tritt gewiß!
Lasse deine Lieb' und Segen leuchten uns auf unsern Wegen!

Christenchor spricht: Er wird nun bald erscheinen in seiner Herrlichkeit
und euer Klag' und Weinen verwandeln ganz in Freud';
er ist's, der helfen kann. Macht eure Lampen fertig
und seid stets sein gewärtig! Er ist schon auf der Bahn.

Ein Christen-
chormädchen spricht: Mache dich auf, werde licht;
denn dein Licht kommt,
und die Herrlichkeit des Herrn
geht auf über dir.

Ein Heidenchor-Mädchen spricht: Ach komm, ach komm, o Sonne, und hol uns allzumal
zum ew'gen Licht und Wonne in deinen FreudenSaal.

Gesang: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen . . .

Zweite Ansprache: *Der Missionsbefehl.*

Christenchor spricht: Es kommt ein Schiff, geladen bis an den höchsten Bord,
trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ewig Wort.
Das Schiff geht still im Triebe, trägt eine teure Last.
Das Segel ist die Liebe, der heil'ge Geist der Mast.
Der Anker haßt auf Erden, da ist das Schiff am Land.
Das Wort soll Fleisch uns werden, der Sohn ist uns gesandt.
Zu Bethleh'em geboren im Stall ein Kindelein,
gibt sich für uns verloren, gelobet muß es sein!

(Drei Mädchen, vier mit brennenden Kerzen, treten auf, eines mit der Bibel in der Hand, und sprechen, indem sie die Lichter und die Bibel dem Heidenchor reichen):

1. Lichtträgerin: Er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb' und Lust,
all Angst und Not zu stillen, die ihm an euch bewußt.

2. Lichtträgerin: Er kommt, er kommt den Sündern zu Trost und wahrem Heil,
schafft, daß bei Gottes Kindern verbleib' ihr Erb' und Teil.

3. Lichtträgerin: Er kommt, er kommt, ein König, dem aller Feinde Hand
auf Erden viel zu wenig vermag zum Widerstand.

4. Lichtträgerin: Er kommt zum Weltgerichte, zum Fluch dem, der ihn flucht;
mit Gnad' und süßem Lichte dem, der ihn liebt und sucht.

Das Mädchen mit der Bibel: Wo hätt' ich Licht, wofern mich nicht
dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne sie verstünd' ich nie,
wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt der Seele Wert,
Unsterblichkeit und Leben;
zur Ewigkeit ist diese Zeit
von dir mir übergeben.

Gesang: Hosanna, Friedefürst.
(Hosanna, Davids Sohn, Vers 3 und 4).

Dritte Ansprache: Des Königs Sieg über Nacht und Tod.

Heidenchor spricht oder singt: Ich lag in tiefster Todesnacht, du warst meine Sonne,
die Sonne, die mir zugebracht Licht, Leben, Freud' und Wonne.
O Sonne, die das werthe Licht des Glaubens in mir zugericht,
wie schön sind deine Strahlen!

Ein Mädchen des Heidenchors spricht: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.

Ein Mädch. des Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der Christen sch. spr.: vom Tode errettet.

Schlußgebet und Vaterunser.

Gesang: Licht, das in die Welt gekommen (Vers 1).

S e g e n.

3. Abendfeier am Erscheinungsfest

Gesang: Werde Licht, du Stadt der Heiden (Vers 1 und 2).

Grußwort: Mache dich auf, werde licht! Denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

Gebet: Herr Jesus, der du bist das Licht der Heiden und das Heil Gottes bis an der Welt Ende, wir danken dir von ganzer Seele, daß du uns besucht hast als der Aufgang aus der Höhe, und Israel wie den Heiden deine Gnade und Hilfe zugesichert hast. Du bist ja das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Mache dich auf und laß deine Herrlichkeit aufgehen über alle Völker. Erweise dich kräftig als das Licht, das da öffnen soll die Augen der Blinden und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen, und die

da sitzen in der Finsternis aus dem Kerker. Du, allmächtiger König der ganzen Welt, zerbrich alle Bollwerke des Satans, zerreiße alle Ketten der Finsternis. Entreiße dem starken Gewappneten die Seelen, die du durch dein teures Blut dir erkaufst hast zu deinem Eigentum. Laß dein heiliges Wort sich immer weiter ausbreiten und mache die Predigt desselben durch deinen heiligen Geist gesegnet an allen, die dich nicht kennen. Amen.

Chor: Komm, heiliger Geist, Herre Gott (Vers 1).

I. Finsternis bedeckt die Völker.

Schriftlesung: Der Herr schaut vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob jemand klug sei und nach Gott frage. Aber sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglisch. Otterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; auf ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen. Das Dichten und Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf. Darum wird Gottes Zorn vom Himmel offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten.

Knaben des Kinderchors sprechen: Sieh, ein weites Totenfeld voller dürrer Totenbeine!
Ach, kein Sonnenstrahl erhellt diese Nacht mit frohem Scheine.
Hüter, ist die Nacht bald hin, wird ein Morgen bald erglühn?

Mädch. sprechen: O, wann bricht der Frühling an, nach den langen Wintertagen?
Herr, du bist es, der da kann zu den Totenbeinen sagen:
Rauschet, regt und fület euch, seid ein Leib für Gottes Reich!

Der ganze Kinderchor: Herr, so sprich dein Lebenswort über alle Totenbeine!
Odem Gottes, wehe fort, daß sich alles neu vereine!
Mache alles wieder neu, alles Alte geh vorbei!

Ansprache: Kurzes Einzelbild heidnischer Not.

Gesang: Aus tiefer Not schrei ich zu dir (Vers 1).

II. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes.

Schriftworte: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wert es Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Er ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsern, sondern auch für die der ganzen Welt. Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße

der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!

Gesang: Du heiliger Geist bereite ein Pfingstfest nah und fern.
(O komm du Geist der Wahrheit, Vers 4).

III. Lobet den Herrn, alle Heiden.

Schriftworte: Man singt mit Freuden von dem Sieg in den Hütten der Gerechten: Die Rechte des Herrn behält den Sieg; die Rechte des Herrn ist erhöht; die Rechte des Herrn behält den Sieg. Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet. Sein Reich herrscht über alles. Nach deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie der Tau aus der Morgenröte. Es danken dir, Herr, alle Könige auf Erden, daß sie hören das Wort deines Mundes, und singen auf den Wegen des Herrn, daß die Ehre des Herrn groß sei.

Ein Knabe spricht: In fernen Landen hör' ich singen
ein Dankgebet im Jubelton;
viel tausendstimm'ge Chöre dringen
hinauf bis vor des Höchsten Thron:

Alle Knaben: Wir preisen dich, du Gott der Gnade.
Du sandtest Licht in unsere Nacht,
dein Wort hat von dem Sündenpfade
uns auf den Himmelsweg gebracht.

Ein Mädchen spricht: Und horch, von Afrikas Gestaden
steigt mächt'ger Lobgesang empor,
die Neger, einst mit Fluch beladen,
sie stimmen ein im heil'gen Chor:

Alle Mädchen: Wir preisen dich, du gabst uns Frieden,
der Knechtschaft Ketten sind entzwei,
auch uns hast du dein Heil beschieden,
du machst auch uns auf ewig frei!

Ein Knabe: Und Chinas Volk mit sel'gen Lauten
begrüßt den hellen Morgenstern;
die einst den toten Götzen trauten,
flchn nun zu Jesus, ihrem Herrn:

Alle Knaben: O wehe, Geist von oben, wehe
durchs Totenfeld, das deiner harrt,
hilf, daß zum Leben auferstehe,
was noch in Sünden liegt erstarrt.

Ein Mädchen: In all die hehren Harmonien
mischt sich von fern ein süßer Klang,
ums Kreuz die Töchter Indiens knien
und stimmen an den Lobgesang:

Alle Mädchen: Der Freiheit Stunde hat geschlagen,
o Jesu Christ, dich ehren wir.
Du hast verwandelt unsre Klagen
in einen Reigen; Preis sei dir!

- Ein Knabe: Zu Gottes und des Lammes Ehre
die Menge der Erlösten singt,
und weithin über Land und Meere
es im Triumph zusammenklingt:
- Alle Knaben: Wir preisen dich, dieweil wir wissen,
daß du, o Gott, die Liebe bist,
der du dem Kerker uns entrißest.
Wir preisen dich, Herr Jesu Christ!
- Ein Mädchen: Und horch, noch lauter hör' ich's schallen
weit über Erd' und Himmel gar.
Der Morgenstern verkündet allen
dein nahes Kommen, Herr, fürwahr:
- Mädchen und Knaben: Heil dir, o Herr, die Deinen loben
den Jesusnamen weit und breit,
und preisen vor dem Throne droben
dich, König, Herr der Herrlichkeit.
- Ansprache: Ein Bild aus der Heidenchristenheit.
- Gesang: O du Gott der Macht und Stärke.
(Hüter, ist die Nacht verschwunden, Vers 2).

IV. Auch wir stehn dir zum Dienst bereit.

- Schrift-
verlesung: Ihr Völker, bringet her dem Herrn, bringet her dem Herrn
Ehre und Macht! Bringet her dem Herrn die Ehre seines Na-
mens; bringet Geschenke und kommet in seine Vorhöfe! Saget
unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe sein Reich,
soweit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll, und richtet die
Völker recht. Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen
Völkern seine Wunder! Hebet eure Augen auf und sehet in das
Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte. Die Ernte ist groß, aber
wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte,
daß er Arbeiter in seine Ernte sende!
- Ein Knabe
spricht: Schlagt an die Sichel, Brüder! Weiß ist das Erntefeld.
Schallt laut, ihr Erntelieder, hin durch die weite Welt!
Kurz ist die Erntezeit; die Tage sind zu zählen;
laßt's nicht an Schnittern fehlen und macht euch schnell bereit!
Von allen Seiten mahnet uns Gottes Hand zur Eil';
die Wege sind gebahnet, auch wo sie noch so steil.
Horch, wie die Heiden schreien. Zeit ist's, sich aufzuraffen;
und ihnen Hilf' zu schaffen; schnell bricht die Nacht herein.
Wohlauf, zieht aus, ihr Brüder, hinaus ins Erntefeld,
bis vor dem Throne nieder die Garben sind gestellt!
Bald, bald kommt Gottes Sohn, daß rauschen alle Meere
dem großen Herrn zur Ehre, und mit ihm kommt sein Lohn.
- Chor singt: Wir woll'n uns gerne wagen.
Schlußgebet und Vaterunser.
- Gesang: So sprich dein göttlich Werde!
(Der du zum Heil erschienen, Vers 7 und 8).

4. Passionsandacht

- Gesang: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld (Vers 1—3).
- Gruf: Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Jesus Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht aber allein für die unsern, sondern auch für die der ganzen Welt. Amen.
- Webet: Vater unseres Herrn Jesu Christi, wir danken dir von Herzen, daß du deinen eingeborenen Sohn für uns in den Tod dahingegeben hast, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Ach, daß der Tod deines Sohnes, dessen wir auch heute wieder gedenken wollen, in uns allen göttliche Kraft und göttliche Weisheit würde, zu überwinden Sünde, Tod und Teufel und alles, was uns in Todesfurcht gefangen halten will. Verherrliche deine Gnade auch an denen, die noch nicht an den heilbringenden Namen deines Sohnes glauben und gib, daß sie die Friedensbotschaft aufnehmen, wenn der Ruf an ihr Herz dringt: Lasset euch versöhnen mit Gott! Wir dürfen es ja immer wieder schauen, wie das Wort vom Kreuz die Herzen überwindet und deinem Kommen Bahn macht, wie deine Boten, indem sie selbst das Kreuz tragen, sich und andern die Krone des Lebens gewinnen durch deine große Barmherzigkeit. Amen.

Gesang: O Lamm Gottes, unschuldig . . .

I. Ohne die Weltversöhnung am Kreuz keine Weltmission.

- Schriftworte: Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Ich will ihm große Menge zur Beute geben, spricht der Herr, und er soll die Starken zum Raube haben, darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleich gerechnet ist und er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter gebeten. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.
- Gesang: Du gingst, o Jesu, unser Haupt.
(Die Sach' ist dein, Vers 2).

II. Das Wort vom Kreuz überwindet die Herzen.

- Schriftworte: Paulus spricht: Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit; denen aber, die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.
- Gesang: Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht;
sein wird die ganze Welt.
Denn alles ist nach seines Todes Nacht
in seine Hand gestellt.

Nachdem am Kreuz er ausgerungen,
hat er zum Thron sich aufgeschwungen.
Ja, Jesus siegt, ja, Jesus siegt.

III. Der Passionsweg der Mission.

Schriftworte: Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserem Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserem Leibe offenbar werde. Denn wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf daß auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem sterblichen Fleisch. Wir sind als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts innehaben, und doch alles haben.

Gesang: Einer ist's, an dem wir hängen (B. 1).

Ansprache.

Gesang: Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg (Vers 1—3).

Schlußgebet. Vaterunser.

Gesang: Die wir uns allhier beisammen finden.

S e g e n.

5. Liedandacht auf Himmelfahrt

Gesang: Der Herr fährt auf gen Himmel (Vers 1, 2 und 4).

Gruß: In Jesu Namen! Amen! Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Gebet: Herr Jesus Christus, du Sohn des Allerhöchsten, der du sitzt zur Rechten deines Vaters, ein gewaltiger Herr über alles, was da ist im Himmel und auf Erden, wir bitten dich, du wollest aussenden deine Boten und dein Reich mehren, damit dem Satan gewehrt werde und alle Feinde liegen zu deinen Füßen, der du mit dem Vater und dem heiligen Geist herrschest in Ewigkeit. Amen.

Ein Chor etwa: Gen Himmel aufgefahen ist, Halleluja . . . (Abel, Nr. 137).

Schriftworte: Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie tauen nichts und sind ein Greuel worden in ihrem bösen Wesen. Aber du, Herr, bist der Höchste in allen Landen, du bist hoch über alle Götter. Es sind die Reiche des Herrn und seines Christus geworden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gott hat Jesus Christus erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Gesang: Siegesfürst und Ehrenkönig (Vers 1).

Pfarrer: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe sein Reich, soweit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll, und richtet die Völker recht.

Vernehmet, wie die Christenheit diesem Befehl ihres Meisters Gehorsam leistete.

(Kurze Darstellung der Ausdehnung des Missionswerks.)

Gesang: Weit und breit, du Himmelssonne (Vers 2).

Pfarrer: Unser Meister spricht: Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir! Paulus schreibt: Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde. — Solches Kreuz haben die Mitarbeiter am Missionswerk auch heute noch zu tragen. (Beisp.)

Gesang: Sollt' ich deinen Kelch nicht trinken (Vers 3).

Pfarrer: Schon dem alttestamentlichen Gottesknecht wird verheißen: Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünde. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben. Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum. Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten. (Beispiele vom Sieg des Evangeliums.)

Gesang: Geist und Kraft nun überfließen (Vers 4).

Pfarrer: Desaja hörte die Stimme des Herrn, daß er sprach: Wen soll ich senden, wer will unser Bote sein? Er aber sprach: Hier bin ich, sende mich! Unser Herr Jesus sprach zu seinen Jüngern: Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und Paulus weiß: Gott hat mich von Mutterleibe an ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden. So sucht der Herr auch noch heute Arbeiter in seine Ernte und spricht zu den Müßigstehenden: Gehet ihr auch hin in den Weinberg!

Gesang: Du kannst alles allerorten (Vers 5).

Schlußgebet und Vaterunser.

Gesang: Deine Auffahrt bringt mir eben (Vers 6).

S e g n e n.

6. Ein Missionskindergottesdienst

- Gesang: Der du zum Heil erschienen . . . (Vers 1, 2 und 5).
- Pfarrer: Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht; und über die da wohnen im finstern Lande scheint es hell. Lobet den Herrn alle Heiden; preiset ihn, alle Völker! Denn der Herr läßt sein Heil verkündigen, vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren. Ehre sei Gott in der Höhe
- Kinder antw.: und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.
- Gebet: Herr Jesus Christus, du Heiland der Welt! Wir danken dir von ganzem Herzen, daß du uns in der heiligen Taufe zu deinen Kindern angenommen und uns von Kindesbeinen an dein Evangelium geschenkt hast. Segne uns diese Feierstunde dazu, daß wir auch der Not der Heidenkinder gedenken, die noch fern von dir und dem Himmelreich sind, zu deren Errettung du aber auch den bitteren Kreuzestod gestorben bist. Erwecke in uns die Freude, mitzuhelfen, daß bald auf der Erde zum Preis deiner Treue nur e i n e sel'ge Herde in deinen Hürden sei. Amen.
- Gesang: Ach, laß dein Wort recht schnelle laufen . . .
(Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, V. 5).
- Pfarrer: Wir hören aus Johannes 10, 12—16, wie unser lieber Heiland für uns, aber auch für alle Menschen gestritten und gelitten hat. So spricht der Herr, Herr: Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen, wie ein Hirte seine Schafe sucht, und will sie erretten von allen Örtern, wo sie zerstreut waren. Ich will sie von allen Völkern ausführen und aus allen Ländern versammeln. Halleluja!
- Kinder: Halleluja, Halleluja, Halleluja!
- Gesang, alle: Eine Herde und ein Hirt (Vers 1).
- Knaben: Hüter, ist der Tag noch fern? (Vers 2).
- Mädchen: Komm, o komm, getreuer Hirt (Vers 3).
- Alle: Sieh, das Heer der Nebel flieht (Vers 4).
- Missionserzählung.
- Gesang: O des Tags der Herrlichkeit (Vers 6).
- Gebet.
- Gemeinsames Vaterunser.
- Gesang: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi . . .

V. Missionskalender

MMZ Allg. Missionszeitschrift; NMMZ Neue allgem. Missionszeitschrift;
Mag. = Evang. Missionsmagazin

Januar

1. 1863: Befreiung der Negerklaven in den Vereinigten Staaten.
2. 1872: W. Löhe gest.
1907: Ch. Buchner, Missionsdirektor in Herrnhut gest. (MMZ 1907, S. 123 ff.).
3. 1813: James Calvert, Missionar auf Biti geb. (MMZ 1904, Beibl. 3).
5. 1782: Robert Morrison, erster ev. Miss. in China, geb. (MMZ 1905, Beibl. 1).
7. 1831: J. M. Flad geb. (Selbstbiographie 1928).
1855: Erstlingstaupe der Hermannsburger in Südafrika.
8. 1800: Die erste Missionskirche in Südafrika in Gnadenal geweiht.
1884: Der Hindureformer Resab Tschander Sen, Haupt des Brahmo-
samadsh, gest.
9. 1836: R. Grundemann geb. (MMZ 1924, S. 210 ff.).
11. 1810: L. Krapf geb. (Vortisch, Ein Marschall Vorwärts).
12. 1804: H. Riis, Begr. d. Basler Miss. a. d. Goldküste, geb. (Mag. 1904, S. 1 ff.).
1904: Ausbruch des Hereroaufstands (Trie, Die Herero).
14. 1622: Congregatio de Propaganda fide in Rom eingesetzt.
1843: Joseph Hardie Nisima, Gründer der Doshisha in Japan, geb. (MMZ
1908, Beibl. 4).
16. 1820: Johannes Rebmann (1846—1875 in Ostafrika) geb.
18. 1728: Egede's Erstlingstaupe in Grönland (MMZ 1900, Beibl. 3).
19. 1854: Deutsches Findelhaus in Hongkong gegründet.
20. 1924: A. Rottrott, Gokner Missionar, gest. (MMZ 1924, S. 86 ff.).
22. 1711: J. Ph. Fabricius, Tamil-Miss. u. Bibelübers., geb. (Leben, von German).
26. 1885: General Gordon in Khartum gest.
1799: Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem, geb. (Leben, Basel 1884).
27. 1897: John Paton (Südfsee) gest. (MMZ 1904, Beibl. 6).
28. 1927: Einweihung der Erziehungsanstalt Achimota auf der Goldküste.
31. 1885: Drei christliche Jünglinge in Uganda verbrannt (Richter, Uganda).

Februar

1. 1750: Fr. Martin auf St. Croix gest. (MMZ 1901, Beibl. 2).
1800: Jänicke's Missionschule in Berlin eröffnet (MMZ 1900, S. 305 ff.).
2. 1906: Alexander Clerk in Aburi gest. (Mag. 1906, S. 436 ff.).
4. 1814: H. Gundert geb. (Leben, von Hesse).
1849: Der Santalmissionar Skrefserud geb. (Leben, von Gaeter, 1928).
5. 1855: Ottow und Geißler landen in Neuguinea (MMZ 1914, S. 450 ff.).
6. 1814: R. Graul, Leipziger Missionsinspektor, geb.
1907: Kali Tscharan Banerdschi, Gründer der nationalen Missionsgesell-
schaft in Indien, gest. (Mag. 1907, S. 253).
8. 1865: Gründung von Botschabelo (P. Richter, Aus der Heidenwelt).
1890: A. Maday, Pioniermissionar in Uganda, gest. (Leben, v. Baur, 1902).
1894: G. Turner (Südfsee) gest. (MMZ 1904, Beibl. 5).
9. 1812: Inspektor Joseph Josenhans geb. (Leben, von Hesse).
1904: Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges.
12. 1878: Dr. Alex. Duff, schottischer Schulmissionar in Kalkutta, gest.
1912: Proklamation der Republik in China (Mag. 1912, S. 177 ff.).

16. 1884: Missionsdirektor Theodor Harms in Hermannsburg gest.
17. 1882: Eröffnung des Missionshauses in Neukirchen (Gedenkblätter).
18. 1781: Henry Martyn, indischer Missionskaplan, geb. (AMZ 1907, Beibl. 1).
21. 1869: Taufe der Königin Ranavalona II. auf Madagaskar.
1923: König Khama in Südafrika gest. (AMZ 1923, S. 174 ff.).
22. 1892: W. T. Sathianadhan, Führer der indischen Nationalkirche, gest.
(AMZ 1908, Beibl. 2).
23. 1719: L. Ziegenbalg in Trankebar gest. (AMZ 1900, Beibl. 4).
1807: W. Wilberforce setzt die Abschaffung des Sklavenhandels im Englischen Unterhaus durch.
25. 1912: Direktor Boegner, Paris, gest. (AMZ 1912, S. 264 ff.).
28. 1912: Pfarrer Ziemendorff, Gründer der Sudan-Pionier-Mission, gest.
(Geld, Anfänge einer deutschen Mohammedanermision).
29. 1824: Gründung der Berliner Missionsgesellschaft (Richter, Geschichte der Berliner M.G.).

März

1. 1854: Hudson Taylor landet in Shanghai.
2. 1791: John Wesley gest.
1825: J. Zimmermann, Missionar auf der Goldküste, geb. (Steiner, Ein Freund Afrikas).
1895: Nils Westlind, Bahnbrecher der Kongomission, gest. (AMZ 1916, Beiblatt 1).
4. 1711: Matth. Stach, Missionar in Grönland, geb. (Leben, von Müller).
1827: Abdul Masih in Lakhnau gest. (AMZ 1908, Beibl. 1).
5. 1900: Inspektor F. M. Zahn in Bremen gest. (AMZ 1900, S. 239 ff.).
6. 1834: Dr. G. Warneck geb. (AMZ 1911, S. 57 ff.).
7. 1706: Leonhard Dober, erster Brüdergemeinemissionar, geb.
1804: Gründung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft.
1847: Übergabe der Trankebarer Mission an die Dresdener Miss.-Gesellsch.
8. 1698: Stiftung der Gesellschaft zur Begründung christlicher Erkenntnis in England.
1840: Gründung d. Pilgermissionsanst. auf Chrichona (Leben v. Spittler).
1916: J. Heffe gest. (Mag. 1916, S. 159 ff.).
9. 1891: E. Cafalis, Basutomissionar und Pariser Missionsdirektor, gest.
(AMZ 1909, S. 268 ff.).
10. 1898: G. Müller in Bristol gest.
11. 1897: Sächsishe Missionskonferenz gegründet.
12. 1880: A. Saker, Missionspionier in Kamerun, gest. (AMZ 1903, Beibl. 6).
15. 1794: Felizian von Zarembo geb. (Gäbler, Lebensbilder).
17. 1784: S. P. Hallbeck, Missionar in Kapland, geb. (AMZ 1901, Beibl. 5).
1847: Abreise der ersten Bremer Mission. nach Togo (Mag. 1912, S. 185 ff.).
1887: F. Würch, Pionier der Neukirchener Ostafrikamission, landet in Lamu (Mitsch, Tränensaat und Freudenernte in Ostafrika).
19. 1813: D. Livingstone geb.
1847: Die ersten Basler und Barmer Missionare landen in Hongkong.
20. 1910: Pastor von Bodelschwingh gest.
22. 1663: A. S. Frandie geb.
23. 1900: Chr. Jensen, Gründer der Breklumer Mission, gest. (Leben, v. Evers.)
1912: Missionsarzt Dr. Pennell gest. (Mag. 1912, S. 465 ff.).
29. 1739: Rajarnak in Grönland getauft.
1908: A. Lechler (1847—1899 in China) gest. (Leben, von Schlatter).
30. 1858: Joh. Ev. Gogner in Berlin gest. (Leben, von Dalton).
31. 1854: Japan öffnet sich dem Auslande.

April

3. 1907: Christliche Studentenkonferenz in Tokio (Mag. 1908, S. 34 f.).
4. 1868: W. Chr. Burns in Riutschwang gest. (MMZ 1905, Beibl. 2).
5. 1922: Internationale Studenten-Missionskonferenz in Peking (MMZ 1922, S. 245 f.).
5. 1922: Pandita Ramabai in Puna gest. (Leben, von S. Nhiem).
7. 1881: J. H. Wichern gest.
8. 1901: James Chalmers auf Neuguinea ermordet (Ehler, Tamate, MMZ 1902, S. 171 ff.).
9. 1836: Gründung der Nordd. Missionsgesellschaft (MMZ 1911, S. 127 ff.).
- 1885: Aussend. der ersten Missionare des Allg. Prot. Missionsver. n. Tokio.
10. 1877: Missionsanstalt in Breklum eröffnet.
11. 1721: D. Zeisberger, Indianermissionar, geb. (MMZ 1900, Beibl. 2).
12. 1782: Chr. Fr. Spittler geb. (Leben, von Rober).
- 1799: Gründung der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft.
- 1850: Adoniram Judson, Missionar in Burma, gest. (MMZ 1906, Beibl. 1).
15. 1853: Berleg. der in Nürnberg gegründ. Missionsanstalt n. Neuendettelsau.
16. 1796: Jens Høven, Brüdergem'miss. in Labrador, gest. (MMZ 1901, Beibl. 1).
17. 1834: Die Berliner Mission beginnt in Südafrika (Richter, Gesch. d. B. M.).
- 1865: Missionsinspektor Wallmann, Berlin, gest. (MMZ 1911, S. 565 ff.).
20. 1718: D. Brainerd, Indianermissionar, geb. (MMZ 1906, Beibl. 6).
21. 1808: J. H. Wichern geb. (Mag. 1908, S. 137 ff.).
24. 1925: Dr. Paul Lechler, Begründ. des Deutsch. Instit. für ärztl. Miss., gest.
25. 1890: Bischof Tucker für Uganda geweiht.
26. 1824: Gründung der Pariser Missionsgesellschaft.
28. 1874: Gründung der Mission Romande.
29. 1779: Inspektor Ch. G. Blumhardt geb. (Hesse, Missionsjahrhundert).
- 1803: Samuel Hebig geb. (Leben, von Jaus).

Mai

2. 1859: Der erste evangelische Missionar landet in Japan.
- 1909: Sheldon Jackson (Alaska) gest. (MMZ 1910, S. 590 ff.).
- 1922: Nationale christliche Konferenz in Shanghai (MMZ 1922, S. 231 ff.).
3. 1814: Dr. Thomas Coke, Begründer der Wesleyanischen Heidenmission, gest. (MMZ 1906, Beibl. 2).
4. 1873: Dr. Livingstone bei Glatz gest.
5. 1808: Louis Harms, Gründ. d. Hermannsb. Miss., geb. (Leben, Th. Harms).
6. 1542: Franz Xavier landet in Goa.
- 1747: J. Th. van der Kemp geb. (MMZ 1902, Beibl. 1).
7. 1859: Ermordung der Rheinischen Missionare in Tanggohän (Kriele, Das Evangelium bei den Dajak).
9. 1760: Graf Zinzendorf in Herrnhut gest.
- 1799: Gründung der Londoner Traktatgesellschaft (MMZ 1900, S. 35 ff.).
10. 1799: A. Fr. Lacroix, ein ind. Pioniermissionar, geb. (MMZ 1907, Beibl. 2).
- 1857: Ausbruch des indischen Militäraufstands.
- 1881: S. Mögling, indischer Missionar, gest. (Leben, von Gundert).
- 1923: Der Barmer Miss.-Dir. Fries, früh. auf Rias, gest. (MMZ 1923, S. 198 ff.).
18. 1814: Gründung der Amerikanisch-bapt. Missionsgesellschaft.
19. 1498: Vasco de Gama landet in Kalikut.
20. 1690: John Eliot, erster Indianermissionar, gest. (MMZ 1900, Beibl. 1).
- 1894: Bafutomissionar Mabile geb. (MMZ 1895, S. 433 ff.).
21. 1891: Mongolenmissionar Gilmour gest. (MMZ 1905, Beibl. 6).
22. 1918: A. Merensky, Berliner Missionar, gest. (Leben, von Petrich).

23. 1883: L. Doll, in Neukirchen gest. (Gedenkblätter).
1918: L. Rommensen auf Sumatra gest. (Leben, von Warned.).
24. 1824: John Paton geb. (P. Richter, Aus der Heidenwelt).
27. 1891: Die Rhein. Missionar Scheidt und Bösch in Neuguinea ermordet.
1904: Franz Coillard am Sambesi gest. (Leben, von Schlunk).
28. 1851: R. Laws, Gründ. d. Livingstonia Miss., geb. (WMZ 1926, S. 254 ff.).
1914: Dr. Jakob Spieth, Ewe-Missionar, gest.
29. 1831: Taufe der 20 Erstlinge auf Madagaskar (Tränenfaat und Freuden-
ernte auf Madagaskar).
1859: C. F. Steinkopf in London gest. (Ostertag, Entstehungsgeschichte der
Basler Mission).
31. 1792: Careys Predigt über Jes. 54, 2. (WMZ 1887, S. 97 ff.).

Juni

1. 1813: Britisch Indien der Mission geöffnet.
1847: Ankunft der ersten Bremer Missionare in Westafrika.
2. 1822: Milne in Malakka gest. (Mag. 1906, S. 513 ff.).
1919: S. Lorbeer, Gohner Missionar, gest. (WMZ 1919, S. 244 f.).
3. 1905: Hudson Taylor gest. (WMZ 1905, S. 342 ff.).
4. 1884: Allgem. Protestantischer Missionsverein gegründet.
5. 755: Bonifaz erschlagen (Uhlhorn, Kämpfe und Siege).
1838: Rhenius in Palamkotta gest. (WMZ 1900, Beibl. 6).
1850: Gründung des Berliner Frauenvereins für China.
8. 1798: J. F. Kiedel, Miss. auf der Minahassa, geb. (Leben, v. Grundemann).
9. 1796: John Williams, Apostel der Südsee, geb. (Leben, von Besser-Kurze).
1850: Erstlingstaupe unter den Kols.
1907: Bischof Pompas von Athabaska gest. (WMZ 1910, S. 91 ff.).
12. 1869: Ramsfeyer u. Kühne in Anum gefangen (Gundert, 4 Jahre in Asante).
14. 1910: Beginn der Edinburgher Missionskonferenz.
15. 1915: Direktor Dehler in Basel gest. (Leben, von A. Dehler).
16. 1701: Gründung der engl. Ausbreitungsgesellschaft (WMZ 1901, S. 316 ff.).
1878: Anfang der Massentaufen im Teluguland (WMZ 1915, S. 52 ff.).
17. 1907: Singa Manga Radjscha gest. (Warned., 60 Jahre Batakmission).
19. 1895: Anfang der Brüdermission in Alaska (WMZ 1891, Beibl. 4).
22. 1833: Anfang der Pariser Mission bei den Wasuto.
26. 1858: Friede von Tientsin, China der Mission geöffnet.
27. 1877: Anfang der Ugandamission (WMZ 1902, S. 377 ff.).
28. 1834: Munson und Lyman von den Bataks ermordet (Schreiner, Im
Kampf um die Welt).
29. 1810: Gründung des American Board (WMZ 1911, S. 441 ff.).
1864: Regierungsbischof Crowther geweiht (WMZ 1903, Beibl. 2).

Juli

1. 1896: Begründung des Syrischen Waisenhauses in Urmia.
1906: Georg Grenfell am Kongo gest. (WMZ 1909, S. 305 ff.).
2. 1900: Ermordung d. Missionare in Mukden (Glover, Wunder üb. Wunder).
3. 1826: Gohner tritt zur evangelischen Kirche über. (Leben, von Dalton).
7. 1890: Missionar Murray (Samoa u. Neuguinea) gest. (WMZ 1904, Beibl. 4).
8. 1803: Karl Güglaff geb. (WMZ 1903, S. 301 ff.).
9. 1706: Anfang der evangel. Mission in Trankebar (WMZ 1906, S. 301 ff.).
1737: Georg Schmidt landet in Kapstadt (Leben, von Müller).
10. 1901: Miss.-Insp. Plath, Gohner Miss., gest. (Leben, von G. Plath).
11. 1876: D. G. Heldbring, Holländ. Missionsmann, gest. (WMZ 1877, S. 319).

12. 1806: G. Knak geb. (Leben, von Wangemann).
1886: Missionar Zlierl (Neuendettelsau) landet in Neuguinea.
13. 1813: Judson landet in Rangun (P. Richter, Aus der Heidenwelt).
14. 1820: Ausfendung der ersten Basler Missionare nach Kaukasien (Schlat-
ter, Geschichte der Basler Mission).
16. 1740: Der Indianermissionar Chr. Rauch landet in Newyork.
1805: Christoph Blumhardt sen. (Bad Boll) geb. (Leben, von Zündel).
19. 1864: Ende des Taiping-Aufstandes (Dehler: Die Taiping-Bewegung).
20. 1816: J. Chr. Dieterle (Goldküste) geb. (WMZ 1903, Beibl. 5).
26. 1904: Schwester Martha Postler in Hongkong gest. (Mag. 1904, S. 471 ff.).
29. 1877: Johann Heinrich Volkering gest. (WMZ 1881, S. 377 ff.).
31. 1799: Dr. Chr. G. Barth geb.

August

2. 1734: G. Israel auf St. Thomas gest. (Dewitz, In Dänisch-Westindien).
6. 1897: Irene Petrie, Senanaarbeit, in Nordindien, gest. (Mag. 1903, S. 35 ff.).
1914: Friedrich Rameyer in Neuchâtel gest.
7. 1908: Dhandjibhai Rauotschi, ein Parsi, gest. (WMZ 1909, Beibl. 1).
8. 1770: W. J. Ringeltaube geb. (WMZ 1907, Beibl. 3).
1883: R. Moffat gest. (WMZ 1902, Beibl. 2).
10. 1796: Abreise der ersten Londoner Missionare nach Tahiti.
11. 1901: P. H. Uffmann, Gognier Missionar, gest. (Benz-Vetter, Helden und
Pfadbinder).
12. 1871: Raffenprediger Tijo-Soga gest. (WMZ 1879, S. 1 ff.).
17. 1769: W. Carey, erster indischer Baptistenmissionar, geb.
1836: Gründung der Evang.-luther. Missionsgesellschaft in Sachsen.
1861: Die ersten rheinischen Missionare landen auf Sumatra (60 Jahre
Batakmission).
18. 1861: Ramahauptling Jonker Afrikaner gest.
20. 1899: Erstlingstaupe der Neuendettelsauer auf Neuguinea (Zlierl, Gottes-
mord auf Neuguinea).
1909: A. Lett auf den Mentaweeinseln ermordet (WMZ 1909, S. 504 ff.).
21. 1732: Anfang der Herrnhuter Brüdermission (Schulze, Abriß).
22. 1848: F. Reuter, Missionar in Medingen, geb.
26. 1816: Eröffnung der Missionsanstalt in Basel (Lösung: Sach. 4, 6).
28. 1900: Imad-ed-Din, Mohammedanerchrist in Indien, gest. (P. Richter, Got-
tesmänner).
1914: Dr. F. Rösch gefallen (Mit der Seele erschaut).
29. 1906: Baba Padmanschi in Bombay gest. (WMZ 1892, S. 262 ff.).
30. 1780: Erste Sitzung der Christentumsgesellschaft in Basel (Ostertag, Ent-
stehungsgeschichte der Basler Mission).
1842: Beginn der Rheinischen Mission in Großnamaland (Bonn, Ein Jahr-
hundert Rheinische Mission).

September

1. 1847: Joh. Meyer in Guyana gest. (Geßler, Mit eisernem Willen).
2. 1901: Matura Nath Bose, bekehrter Brahmane, gest. (WMZ 1907, S. 274 ff.).
3. 1889: Sadhu Sundar Singh geb.
4. 1911: Missionsstudienkonferenz in Lunteren (WMZ 1911, S. 483 ff.).
6. 1851: Allen Gardiner in Feuerland verhungert (Richter, Aus d. Heidenw.).
9. 1892: Gründung der Neuendettelsauer Station Sattelberg (Reßler, Anulu
im Papualand).
10. 1885: Spinner kommt als erster Missionar des Allgem. Prot. Missionsver-
eins nach Tokio.

11. 1900: Die letzten Brüdermissionare verlassen Grönland.
14. 1926: Afrikakonferenz in Lezoute (WMZ 1926, S. 330 ff.).
15. 1906: Gründung des Vereins: Deutsches Institut für Ärztliche Mission (WMZ 1909, S. 538 ff.).
17. 1860: Anfang der Amerikanischen Baptistenmission in Ongol (WMZ 1915, S. 48 ff.).
18. 1792: Spangenberg in Werthelsdorf gest.
19. 1876: Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft in Breklum gegründet (Bohl, Aus den Anfängen).
20. 1871: Bischof Patteson auf Nukapu erschlagen (Leben, von Baur).
21. 1909: H. Rappard auf Ehrichona gest. (Leben, von D. Rappard).
22. 1795: Gründung der Londoner Missionsgesellschaft.
23. 1828: Gründung der Rheinischen Missionsgesellschaft (Kriele, Gesch.)
- 1901: R. P. Børresen, Santalmissonar, gest. (WMZ 1903, S. 92).
24. 1883: H. A. Jäschke, Brüdergemeinemissionar am Himalaja, gest. (WMZ 1914, Beibl. S. 27 ff.).
- 1885: Anfang der Sambezi-Mission (WMZ 1908, S. 520).
25. 1815: Gründung der Basler Missionsgesellschaft (Schlatter und Ostertag).
26. 1899: Ernst Faber, chinesischer Sprachforscher, gest. (WMZ 1900, S. 155 ff.).
27. 1549: Gründung des Jesuitenordens.
- 1865: Anfang der Rheinischen Mission auf Nias (WMZ 1915, S. 465 ff.).
30. 1736: Erstlingstaupe auf St. Thomas.
- 1895: Deutsche Orientmission gegründet.

Oktober

2. 1792: Gründung der Englisch-bapt. Missionsgesellschaft.
- 1891: Beginn der Berliner Miss. in Deutsch-Ostafrika (Richter, Geschichte).
3. 1902: Dr. E. Liebendörfer, Gründer des Vereins für Ärztliche Mission, gest. (Mag. 1927, S. 10 ff.).
4. 1909: J. Stursberg, Neukirchner Missionsinspekt., gest. (Leben, v. E. Doll).
5. 1909: Indianermissonar E. R. Young gest. (Unter den Indianern Brit. Nordamerikas).
6. 1760: Th. S. Schumann, Apostel der Aravakken, gest. (WMZ 1901, Beibl. 3).
10. 1891: Ausfendung der ersten deutschen Baptisten nach Kamerun (Hofmeister, Erlebnisse).
- 1927: Professor Dr. Paul, Missionsdirektor in Leipzig, gest. (WMZ 1927, S. 33 ff.).
12. 1849: Gründung der Hermannsburger Missionsgesellschaft.
- 1875: Beginn der Livingstoniamission am Nyassa (WMZ 1926, S. 254 ff.).
13. 1799: Marshman und Ward kommen in Sirampur an.
14. 1834: Landung der ersten Basler Missionare in Indien.
18. 1818: Hugo Hahn in Riga geb. (WMZ 1903, Beibl. 3).
- 1896: Ludw. Schneller, Gründer des Syrischen Waisenhauses, gest.
20. 1909: Eröffnung des Ärztlichen Missionsinstituts in Tübingen (WMZ 1909, S. 533 ff.).
21. 1913: Elias Schrenk in Bethel gest. (Mag. 1913, S. 565).
22. 1736: Chr. Friedr. Schwarz, Königspriester von Landschur, geb. (WMZ 1900, Beibl. 5).
24. 1911: Einweihung des Schwesternhauses in Basel.
26. 1881: Missionar Ziemann, der Held von Ghafipur, gest.
29. 1885: Bischof Hannington in Ufoga ermordet (Leben, von Hesse).
- 1895: Nehemia Milakantha Goreh, ein Hochkirklicher aus den Brahmanen, gest. (WMZ 1903, S. 508 ff.).

November

1. 1845: Anfang der Gohner'schen Kolsmision.
2. 1899: Gründung der batakschen Missionsgesellschaft in Sumatra.
3. 1871: Stanley findet Livingstone in Udschidschi.
4. 1822: Anfang der Evangelischen Missionsgesellschaft in Paris.
6. 1859: Mannschaft des Allen Gardiner in Patagonien ermordet (Richter, Aus der Heidenwelt).
8. 1887: Anfang der Rheinischen Mission auf Neuguinea.
9. 1914: Die Basler Missionare werden nach Ahmednagar abgeführt.
10. 1842: Berliner Frauenverein für Christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenland gegründet (WMZ 1914, S. 109 ff.).
1860: Eröffnung des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem.
12. 1862: Chr. Gottl. Barth in Calm gest. (Familienbibl. 1).
13. 1899: Gründung des deutschen Zweigs der China-Inlandmission in Hamburg, seit 1902 in Liebenzell.
15. 1845: B. Knibb in Jamaika gest. (WMZ 1906, Beibl. 5).
1915: Dr. Booker Washington, gest. (Mag. 1916, S. 507 ff.).
1916: Eröffnung des Tropengenesungsheims in Tübingen.
18. 1872: B. Elmslie, Missionsarzt in Kaschmir, gest.
19. 1827: Missionar J. G. Christaller, afrikanischer Missionar und Bibelübersetzer, geb.
20. 1839: J. Williams auf Cromanga erschlagen (WMZ 1904, Beibl. 2).
29. 1913: Provikar Etienne Baur, Gründer der kath. Musterstation Bagamojo, Ostafrika, gest.

Dezember

1. 1865: R. P. Pfander, Mohammedanermisionar, gest.
2. 1552: Franz Xavier, Gründer der Jesuitenmission, gest.
3. 1836: Anfang der Rheinischen Mission auf Borneo.
6. 1913: Gründung der Deutschen evangel. Missionshilfe in Berlin.
8. 1867: Chr. Friedr. Spittler in Basel gest. (Leben, von Kober).
11. 1919: Joh. Awetaranian, Mohammedanermisionar, gest.
12. 1621: Justinian von Welz geb.
13. 1732: Dober und Ritschmann landen auf St. Thomas (Dewitz, In Dänisch-Westindien).
14. 1831: Griffith John, Londoner Miss. in China, geb. (WMZ 1907, S. 297 ff.).
1872: Missionar Geddie (1848—1872 auf Aneitum) gest. (Als er kam, gab es keinen einzigen Christen, als er sie verließ, gab es keinen einzigen Heiden auf der Insel).
15. 1811: Dr. van der Kemp in Südafrika gest. (WMZ 1902, Beibl. 1).
18. 1754: Anfang der Brüdermission in Jamaika (Mag. 1909, S. 28 ff.).
1828: Anfang der Basler Mission auf der Goldküste (Zehle, Röstlicher als das vergängliche Gold).
23. 1886: Landung der ersten Basler in Kamerun.
24. 1905: Gründung einer Nationalindischen Missionsgesellschaft.
25. 1884: Inspektor Josenhans in Leonberg gest. (Leben, von Sesse).
27. 1840: Anfang der Leipziger Mission in Indien.
31. 1891: Negerbischof Crowther gest. (WMZ 1903, Beibl. 2).

VI. Beispiele und Geschichten aus der Mission

A. Die Heiden

1. Heidnische Not und Greuel

Was ist Heidentum? Von Direktor Hartenstein

Die Antwort auf diese Frage drängt sich einem förmlich auf, wenn man durch Indien wandert. Ist doch hier das ganze Leben der Menschen, von der Geburt bis zum Tode, das ganze Gebiet des Berufslebens und der Familie, der ganze Gang des Jahres verflochten und durchtränkt mit religiösen Vorstellungen. Auf Schritt und Tritt begegnet man der indischen Religion, oft tiefer, ernster Frömmigkeit. Aber das Auge des Christen erkennt sie als heidnisch, als durch und durch un-, ja widerchristlich.

I.

Wir beginnen unsere Betrachtungen bei den niedersten Schichten des Volkes, bei der großen Masse derer, die wir dem sog. *Ani-
mismus* zurechnen. Für sie ist die ganze Welt erfüllt mit Geistern und Seelen, die sie umgeben mit Haß und Neid. Sie wandern eigentlich ihr Leben lang wie im fahlen Mondlicht. Ein wenig Licht ist da, aber nicht genug zu leben, noch weniger zu sterben. Nichts steht für sie im klaren Licht der Ewigkeit; alles ist unklar, verdunkelt, alles unheimlich, Furcht einflößend. Auf Schritt und Tritt wittern sie das Treiben dieser Geister und ihr Leben ist erfüllt von dem einen Bemühen, vor diesen unheimlichen Mächten zwischen Himmel und Erde beschützt zu werden.

Wenn wir nach Sonnenuntergang an einer indischen Hütte vorübergehen, hören wir das eintönige Klagen und Flehen der Einwohner, das immer wiederholt: „*Rama Rama . . .*“ Sie rufen gegen die Geister der Nacht einen Gott an, den sie auch nicht recht kennen. Und man spürt aus ihrem Rufen das unaussprechliche Trostverlangen der indischen Seele, von ihrer namenlosen Lebensangst erlöst zu werden.

Wir sind auf der Landstraße. Dort steht ein wunderbar alter Ficusbaum, der heilige Baum Indiens. Viele Hundert seiner Luftwurzeln hat er wieder zur Erde gesenkt, wo sie als neue Stämme weiterwachsen. Um den Baum herum sehen wir einen Mann gehen, stumm und mit gemessenem Schritt, einmal, zweimal, dreimal — wer weiß, wie oft er es tut, um an dieser heiligen Stätte Hilfe für irgend eine Not seines leidbeschwerten Herzens zu bekommen.

Sehen wir genauer hin, so erblicken wir am Fuße des Baumes

heilige *Steine*. Auf ihnen ist das Symbol der Schlange zu sehen. Die Schlange ist ein heiliges Tier, eine Welt dämonischer Gestalten steckt hinter ihr. Vor diesen sich zu schützen, hat man diese Schlangensteine angebracht. Auf vielen Steinen ist auch eine zwiefache Schlange zu sehen, deren beide Köpfe sich berühren. In der damit entstehenden Rundung ist ein kleines Kind abgebildet. Was heißt das? Ach, die arme Mutter, die dies anbrachte, ist kinderlos. Sie sinnt und sinnt, warum das ihr Los sei. Der Priester klärt sie auf, daß sie in ihrem letzten Leben, ihrer letzten Verkörperung, eine Schlange getötet habe, und nun rächen sich die Schlangengeister dafür. So bringt sie ihnen den Stein als demütige Gabe und bittet um Vergebung und Gewährung ihrer Bitte um ein Kind.

Wir fahren weiter. Zwischen zwei Häusern sehen wir einen kleinen *Stier* aus Stein stehen. Kuh, Ochse und Stier sind die heiligen Tiere ganz Indiens und die vielbenützten Zeichen ihrer Götter. Ehe man an die Arbeit geht, wird der Stein übergossen mit Wasser oder Öl, unter Hersagen uralter und dem Volke unverständlicher Zaubersprüche. In den Häusern selbst ist sehr häufig die Gestalt eines Gözen zu sehen, ein Menschenleib mit Elefantenkopf. Es ist *Ganesha*, der Herr der Geister und Dämonen, der unzählige Male bei allen Gelegenheiten angerufen, angebetet oder besprengt wird.

In der Nähe von *Puttur* ist Tigergefahr. Die Tigerdämonen müssen versöhnt werden. Das alte Tempelchen an der Straße war wohl vergessen, der kleine Tigergöze aus Holz, der darin stand, von den Würmern zerfressen. Aber nun wird er hinausgeworfen und die Leute weihen einen „modernen“, schön bemalten Tigergözen ein. Er muß besser wirken gegen die Not.

Dieser ganze sogenannte *Bhuten* dient, Geisterglaube, macht das Leben dieser Menschen zu einem großen Leiden, zu einem Gang durch die Nacht. Alle Krankheiten sind Wirkungen der Geister, die gekommen sind sie zu quälen. Besonders die Frau, und sie wiederum in den Zeiten der Geburt und des Todes, ist ihrem Treiben ausgesetzt. Dem gesund geborenen Kind wird darum irgendein häßlicher Name gegeben, um es dem Haß dieser neidischen Geister zu entziehen. Die Hütte, die etwa neu gebaut wird, wird mit Matten verhängt, bis sie fertig ist, damit der böse Blick der Dämonen sie nicht schädige. Dasselbe geschieht freilich auch, wenn ein hochgebildeter, modern erzogener Arzt in *Kalikut* sein neues Spital baut!

Mit allen Mitteln, mit Geld und Opfern aller Art werden die *Bhutas* versöhnt, werden andere „höhere“ Götter angerufen. Die Vorstellung „hoher“ oder gar eines „höchsten“ Gottes lebt irgendwie dunkel im Gewissen. Aber es kommt nicht zu einem Durchbruch durch diese Nacht. „Darum hat sie Gott dahingegeben“ — unheimliche Wahrheit, die hier offenbar wird.

Besonders heilig sind die Flüsse, Bett und Ufer, die Mündung und der Zusammenfluß zweier Ströme. Es gibt Pilger, die ihr Leben damit zubringen, den größten Flüssen Indiens entlangzugehen, von der Mündung bis zur Quelle, und dann zurück auf der andern Seite, um den Göttern dadurch zu dienen. Wasser aus diesen Flüssen kann durch nichts verunreinigt werden.

Und wie sind alle wichtigen Tage des Lebens, die Geburt, der Augenblick des ersten Zahns oder die Stunde, da das Kind zum erstenmal feste Nahrung bekommt, die Zeit der Geschlechtsreife, die Hochzeit, Berufswahl, Fest- und Feiertage der Götter bis hin zum Tode und zum Dienst der Verstorbenen durchzogen mit Angst und Zittern, mit tausend religiösen Vorschriften und Geboten, mit dem Gefühl eines namenlosen Leidens, unter dem das Leben sich abspielt!

Und nicht nur auf dieser Welt! Der indische Geist hat ja die Vorstellung der *Seelenwanderung* erdacht, verbunden mit dem Gesetz des Karma, der Vergeltung. Das Leben, das wir heute leben, ist nur eines unter vielleicht tausend, ja Millionen von Stationen unseres Lebensweges. Diese hängen unter sich zusammen durch das Gesetz von Saat und Ernte. Was hier gesät ist, wird dort geerntet. Ebenso ist das Leben heute nur die Frucht der früheren Stationen. Dieser unentrinnbare Lebenszusammenhang, das fluchbeladene Weiterrollen des Lebensrades, die tiefe Lebensangst vor den Geistern und Dämonen, das Gefühl der Gebundenheit unter unheimliche Mächte des Verderbens, die ohnmächtigen, immer wiederholten Versuche der Versöhnung — das ist Heidentum.

Man muß es gesehen haben, was für ein Aufatmen durch die aus diesem Lebenskerker befreiten Seelen geht, wenn in ihre fahle Nacht hinein das Licht der Ewigkeit fällt! Wie leuchten da die Augen, die sonst oft so namenlos traurig dreinschauen. Wie ist die große Lebensangst behoben, wenn der Sieger über Tod und Teufel die Hand auf ihr Leben gelegt hat. Wie ist die Hoffnung in diesen Herzen eingezogen, daß es nicht durch 84 Millionen Lebensstationen hindurchgehe, sondern daß es eine Auferstehung gibt zum ewigen Leben.

II.

Aber wir müssen von einer zweiten, für Indien besonders bezeichnenden Seite des Heidentums berichten: das ist die Verehrung der Vielgötter und der Tempeldienst. Indien ist das Land der Tempel und der Feste. Kein Dorf, keine noch so kleine Siedlung ohne Tempelchen. Und in den Städten, besonders an den heiligen Orten, häufen sich die Tempel zu Hunderten, ja Tausenden, wie z. B. in Benares. Das ganze Leben des Hindu ist mit dem Dienst und der Anbetung in diesen Tempeln, mit den großen, Jahr für Jahr zahlreich besuchten Festen unlösbar verbunden. Ich schweige

von all dem, was mit diesem Tempeldienst verbunden ist an Schmutz und Sünde, an Geld- und Geschäftsgier, an Unzucht und Völlerei. Wenn man das alles an einem großen Tempel gesehen hat, dann weiß man, was Heidentum ist. Hier ist das Heiligste dieser Menschen verquickt mit dem Teufelischen, was es gibt. Hier wohnen Götter und Teufel nahe beieinander.

Aber ich möchte zeigen, wie eben das tiefste Sehnen und Schreien dieser Herzen, wie die Religion Indiens auf die unheimlichsten Abwege geraten ist. Drei Dinge sind einem besonders erschütternd: die Vielgötterei, die Versichtbarung Gottes und der Werkdienst.

Der Hinduismus weiß etwas von einem Gott. „Sie wußten, daß ein Gott sei, aber haben ihn nicht geehrt als Gott.“ Im Laufe der Geschichte hat der Hinduismus eine unzählige Menge von „Inkarnationen“, Offenbarungen des letzten göttlichen Wesens, eine Unmenge verehrter Götter, und vor allem Göttinnen, deren Kultus zum Teil scheußliche Orgien zeitigte, aus sich heraus erdacht und entwickelt. Da wandern sie nun, die heiligen Bettler und Gaukler, von einem Heiligtum zum andern, Gott zu suchen, zu beten und zu betteln. Die großen Götter, Siva und Wischnu, und die Gemahlinnen derselben, werden in riesigen, prunkvollen Tempeln angebetet. Aber dort stehen auch Bilder einer Unzahl anderer Götter: für alle Nöte des Lebens, für alle Seiten der Welt ein eigenes Götterbild. Diese Vielgötterei — das ist Heidentum.

Und weiter: das Wichtigste im Tempel ist das Götterbild im Allerheiligsten, oft in kostbaren, goldenen Schreinen untergebracht, herumgetragen und angebetet bei den Festen. Der unsichtbare Gott und seine Herrlichkeit ist verwandelt in ein sinnliches Bild. Dem Geschöpft wird gedient statt dem Schöpfer — das ist Heidentum.

Wir betrachten den gewaltigen Riesentempel des Siva in Madura. Überaus eindrucksvoll ist solch ein Abend an einem großen Fest. Der Tempel ist einem Riesenwürfel vergleichbar, jede Seite wohl 700 Meter lang. Geziert ist die gewaltige Mauer mit acht wunderbaren Tortürmen, bis obenan geschmückt mit Steinbildern aus der Göttergeschichte. Sie sind beleuchtet bis zur Spitze mit Tausenden kleiner Lämpchen. Wir treten ein, mehr geschoben als gehend, von der Masse der Anbeter. Uralte Tempeltore aus Holz, Messing und Gold, mit Lampen geziert, tun sich auf. Man tritt in lange, hohe Steingänge, säulengeschmückt, jeder Pfeiler mit uralten Bildnissen versehen. Hier in diesen Hallen hat das Geld das Wort. Hier sitzen all die Verkäufer und Händler, all die Goldschmiede und Zünfte, die vom Tempeldienst leben. Wir gehen weiter und kommen durch ein zweites Tor nun in gewaltige Hallen, wo die Götterbilder aufgestellt sind. Mit uns gehen eine Schar junger, gebil-

deter Hindus. Am Eingang ist ein besonders wunderkräftiges Ganesbild. Alle bleiben stehen und der eine verbeugt sich, der andere macht eine betende Gebärde mit gefalteten Händen über dem Kopfe, der dritte kreuzt die Arme über der Brust, legt die Finger in die Ohren und beginnt, den ganzen Körper zu schütteln und zu rütteln; der vierte wirft sich auf die Erde, mit der linken Seite gegen das Bild, dreht in dieser Stellung seinen Kopf hin und her, bis das Bildnis alle seine Seiten gesegnet hat. Wir standen lange an jenem Ort. Es ist nicht an den Händen aufzuzählen, was an jenem Abend vor diesem e i n e n Bilde angebetet wurde.

Wir gehen durch die Wirrnis der Tempelgänge weiter. In einer gewaltigen Seitenhalle drängt sich das Volk ganz besonders. Dort ist ein großer Altar, auf dem glühende Kohle liegt. Alles in Rauch, Dunst und Nebel gehüllt. Da geht nun eines nach dem andern vor, schüttet eine Schale starken Oles in die Glut, daß sie hell auflodert, und dann wendet man das Angesicht der hellen Glut zu, Augen, Ohren, Brust und Arme mit der Gebärde der Selbstbesprengung dem Lichte aussehend. Was bedeutet das? Sie kommen mit der Menge ihrer Sünden, werfen sie in die Glut des göttlichen Feuers und reinigen sich im Licht, das von dem Götteraltar ausgeht. All dieses tägliche Kommen und Anbeten, Schreien und Klagen, Knieen und Niederwerfen, Gebetemurmeln mit Hilfe des „Rosenkranzes“ und Opfertgabenbringen — das alles, dieser ganze Werkdienst hat ja kein anderes Ziel als die Stillung der Sehnsucht nach Frieden, nach Vergebung, nach Gnade. Das ist Heidendum, auf all diesen eigenen Wegen von Gott Vergebung und Frieden zu erzwingen.

Zu innerst im Tempel ist ein wunderbarer heiliger Teich, zauberhaft beleuchtet in der Nacht. Dort baden sie alle, waschen sich mit dem heilsamen Wasser, um die Unreinheit ihres Herzens loszuwerden. Ich sah einen Vater, der seinen kleinen Sohn mit dem Ausdruck unsagbarer Andacht und tiefster Inbrunst in das heilige Wasser tauchte, gewiß, daß er nun ein reines Kind mit heimnehme. An den Enden dieses Teiches sind die heiligen Schreine, wo unter Gold und Edelfsteinen die Götterbilder thronen. Bei den großen Festen zur Mitternachtszeit werden sie herausgenommen und von den Brahmanen durch den Tempel getragen, umdrängt von den Scharen der Anbeter, verlangend, das Bild zu berühren oder doch wenigstens einen Augenblick im Schatten des Gottes zu stehen.

Wir könnten tagelang durch diese Tempel gehen und würden nur immer wieder neue Versuche wahrnehmen, Gott die Gnade abzu-zwingen, dem ungestillten Herzen den Frieden zu bringen. So geht es Tag für Tag, Jahr für Jahr durch das große Dreihundertmillionenvolk. „Und ist doch nicht Friede.“ Wer das einmal gesehen hat, auf den legt sich eine ungeheure Last. „Wehe uns, wenn wir

hier nicht das Evangelium verkündigten!“ Behe uns, der Gemeinde Jesu, wenn sie das alles sieht und weiß und nicht alles, alles tut, um des Herrn Wort hineinzurufen in diese Nacht. Wir müssen sie alle spüren diese Last; sie darf uns nicht ruhen lassen. Wir dürfen nicht aufhören, davon zu reden, bis wir alle und unsere ganze Kirche unsere einzige große Aufgabe erkannt haben, Licht und Salz dieser indischen Welt zu sein. —

Und nun daneben ein anderes Bild. Es ist Sonntagmorgen, neun Uhr. Wir stehen auf dem Weg, der auf die Friedenskirche von Mangalur zuführt. Die Glocken läuten. Strahlend steht die schneeweiße Kirche im Glanz der Morgensonne. Alles an ihr leuchtet im Widerschein des ewigen Lichts, das da nach Indien hereingegangen ist. Ein Strom von Christen, eilends und mit Augen voll Freude und Frieden, das Buch ihrer Lieder in der Hand, wandert der Kirche zu. In ihren hellen, fröhlichen Gewändern, in ihrem klaren und ruhigen Schritt spürt man, zu wem sie gehen. Hier wird der unsichtbare Gott angebetet, im Geist und in der Wahrheit. Hier ist das Licht der Ewigkeit hineingefallen und hat eine Schar herausgerufen zur Gemeinde Gottes. Und man spürt es ihnen an: sie gehen als „die nichts haben“, nichts bringen, um ihren Gott zu zwingen. Sie kommen als die demütig Armen, sein Wort zu hören, seiner Gnade theilhaftig zu werden, die ihnen in Christus aufgeleuchtet hat. Was ist unsere, der alten Christenheit, heilige Pflicht, wenn wir diese beiden Bilder, den Tempel in Madura und das Gotteshaus in Mangalur, nebeneinander gesehen haben?

III.

Aber wir müssen noch tiefer schauen, um diese unheimliche indische Welt zu durchschauen. Hinter all dem Geisterglauben, Bilderdienst und Tempelverehrung steht eine ganz einheitliche und geschlossene Lehre. Der lebendige Träger dieser tiefsten Lehre ist der Brahmanne, die Kaste der Priester. Was ist das? Abkömmlinge der in Indien eingewanderten Arier, hat diese ganz streng abgeschlossene Priesterkaste es verstanden, eine fast allbeherrschende Macht über das ganze indische Volk auszuüben. Sie allein verwaltet die Kenntniss und Auslegung der alten göttlichen Bücher. Sie allein ist berechtigt, den Gottesdienst im Tempel auszuüben. Die Priester allein sind die Hüter der alten Religion, die geistlichen und weltlichen Machthaber über Leib und Leben, über diesseitiges und jenseitiges Schicksal der anderen Menschen. Kein Wunder, wenn sie in den heiligen Büchern „Menschengötter“ genannt werden, Glieder der „zweimalgeborenen“ Kaste. Träger der heiligen Schnur, die sie aufs engste an ihre Gottheit bindet. Dieses Brahmanentum mit all seinen Rechten und seiner Bedeutung genießt heute noch, trotz aller

Aufklärung und Entwicklung, großes, in vielen Gegenden ungebrochenes Ansehen und Macht. Sie stehen heute noch im Genuß riesiger Tempelgüter und heiliger Steuern, die ihnen entrichtet werden müssen. Und sie sind heute noch, auch in den Parlamenten, als geschlossene Partei die ehrwürdigen Träger alter Tradition und Todfeinde aller sozialen und sittlichen Reformen. Kein Volk der Erde hat seinem Priesterstand diese Vollmacht, diese Abgeschlossenheit und diese Herrschaft übertragen wie das indische.

Ich hatte besonders in Madras Gelegenheit, mit Brahmanen zu reden. Was ist nun die tiefste Lehre, die für das ganze indische Volk hinter all seinem religiösen Betrieb steht? Der Brahmane wird uns sagen: Siehe, es ist nur das göttliche, ewige *Al l w e s e n*, welches existiert. Alles andere vergeht, ist unwahr, wesenlos. Alles, was nicht eins ist mit diesem göttlichen Wesen, ist im Grunde ein Nichts. Dieses göttliche Wesen ist unendlich, ist ewig, allumfassend, unsichtbar. Ihm werden alle Namen gegeben, die es groß und ewig und allmächtig machen können. Bald spricht man von ihm in persönlicher Form, gibt ihm Namen wie Siva, Wischnu, Krişna. Bald ist es eben das große Namenlose, Unendliche, das „Brahman“ genannt wird, der große Herr der Welt, der Ursprung, aus dem alles ausgeht, in das alles wieder einmündet. Alles ist von ihm durchdrungen, „in mir weilen alle Dinge“, „auf mich ist dieses ganze All aufgereiht gleich Perlen auf eine Schnur“. Aus diesem Ewigkeitsgrund ist alles ausgeströmt und kehrt nach Ablauf bestimmter Zeit wieder in ihn zurück, um dann aufs neue zu beginnen. „Alle Welten unterliegen der Wiederkehr.“ Wie der Tag die Nacht ablöst und umgekehrt, so geht der Lauf der Welten weiter.

Ist das alles schon eine völlig unbiblische Lehre, die keinen persönlichen Herrn der Welt, keine Schöpfung und keinen Fall und keine Vollendung kennt, so wird diese Lehre geradezu widerchristlich, sowie wir hören, was uns der Brahmane vom Menschen sagt.

Der *M e n s c h* wird mit einer „neuntorigen Stadt“ verglichen, die aus seinem Körper und seinen Sinnen gebildet ist. Aber in dieser vergänglichen, der ewigen Wanderung unterworfenen Stadt wohnt eine Seele, ein höheres Selbst. Und diese Seele ist ganz und gar wesenseins mit der höchsten Gottheit. Das ist der Schlüsselpunkt der indischen Lehre, daß *G o t t* und die *S e e l e* im tiefsten *G r u n d e* *e i n s* *s i n d*. „Wie der Mensch abgenutzte Kleider ablegt und andere, neue, anzieht, so legt der Geist den abgenutzten Körper ab.“ — „Gott wohnt im Herzen aller Wesen.“ Nirgends wird die furchtbare Verwischung aller Grenzen zwischen dem heiligen Gott (den der Inder nicht kennt) und dem sündigen Menschen (den er auch nicht kennt) uns klarer als in dieser Lehre. Hier braucht es keinen Mittler, keine Vergebung, kein Tragen der Weltfünde.

Denn im Grunde ist ja alles in Ordnung. Es ist zwischen dem göttlichen Wesen und dem tiefsten Selbst des Menschen ja eine Einheit schon da. Es gilt nur, diese Einheit recht zu erkennen und zu bewahren. Dann wird die Seele dem Rad der Wiedergeburten entnommen und kehrt zu Gott zurück.

Als der oben beschriebene Tempeldienst und Verehrung der Götter ist nun nichts anderes als einer der „drei Wege“, die der Inder kennt, um zur vollen Einheit mit Gott zu gelangen. Drei Pfade gibt es, die der Mensch gehen muß, um jene Einheit zwischen Gott und der Seele zu verstehen, um sie zu bewahren, um so sein eigener Mittler zu werden.

Der erste ist der Pfad der E r k e n n t n i s. In tiefer Versenkung in sich selbst muß man den Unterschied zu erkennen trachten von Geist und Leib, von Seele und äußerer Sinnenwelt. „Wie eine Schildkröte ihre Glieder einzieht,“ so muß man die ganze Welt fahren lassen, alle Gedanken auf den Geist richten und gelangt dann zum Frieden. Kein Werk darf man mehr tun, weil ja das Werk gute oder böse Früchte zeitigt, die dann in einer neuen Welt verzehrt werden müssen. So leben heute viele der Inder als Einsiedler oder erproben wenigstens regelmäßig die Übungen dieser sogenannten „Yoga“ oder Versenkung in das geistige Ich, in Gott. Als ich mit dem Schnellzug durch Südindien fuhr, saß inmitten der hastenden Menge auf dem Bahnhof in Madura, in der bezeichnenden Körperhaltung, solch ein Yogi, unbeweglich starr, die Augen geschlossen, innerlich sein ganzes Denken auf einen Punkt gerichtet. Es bedurfte sehr harten Zufassens, um ihn wieder in den Zug zu bringen. „Ihnen gilt Himmel und Erde gleich,“ sagte ein Eisenbahnbeamter.

Der zweite Weg ist der Weg der W e r k e. Damit ist gemeint, daß der Mensch „den Hang zum Erfolg seiner Werke fahren lassen soll“, „stets zufrieden und ruhig“, ohne Verlangen und Begier, ganz gleichgültig gegen die Welt, unbeteiligt gegen alles, selbstlos seine Pflicht tun soll. Ohne Leidenschaft, gegen jedermann in gleicher Freundlichkeit, Freude und Schmerz mit ruhigem Gemüt ertragend, allein der Pflicht getreu, die er in seinem Innersten genau weiß — das führt zu Gott. Die Welt vergleicht der Inder gerne mit seinem vielgeästeten Ficusbaum und sagt: Diesen Baum soll man mit dem starken Beil der Gleichgültigkeit gegen alle Dinge der Welt abhauen. Dann wird die Seele frei und kehrt zu Gott ein.

Der dritte Weg ist der Weg der G o t t e s l i e b e (Bhakti). Er ist besonders in Südindien und bei vielen heidnischen Frommen sehr beliebt. Was gilt es hier zu tun? „Alle Werke auf Gott beziehen, ohne Eigennutz gläubig Gottes Lehre befolgen“, „mit Liebe zu Gott erfüllt sein“, „auch in der Todesstunde mit dem Gedanken an Gott vom Körper sich lösen“, „den Sinn auf Gott richten, ihn a l l e i n

lieben, ihm opfern, ihn verehren“, „Gott sich ganz hingeben und ihn lieben, frei von der Feindschaft gegen alle Wesen, Gott in steter Ergebung dienen“. Dieser Weg führt zur vollen Einheit mit Gott. „Durch die Liebe wird Gott erkannt,“ wird uns versichert. „Zu mir,“ sagt Krischna zu dem Gläubigen, „nimm deine Zuflucht von ganzem Herzen und ich werde dich von allen Sünden durch meine Gnade erlösen.“ Hier haben wir alle biblischen Ausdrücke, und doch haben sie alle einen vö l l i g anderen Sinn.

Was ist der Sinn dieser den Menschen empfohlenen Heilswege? Das, was im Grunde schon ist, volle Einheit zwischen dem Göttlichen und der Seele, soll vom Menschen erkannt und festgehalten werden. Der Mensch erlöst sich selbst. Er ist sein eigener Mittler. Der Brahmane redet auch von Sünden, aber er sagt uns: „Selbst wenn du der Sündhafteste unter allen Sündern wärest, würdest du doch allein mit dem Brot der Erkenntnis über den Ozean der Schuld hinüberfahren,“ d. h. durch den Weg eigener Erkenntnis dich selbst von allen Sünden befreien. Oder sagt er uns: „Die Weisen haben ihre Sünden durch Erkenntnis abgeschüttelt und den Zwiespalt in ihrem Innern überwunden.“ Es ist also in unsere Hand gelegt, mit der Schuld fertig zu werden. Damit haben wir den tiefsten Gegensatz zu dem, der allein der Mittler der Welt ist, allein vergeben kann, weil in ihm G o t t (nicht ein weiser oder frommer Mensch) die Welt versöhnt hat.

Der Inder kennt zwei Dinge nicht: den heiligen Gott und den sündigen Menschen. Darum wehrt er sich gegen Jesus, gegen Kreuz und Mittler mit allen Mitteln. Er wehrt sich dagegen mit den fein ausgedachten Wegen, das Heil selbst zu schaffen als Einsiedler, als Frommer im Tempel, durch Opfer und Versenkung. Aber er bleibt bei alledem was er ist, ein „elender Mensch“, der lernen muß, um die Erlösung von der Schuld und von diesem Todesleib zu schreien, nachdem er alle Wege aufgegeben hat, sich selbst zu erlösen.

Dieses gewaltige Geistesgebäude, das das indische Denken aufgerichtet hat, tritt dem Wort des Evangeliums gegenüber wie ein wohlgepanzierter Goliath, der keine verwundbare Stelle aufweist. In der Tat, in der Mission verstehen wir, daß wir es nicht sind, die mit jahrtausendealtem Denken, mit diesen tiefsten Gedanken über göttliche Dinge aus dem Heidentum fertig werden. Hier ist mit „Aufklärung“ gar nichts gewonnen. Hier kann man weder überreden noch mit den Mitteln menschlicher, noch so gut gemeinter Redekunst überzeugen wollen. Hier gilt allein: „Es streit' für uns der rechte Mann.“ Diese Mauer durchbricht Gottes Geist allein. Aber er ruft dazu uns, seine Boten. Wie David mit der Schleuder und dem kleinen Kiesel den Riesen überwand, so werden wir als die demütigen Boten, als die furchtlosen Zeugen und Herolde d e s Wortes, „das

wie ein Hammer Felsen zerschmeißt“ und „wie ein Schwert durchdringt“, auch in diese indische Burg des Starken eindringen können.

Wer dieses Heidentum gesehen hat, dem muß es wie eine Zentnerlast auf die Seele sich legen: „Wer will unser Bote sein?“ Und er muß, in der Erkenntnis voller Armut, aber auch mit der Gewißheit, daß der Herr, der der Sieger ist, die Burg des Starken mit Armen allein erobern will, bekennen und tun: „Hier bin ich, sende mich!“

(Seidenbote 1929, 66 ff.)

Geistliche Finsternis

Der japanische Christ U t j i m u r a schreibt in seinen „Bekenntnissen“: Wenn ich auch in manchen Punkten ebenjogut unterwiesen und erzogen worden bin wie viele, die sich Christen nennen, so fehlt es bei uns doch nicht an Schattenseiten. Am schwächsten zeigt sich die chinesische Sittenlehre gerade im Punkt der eigentlichen Sittlichkeit. Sie schweigt zwar nicht ganz darüber, aber die Nachsicht, mit der die Unkeuschheit behandelt wird, hat eine allgemeine sittliche Laxheit zur Folge. Die eigentliche Vielweiberei kennt man in China und Japan nicht, aber das Halten von Nebenfrauen, was im ganzen aufs gleiche herauskommt, wird von unseren Sittenlehrern gar nicht oder nur sehr milde getadelt. Ein Mann kann bei uns auch ohne streng sittliche Grundsätze ein großer Staatsmann und Gelehrter sein. Hohe geistige Begabung und das Streben nach Rang und Ehren sind oft mit offenkundiger Zügellosigkeit verbunden, und obgleich ich wohl weiß, daß es auch in anderen Ländern in dieser Beziehung schlimm steht, so muß ich doch bekennen, daß die chinesische Lehre, wo es sich um Fragen der Keuschheit handelt, ganz unzulänglich ist.

Aber nichts demütigt mich mehr bei dem Rückblick auf meine Vergangenheit, als die g e i s t l i c h e F i n s t e r n i s , in der ich umhertappte, ohne andern Halt als einen schrecklichen Aberglauben. Ich glaubte ehrlich, daß in jedem unserer unzähligen Tempel dessen Gott wohne, der seinen Machtbereich eifersüchtig hüte und jeden Übertreter strafe. Am meisten verehrte ich den Gott der Wissenschaft und des Schreibens, und ihm weihte ich gewissenhaft mit Opfer und Anbetung den fünfundzwanzigsten Tag jedes Monats. Ich warf mich vor seinem Bilde nieder und bat ihn inbrünstig um Hilfe, damit meine Handschrift besser und mein Gedächtnis stärker werde. Es gibt einen Gott des Reisbaues, dessen Diener weiße Füchse sind. Man bittet ihn, daß er das Haus vor Feuer und Dieben beschütze, und da mein Vater meistens auf Reisen war und ich allein mit meiner Mutter wohnte, bat ich den Reiskott unaufhörlich, unser Hauslein vor Unglück zu bewahren. Am meisten fürchtete ich den Gott, der für den Erforscher des innersten Herzens gilt. Sein Sinnbild ist ein schwarzer Rabe, und der Hüter seines Tempels verteilte Blät-

ter mit dem Bild dieses Vogels. Wer gelogen hatte und dann ein solches Blatt schluckte, bekam, so glaubte man, augenblicklich einen Blutsturz. Manchmal, wenn meine Kameraden mir nicht glauben wollten, verschluckte ich ein solches Blatt und erwies damit, daß ich wahr gesprochen hatte. Oft flehte ich auch zu dem Gott, der das Zahnweh heilen konnte, denn ich litt sehr an diesem Übel, und ich ließ es mir gefallen, daß er mir das Essen von Birnen verbot. Ein Gott verbot mir die Eier, ein anderer die Bohnen, und bald waren mir viele Dinge, die ich besonders gerne aß, verboten. Manchmal waren die Forderungen eines Gottes im Widerspruch mit denen eines andern, und ein zartes Gewissen kam dadurch in eine schwierige Lage. Ich wurde reizbar und furchtsam, weil ich es so vielen Göttern recht machen wollte. Ich dachte mir ein Gebet aus, das für jeden gelten konnte, und fügte dann noch die den einzelnen Göttern geltenden Bitten hinzu, wenn ich an ihren Tempeln vorüberkam. Jeden Morgen, nachdem ich mich gewaschen hatte, richtete ich das gemeinschaftliche Gebet an die vier Gruppen von Göttern, die in den vier Himmelsgegenden wohnen, bedachte aber besonders die östliche Gruppe, denn die aufgehende Sonne gilt für den höchsten Gott. Wo mehrere Tempel nahe beieinanderstanden, war es eine Plage, dasselbe Gebet so oft in kurzen Zwischenräumen zu wiederholen, und ich machte deshalb oft einen langen Umweg auf einer Straße, wo nicht so viele Tempel waren, damit ich ohne Gewissensbisse weniger Gebete sprechen konnte. Die Zahl der Götter, die meine Anbetung forderten, mehrte sich täglich, und meine kleine Seele fand es bald unmöglich, allen zu Gefallen zu leben. Da kam endlich die *B e f r e i u n g*.

(„Wie ich ein Christ wurde“, S. 12 f.)

„Bejessenheit“

Missionar J u n o d in Kitatla (an der Delagoa-Bai in Südafrika) schreibt: Sieht man die Heiden nur oberflächlich an, so kommt man leicht auf den Gedanken, sie seien nicht so sehr zu bemitleiden. Sie leben von einem Tag zum andern fast ohne Bedürfnisse, und ihr Dasein ist nicht ohne einen gewissen äußeren Reiz. Ein bißchen Arbeit verschafft ihnen den Mais, die Erdnüsse und Kürbisse, von denen sie sich nähren. Für ein paar Tage im Jahr Arbeit bei den Weißen können sie sich Kleider genug anschaffen, um sich gegen die Kälte zu schützen, die niemals hoch steigt. Biergelage und Tänze bringen Abwechslung in die Eintönigkeit ihres beschränkten Daseins, und ein oberflächlicher Beobachter muß wirklich diese großen Kinder fast für glücklich halten.

Lernt man sie aber etwas näher kennen, so sieht man, daß die Freiheit dieser Naturkinder nur eine scheinbare ist. Nirgends ist die Sklaverei vollständiger. Der Häuptling ist Alleinherr über seine Un-

tergebenen. Die Worte Untertan und Sklave sind gleichbedeutend. Grausamkeit und Blutvergießen sind an der Tagesordnung. Die Zahl der Unglücklichen ist weit größer als die der Glücklichen. Das Land blutet aus tausend Wunden. Ich will heute nicht vom Branntwein reden; dieses Elend kommt von der Zivilisation her, oder vielmehr von der Habgier der Weißen. Ich lenke den Blick auf eine eigentümliche Erscheinung, von der mir mehrere Fälle vorgekommen sind, und die sehr stark an die neutestamentliche *B e s e s s e n h e i t* erinnert.

Hier ein Fall der Art. Eine unserer Christinnen in Massana namens Rebekka ist eine Person von ruhiger Gemütsart, etwas rauhem Äußeren, nicht geschwätzig, und anscheinend wenig zum Fanatismus geneigt. Und doch war diese Person vor ihrer Bekehrung eine der größten Prophetinnen und Zauberinnen des Landes gewesen. Ehe man sie dafür hielt, hatte sie eine Krankheit durchgemacht, die sich, wie sie selbst und andere bezeugen, durch sonderbare Zufälle kundgab. Nachdem sie eine Zeitlang ohne ersichtliche Ursache abgemagert war, mußte sie eines Tages, nach ihrer drastischen Ausdrucksweise, *Matlu! Matlu! Matlu!* machen, d. h. an allen Gliedern heftig zittern. Hierauf träumte sie, daß man ihr die Haare kämme, was sie sehr aufregte, und zugleich mußte sie häufig und heftig schluchzen. Ihr Mann, Tumbene, begab sich zum Zauberdoktor, um ein Würfelorakel in Betreff seiner Frau zu empfangen. Man warf die kleinen Ziegenknöchelchen, Krallen von wilden Tieren, Seemuscheln, auch Messingzierate europäischen Fabrikats aufs Geratewohl auf eine Matte, und der Zauberer begann sehr ernsthaft zu überlegen, was jedes der Stücke bedeute. Der Entscheid war schrecklich: *D e i n W e i b h a t G e s p e n s t e r* (das heißt: sie ist besessen von den Geistern der Abgeschiedenen). Diese Geister werden in den heiligen Hainen, wo die Vorfahren begraben sind, von den Heiden verehrt. Tumbene begann daher, sobald er den Entscheid gehört hatte, den Geistern seiner Ahnen Trankopfer darzubringen, die aus verschiedenen Wurzeln sorgfältig hergestellt waren. Diese Opfer sollten bewirken, daß die Kranke die Namen der Geister ausspreche, von denen sie besessen war. Dadurch wäre der Bann gelöst worden. Aber das Trankopfer blieb wirkungslos. Und nun schritt der Zauberdoktor zu einer umständlichen Behandlung, bei welcher die Wurzel eines gewissen Baumes die Hauptrolle spielt. Er schnitt sie in Stücke, rieb diese zu Pulver und goß Wasser daran. Jeden Tag mußte die Kranke den Schaum trinken, der sich beim Sieden ergab, und sich mit der Flüssigkeit waschen. Daneben mußte sie durch ein Rohr den Dampf einatmen, der sich beim Einkochen anderer Medizinen in einem Fleischtöpfe entwickelte. Alle diese Mittel wurden lange Zeit täglich angewendet, aber ohne die mindeste Wirkung.

Die Namen kamen nicht heraus. Nun schritt man zum letzten Hauptmittel, die Geister auszutreiben, dem „Sabbat“. Der Zauberer und die Dorfleute begannen an den Ohren der Kranken ihre Hände taktmäßig zusammenzuschlagen; das ist der „kleine Sabbat“. Es gibt auch einen „großen“, wie wir nachher sehen werden. Glücklicherweise genügte das Händeklatschen. Die Kranke buchstabierte plötzlich zum Erstaunen aller Anwesenden deutlich: *P i t l i e s a — M a f u — R i h o h o*. Der Träger dieses Namens war ein Zulu-Zauberer, der einige Jahrzehnte vorher an die Delagoa-Bai gekommen war, um an verschiedenen Orten seine Tänze aufzuführen. Er begann in den Umgebungen der Stadt und ging dann weiter nördlich bis nach Schirindha. Rebekka hatte ihn damals als junges Mädchen gesehen, aber ohne daß der Mensch den geringsten Eindruck auf sie gemacht hätte. Längst hatte sie nicht mehr an ihn gedacht, noch von ihm reden hören. Aber, und hier beginnt das Wunder, gewisse Personen, die gehört hatten, daß sie diesen „Namen herausgebracht“ hatte, und die jenen Zauberer kannten, obgleich seine Heimat mehrere Tagereisen entfernt war, erklärten, daß er wirklich vor einiger Zeit gestorben sei, eine Tatsache, von der Rebekka, wie sie mir ganz bestimmt versichert hat, nichts wußte.

Wenn der Name herausgebracht ist, bekommt der Kranke einen Anfall und beginnt in eigentümlicher Weise zu tanzen. Er ist wie närrisch, springt ins Feuer und ins Wasser und würde sich töten, wenn man ihn nicht zurückhielte. Sonderbarerweise singt er auf Zulu, redet auf Zulu, schreit auf Zulu, selbst dann, wenn er diese Sprache vorher nicht kannte. Übrigens bringt das Aussprechen des Namens nicht viel Erleichterung. Man hat in diesem Stadium anderes Nötige zu besorgen. Man schlachtet eine Ziege und nötigt den Besessenen, von dem Blut so viel zu trinken, bis ihm übel wird; Reinigungszeremonien, Besprengungen werden vorgenommen, die den aufgeregten Geist beruhigen sollen, damit er sein unglückliches Opfer nicht länger plage. Dieses kann einige Tage ruhig sein, aber plötzlich kommt ein neuer Anfall. Der Tanz beginnt wieder und allerlei Zeichen von Geistesstörung stellen sich ein. „Hattest du schwer zu leiden?“ fragte ich Rebekka. „Ach!“ rief sie, und nickte mit dem Kopf und blickte tieftraurig zur Erde im Andenken an diese traurigen Zeiten. Ich begriff, daß man nicht in sie dringen durfte, um eine zwar geschlossene, aber immerhin noch schmerzende Wunde nicht wieder aufzureißen.

Wenn Rebekka unter dieser sonderbaren Krankheit so tief gelitten hat, so kann man sich in die Lage derer hineindenken, die den „großen Sabbat“ haben durchmachen müssen. Da ich kürzlich Gelegenheit hatte, auf der Dorfstraße der Ausführung dieser barbarischen Operation beizuwohnen, kann ich selbst davon reden. Wenn

das Händeklatschen nicht ausreicht, holt man Trommeln oder vielmehr Halbtrommeln, d. h. über einen Holzreif gespannte Felle, deren harte, durchdringende Töne in die Ohren eindringen wie spitze Pfeile. Ich werde nie die Szene vergessen, wie mir aus ziemlicher Entfernung der Lärm dieses „Sabbats“ ins Ohr drang, als ich unvermutet mit einem meiner Knaben herankam und mitten in die Gruppe eindrang, welche ich gerade bei ihrem Geschäft antraf. Die Kranke hockte auf dem Boden mit geschlossenen Augen, während ihr der Speichel auf die Brust lief, ganz zusammengefallen, wie vernichtet. Vor ihr auf einer Holzplatte standen Zauberarzneien, und rings herum schlugen wohl zehn Weiber mit Doppelschlägen auf die Trommeln hinein. Andere schüttelten Kürbisflaschen, die zur Hälfte mit Steinchen gefüllt waren, und machten damit einen eigentümlich erschütternden Lärm. Noch andere schlugen auf große Blechbüchsen, die sie in der Stadt gefunden hatten. Ein junger Mensch legte seine Trommel auf den Kopf der Besessenen selbst, und dieser betäubende Lärm tönte stundenlang in ihr Ohr. Dieser ganze Haufe verführte dazu noch einen Gesang von fremdartiger Melodie, die allen unsern Harmoniegesetzen Hohn sprach, ganz hoch beginnend und in einem tiefen Ton endigend, traurig, unheimlich. Die Worte dieses Gesanges lauteten: „Rhinozeros, du packst die Menschen an.“ Die Vergleichung mit diesem Dickhäuter sollte dem stummen Geist schmeicheln, damit er sich bewegen lasse, seinen Namen kundzutun. Ich wollte mit den Leuten, welche dieser höllischen Szene lächelnd zusahen, reden und ihnen sagen, das sei eine Sünde und sie würden das arme Weib noch umbringen, aber es war unmöglich, sich ihnen bei dem Lärm verständlich zu machen. Sehr auffallend war mir der ernste Ausdruck einiger dieser Trommelschlägerinnen. Sie schienen wirklich einen Zweck zu verfolgen. Die Zauberin der Bande mit ihren oderbestrichenen Haaren und einer Schnur von blauen und roten Perlen um den Hals, sah abscheulich aus. Der Anblick hat mich herzkrank gemacht; mit tiefbewegtem Gemüt zog ich mich zurück.

Man setzt aber diesen „Sabbat“ fort, bis die Krisis eintritt. Einen, zwei, selbst drei Tage, wenn nötig, muß das Gehirn der Kranken diesen Lärm aushalten, der auf sie eindringt, gerade wie ein empörtes Meer sich auf das abbröckelnde Gestade stürzt. Kein Wunder, wenn das Nervensystem in die größte Aufregung kommt und allerlei Dinge sich ereignen, die einem fast übernatürlich erscheinen. Ohne Zweifel hat die Wissenschaft für manche dieser Erscheinungen eine natürliche Erklärung, und unsere Christen übertreiben die Sache, wenn sie dieselben in ihrer Einfalt ganz nur den Dämonen zuschreiben. Sei dem, wie ihm wolle, eins ist gewiß: Kranke dieser Art, die zum Glauben an Christus gekommen sind, haben in demselben v ö l l i g e h e i l u n g gefunden.

Und hier möchte ich nun auch noch erzählen, wie Rebekka befreit wurde. In dieser Geschichte ist es zum großen Teil wunderbar zugegangen, aber die Zeugen sind da, und warum sollte man nicht glauben dürfen, daß der Herr bei Befreiung dieser Seele auch ein Wunder habe tun können?

Ehe Missionar Berthoud von Spelonken ankam, um die Leitung des Werks an der Delagoabai zu übernehmen, als es erst wenige Christen in Rikatla, Tembe und der Umgegend gab (1886), hatte Rebekka Träume, die sie sehr umtrieben. Vorher hatte sie zwei bedeutungsvolle Vorzeichen: der Blitz schlug zweimal in ihrer nächsten Nähe ein, das einmal sogar in ihrem Haus. Beim ersten dieser Träume sah sie sich inmitten einer Menge von Schwarzen, die in eiligem Lauf waren; der Schrei „die Feinde“ ließ sich vernehmen, und alles flüchtete in Hast. Auf dem Wege kam sie an ein Loch, in das sie stürzte. Sie glaubte sich verloren, aber es wurde ihr eine Stange gereicht und sie entging dem Tode. Nun verstand sie, daß die Masse dem Verderben entgegengehe, sie aber zum Leben berufen sei. Beim Erwachen erzählte sie diesen Traum den Ihrigen. Bald hatte sie einen andern, noch bedeutungsvolleren Traum. Sie befand sich am Meeresufer, eine Woge kam daher und trug sie weit hinaus. Aber nun erblickte sie am Himmel gegen Osten hin eine Person, welche die Arme nach ihr ausstreckte über die ganze Entfernung her. Zu ihrer Rechten und Linken standen zwei andere Personen; jezt trug die Woge sie dahin, immer weiter. Sie fürchtet zu ertrinken, aber sie faßt diesen Herrn vom Himmel fest ins Auge und kann wieder Fuß fassen. Die himmlische Erscheinung zeigt ihr, daß die Hilfe von oben kommen werde, und spricht lange mit ihr. Beim Erwachen erzählt sie wieder dieses Gesicht ihrem Gatten und ihren Kindern. Ein drittes Mal sieht sie ihren Verfolger Pitlikesa, wie er herankommt und mit grinsender Geberde ihr giftigen Sachen vor das Gesicht hält, damit sie daran rieche. Sie schleudert sie weit von sich, und der böse Geist verschwindet. Jezt spricht der Herr vom Himmel zu ihr: „Euer Land ist zugrunde gerichtet, verderbt durch den Branntwein, der es überschwemmt. Die Menge wird hiedurch zugrunde gehen, aber du wirst das Leben haben.“ Mitten in der Nacht ruft Rebekka ihren Kindern und ihrem Mann, wäscht ihr Gesicht, um helle Gedanken zu bekommen, und sagt zu ihnen: „Jezt ist's fertig, ich habe keinen Geist mehr.“ Von diesem Augenblick an war sie wirklich von ihrer Besessenheit frei.

Das alles ist schon merkwürdig genug, aber das Wunderbarste in den Augen Rebekkas ist, daß sie alle diese Träume hatte, ehe sie auch nur ein Wort von Gott und Jesus Christus gehört hatte. Sie erklärte dies ganz bestimmt. In diesem Fall wäre sie mit einer wirklichen Offenbarung begnadigt worden, etwa so wie sie Sokrates

von seinem „Daimon“ bekam. Doch ist es möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie sich hierin täuscht. Von 1885 an haben Eliachib und sein Weib Lois zahlreiche Evangelisationsreisen im ganzen Lande gemacht, von Rifatla bis nach Tembe. Das war eine Zeit, wo der Eifer bei unseren Neubefehrten sehr groß war, und Rebekka kann einige Worte aufgefaßt haben, welche diesen Gedanken bei ihr hervorriefen, daß ihr Heil von oben kommen könne, einen Gedanken, der für einen mit göttlichen Dingen völlig unbekannten Schwarzen unerhört ist. Was übrigens für ihre Aussage sprechen könnte, ist der Umstand, daß sie sich nicht beeilte, die Christen kommen zu lassen, sondern erst nach einigen Monaten, als sie durch Vermittlung eines ihrer Nachbarn gehört hatte, wo sie wohnen, dieselben herbeirief. Lois erzählte mir, als sie eines Morgens angekommen seien und das Wenige, was sie von Christo wußten, mitgeteilt hätten, seien sie sogleich ganz erstaunt gewesen über die Art, wie Rebekka zuhörte: „Sie blickte nicht zerstreut nach allen Seiten hin wie die Heiden, die zum erstenmal Gottes Wort hören.“ Nachdem sie ihr den ganzen Tag zugesprochen, erhob sie sich abends und erklärte, sie glaube nun an Jesum. Sogleich genoß sie einen vollkommenen Frieden, und man kann sich nicht vorstellen, wenn man diese ruhige Christin sieht, daß sie die Dämonentänze getanzt und die Zauberlieder gesungen haben soll. „Ich bin ganz glücklich,“ sagte sie mir noch vor kurzem.

(Nach Revue des Missions.)

Fetischismus

Zu der Angst vor dem Gift der Fetischmänner kommt die vor der übernatürlichen, bösen Macht, die ein Mensch gegen einen anderen ausüben kann. Die Eingeborenen glauben, daß es Mittel gibt, in den Besitz von Zauberkräften zu gelangen. Wer den richtigen Fetisch hat, vermag alles. Er hat Glück auf der Jagd, er wird reich, und er kann dem, dem er schaden will, Unglück, Krankheit und Tod bringen. Der Europäer wird nie begreifen können, wie grausig das Leben der armen Menschen ist, die ihre Tage in Furcht vor Fetischen, die gegen sie benutzt werden können, hinbringen. Nur wer dieses Elend aus der Nähe angesehen hat, wird verstehen, daß es Menschenpflicht ist, den primitiven Völkern eine neue Weltanschauung zu bringen, um sie von dem quälenden Wahne zu befreien. In dieser Hinsicht würden auch die größten Skeptiker, einmal an Ort und Stelle, Freunde der Mission werden.

Was ist Fetischismus? Der Fetischismus ist aus dem Angstgefühl des primitiven Menschen geboren. Dieser will einen Zauber besitzen, der ihn gegen den bösen Geist der Natur, die bösen Geister der Gestirbenen und die böse Macht der Menschen beschützt. Diese schützende Macht legt er bestimmten Gegenständen bei, die er mit sich führt. Eigentliche Anbetung erweist er dem Fetisch nicht, sondern sieht in

ihm eher ein Stück Besitz, das ihm mit seinen übernatürlichen Kräften dienstbar sein muß.

Was gehört zu einem Fetisch? Als zauberkräftig gilt das Fremdartige. Ein Fetisch besteht aus einer Reihe von Gegenständen, die in einem Säckchen, in einem Büffelhorn oder in einer Büchse vereinigt sind. Die gewöhnlichen Bestandteile sind: Rote Vogelfedern, Päckchen mit roter Erde, Leopardenklauen und Leopardenzähne, und . . . Schellen aus Europa, Schellen alten Formats, die noch aus dem Tauschhandel des achtzehnten Jahrhunderts stammen. — Der Missionsstation gegenüber hat ein Neger eine kleine Kakaopflanzung angelegt. Der Fetisch, der sie beschützen soll, hängt in einer verforkten Flasche am Baume. Wertvolle Fetische werden heutzutage in Blechbüchsen eingeschlossen, damit ihnen die Termiten, vor denen keine Holzbüchse dauernden Schutz gewährt, nicht gefährlich werden können.

(Aus Albert Schweitzer, „Zwischen Wasser und Urwald“.)

Polyngamie

Eine schwere soziale Frage bildet die Polyngamie. Wir kommen hierher mit dem Ideal der Monogamie. Die Missionare kämpfen mit allen Mitteln gegen die Polyngamie und verlangen manchenorts von der Regierung, daß sie sie durch Gesetze verbiete. Andererseits müssen wir uns alle hier eingestehen, daß sie auf das innigste mit den gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Zuständen zusammenhängt. Wo die Menschen in Bambushütten hausen und die Gesellschaft noch nicht so organisiert ist, daß eine Frau ihr Leben durch selbständige Arbeit verdienen kann, ist für die unverheiratete Frau kein Platz. Voraussetzung aber für Verheiratung aller Frauen ist die Polyngamie.

Weiter im Urwald gibt es keine Kühe und keine Milchziegen. Also muß die Mutter ihr Kind lange an der Brust nähren, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Die Polyngamie wahrt das Recht des Kindes. Nach der Geburt hat die Frau das Recht und die Pflicht, drei Jahre lang nur ihrem Kinde zu leben. Sie ist vorerst nicht mehr Gattin, sondern nur Mutter. Oft verbringt sie diese Zeit zum großen Teil bei ihren Eltern. Nach drei Jahren findet das Fest der Entwöhnung statt, und sie kehrt wieder als Gattin in die Hütte ihres Mannes ein. Dieses Leben für das Kind ist aber nur denkbar, wenn der Mann unterdessen eine andere Frau oder andere Frauen hatte, um den Haushalt und die Pflanzungen zu besorgen.

Noch eins. Es gibt bei den Naturvölkern keine unverorgten Witwen und keine verlassenen Waisen. Der nächste Verwandte erbt die Frau des Verstorbenen und muß sie und die Kinder erhalten. Sie tritt in die Rechte seiner Frau ein, wenn sie auch nachher mit seiner Genehmigung einen andern heiraten kann.

Bei primitiven Völkern an der Polygamie rütteln, heißt also den ganzen sozialen Aufbau ihrer Gesellschaft ins Wanken bringen. Dürfen wir dies, ohne zugleich imstande zu sein, eine neue, in die Verhältnisse passende soziale Ordnung zu schaffen? Wird nicht die Polygamie tatsächlich fortbestehen, nur daß die Nebenfrau dann nicht mehr legitim, sondern illegitim ist? Diese Fragen machen den Missionaren viel zu schaffen.

Je weiter die wirtschaftlichen Zustände gediehen sind, desto leichter ist der Kampf gegen Polygamie. Sowie die Menschen in festen Häusern mit getrennten Zimmern wohnen, Viehzucht und Ackerbau treiben, verschwindet sie von selbst, da sie nicht mehr von den Verhältnissen gefordert ist und nicht mehr zu ihnen paßt. Im Volke Israel setzte sich mit den Fortschritten der Kultur die Monogamie gegen die Polygamie kampflos durch. Zur Zeit der Propheten bestanden beide noch nebeneinander; bei Jesus wird die Polygamie nicht mehr vorgelegt. Sicherlich soll die Mission die Monogamie als Ideal und als Forderung des Christentums hinstellen. Aber verfehlt wäre es, wenn der Staat sie gesetzlich erzwingen wollte. Verfehlt ist es auch, soweit ich bis jetzt zu urteilen vermag, den Kampf gegen die Unsitte mit dem gegen die Polygamie zu identifizieren.

Das Verhältnis zwischen den Frauen ist gewöhnlich ein gutes. Eine Negerin ist nicht gerne die einzige Gattin, weil ihr dann der Unterhalt der Pflanzung, die Sache der Frau ist, allein zufällt. Die Unterhaltung der Pflanzungen ist sehr mühevoll, weil sie gewöhnlich weit vom Dorfe an irgend einer versteckten Stelle angelegt werden. — Was ich von der Vielweiberei in meinem Spital gesehen habe, hat sie mir nicht von ihrer häßlichen Seite gezeigt. Einst kam ein kranker, schon älterer Häuptling mit zwei jungen Frauen. Als sein Befinden besorgniserregend wurde, erschien plötzlich eine dritte, die bedeutend älter war als die anderen. Es war die erste Gattin. Von jenem Tag an saß sie auf seinem Bett, hielt sein Haupt in ihrem Schoß und reichte ihm zu trinken. Die beiden jüngeren begegneten ihr mit Ehrerbietung, nahmen ihre Befehle entgegen und besorgten die Küche.

(Aus Albert Schweitzer, „Zwischen Wasser und Urwald“.)

Der kinderlosen Klage

Das heiße Sehnen der Erväter nach Kindersegen versteht man in den Kulturländern Europas, die an Übervölkerung leiden, kaum noch. In Afrika ist das anders. Ein Leuchten tritt in die Augen der Schwarzen, wenn sie von der Verheißung Gottes an Abraham hören: „Ich will deinen Samen mehren wie Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel.“ Und wieder das Wort Abrahams: „Herr, Herr, was willst du mir geben? Ich gehe dahin ohne Kinder“ — wie mancher angesehene Schwarze spricht es, tiefbetrübt im Blick

auf seine kinderlosen Frauen. So oft ich die Geschichte von der kinderlosen Hanna als Predigttext gewählt hatte, fand ich offene Ohren und willige Herzen. Diese Geschichte mutet sie an wie eine Begebenheit aus ihrem eigenen Leben. Die Traurigkeit des Estana und der Hanna kennen sie aus eigener Erfahrung. „Ein Armer ohne Kinder ist doppelt arm,“ sagt ein Sprichwort. „Wenn ich alt werde, sterbe ich Hungers, denn ich habe kein Kind, das für mich haßt.“ — Aber auch ein Reicher ohne Kinder ist arm, selbst wenn er noch so viele Kinder hat. Denn wer soll die Kinder hüten und wer soll sie erben? Eines Tages, sicher aber in seinem Alter, wenn er schwach ist, werden die Männer des Faustrechts kommen und ihm sein Hab und Gut rauben. Mehr aber noch fürchten die Kinderlosen dies, daß sie nach ihrem Tode der Opferstätte entbehren müssen. „Ich habe,“ klagte eine Kinderloje, „keine Kinder, denen ich meine Kinder hinterlasse, damit sie mir davon nachschicken in die Unterwelt. Man wird von mir nicht sagen: Dies hier ist die Heimstätte unserer Mutter, hier hat unsere Mutter gewohnt, — denn ich habe kein Kind. So wurzele ich nirgends fest, obwohl ich kein unstetes Leben führe. Dem, der krank ist, schlachtet man ein Huhn, ich aber bin selbst ein Huhn, das man tötet. Ich sterbe und bleibe vor und nach dem Tode ohne Pflege. Ich bin eine Wanderheuschrecke, die nirgends lange verweilt, sondern in wilder Fressgier wandert und irrt. Nach meinem Tode wird mein Geist umherirren in der Wildnis, nirgends zu Hause sein, sondern überall mit wildem Heißhunger dort schwärmen, wo andern Geistern von ihren Hinterbliebenen geopfert wird.“ Eine andere Klage lautet: „Ich habe kein Kind, mein Schädel wird ein Schädel zum Schweinehüten.“ Leichen von Unverheirateten und Kinderlosen wirft man in den Busch. Die Schädel werden nicht besorgt, nicht poliert und nicht in die Ahnenreihe aufgestellt: es wird ihnen ja nicht geopfert. Man benützt diese Schädel des Nachts beim Hüten der Felder als Trommel, um die Wildschweine zu verschrecken; sie geben einen sonderbar klappernden, hohlen Ton, wenn sie geschlagen werden. Die Kinder rollen sie wohl den Abhang hinunter oder schieben auf einem ebenen Platze Regel damit. So spielt das Leben mit dem Tod, wie der Tod mit dem Leben. Ergreifend predigt das stille, gedrückte Wesen so manches reichen Mannes in Afrika: „Alles ist eitel, alles ist ganz eitel.“ Auch ihm ist es aufgefallen, daß es auf Erden keine vollkommene Glückseligkeit gibt, daß immer etwas zu wünschen übrig bleibt. Als ich einmal einem angesehenen Reichen, einem kinderlosen, wie ich später erfuhr, seinen Hof pries, der eine breite Wohlhabenheit atmete, da wurde sein freundliches Auge dunkel und seine Stimme fast barsch: „Wie lange denn noch, so wächst auf meiner verlassenen Heimstätte der Rizinus!“ d. h. sie wird, menschenleer geworden, von der Wildnis überwuchert.

Zu diesem heißen Sehnen der Einsamen nach einem Kind aber tritt noch etwas anderes hinzu. Die Widerwärtige betrübt sie sehr mit Anspielung in Sprichwort und offenem Hohn, etwa die Mitfrau, oder auch andere Leute. Ist es nicht grausam verwundender Hohn, wenn man einer Einsamen nachruft: „Wo sind deine Kinder? Du hast sie wohl gefressen als Zukost!“ Als eine kinderlose Frau aus Usambara zurückkehrte, wo sie sich in ärztliche Behandlung gegeben hatte, um ein Kind zu bekommen, stand an einem Abhange eine herzlose Frau und rief ihr zu: „Weseie seo, weseie seo?“ Diese Worte sind der nachgeahmte Ruf eines Vogels, der am Abend hoch vom Baum herab die Leute verhöhnt, wenn sie vom Haken für die Regenzeit aus der Steppe heimkehren. Der Ruf bedeutet: „Was gingst du hinab, was gingst du hinab?“ und gilt als schlechtes Vorzeichen. Man ging umsonst hinunter, der Mais wird nicht tragen, sondern in der Sonne verdorren vor der Zeit. So verhöhnte jene Herzlose vom jenseitigen Abhang herab die Einsame: „Was gingst du hinab, was gingst du hinab? Es ist ja doch umsonst gewesen.“ Die Gehöhlte aber weint und antwortet: „Verhöhne nicht den nkuu (einen immergrünen Baum an Wasserbächen), meine Blätter sind verwelkt, aber meine Krone ist noch grün, und meine Wurzeln sind ein Wasserbach.“ Sie wird es doch wieder versuchen. Und so beginnt dann jenes Hasten und Jagen auf jeden Fall, jenes sich verzehrende Abmühen, jenes Umherirren von einem Helfer zum andern und von ihrem Manne weg in die Arme ihrer Freunde, von denen sie sich mehr Glück verspricht. Unter diesem Gesichtswinkel sieht man die beispielelose Unsittlichkeit der Schwarzen mit ganz anderen Augen an. Diese armen Weiber stehen unter einem Bann, sie leiden unter Zwangsvorstellungen. Das heiße Begehren nach einem Kind wird gierig und irrig. Sie wollen und müssen Kinder haben. Und gerade dieses verzehrende, fast irrsinnige Verlangen bewirkt das Gegenteil von dem, was sie erstreben, sie hält die Erfüllung ihres Sehnsens hintenan!

U m e i n K i n d. Was unternimmt man, um des Kindersegens theilhaftig zu werden? Eben dasselbe, was Hanna tat. Man bringt der Gottheit Opfer, Gebete und Gelübde dar. Oben im Hochgebirge liegt, umgeben von einsamen Sümpfen, ein heiliger Teich des Cha-Miguwa. Der Geist Cha Miguwa schuf ihn vor alters. Der Teich ist nach dem Volksglauben ohne Grund; in ihm wohnt der Geist. Dorthin gehen die kinderlosen Frauen, um zu beten, zu opfern und Gelübde zu tun. Schon am Abend vorher trifft eine solche Frau ihre Vorbereitungen zum stillen Opfergang. Sie kocht die Wegkost und für das Opfer Brei und Fleisch vom Markt; sie braut Bier zum Trankopfer, vom weißen und schwarzen Zuckerrohr, wodurch Mittel- und Unterwelt versinnbildlicht wird. Am andern Morgen tritt

sie vor dem ersten Fröhrot ihren Gang an, ehe noch die Landschaft belebt ist, denn sie braucht Stille und Sammlung. Ihr Mann begleitet sie. Um acht Uhr erreichen sie den Teich. Sie setzen sich hin, ruhen ein wenig, horchen ein wenig. Wie ist es doch so still dort oben, so welkenrückt, so heimlich; die Natur selbst scheint ihren eigenen Atem zu belauschen, während der junge Morgentau frisch auf den sanften Wellungen des Gebirges sich lagert. Über dem allen aber breitet sich das wunderbar tiefe, fast dunkle Blau des tropischen Himmels. Die beiden Opfernden erheben sich. Gemessen und feierlich, ja andachtsvoll bringen sie ihr Speiseopfer, Maisbrei und Fleisch, sie gießen das Bier als Trankopfer in den Teich und beten: „O du Cha-Miguwa, du Häuptling der Urzeit, sieh auf uns, wir bringen dir Brei und Fleisch und Bier, isß und trink und werde satt! Siehe auf diese Frau und gib ihr ein Kind! Wird es ein Mädchen sein, so tauche aus den Fluten eine Geisterhenne auf, soll es ein Knabe sein, so erscheine ein Geisterhahn. Gibst du uns ein Kind, so werden wir kommen, dir einen Dank, einen Bock zu bringen!“ Erscheint ihnen dann ein Geisterhuhn, nämlich eine Wildente, dann gehen sie in Frieden heim und sind gewiß, daß sie erhalten, um was sie gebeten haben. Wenn nachher die Frau eines gesunden Kindes genesen ist, so lösen sie ihr Gelübde ein. Sie besuchen den Geist, schlachten den Bock, opfern Fleisch und Bier und sagen: „Die Frau ist da, o Cha-Miguwa, den Dank zu bringen. Gib ihr noch ein Kind, so bringen wir dir wieder unseren Dank.“

Aus diesem Teich des Cha Miguwa seien schon viele Kinder geholt worden, sagte der Häuptling Mongola. Wenn sie geopfert haben und die Zeichen günstig waren, so belebte sie neue Hoffnung. Felsenfest glauben sie, daß die Verheißung in Erfüllung gehe. Es schwindet der Druck, die maßlose Spannung läßt nach samt Haß und Neid, das Hasten und Jagen und verzweifelte Sehnen nach einem Kind hört auf. Sie schlafen in Ruhe und hoffen still; sie haben es ja „besprochen“, die Sache ist beredet, wie es von der Hanna heißt, „sie ging ihren Weg und war nicht mehr traurig, denn sie hatte Gott ihr Herz ausgeschüttet“. Die große, heimliche Stille des Hochlands wirkt beruhigend auf die Nerven ein. Die Frau hat den Werktag hinter sich gelassen, hat Sonntag gemacht und nimmt nun den Sonntag mit heim in ihren Werktag. Niemals in der Predigt bin ich diesem Glauben entgegengetreten, ich habe nur, vorsichtig auf ihn eingehend, gesagt: „Gott ist es, der sich euer erbarmt, wenn ihr bittet.“ Wie wird's sein, wenn ihr nun ihn bittet, wenn ihr nun recht bitten werdet. Denn ich bin gewiß, daß Gott auch das verkehrte Bitten ihres vom Animismus unnachteten Gemüts annimmt.

(J. J. Dannholz, „Im Banne des Geisterglaubens“, 1916.)

Heidnische Gefühllosigkeit

Sudson Taylor reiste auf einem Flusse in China. Als geübter Schiffer lenkte er selbst sein Fahrzeug. Sein einziger Begleiter war ein junger Chinese. Kurze Zeit vor der Ankunft an seinem Bestimmungsort trat der Missionar für einen Augenblick in die kleine Kajüte und bat seinen Begleiter, inzwischen das Fahrzeug zu lenken. Da hört er plötzlich ein Geräusch. Er ahnt ein Unglück und sieht sich um. Und richtig! sein Begleiter ist verschwunden — ins reißende Wasser gefallen. Als guter Schwimmer zögert der Missionar keinen Augenblick, sondern wirft sich ins Wasser, um — tief untertauchend — seinen unglücklichen Gefährten zu suchen. Doch vergebens. Da bemerkt er auf dem jenseitigen Flußufer eine Fischerbarke. Die Besitzer fischen gerade. „He, Freunde,“ ruft er ihnen zu, „kommt doch schnell hier herüber mit eurem Netze! Ein Mensch ist am Ertrinken.“ — „Wir haben keine Zeit,“ erwidern die Heiden mit der größten Gleichgültigkeit. „Wie, keine Zeit,“ ruft der Missionar, „wenn es sich drum handelt, einem eurer Landsleute das Leben zu retten? übrigen werde ich euch für die verlorene Zeit gern entschädigen.“ — „Was geben Sie uns?“ — Antwort: „Zwanzig Mark.“ Um so viel zu verdienen, müssen chinesische Fischer lange arbeiten; es wäre also eine anständige Bezahlung gewesen. Trotzdem beeilen sich die Leute aber keineswegs, das Anerbieten anzunehmen. „Das ist uns zu wenig!“ rufen sie zurück. „Wie viel wollt ihr denn?“ Antwort: „Achtzig Mark.“ „So viel habe ich nicht, aber was ich habe, will ich euch geben. Beeilt euch nur!“ So der Missionar. Die Fischer aber fragen weiter, wieviel Geld er denn bei sich habe. Der Missionar besinnt sich einen Augenblick und ruft dann: „Etwa sechsundfünfzig Mark! Kommt nur rasch herüber, und ihr sollt sie haben!“

Jetzt endlich kommen die Fischer mit ihrem Fahrzeug, doch immer noch langsam. Drei- oder viermal werfen sie ihr Netz an der Stelle aus, wo vermutlich der Mann ins Wasser gefallen. Endlich bringen sie seinen Körper an die Oberfläche. Aber es war zu spät. Alle Versuche, ihn wieder zum Leben zu bringen, blieben umsonst. Sie hatten zu lange gezögert, hatten um den Lohn gefeilscht, und darüber war ein Menschenleben zugrunde gegangen. Ja, das ist heidnische Gefühllosigkeit. Doch halt! Wie sieht es bei uns aus? Sind wir wirklich besser als diese Chinesen? Bedenken wir, daß jeden Tag hunderttausend Heiden und Mohammedaner ohne einen Schimmer christlicher Hoffnung ins Grab sinken, und fragen wir uns, was wir getan haben, sie zu retten, wahrlich, dann haben wir kein Recht, diese chinesischen Fischerleute anzuklagen, die aus Selbstsucht einen ihrer Landsleute haben ertrinken lassen.

Und dazu kommt noch etwas, was dem oberflächlichen Blick ver-

borgen bleibt, die Sache aber für uns nur noch ernster macht. Die Chinesen glauben nämlich, daß, wenn man den Wassergeistern ein Opfer entrißt, d. h. einen Menschen vom Ertrinken errettet, diese Wassergeister sich dadurch rächen werden, daß sie früher oder später dem Retter ein nasses Grab in der Tiefe bereiten. Das ist der tiefste Grund dieser scheinbaren Gleichgültigkeit. Es ist ein A b e r glaube, aber eben doch ein G l a u b e. Es ist ein Stück ihrer Religion, was die Chinesen abhält, einem Ertrinkenden zu Hilfe zu eilen. Bei uns aber ist es gerade umgekehrt. Unser Glaube, unsere Religion b e f i e h t uns, der Untergehenden uns anzunehmen und a l l e r Krea-tur das seligmachende Evangelium zu verkündigen. Was den Chinesen also zur Entschuldigung gereicht — ihr Glaube, das macht die Schuld unserer Versäumnis doppelt groß. (Calw. 95, 41 f.)

Sklavenlos im Grasland von Kamerun

Von Anna Rein-Buhrmann

Weit oben im Grasland, auf fruchtbaren Hochebenen, und ganz eingeschlossen von hohen und stolzen Bergen, lebt das kleine, fleißige Bamumvolk. Bis jetzt ist es kaum berührt von europäischer Kultur, und nur in der großen Königstadt Fumban findet man gebildete Neger, die sich mit dem Europäer in seiner Sprache unterhalten können und manches wissen von den Lebensverhältnissen der weißen Rasse. Diese Gebildeten sind meistens gute Christen. Sie haben ihre Schulung bei den Missionaren erhalten und sind nachher in Leid und Verfolgung innerlich reif geworden. Jetzt können sie, besser als die fremden Missionare, für ihr Volk ein Licht und ein Salz sein, und pflanzen, besonders unter der Jugend, neue Anschauungen. Das ist überall nötig, wo man nichts von Gott und Jesus weiß, denn das Heidentum ist grausam und kennt keine Barmherzigkeit, wenigstens nicht gegen die Tiere und gegen die Sklaven.

Im Bamumlande gehören weitaus die meisten Menschen dem Sklavenstande an. Sie sind die Arbeitstiere der Vornehmen und eine Ware, mit welcher der Besitzer willkürlich verfahren kann. Einen Sklaven darf man verkaufen, verschenken, mißhandeln, arbeiten und hungern lassen. Ein Sklave ist ohne Rechte, ohne Rater, ohne Helfer. Schon das Sklavenkind ist der Spielball seiner vornehmen Altersgenossen, und ich vergesse nie, was mir einmal mit einem Königskind passiert ist, das von einer kleinen Sklavin sich die Schulbücher nachtragen ließ. Da ich die kleine Begleiterin noch nie unter der Dienerschar meiner Königstöchter gesehen hatte, ging ich auf das niedliche Mädchen zu und fragte: „Wie heißt du denn, mein Kind?“ Die Prinzessin, die dabeistand, ließ die Gefragte gar nicht erst zu Worte kommen, sondern sagte recht schnippisch zu mir: „Warum fragst du sie nach ihrem Namen? Ist sie nicht eine Sklavin? Ich sage ‚Sklavin‘

zu ihr, dann gehorcht sie.“ Ein Zug tiefen Kummers ging über das Gesichtlein der jungen Leibeigenen, und auch ein besonders freundliches Wort meinerseits vermochte nicht, einen Schein von Freude hervorzulocken.

In einem langen Leben der Nichtbeachtung, der Qual und der Arbeit werden unsere armen Sklaven ganz stumpfsinnig und lassen alles ohne Murren über sich ergehen. Man könnte Bände schreiben über das Sklavenelend im Heidenland, aber ich will von den vielen Erlebnissen, die ich in der Erinnerung habe, nur einige herausgreifen und erzählen.

Eines Nachmittags, im April 1921, saß ich mit meinen Anstaltskindern auf unserer Veranda. Wir hatten Nähstunde. Es regnete in Strömen und niemand, der nicht mußte, hielt sich draußen auf. Wir waren sehr vergnügt, sangen Lieder, erzählten Geschichten und gaben einander Rätsel auf. Plötzlich kam über die Verandatreppe herauf eine Frau gesprungen, warf sich vor mir auf den Boden, umarmte meine Füße und rief unaufhörlich: „Mutter, rette mich, rette mich!“ Dabei sah sie mich mit irren Blicken an und machte auf mich den Eindruck einer Geisteskranken. Meine Kinder erschrakten sehr und zogen sich in mein Zimmer zurück. Ich hob die Fremde vom Boden auf und ließ sie neben mir auf einer Bank sitzen, faßte ihre Hände und suchte sie zu beruhigen. Dabei ließ ich meine Blicke auf dem kummervollen und verstörten Antlitz der aufgeregten Besucherin ruhen. Sie war ganz jung, wohl kaum siebzehn Jahre alt, aber schmutzig, vergrämt und fieberheiß. Ihr Körper war übersät mit kleinen, noch kaum verheilten Brandwunden, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, konnte aber keine Erklärung dafür finden. Die junge Frau sprach unzusammenhängend, nannte den Namen einer Schwester des Königs, redete aufgeregt von einem kleinen Kind und bat dann immer wieder voll Angst und Grauen: „Rette mich!“ Die eingeborene Anstaltsmutter, eine feine und treue Christin, die ich rufen ließ, erfuhr dann, daß die Fremde eine Sklavin der Königsschwester sei, daß sie bei mir vor der Grausamen Zuflucht suche, und daß sie im Gehöfte der Herrin ihr kleines Mädchen zurückgelassen habe. Eine Ohnmacht, von der die Ärmste befallen wurde, zwang uns, das Fragen und Forschen einzustellen. Wir legten die Frau auf ein Bett und blieben in ihrer Nähe. Sie fing nun an, irre zu reden und rief unaufhörlich nach ihrem Kind. „Ich werde es holen“, sagte meine treue schwarze Gehilfin, „wenn ich sage, daß du mich schickst, geben sie es mir.“ So war es auch. Eine Stunde später brachte mir Margarete ein unglaublich verwahrlostes, schmutziges, verschüchtertes, etwa acht Monate altes Mädchen. Ein Jammerbild, das einen zu Tränen rührte. Wir zeigten das Kind der schwerkranken Mutter. Sie beruhigte sich dann ein wenig.

Viele Wochen lang schwebte nun die Sklavin zwischen Leben und Tod. Wir konnten über ihr Schicksal nichts erfahren, denn selbstverständlich ließ sich ihre Herrin, die Schwester des Königs, nicht bei uns sehen. Wir pflegten die Kranke in unserem kleinen Krankenhaus, und ihr Kindelein wurde der Liebling meiner Anstaltsmädchen. Es gedieh prächtig, verlor auch seine Schüchternheit, griff voll Freude nach der gefüllten Milchflasche und hatte für uns ab und zu ein herziges Lächeln.

Als endlich bei der Kranken die Todesgefahr vorüber war, konnten wir daran denken, sie über ihr Geschick auszufragen. Sie war als junge Frau, ohne ihr Wissen, von ihrem Mann an die Königsschwester verkauft worden. Diese stand im ganzen Land im Rufe großer Grausamkeit gegen ihre Sklaven, und die neue Sklavin hatte denn auch alles durchzumachen, was an Quälereien ersonnen werden kann. Als sie schon einige Monate im Dienst der Prinzessin stand, bekam sie das Kind. Dieses war natürlich der Königsschwester im Wege, und sie hätte es gern auf die Seite geschafft, wagte aber doch nicht, es offen umzubringen. Es sollte an Verwahrlosung zugrunde gehen. Deshalb mußte die Mutter am Tag nach der Geburt für ihre Herrin Holz herbeischaffen. Diese Arbeit nahm einen ganzen Tag in Anspruch, denn der Wald, der das Brennholz lieferte, liegt gut vier Stunden von der Stadt Fumban entfernt. Als am Abend die Mutter heimkam, hörte sie aus ihrer Hütte heraus das leise Wimmern des erschöpften Neugeborenen. Ohne zuerst nach den Wünschen ihrer Herrin zu fragen, warf sie ihre Holzlast auf die Erde, eilte in das Häuschen und versorgte ihr Kind. Das trug ihr von der Königsschwester eine Tracht Prügel ein und den Befehl, am folgenden Tag wieder ins Holz zu gehen. Nur die Mutterliebe hielt die pflegebedürftige Wöchnerin aufrecht und beflügelte ihre Schritte auf dem weiten und beschwerlichen Weg. Auch diesmal fand sie bei ihrer Heimkehr das Kindelein noch lebend an, doch so elend, daß sie im stillen schwur, es nicht mehr zu verlassen. Beim Morgengrauen des nächsten Tages nahm sie den Säugling und floh mit ihm über die Stammesgrenzen hinaus, wohl fünfzehn Wegstunden südlich von Fumban. Im Bagamlande fand sie bei wildfremden Menschen Pflege und Unterkunft. Durch fleißige Arbeit vergalt sie den guten Leuten ihre Freundlichkeit. Sie war ganz glücklich, denn das Kind gedieh prächtig und erheiterte der Mutter manche trübe Stunde.

Die Schwester des Königs blieb indessen nicht untätig. Sie forschte überall nach der flüchtigen Sklavin und erfuhr endlich nach sechs Monaten, daß sie sich im Bagamlande in dem und dem Dorf aufhalte. Die verwöhnte Prinzessin, die sonst nie weite Märsche unternahm, machte sich jetzt selbst auf den Weg, die Entflohene zurückzu-

holen. Wie mag „Erdenglück“, so hieß die Sklavin, erschrocken sein, als sie plötzlich ihre grausame Herrin vor sich sah! Nun war es zu Ende mit dem schönen, friedlichen Leben. Sie mußte natürlich mit nach Fumban zurück, und die Strafe für ihr Entweichen war denn auch unmenschlich grausam. Mit glimmenden Holzstücken wurde die Frau am ganzen Körper gebrannt und übel zugerichtet. Das unschuldige Kind wurde vor den Augen der Mutter aufs gröbste mißhandelt und geschlagen. Diese Maßnahmen wurden in der darauf folgenden Zeit öfter wiederholt, bis schließlich die Bequälte dem Rat einer christlichen Nachbarin folgte und zu mir kam.

Die ganze traurige Geschichte erzählte ich dem König, so, wie ich sie von der langsam genesenden Sklavin gehört hatte. Er versprach mir, die Sache zu untersuchen und der Bedrückten ein rechter Richter zu sein. Seine Schwester ließ er rufen, einmal, zweimal. Sie ließ ihrem königlichen Bruder sagen, sie habe im Häuptlingshofe nichts verloren und mit der „weißen Mutter“ wolle sie überhaupt nichts zu tun haben; die habe ihr die beste Sklavin gestohlen. Der König lachte über die schwesterliche Antwort und sagte: „Ich weiß ja nun Bescheid. Bring nur die Sklavin zu mir, wenn sie so weit hergestellt ist; ihr werdet beide mit mir zufrieden sein.“

Es war ein wichtiger Tag für „Erdenglück“ und für mich, als wir miteinander zum König gingen. Eines meiner Anstaltsmädchen trug der immer noch schwachen Frau das rosige Kindchen nach. Das freute sich seines jungen Lebens und der Liebe, mit der es von alt und jung umgeben wurde. Im Königspalast wurden wir in die Audienzhalle geführt, wo der König Nchona schon auf seinem erhöhten Sitz Platz genommen hatte. Er war umgeben von den elf Richtern des Landes, lauter bestandenen alten Männern, die viel Lebenserfahrung hatten und durch Not und Leid, das sie gesehen oder erlebt hatten, unbestechlich geworden waren. Die Schwester des Königs war wieder nicht erschienen, obgleich sie der König höflich und ohne Schärfe gebeten hatte, zu kommen. Meine Sklavin mußte nun erzählen. Sie tat es voll Ehrfurcht und in großer Angst vor den Herren, doch verschwieg sie nichts. Als sie zu Ende war, meinte der König: „Wenn meine Schwester hier wäre, würde sie sagen, du seiest eine Lügnerin. Aber ich kenne sie und weiß, daß du die Wahrheit sprichst. Darum will ich dir helfen. Die Richter des Landes sind sicher einverstanden, wenn ich dich und dein Kind nun von aller Dienstbarkeit für immer befreie.“ Bei diesen Worten kehrte er sich nach rechts und nach links den alten Herren zu, die durch lebhaftes Händeklatschen ihr Einverständnis kundgaben.

Ich werde in meinem ganzen Leben die dankbare Freude der Befreiten nie vergessen. Sie hatte wohl gehofft, der König werde sie einer menschlicheren Herrin zusprechen, aber an einen Freispruch

hatte sie nicht zu denken gewagt. Sie zitterte vor Aufregung am ganzen Leib und schaute die Herren fassungslos an. Dann fiel sie vor dem König nieder und klatzte zum Dank in die Hände und weinte vor Freude so sehr, daß ihr schwächerer Körper unaufhörlich zuckte. Uns beiden, dem Häuptling und mir, sprangen bei diesem Anblick Tränen in die Augen, und die Richter konnten sich ihrer Rührung auch nicht erwehren.

Um sie ja vor den Nachstellungen der grausamen Herrin sicherzustellen, gab der König der Glücklichen einen Freiheitsbrief mit seiner eigenhändigen Unterschrift. Fröhlich zog sie dann heim zu den Ihren, von uns mit den besten Wünschen begleitet. Ich freue mich noch heute, daß ich das Werkzeug zu ihrer Befreiung sein durfte, und hoffe, ihr Aufenthalt auf der Missionsstation werde auch an ihrer Seele nicht spurlos vorübergegangen sein.

Eine der grausamsten Heidinnen im Bamumlande war die Königin-Mutter Njhab-ndu-nke. Sie hinterließ bei ihrem Tode im Jahre 1913 8000 Sklaven und Sklavinnen. Die fürchteten sie alle wie das Schwert und waren froh, wenn ihre Arbeit sie weit weg von der strengen und ungerechten Herrin rief. Wer ein „Liebling“ der Königin-Mutter war, hatte ein recht schweres Los, denn dann mußte er immer um sie sein und Blicke und Worte und Hände und Füße und Tun und Lassen so in seiner Gewalt haben, daß nichts die hohe Frau beleidigen oder ärgern konnte, sonst fiel der Ärmste schnell in allertiefste Ungnade und hatte Gunst und Wohlwollen der Herrin, ja früher wohl oft sehr schnell das eigene Leben verwirkt.

Auf meinen Gängen durch die Stadt fand ich eines Tages im ärmlichsten Stadtteil vor einer unglaublich elenden Hütte eine steinalte Frau. Es war noch sehr früh am Tag und empfindlich kalt, denn wir hatten Regenzeit. Die Alte saß zusammengekauert an der Hüttenwand und zitterte vor Frost. Auf der rechten Schulter und am Arm hatte sie große Brandwunden. Sie sagte mir, sie sei im Schlaf ins Herdfeuer gefallen, das in den Hütten unserer Neger auch nachts zwischen drei aufrechtgestellten Steinen glimmt, und der Schmerz habe sie vor die Hütte hinausgetrieben. Mit dem Morgen sei auch die Kälte gekommen, und sie sei ganz starr und könne nicht mehr hinein. Mein Hilfslehrer, der mich auf meinen Gängen oft begleitete, war auch an jenem Morgen bei mir. Wir trugen die Erstarrte in die Hütte hinein, legten sie auf ihr traurig schlechtes Bett und suchten in der ganzen Hütte nach Lebensmitteln. Wir fanden aber nur in einer schmutzigen Ecke ein paar verschimmelte Maiskolben. Mein Begleiter wollte Hilfe und Essen holen, und ich blieb bei der Alten und fragte ein wenig nach ihren Verhältnissen. Zuerst sah sie mich lange an, dann fragte sie: „Kennst du Njhab-ndu-nke, die Mutter des Königs?“ Als ich bejahte, meinte sie: „Nein, du kennst sie

nicht, denn du bist nicht ihre Sklavin gewesen, aber ich, von Kind auf.“ Dann holte sie zu einer langen Erzählung aus. „Der alte Nschi Monkuop war mein Herr. Er war ein guter Mann und hatte mich gern. Nschab=ndu=nke war seine Lieblingsstochter, und ich wurde als ihre Hüterin angestellt. Das kleine Mädchen hatte mich lieb, und sie war meinem Herzen süß wie mein eigenes Kind. Sie war aber auch schön, und der König Nsa'ngu kaufte sie. Er hatte sie gern und machte sie zu seiner Lieblingsfrau. Dann bekam sie einen Sohn, den kleinen Nschoya; er ist jetzt König, und du wirst ihn auch kennen. Ich trug ihn Tag und Nacht auf den Armen, und er nannte mich Mutter, denn Nschab=ndu=nke war oft beim König und gab sich wenig mit ihrem Kinde ab. Ich hatte es gut und wohnte im Hause der Königsfrau. Einmal brachte sie einen jungen Sklaven mit und sagte zu mir: ‚Mandu (große Perle), du sollst diesen Mann heiraten, er gehört mir, und ich mag ihn gern, er ist gut. Ihr werdet Kinder bekommen, die kann ich dann verkaufen.‘ So wurde ich Muische (der einzige Mensch) Frau. Wir bekamen eine gute Hütte im Grund der Sklavenhäuser und waren zufrieden. Mein Mann arbeitete für die Herrin, und ich war auch noch oft in ihrem Haus. Aber wir bekamen Kinder, sieben im Lauf der Jahre, und ich war sehr froh. Eines Tages kam ein Bote von Nschab=ndu=nke und sagte: ‚Komm schnell zur Königsfrau!‘ Sie ließ mich manchmal rufen, wenn ich ihr etwas Besonderes tun mußte. Aber an jenem Tag gefiel mir der Bote nicht. Er hatte ein ganz verstörtes Aussehen und zitterte. Ich fragte: ‚Ist die Herrin krank? — ‚Nein,‘ sagt er, ‚sie ist nicht krank, aber ihr Herz ist sehr, sehr scharf.‘ Ich ging ruhig mit, weil ich ein gutes Gewissen hatte. Die Königsfrau war anders als sonst, gar nicht mehr schön; sie sah aus wie ein wildes Tier. Sie sagte: ‚Dein Mann Muische lebt nicht mehr. Er hat ein Verbrechen begangen. Ich habe ihn auf dem Marktplatz köpfen lassen. Dich will ich auch nicht mehr sehen; du bist meine geringste Sklavin und kannst auf meinen Maisfeldern in Mbuo arbeiten.‘ Ich fiel zu ihren Füßen und wollte reden; sie gab mir einen Fußtritt und ging aus dem Haus. Ich stand auf und schaute umher. Es war niemand da. Ich konnte nicht erfahren, was mein Mann verbrochen hatte. Es hätte mir's auch niemand gesagt. Er hat vielleicht der Königsfrau widersprochen. Ich weiß es jetzt noch nicht. Ich ging heim und wollte mit meinen Kindern über den Vater weinen. Aber meine Kinder waren alle weg, und unser Haus war abgesperrt. Solange ich bei der Herrin war, ließ sie meine Kinder holen. Ich habe keines wieder gesehen. Sie sind sicher als Sklaven ins Bagam- oder Tikarland verkauft worden.“

Ich hatte die Hand der alten Frau gefaßt und sagte: „Ist es möglich, daß man durch die Grausamkeit eines Menschen so unglücklich werden kann?“ — „Ja,“ sagte sie, „wir haben eine schwarze Haut,

aber das Herz von Nschab=ndu=nke ist so schwarz wie die Nacht. Ich habe sie nie wieder gesehen. In Mbuo und in Ntum habe ich Mais gepflanzt wenn die Regenzeit kam, und geerntet wenn Kolben reif waren, und den Boden aufgehackt und gepflanzt und geerntet immerzu. Jetzt sind meine Augen dunkel geworden, meine Kräfte sind ganz klein, meine Hände zutern, und ich kann die Hacke nicht mehr halten. Das ließ ich Nschab=ndu=nke sagen. Ich dachte, vielleicht ist ihr Herz nicht mehr scharf, vielleicht läßt sie mich kommen und sagt ein gutes Wort zu mir. Ich bin ein dummes altes Weib. Nschab=ndu=nke kann kein gutes Wort sagen, sie hat ein Herz wie ein Leopard. Diese Hütte hat sie mir geben lassen. Durch das Dach scheint die Sonne, aber auch der Regen fällt in Strömen herein. Die Wände stehen schief, und wenn die großen Stürme kommen, fallen sie ein und begraben mich. Dann ist es gut. Der Sklave hat keinen Freund, nur der Tod bringt ihm ein wenig Glück.“

Die Geschichte dieser alten, unglücklichen Sklavin erschütterte mich tief. Ich mußte das elende Menschenhäuflein immer wieder ansehen und dabei denken: Wie schrecklich grausam ist doch das Heidentum! Dann kam mein Hilfslehrer zurück mit jungen Christen, welche die Alte mit ins Christendorf trugen. Wir wuschen und kleideten sie, gaben ihr zu essen und suchten durch freundlichen Zuspruch auch ihr Inneres ein wenig zu erhellen. Sie war so ohne Liebe durchs Leben gegangen, daß sie es gar nicht fassen konnte, wie wir mit ihr verkehrten. Sie sah uns ratlos an und fragte immer wieder: „Seid ihr Götter?“ Wir durften sie noch zehn Tage behalten, dann löschte sie aus wie ein müdes Licht.

Oft hört man von gleichgültigen und gedankenlosen Europäern den Ausspruch: „Ach, laßt doch die afrikanischen Völker in ihrem Heidentum! Sie sind glücklich dabei, und eure Lehren beunruhigen sie nur.“ Wer selber unter den Heiden gelebt hat und in all das Sklavenelend hineinblicken mußte, der wird sagen: „Für die armen Leute gibt es nur einen Weg zum Glück: Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“

(Deutscher Evang. Missionskalender.)

Bei den Ausfägigen

1. Zum Sterben verurteilt

Als ich eines Tages von der Missionsstation Malo in Ostafrika nach Luandai hinabging, näherten sich mir auf dem Wege zwei Gestalten. Ein schwarzer Soldat mit einem kühnen Gesicht, ein Gewehr in der Hand, kam da gegangen. Vor sich her trieb er einen Neger. Als ich diesen näher ansah, erschrak ich fast. Er hatte keine Nase; sein Gesicht war dick angeschwollen, die Haare hingen in wüsten Zotteln um seinen Kopf, und um seinen mageren Leib waren ein paar elende Zeugsegen geschlungen. Wie ein scheues Tier schlich er im

Bogen um mich herum. Mir aber krampte sich das Herz zusammen, denn ich hatte erkannt, daß der arme Mann ausjätig war! Wieviel hatte er wohl schon gelitten, ehe er von einem Soldaten in unser Ausjätigendörfchen gebracht wurde!

In meiner Schulklasse hatte ich den kleinen, munteren Mwanzeni, d. h. „Freudentind“. Er machte auch allen Leuten Freude! Wie lustig flog sein Fingerchen in die Höhe beim Rechnen, das doch vielen schwarzen Kindern so schwer fällt. Aber mit Sorge sah ich die immer größer werdenden gelbbraunen Flecke an seinem Halse! Die Mutter hatte man schon ins Ausjätigenheim bringen müssen. Armer kleiner Mwanzeni! Auch er trug die schreckliche Krankheit in seinem Blut!

Bei den Heiden haben die armen Ausjätigen es sehr schlimm. Früher wurden sie einfach lebendig begraben! Wenn in Indien ein Mensch von der fürchterlichen Krankheit befallen wird, wird er sofort von seinem Familientkreis ausgeschlossen. Er darf nicht mehr das Haus betreten. Speise und Trank wird ihm draußen, abseits, hingestellt, wie man einen Hund füttert. Ist die Krankheit sicher erwiesen, so wird er erbarmungslos fortgejagt. Der Ausjät frist unaufhaltsam an seinem Leibe. Die Finger fallen ab und die Zehen, mühsam schleppt sich der Kranke auf seinen Fußstumpfen weiter. In Hitze, Wind und Wetter immer daselbe Wandern und Betteln. Der Ausjätige sucht Schutz vor dem Unwetter oder für die Nacht unter einem Schuppen. Der Besitzer wird es gewahr und treibt ihn davon. Zuweilen rottet sich ein ganzes Dorf zusammen, um den Unglücklichen mit Steinen zu verjagen. Mit der Zeit findet sich einer zum andern, und man sieht sie dann in kleinen Trupps auf den öffentlichen Straßen entlangziehen, in Lumpen gehüllt, die wundenbedeckten Fußstumpfen mit grobem Sacktuch zu unförmigen Klumpen umwickelt, um das Gehen weniger schmerzhaft zu machen, in den verkrüppelten Händen den stützenden Stab, in dem verfallenen Gesicht verzweifelte Hoffnungslosigkeit! Ein herzbewegender Anblick! Kommen sie vor das Gehöft eines reichen Mannes, so wagen sie nicht hineinzugehen. Sie lassen sich am Tore nieder und erheben ein durchdringendes Geschrei. Jeder möchte mit einem lauten Segenswunsch seine Bitte um Almosen zu den Ohren des Besitzers bringen. „Schützer der Armen!“ — „O großer König!“ — „Möge deine Krone festsitzen!“ — „Mögen deine Kinder gedeihen!“ — „Erbarme dich unser!“ — so schwirren die Rufe durcheinander. Aber nicht immer ist die Antwort eine sanfte. Weiter zieht der Trupp durch die Straßen, mit Vorliebe vor die offenen Läden, vor denen die Lebensmittel nach indischer Sitte aufgeschüttet sind. Manch einer spendet ein Weniges von seinen Waren, um durch diese gute Tat seinen Laden zu segnen; andere jagen die ungebetenen Gäste mit Schimpfworten

davon. Manchmal setzen sich die Kranken zur Wehr: „Warum verweigerst du mir ein Almosen und schlägst mich obendrein? Gott hat mir Hände und Füße genommen — was soll ich tun? Soll ich stehen? Selbst das kann ich nicht!“ Mit solchen Worten fahren sie dann mit ihren eiternden Händen in den Reis- oder Mehlhaufen und nehmen sich ihr Teil mit verzweifelter Gewalt.

2. Ein Hoffnungsschein

Vor einigen Jahren besuchte ein Missionar eine Aussäsigenniederlassung vor den Toren von Kanton, einer großen Stadt in China. Da fand er 800 dieser Unglücklichen in winzigen, dunklen Hütten, die sie sich selbst gebaut hatten. Alle waren entkräftet und im Schmutz verkommen. Aber unter ihnen traf er eine blinde Frau. Sie konnte sich nur noch auf Krücken fort schleppen. Aber sie war eine Christin und erzählte ihren Leidensgenossen unermüdlich von Jesus, der den Ausatz der Sünde aus den Herzen wegnehmen will, damit die Menschenseele gesund werde. Diese arme Frau hatte himmlisches Licht in den schrecklichen Jammer ihrer Gefährten hineingebracht; über hundert Kranke hatten durch sie den Weg zum Himmel gefunden!

Weil es ihnen im irdischen Leben so traurig geht, darum horchen sie voll Staunen, wenn man ihnen vom Himmel erzählt. Einst hatte Missionar Döring bei seinen Wanderungen durchs Land zwei aussäsigige Jünglinge gefunden. Er setzte sich zu ihnen auf einen Baumstumpf. Bald war ihr Gespräch bei Gott. Der Missionar erzählte ihnen von der schönen Stadt im Himmel, wo Jesus wohnt und alles bereit macht für die, welche ihn lieben, daß sie dort ewig leben in einem neuen Leibe ohne Krankheit, ohne Verachtung! Kiase, der eine Aussäsigige, hatte sich still hingesezt; er sprach wenig, aber sein Gesicht wurde immer heller und fröhlicher. Kassidi dagegen konnte sich nicht fassen. In einem fort lachte er und schüttelte den Kopf: „Ah! Ah! Leute! Leute! Keine Krankheit, kein Sterben, kein Verachtetwerden mehr, Gott hat uns lieb, Leute, Leute, ah, ah!“ So machte er seiner Freude über diesen Hoffnungsschein Luft!

Manchesmal bin ich auch zu den Aussäsigigen nach Hefalungu, dem Aussäsigendorf nahe bei Hohenfriedeberg, gewandert. Über hundert Kranke wohnten dort in einem Dörfchen zusammen, von ein paar schwarzen Krankenpflegern gut versorgt. Eine kleine Kapelle hatten sie auch. Die lag auf einem herrlichen Bergrücken. Von dort aus schaute man weit hinaus in die 1400 Meter unter uns liegende Steppe hinab, wo der Löwe haust und das Nilpferd und der Elefant. Freundlich lugten die kleinen Häuschen der Kranken aus dem hellgrünen Bananenhain hervor. Diejenigen, welche noch gehen konnten, kamen dann zusammen in der Kapelle. Wir begrüßten uns, aber wir gaben uns nicht die Hand. Ich erzählte ihnen allerlei aus der

Gemeinde, was sie gerne wissen wollten. Und dann sangen und beteten wir zusammen und hörten eine biblische Geschichte. Sie mögen es sehr gerne, wenn man sie besucht. Bringt doch das gute Gotteswort auch in die Not dieser armen, sterbenden Leute einen Hoffnungsschein.

3. Wie dreißig Aussächtige zu uns kamen!

Mitten im Meer, vor der Bucht der Hafenstadt Tanga, liegt die Toteninsel. Im Schatten ihrer riesigen Affenbrotbäume war früher der arabische Begräbnisplatz. Davon hatte die Insel ihren Namen bekommen. Dorthin hatte man etwa dreißig Aussächtige geschickt. Wasser und Reis wurden ihnen alle drei Tage hinübergebracht. Den armen Kranken erging es dort jämmerlich, denn niemand sah nach ihnen. Da baten unsere Missionare das Bezirksamt von Tanga, sie in unser Aussähtigenheim Hekalungu übersiedeln zu lassen, damit sie richtig versorgt werden könnten. Es geschah. Eines Tages kam die Nachricht, daß die Kranken schon unterwegs seien und an einem bestimmten Tag in Mombo, der Eisenbahnstation, ankommen würden. Ein Missionar aus Mlalo machte sich mit Trägern, die die Schwächsten in einer Hängematte tragen sollten, auf den Weg. Zwei Tage mußten sie marschieren, bis sie an die Eisenbahnstation Mombo kamen. Nun kaufte der Missionar dort alles Brot auf, das in den Läden zu haben war, dazu ein Päckchen Tee und eine große Tüte Zucker. Der Häuptling des Ortes lieferte einen großen Kessel, und ehe das Wasser zum Tee kochte, lief der Zug von Tanga ein. Gleich der erste Wagen gehörte den Aussähtigen. Dicht gedrängt sahen sie aus den Lücken und Ritzen des Wagens heraus, lauter fröhliche Gesichter, sie freuten sich ja alle, daß sie eine Heimat bekommen sollten. Der Wagen wurde auf ein anderes Geleise geschoben, so daß die Aussähtigen an einer verborgenen Stelle aussteigen und sich dann alle auf einem abseits gelegenen Platze lagern konnten. Der schwarze Soldat, der in einem anderen Abteil des Zuges mitgefahren war, übergab dem Missionar seinen Schein: „Dreißig Lepra Kranke“ (der Aussatz wird auch Lepra genannt), so stand darauf geschrieben. Er zählte nach. Sie waren alle da. Inzwischen war auch der Tee fertig, der große Sack mit Brot wurde herbeigeschafft, es gab ein fröhliches Schmausen. Jedem der Kranken wurden dann zwei Decken gegeben, denn im Usambaragebirge, dem man nun zuwanderte, ist es nach Sonnenuntergang empfindlich kühl. Die Elendesten kamen nun in ihre Tragmatten hinein, die aus Decken, die an Bambusstangen gebunden waren, hergestellt waren. Die Träger nahmen die Stangen auf ihre Schultern und rannten mit ihrer Last davon, die andern folgten nach, teils im Ochsenwagen, teils zu Fuß. Es war ein klarer, stiller Abend. Langsam zog der Zug dahin, erst noch ein Stück

in der heißen Ebene, dann das Gebirge in die Höhe. Die Vögel sangen ihr Abendlied und die Klippdachse riefen aus den Felsenhöhlen. Zwei Nächte und einen Tag waren die Leute unterwegs. In der Frühe des andern Morgens kam die Karawane den Bergrücken entlang, auf dem die Kranken ihre Heimat haben. Bald waren auch unsere hiesigen Ausfähigen versammelt. Im großen Kreis standen und saßen sie mit fröhlichen Gesichtern umher, um ihre Leidensgenossen zu begrüßen. „Ni mbasi nkulu, ni nyemi!“ „Das ist große Barmherzigkeit, das ist Freude!“ so hörte man sie sagen. Dann wurde ihnen ein Lied gesungen, das sie sehr lieben: „Es gibt ein Reich, das ist Gottes Reich.“ Am Abend sprach dann noch Lazarus, ein ausfähiger Christ, zu ihnen. Da stand der kleine, gebückte Mann, die wunden Füße verbunden, die großen Ausfahrnoten im Gesicht. Seine Stimme war heiser. Aber mit leuchtenden Augen und großer innerer Bewegung bezeugte er es den Neuangekommenen: Wir haben einen Heiland, der gestorben ist zu unserer Errettung, der auferstanden ist, damit wir das Leben haben, und der einmal wiederkommen wird zum Gericht über Lebendige und Tote!

4. Im Ausfähigendorf

Über hundert Ausfähige sind bei uns in Hekalungu zuletzt versorgt worden. Am Morgen bekommt jeder Ausfähige einen Löffel voll Schmierseife, um damit seinen ganzen Körper einzureiben und sich dann zu waschen. Es ist erstaunlich, wie wohl sich die Kranken nach solch gründlicher Reinigung fühlen. Auch ein bestimmtes Öl, das aus Indien stammt, lieben sie sehr zum Einreiben. Leichtere Fälle von Ausfahr sollen durch daselbe sogar hie und da einmal ausheilen. Die Kranken, die noch gehen können, bestellen ihre kleinen Äcker am Abhang des Bergrückens. Was dann noch fehlt, verteilen die Pfleger an bestimmten Tagen, damit keiner Mangel leidet. So haben die armen, verjagten Leute eine Heimat gefunden! Auch Gottes Wort hören sie öfters. Und es kommt auch immer wieder der eine und der andere, der um Taufunterricht bittet.

Es war an einem sonnenhellen Sonntagmorgen, als wir nach Hekalungu hinauswanderten. In zehn Minuten waren wir da. Überall begegneten wir fröhlichen Blicken, alle Kranken waren in ihre Sonntagsgewänder gehüllt. Wir stießen die Türe zur Kapelle mit dem Fuße auf, denn man faßt dort nichts an. Die einfachen Holzbänke waren mit weißem, billigem Stoff überzogen, der schmale Raum mit den auf beiden Seiten weit geöffneten Fenstern war mit Palmen geschmückt. Sieben Jünglinge und Männer aus fünf verschiedenen Völkerstämmen Afrikas wollten heute durch die Taufe ein Eigentum Jesu werden. Sie hatten ein langes, weißes Gewand an, wie es die Männer dort an Festtagen gern tragen. Aber einer der

Kranken, ein sechzehnjähriger Junge, konnte nicht mehr aufrecht gehen. Auf Händen und Knien kroch er mühsam zum Taufisch heran. Doch sein armes, entstelltes Gesicht strahlte vor Freude!

Wieviel Herzeleid und Krankheitsnot hat doch der Sündenfall über die Welt gebracht! Aber Jesus ist kommen, der starke Erlöser! Er will zuerst den Sündenausatz, der an unserer Seele nagt, wegnehmen, uns später im Himmel einen neuen, herrlichen Leib schenken und einmal alle Tränen abwischen!

(Bruchhaus.)

2. Anima naturaliter christiana

Aussprüche des chinesischen Weisen Laotse (um 550 v. Chr.)

„Des Menschen Herz ist unzuverlässig, Taos (d. h. Gottes) Herz ist tief, ist lauter, ist eins“ d. h. immer dasselbe.

„Es gibt ein Wesen, unbegreiflich, vollkommen, bevor Himmel und Erde entstanden. So still, so übersinnlich! Es allein beharrt und wandelt sich nicht. Durch alles geht's und gefährdet sich nicht. Man darf es ansehen als der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen . . . Der Namenlose ist Himmels und der Erde Urgrund . . . Hervorbringen und nicht besitzen, machen und nichts darauf geben, großziehen und nicht beherrschen — das heißt tiefe Gütigkeit.“

„Wer sich selbst kennt, ist erleuchtet.“

„Wer das Ewige kennt, ist umfassend; umfassend, daher gerecht; gerecht, daher ein König; ein König, daher des Himmels; des Himmels, daher Taos.“

„Der heilige Mensch tut nichts und ist doch nicht untätig: Wandel, nicht Rede, ist seine Lehre . . . Er tut und gibt nichts darauf. Er vollbringt Verdienstliches und verweilt nicht dabei . . . Darum ist der gute Mensch des Nichtguten Erzieher; der nichtgute Mensch des Guten Schatz, d. h. was ihm hilft, seinen Beruf zu erfüllen.

„Der heilige Mensch ist in der Welt voller Scheu, daß er durch die Welt sein Herz verunreinige . . . er beschäftigt sein Inneres, nicht seine Augen . . . Er umfaßt das Eine und wird der Welt Vorbild. Nicht sich sieht er an, darum leuchtet er; nicht sich gefällt er, darum glänzt er; nicht sich preiset er, darum hat er Verdienst; nicht sich erhöht er, darum steht er hoch. Er streitet nie, darum kann keiner in der Welt mit ihm streiten . . . Ein wahrhaft Vollkommener — und alle kehren sich zu ihm.“

„Wer das Ewige kennt, ist Taos, daher fortdauernd: er küßt den Körper ein ohne Gefährde.“

(Nach W. von Strauß und Tornen.)

Aussprüche des Konfucius (um 500 v. Chr.)

„Im Wesen sind die Menschen einander verwandt, durch Gewöhnung fremd . . . Die Himmelsbestimmung heißt Wesensnatur.“

„Das Wesen des Heiligen entspricht seiner Bestimmung.“

„Der Mensch soll nicht murren gegen den Himmel . . . Ansehen und Reichtum sind vom Himmel . . . Aber der Himmel redet nicht, sondern wirkt.“

„Im Zorn verlangt man nicht das Korrekte, in Furcht oder Vorliebe oder Betrübnis erlangt man nicht das Korrekte.“ „Ist das Herz nicht bei sich, hört und schmeckt man nicht.“

„Schweigen geht über Reden, denn der Himmel spricht nicht.“

„Große Tugend erlangt sicherlich ihre Belohnung.“

„Selbstvervollkommnung ist Humanität.“

„Recht ist das Wesen des Edlen, und mit Anstand übt er es aus.“

„Der Edle fürchtet sich nicht, seine Fehler zu korrigieren. Fehler haben ohne sie zu bessern — das ist Fehler zu nennen.“

„Treue und Glauben als Hauptsache halten und der Gerechtigkeit nachjagen, das ist Erhöhung der Tugend.“

„Der Edle hat vier Grundsätze: dem Vater dienen, wie man's vom Sohn verlangt; dem Fürsten dienen, wie man's vom eigenen Diener verlangt; dem älteren Bruder dienen, wie man's vom jüngeren verlangt; den Freunden zuerst bieten, was man von ihnen verlangt . . . Der Humane wünscht selbst eine Stellung und hilft anderen dazu, er wünscht eigene Anerkennung und gewährt sie auch anderen.“

Ein Schüler des Konfucius fragte diesen einmal, ob es ein Wort gebe, das als Regel fürs ganze Leben gelten könne. „Ist nicht Gegenseitigkeit ein solches Wort?“ antwortete der Meister. Vgl. Matth. 7, 12.

(Nach E. Faber.)

Sprichwörter der Hakka-Chinesen

1. Wo Wein und Fleisch ist, gibt es viele Brüder, trifft aber Unglück ein, so sieht man keinen wieder.

2. Zeichnet man einen Tiger, so kann man nur seine Haut, nicht seine Knochen zeichnen, und kennt man einen Menschen, so kennt man doch nur sein Gesicht, nicht sein Herz.

3. Kehre den Schnee vor deiner Türe, und kümmere dich nicht um den Reif auf fremden Dächern.

4. Auf den Bergen gibt es noch gerade Bäume, aber in der Welt keine geraden Leute mehr.

5. Beschuldige dich selbst, wenn du auf keinen grünen Zweig kommst; klage nicht die Sonne der Parteilichkeit an.

6. Wenn du zur Zeit nicht räucherst, so wirst du in der Not Budhas Füße vergeblich umklammern.

7. Wenn der Baum auch noch so hoch ist, fallen seine Blätter doch zur Wurzel zurück (etwa: „Recht muß doch Recht bleiben“).

8. Wage und Gewicht muß zusammenbleiben, und Mann und Weib auch.

9. Ein Zoll Zeit ist ein Zoll Gold; aber mit einem Zoll Gold kannst du keinen Zoll Zeit kaufen.

10. Die Guten strömen Wohlgeruch aus auf 100 Aonen, die Bösen hinterlassen Gestank für 10 000 Jahre.

11. Des Menschen Herz ist wie Eisen; aber das Gerichtsverfahren wie eine Schmelze.

12. Der Reichtum ist gemein wie der Mist; Liebe und Gerechtigkeit kostbar wie tausend Goldstücke.

13. Geht's der Rahe nach Wunsch, so wird ein wilder Tiger daraus; verliert aber der Adler die Federn, so wird er doch nicht zur Henne.

14. Keusche Jungfrauen gibt es wenig unter dem Himmel, aber Buddhistenpriester, die in Wahrheit fasten, gibt es gar keine.

15. Der Himmel braucht nur eine Weile, um sich zu ändern; der Mensch aber braucht ein ganzes Leben dazu.

16. Wenn man Wasser trinkt, soll man der Quelle eingedenk sein.

17. In den Himmel führt kein Weg, und in die Tiefe keine Türe.

(Nach Miss. Reusch, Mag. 82, 311.)

„Heiden“

„Man nennt uns Heiden,“ sagt Sundar Singh einmal. „Man denke sich, meine Mutter eine Heidin! Würde sie jetzt noch leben, so wäre sie gewiß eine Jüngerin Christi. Aber schon in ihrer Väterreligion war sie so fromm, daß man lachen muß beim Namen „Heidin“. Sie betete zu Gott, sie diente Gott, sie liebte Gott viel wärmer und inniger als viele, viele Christen. Bei uns in Indien gibt es, so viel ich sehen kann, mehr Menschen, die ein geistiges Leben führen, als im Abendlande, obgleich sie Christum nicht kennen und anerkennen. Sie leben getreu nach dem Licht, das Gott ihnen gegeben... Ihr Christen habt die Sonne des Heils, aber wie viele sind es, die sich darum kümmern? Die Menschen leben ja nur für diese Erde... Bei uns in Indien gibt es viele, viele, welche ein heiliges Leben führen. Die Christen haben von Gott einen Schatz als Geschenk empfangen, der allein wert ist, daß man ihn besitzt, nämlich Christus; und doch können viele von ihnen das weltliche Leben nicht lassen, und nicht darauf verzichten, sondern haben nicht nur die Hände voll von der Welt, sondern auch ihr Herz. Aber die Inder verlassen die Welt und entsagen sich selbst, ohne zuvor einen Reichtum von Gott erlangt zu haben. Die „Heiden“ suchen nicht nur einige Tage und Monate, sondern Jahre lang ernstlich und angestrengt nach der Wahrheit. Sie haben in diesem Suchen viele Leiden auszustehen. Bei euch Christen ist man schon nach zehn Minuten müde.

Die Namenschriften nennen die Menschen in den nichtchristlichen Ländern ‚Heiden‘. Es ist ja auch wahr, daß die Leute dort Götzenbilder anbeten; allein im Abendland beten sich die Menschen selbst an, und das ist noch schlimmer. Die Völker des Abendlandes haben Wissenschaft und Philosophie gesucht und gefunden. Sie verstehen es, die Elektrizität auszunützen und in der Luft zu fliegen. Die Menschen des Orients haben die Wahrheit gesucht. Von den drei Weisen, die nach Palästina gingen, um Jesus zu sehen, kam keiner aus dem Abendlande.“

(Aus Heiler, „Sundar Singh“.)

Wie Gandhi dem Reiche Gottes zu dienen sucht

Von Wilhelm Mensching*)

Als Gandhi zum letzten Male aus dem Gefängnis kam, sagte er, seine Absicht sei, „das Reich Gottes in Indien zu bauen“.

Indien hat etwa 320 Millionen Einwohner. Nach der Schätzung der britischen Regierung sollen vielleicht zwei Drittel dieser Bevölkerung, also um 200 Millionen Menschen herum, Anhänger Gandhis gewesen sein, als er durch Aufruf zur Verweigerung jeglicher Mitarbeit am öffentlichen Leben den gewaltlosen Kampf um Indiens Befreiung führte.

a) Das politische Gebiet

Ich erlebte im Jahre 1919 in Indien ein Niederlegen der Waffen, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Besonders lebhaft steht mir noch der Hartatag, der von Gandhi zum Beginn seines gewaltlosen Widerstandes ausgerufen wurde und Betschtag, vor Augen, wo die englischen Truppen in den Straßen von Belgaum so unnütz, so zwecklos erschienen gegenüber einer Kraft, die da jetzt auf den Plan getreten war. Tag und Nacht lagen die Truppen auf der Bahn, um bald hier, bald dort in dem Riesenreiche eingesetzt zu werden. Denn überall flackerten Unruhen auf oder war der Bürgerkrieg schon in vollem Gange. In Anritsar gab es Tausende an Verwundeten und Toten. An manchen anderen Stellen hatten die Maschinengewehre auch schon gemäht. Bengalen war schon vor dem Kriege das Land der Bombenattentate. Aber nie war es in Indien so unruhig wie nach dem Waffenstillstande 1918/1919, als den Indern und den Mohammedanern die heiligsten Versprechungen gebrochen waren. Dazu durchzogen das Land bolschewistische Agitatoren. In unserem Gefangenenlager saßen schließlich mehr Bolschewisten als Deutsche und Österreicher. Selbst an uns gefangene Deutsche trat man heran, ob wir nicht im Kampfe gegen die Engländer mitmachen wollten.

*) Von dem Verfasser des neu erschienenen Buches: Im vierten Erdteil. Kulturfragen Amerikas. (Harber, Wernigerode).

Und wie mit einem Schlage war dieser Bürgerkrieg, der in einem Gebiete so groß wie Europa ohne Rußland an zahlreichen Stellen aufgeflammt war, zu Ende, als Gandhi die Führung des Volkes übernahm und zur Buße, zur Buße der Tat, zur Selbstläuterung, zur Abkehr von Alkohol, Opium, Kastengeist, Prostitution, Luxus und Haßgefühlen, zu Feindesliebe, zur Überwindung des Bösen durch Gutes und Abstinenz vom Bösen aufrief. Gandhi sagte vier Jahre später: „Der wichtigste Boykott war der Boykott der Gewalt . . . Trotz der schweren Fehler erlaube ich mich zu sagen, daß die Propaganda der Gewaltlosigkeit den Ausbruch physischer Gewalt verhinderte, die sicherlich losgebrochen wäre, wenn die gewaltlose Mitarbeitsverweigerung nicht ins Leben getreten wäre.“

„Wir können die Engländer nie als unsere Feinde ansehen, sondern nur als unsere Brüder, die wohl gegen uns stehen, aber doch denselben Vater haben. Wenn wir uns in den alten Wegen des Hasses und der Feindschaft bewegen, wird Gott uns im Stiche lassen und kann keine Partei ergreifen.“ Das waren die Gedanken, die Gandhi immer wieder durch sein Wort wie durch sein Verhalten ausbreitete.

b) Das religiöse Gebiet

Dreihundert Jahre sind es auch bei uns nicht her, daß Menschen sich um ihrer Religion willen bekriegten. Indien lebt bis in unsere Tage noch ständig in diesem Zustande, daß blutige Kämpfe und Morde zwischen verschiedenen Religionen, besonders den Hindus und den Mohammedanern, an der Tagesordnung waren. Es war etwas in der indischen Geschichte Unerhörtes, als es Gandhi gelang, diese beiden Religionsgemeinschaften zu verbünden. Auch hier auf religiösem Gebiete ist es gelungen, die Wurzel des Kampfes, den Haß, in weitem Umfange durch das positive Gegenteil: Freundschaft, Achtung und Liebe, zu ersetzen. Gandhi hat dazu mehr beigetragen durch sein eigenes Verhalten als durch Worte, so u. a. durch sein Verhalten, als er von einem Mohammedaner niedergeschlagen war. Ein 21tägiges Fasten legte er sich 1924 auf um der immer noch nicht endenden Kämpfe der Religionen willen. Gegen Ende dieses Fastens schrieb er: „Jetzt muß ich wieder aus der Welt des Friedens in die Welt des Streites. Je mehr ich daran denke, desto hilfloser fühle ich mich. So viele erwarten, daß ich die Parteien zur Einigung bringe. Ich weiß, ich kann nichts tun, Gott allein kann alles. O Gott, mache mich zu einem rechten Werkzeuge und brauche mich, wie du willst.“

c) Kastenwesen

Rund 55 Millionen „Unberührbare“ gibt es Indien. Ihre Einbeziehung in das soziale Leben des Volkes ist etwas, was man viel-

leicht mit der westlichen Sklavenbefreiung auf eine Stufe stellen kann. Die Befreiung der Kastenlosen ist einer der Hauptpunkte des Gandhiprogramms. Niemals vorher hat sie solche Fortschritte gemacht. Ein Gandhianhänger erzählte mir: „Wir führten eine Handvoll Kastenloser in den Tempel, dessen orthodoxe Priester ihnen den Eintritt verwehren wollten. Wir schlossen um die Kastenlosen einen Ring, um sie vor Schlägen zu schützen. Mit gefalteten Händen standen wir da, ließen Schläge und Beschimpfungen über uns ergehen und sagten freundlich herzlich zu den Priestern: „Brüder, wenn dies wirklich ein Haus Gottes ist, dann muß Gott hier auch für jeden nahbar sein.“ Schließlich wurde Militär herbeigehtolt zum Schutz des Eigentums, wir gingen aber trotzdem immer weiter in den Tempelbezirk hinein, bis die Bajonettspitzen unsere Haut berührten. Dann standen wir dort sechs Wochen, ohne zurückzuweichen. Die Soldaten wurden abgelöst, und wir Gandhianhänger lösten einander ab. Wir standen im schlimmsten Sonnenbrande und standen in Überschwemmung bis an die Brust im Wasser, bis endlich die Priester nachgaben. Und wer war glücklicher als wir und dankbarer und freundschaftsbereiter! So haben wir auch auf diesem Gebiete die Kraft der Seele, der Wahrheit und der Liebe angewandt, die Gandhi uns lehrte, wie auf anderen Gebieten.“

d) Hunger und Armut

Ständig sollen in Indien jetzt siebzig Millionen Menschen hungern, dreißig Millionen sollen in den letzten vierzig Jahren verhungert sein. Die hungernden Einwohner ganzer von Mißernte heimgesuchter Bezirke hat Gandhi längst vor 1919 bei ihren Steuerweigerungen geführt, hat sie vermocht zur unbeirrbaren Freundlichkeit gegenüber den Beamten und zur Unbeugsamkeit im Steuerverweigern bis zum Siege durch Gütigkeit und Opferbereitschaft. 1917 gelobte er beim Streike der Fabrikarbeiter in Ahmedabad, keinen Bissen zu essen, bis die Arbeiter ihre Lohnerhöhung hätten oder selbst vom Streike zurückträten. Und er wußte in ihnen die Kraft zum Durchhalten zu festigen und wußte in ihnen Gedanken der Bergpredigt lebendig zu machen. Am meisten tat er für die Überwindung des grenzenlosen indischen Hungerelendes durch die Einführung des Heimspinnens und Heimwebens.

e) Sittliches Gebiet

Rechnen wir dazu, daß er in einem solchen Riesengebiete ein groß Teil der Arbeitslosigkeit fortgeschafft hat, nun noch dies, daß im Verlaufe der Gandhibewegung bis jetzt fünf indische Staaten Alkoholverbot haben, andere große Landstriche es dringend von der

alkoholschützenden britischen Regierung fordern, daß durch den Einfluß dieses Mannes siebenzig Prozent aller Raneiben und Lasterstätten in einem Gebiet von der Größe des außerrussischen Europa verschwunden sein sollen, daß es ebenso mit der Prostitution sein mag, daß viele Mitarbeiter Gandhis wie etwa Das und Motilal Nehru ihr ganzes Vermögen bis in die Hunderttausende hinein fortgaben usw. usw.

Wann hat Europa zuletzt einen Mann solcher Wirkungen gehabt?

f) Die innere Neugeburt

Dieser Mann schrieb am 28. 4. 1920: „Es bedeutet entschieden eine Abkehr von meinem eigentlichen Wesen, einer Organisation anzugehören, die ausschließlich und ausgesprochen politisch ist. . . Ich gestehe offen, daß in meinem Plane für die nationale Erneuerung die politischen Reformen erst an zweiter Stelle kommen.“ In Südafrika sagte er: „Ich trage die Maske eines Politikers, bin aber im Grunde ein religiöser Mensch.“

Alle seine großen politischen Trümpfe, die er 1921/22 mit den Massen des Volkes in der Hand hatte, gab er sofort auf, als sein Volk vom Wege zum Gottesreiche abging und sich zur Gewalttätigkeit verleiten ließ. J. H. Holmes schreibt von ihm: „Gandhi ist überwiegend ein geistlicher Führer. Er ist ein ergebener Anwalt Gottes und ein ständiger und brünstiger Betätiger des Gebets. Er bezeugt: Keine meiner Handlungen ist ohne Gebet getan.“ St. Jones erzählt: „Bei meinen Unterredungen mit ihm kam es ganz natürlich so, daß ich ihn bat, wir möchten zum Schlusse unseres geistlichen Besammentreffens das Haupt beugen im Gebet. Man fühlte, daß es ohne diese schließliche Berührung nicht vollständig gewesen wäre.“

Das Ziel seiner ganzen politischen Bewegung ist Buße, Sinnesänderung, Läuterung der Seelen. Die Woche der Erinnerung an das furchtbare Blutbad von Amritsar sollte sein „eine Woche der Läuterung, der Gewissensprüfung. Keine Spur von Bitterkeit sollte zu finden sein, kein hartes Wort, nichts als vollkommene Furchtlosigkeit und Festigkeit“. Ihm liegt unendlich mehr an der Sinnesänderung seines Volkes als an der politischen Befreiung. Am schwersten leidet er unter den Sünden des eigenen Volkes: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß ich die Bluttat von Amritsar nicht so tief beklage wie die Mordtaten, begangen an Engländern, und die Zerstörung ihres Eigentums durch uns“ (16. Juni 1920). Ein Volk, das in einem einzigen Jahr einen Fluch überwinden könnte, unter dem es ein ganzes Zeitalter gelitten, ein Volk, das die Trunksucht ablegen könnte wie man die Kleider ablegt, ein Volk, das zu seinem ursprünglichen Handwerk zurückkehren und von einem Tag auf den anderen seine freie Stunden so verwenden könnte, daß im Laufe

eines einzigen Jahres Stoffe im Werte von 600 Millionen Rupien hergestellt würden, ein solches Volk wäre ein wahrhaft gewandeltes Volk. Seine Wandlung müßte die ganze Welt beeinflussen, und auch für Spötter zum überzeugenden Beweis vom Dasein Gottes und seiner Gnade werden“ (29. Sept. 1921).

So wendet er sich in einem fort an seine Anhänger. Er macht ihnen einen glatten Strich durch ihre politischen Hoffnungen, als sie sich zum Bösen hinreißen lassen durch die Schuld der Feinde. Er zerbricht selbst die siegreiche politische Bewegung: „Die Gegner mögen frohlocken über unsere Demütigung oder sogenannte Niederlage. Es ist besser, der Feigheit und Schwachheit geziehen zu werden als der Verleugnung unseres Eides und der Sünde gegen Gott schuldig zu sein“ (16. Febr. 1922).

An den Herzog von Connaught schreibt er (9. Febr. 1921): „Jeder, dem darum zu tun ist, kann sehen, daß es sich um eine religiöse und läuternde Bewegung handelt. Wir lassen ab von der Trunksucht. Wir versuchen Indien vom Fluche der Unberührbarkeit zu erlösen. Wir versuchen, die trügerische fremde Macht abzutun.“

Für seinen zwanzigjährigen gewaltlosen siegreichen Kampf in Südafrika um die Rechte der Inder, wo ihn oft alle als Phantasten im Stiche ließen, gewann er seine treuesten Freunde in jenen sechzehn Leuten, die ihn niedergeschlagen hatten im Zorn, und für die er dann die Schuld auf sich nahm. Stellvertretendes Leiden für die Fehler seiner Anhänger und Gegner, stete Bereitschaft zum Vergeben, eine schlichte Demut, die sich selbstverständlich mit Leidenden gleichsetzt, das sind wohl — soweit ich sehe — die Mittel, mit denen Gandhi an seinem Teile mitgewirkt hat am Kommen des Reiches Gottes.

Das einzige Bild, das Dole neben ein paar Photographien in Gandhis Zimmer fand, war das des Gekreuzigten. St. Jones schreibt: Einer der Führer der Volksbewegung rief aus: „Ich habe nie verstanden, wovon eure Missionare redeten, bis ich den Sinn des Kreuzes sah in Gandhi.“

Der führende soziale Denker Indiens schrieb: „Was die Missionare nicht fertiggebracht haben in fünfzig Jahren, das hat Gandhi durch seine Gerichtsverhandlung und Einkerkierung getan: Er hat die Augen Indiens auf das Kreuz gerichtet. Er hat Ernst damit gemacht, daß auf diesem Wege Kraft liegt, die feinste und Endform der Kraft.“

Der christliche Inder Sheram S. Singha sprach vor kurzem seine Bewunderung aus über den Umschwung, der sich in der Stellung Indiens zu Jesus vollzogen habe. Man brauche Jesus den Indern nicht mehr aufzudrängen, vielmehr kämen die führenden Geister Indiens selbst von sich aus fragend: „Was ist es um Jesus?“ Und

das, obwohl der Weltkrieg und das Verhalten der Verkündiger des Christentums in diesem Kriege den Indern erst recht einen Ekel erregt habe vor dem „Christentum“. Trotzdem kämen jetzt die führenden Männer und Frauen Indiens fragend zu Jesus. Das habe vor allem Gandhi veranlaßt, der so stark wie kein anderer durch Wort und Wandel seine Landsleute auf Jesus hinweise.

(Aus „Neue Jugend“ 1929, 48.)

Ehrlichkeit eines Indianers

In einem Missionshaus am Winnipeg-See erschien an einem kalten Wintermorgen ein wild aussehender Indianer. Ohne anzuklopfen trat er in die Küche, legte ein großes Stück Wildbret auf den Tisch und sagte zum Missionar: „Das gehört dir.“ „Nein,“ sagte der Missionar, „ich kenne dich gar nicht und habe noch nie mit dir geteilt. Ich will es dir bezahlen.“ „Ich nehme nichts dafür, es gehört dir.“ „Wie kommst du dazu, mir ein Geschenk zu machen?“ fragte der Missionar. „Bist du nicht letzten Winter am Burntwood-Fluß gewesen mit schwer beladenen Schlitten? Kam damals nicht ein furchtbarer Schneesturm, der dir das Reisen unmöglich machte und alle Wege verdeckte?“ — „Jawohl!“ — „Weißt du noch, daß du dort ein Loch gegraben hast, um einige schwere Stücke darin zu vergraben und so den Hunden ihre Last zu erleichtern?“

Ja freilich! So lebhaft als nur möglich erinnerte der Missionar sich an jenen schrecklichen Tag. Er war über hundert Stunden von seinem Hause fort und wollte in einer entfernten Gegend predigen. Obwohl 61 Hunde seinen Schlitten zogen und vier Indianer ihn mit Schlitten begleiteten, so war doch für Mensch und Hund keine Spur des Weges mehr zu sehen. Alles verweht! Um nun im tiefen Schnee leichter voranzukommen, grub man einen Teil der Nahrungsmittel in Schnee und Eis ein, um es auf der Rückreise wieder auszugraben. Auf dem Rückweg entdeckte man, daß ein Paket, in dem ein großes Stück Fleisch sich befunden hatte, leichter geworden war, doch man achtete nicht weiter darauf. Seitdem waren Monate vergangen. Jetzt erschien jener Indianer im Missionshaus und erklärte: „Zur Zeit jenes Schneesturms war ich auf der Jagd. Doch ich erlegte kein Tier. Der Hunger überfiel mich und ich hatte nichts zu essen. Da kam ich an jene Grube. Ich sah, daß du sie gemacht hattest und dachte, der Missionar ist der Freund der Indianer, wäre er hier und wüßte von meinem Hunger, er gäbe mir gewiß zu essen. Da er nun nicht hier ist, darf ich mir wohl etwas von seiner Nahrung nehmen. Ich tat es; und nun bringe ich dir wieder, was ich in meiner Not dir genommen.“ Zwanzig Stunden weit hatte der ehrliche Mann das Wildbret getragen, um es dem Missionar als Wiedererstattung zu geben? Sind wir Christen auch immer so ehrlich?

Meine alte schwarze Mutter

Von Wilhelm Menßing*)

Im innersten Afrika gab es vor dem Kriege manche Gegend, in die noch kein Weißer gekommen war. In die Hütten und Behöfte manches abgelegenen Gebirgstales war nur erst die Kunde gedrongen, es seien „glühend rote Wesen“ ins Land eingefallen. Sie seien „wie Menschen“. Bei ihren Durchzügen hätten sie Leute gegriffen oder aus den Hütten geholt und sie als Träger mitgenommen, weit fort ins Land feindlicher Stämme. Auch Lebensmittel für ihre großen Karawanen hätten sie aus den Speichern und von den Feldern geholt, ebenso Vieh von der Weide, von der Tränke oder aus den Höfen; und wenn jemand sich dagegen hätte zur Wehr setzen wollen, dann hätten sie aus Baumästen in ihren Händen Blitz, Donner und Tod geschleudert. Manchmal erschienen sie wieder im Lande und holten sich Leute zu Zwangsarbeiten, wobei es furchtbar viel Prügel mit der Nilpferdpeitsche und nichts an Essen gäbe, wie man es gewohnt sei.

Bei unseren Reisen in Ruanda fanden wir öfter ganz menschenleere Dörfer, aus denen beim Herannahen der „Roten“ alle Bewohner mit allem Vieh geflohen waren. Höchstens fand man ein altes Männlein oder ein altes Weiblein, das nicht mehr hatte fortlaufen können, irgendwo in einem Winkel verkrochen. Aschgrau war es vor Angst, und alle gebrechlichen Glieder schlotterten ihm vor diesen Wesen, die ähnlich waren „wie Menschen“, unter denen man aber Geisterwesen aus dem Totenreiche, dem Geisterreiche oder dem Himmel vermutete, weil sie die Geisterfarbe hatten. Das allergrößte Entsetzen erregte aber ein Weißer auf einem Reittiere. Esel, Pferde, Maultiere und Reiter kannte man vor dem Kommen der Europäer in Ruanda nicht. Was war das für ein Wunderwesen, was für ein Geisterpfuf! Unten vier Beine wie eine Kuh, darüber aber zwei Arme und Hände wie die eines vom Tode Erstandenen! Und zwei Köpfe! Und in jedem Kopfe zwei Augen, zwei Nasenlöcher usw. Eine Mähne wie ein Löwe! Wie war es eben herangesprungen! O weh, und nun plötzlich riß sich dies Wesen auseinander, teilte sich in zwei, und beide waren wieder ganz und gingen und sprangen hierhin und dorthin; das eine wie ein Mensch, das andere wie eine hornlose Kuh mit Löwenmähne! Unerhörter Spuk dieser Geisterwesen mit Donner und Blitz!

Selbst wenn man nach und nach weniger scheu gegenüber uns selbst wurde, so blieb man unseren Reittieren, den „Ungeheuern“ gegenüber noch lange mißtrauisch.

*) Von dem Verfasser des neu erschienenen Buches: Im vierten Erdteil. Kulturfragen Amerikas. (Harder, Wernigerode).

Im Jahre 1913 ritt ich eines Tages früh fort, um im Urwald Holz fällen und sägen zu lassen. Das dicht besiedelte Weideland Ruanda ist sehr holzarm. Nutzholz für Bauten und Möbel findet sich eigentlich nur in dem Urwaldstreifen, der hoch oben die Schluchten der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo bedeckt. Dort sind die Pässe schon über zweitausend Meter hoch. Der Weg nach dort war sehr anstrengend. Bald ging es an schwindelnden Schlünden entlang, dann wieder durch tiefeingerissene Täler und steile Hänge hin. Längere Strecken waren sehr schlüpfrig, dann wieder stand man vor schwer erklimmbaren Felsenfeldern und Brüchen. Es war ein Hochalpengebiet, nur lag anstatt Schnee Pflanzengrün überall, wo die Würzelchen sich nur halten konnten. Soviel wie irgend möglich ließ ich mich von meinem starken, hellgrauen Maultiere tragen. Auf schlüpfrigen Pfaden abwärts zu reiten, war zwar unmöglich, sonst aber staunten meine schwarzen Begleiter immer wieder: „Nein! Seht doch bloß! Dies Ungeheuer! Es klettert wie eine Ziege!“

Wir waren etwa einen guten halben Tag geklettert. Je höher wir stiegen, desto höher war auch die Sonne gestiegen und mit ihr unsere Erschöpfung und unser Durst. Wir waren fast genau unter dem Äquator und es war die schwülste Zeit des Jahres. Da plötzlich liegt vor uns eine ganze Anzahl Gehöfte, umgeben von kleinen Felderchen und Weideland. „Hier können wir uns an etwas Milch erquicken und rasten“ ist unser erster Gedanke. Wir treten ans erste Hofstor heran und rufen, — aber keine Stimme antwortet. Beim nächsten ist es ebenso, und so weiter. Auch wenn wir in die Gehöfte eintreten, ist nicht Mensch noch Tier zu entdecken. Also wieder einmal alles vor uns geflohen!

Bei einer Wegbiegung werden wir plötzlich eines besonders stattlichen Gehöftes ansichtig und eines großen, freien Platzes davor. Offenbar ist es der Hof des Umutware, des königlichen Beamten oder Grafen, der dies Gebiet zu verwalten hat. Und während wir auf den Platz zureiten und schreiten, tritt aus dem Hofstore eine alte Frau. Auf einen hohen Stab gestützt, geht sie noch aufrecht und rüstig einher, obwohl sie schon ergraut ist. Sie ist nicht geflohen, tritt uns vielmehr mit einem Willkommenstrunk entgegen. Auch als ich auf meinem hohen Tiere herannähe, die Hand ausstrecke, sie anrede und abspringe, steht sie in gleich gelassener freundlicher Furchtlosigkeit da und reicht mir dann den Krug Milch. Ich genieße den erquickenden Trunk, und nun entspinnt sich ein Gespräch. Wohin ich wolle, möchte sie gern wissen. „In den Urwald?“ sagt sie ganz erstaunt, „und dort wochenlang bleiben? Ja, wer sorgt denn dort für dich? Wie, du hast noch keine Frau? Und deine Mutter? Die ist weit weg? Ja, wie weit denn, wieviel Tagereisen? Beinahe drei Monate bist du gereist von deiner Mutter bis hierher? Junge! — ich war 24

Jahre alt — und jetzt willst du in den Urwald, wo es keine Röhre und keine Milch gibt, und dort wochenlang bleiben? Ich bin deine Mutter! Ich will dir jeden Tag Milch schicken!“ Dabei lag ein so mütterlicher Schein auf ihrem alten, guten Gesicht, daß alle Entfremdung verschwunden war. Ich mußte fröhlich und dankbar lachen, und sie lachte, und nach und nach klang in unser Lachen auch das der Männer herein, die erst scheu geflohen waren oder sich vertrocknet hatten und die alte Dorfmutter oder Landesmutter hatten vorgehen lassen, jetzt aber furchtlos geworden wieder vorsichtig über die Hecken guckten. Es ergögte sie auch, daß ihre Mutter nun ihren neuesten Sohn gefunden hatte, und wie sie mit ihm umging. Ich mußte ihr nun noch erzählen, daß ich aber doch schon eine Braut hätte, und daß ich, wenn ich aus dem Urwald zurückkäme, mich aufmachen wollte, ihr entgegenzureisen, und daß wir nach ein paar Monaten wieder in dies Land zurückkehren würden. Als sie das erfuhr, mußte ich ihr fest versprechen, sie erst einmal auf dem Rückwege vom Urwald wieder zu besuchen und dann auch ihr meine Frau mitzubringen; denn darauf habe sie als meine Mutter ein Recht, sie auch kennenzulernen.

Durch dieses Erlebnis noch mehr als durch die schöne frische Milch erfrischt, reisten wir nach unserer Rast weiter und erreichten bald den Urwald. Solange wir dort waren, stellte sich täglich ein Bote der alten Muka Katira ein und brachte uns von ihr die schönste Milch. Als unsere Arbeit im Walde vollendet war, wurde Muka Katira noch einmal besucht. Diesmal war aber kein Mann mehr geflohen. Dann stiegen wir talwärts, und wenige Wochen später waren die Vorbereitungen beendet für eine Reise zwanzig Tage ostwärts zum Ufer des Vittoria-sees. Von dort ging es nach der Hochzeit wieder westwärts. Bald rief mich der Dienst auch von neuem in den Urwald. Diesmal zog nun meine Frau mit, um die ganze Pracht afrikanischen Urwaldes kennenzulernen und um Muka Katira zu begrüßen. Mit welcher Freundlichkeit nahm diese uns auf! Wie mütterlich redete sie auch mit der jungen Frau ihres Jungen. Inzwischen sei sie, so erzählte sie, während meiner Abwesenheit auch über unsere Station gekommen und habe alle dortigen Anlagen gesehen und sich daran erfreut. Sobald sich die Gelegenheit biete, wolle sie uns in unserem Heime besuchen; denn sie müsse doch sehen, wie es ihrem Jungen gehe. Vorerst wolle sie uns wieder während unseres Urwaldaufenthaltes mit Milch versorgen.

Das hat sie auch in aller Treue getan; aber aus ihrem geplanten Besuche in unserem Heime ist nichts mehr geworden. Kurze Zeit nach unserer Heimkehr aus dem Walde brach der Krieg aus und riß uns fort aus jener Gegend und aus Afrika überhaupt.

Ein Sprichwort der Ruanda sagt: „Freundlichkeit und Menschlichkeit findet schon Empfänglichkeit!“ Nach dieser alten Weisheit,

die Gott auch in die Herzen von Afrikanern gelegt hat, hatte Muka Kafira gehandelt, als die Männer ihres Dorfes vor dem ungeheuerlichen Geisterwesen davontiefen. Die Verwandten des Kuandaadels, die Massai, haben ein Sprichwort: „Zuerst leckt die Kuh das Kalb; dann leckt auch das Kalb die Kuh wieder!“ Das ist ihr Rat für das Verhalten der Mütter und Älteren gegenüber Kindern und Ungebärdigen. In solcher Kraft und Weisheit siegender, gewinnen der, furchtloser Freundlichkeit trat jene alte Negerin als Landesmutter für die Verängstigten den unheimlichen „Roten“ entgegen. Und in solcher unwillkürlichen Mütterlichkeit empfand sie auch sofort den Wildfremden gegenüber und sah mit mütterlich erfahrenem Blick sogleich, was ihm fehlte und womit sie ihm eine Freunde machen konnte, die er nicht wieder zu vergessen vermochte.

Ein Blick in die Religion der Njika (Ostafrika)

Von Missionar Tr. Bachmann

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß es die Religion eines unverdorbenen afrikanischen Volksstammes ist. Vielleicht sind heute in Afrika keine unverdorbenen Volksverbände mehr zu finden.

Ich beschreibe einen Landes-Buß- und -Bettag vor der Saatzeit, wie er bei verschiedenen Häuptlingen des Landes abgehalten wurde. Die Leute sind alle Bauern, und als solche wissen sie, daß sie mehr vom Wetter abhängen als Menschen in anderen Berufen. Sie müssen beten und Buße tun, um zu erhalten, was sie brauchen. Anders ist eine gute Ernte undenkbar.

Der Häuptling ordnet an, daß sein Volk an einem gewissen Tag im November sich bei seinem Wohnsitz versammle. Der Tag wird bestimmt durch die Auf- und Untergangszeit des Mondes; denn Kalender haben die Leute nicht, auch keine Wocheneinteilung. Männer, Frauen und Kinder kommen zum Gebet. Zuerst vergnügen sie sich durch Reigentänze nach dem Takt der Trommel, verschiedener Pfeifen und dem Klatschen der Hände. Die Männer werfen Speere und legen Gewehre an, als ob sie gegen einen Feind zu kämpfen hätten. Nach ihrem Glauben ist er auch da: die Luft ist bevölkert von bösen Geistern, die Böses tun wollen und Böses tun können. Die Frauen stoßen Triumphrufe aus und trillern in die höchsten Höhen. Alle sind in freudigster Stimmung, denn: heudet betet der „Vater“ für uns und unsere Felder. Heute setzt er uns in Verbindung mit denen im Totenreich! Die Njika verehren die Vorfahren, die sie sich lebend und herrschend im Totenreich denken. Das Totenreich befindet sich inmitten der Erde und ist ein herrliches Gefilde.

Sobald die verschiedenen Dorfschaften sich versammelt haben, wird es dem Häuptling gemeldet, und er erscheint mit den Großen seines Volkes. Wie auf Kommando schweigen die Trommeln, die Pfeifen,

wie auch das Händeklatschen und der Gesang. Der Tanz, das Speerwerfen und das Anlegen der Gewehre hört auch auf. Zuerst wird der Häuptling knieend begrüßt. Dann hält er eine kurze Rede. Bei jedem Satze antworten die Leute durch Händeklatschen, das in diesem Falle freudige Zustimmung bedeutet. Er sagt etwa Folgendes: „Ihr wißt, daß der Regen gekommen ist (seit Anfang Mai bis Anfang November gab es keinen Regen), ihr wißt, daß wir wenig Zeit haben, die Felder zu bestellen. Bestellen wir sie nicht zur rechten Zeit, so gibt es keine Ernte. Ich sage euch, arbeitet die ganze Sonne! (Dabei umschreibt er mit seiner Hand den Lauf der Sonne von Osten nach Westen.) Nur Krankheit lasse euch zu Hause. In euren Dörfern gibt es Alte und Kranke, denkt auch an ihre Felder und laßt sie nicht brach liegen. Das Land unseres Freundes (er nennt den Namen des betreffenden Häuptlings) hat keine Ernte gehabt. Heuschrecken, vielleicht auch Trockenheit, haben alles vernichtet. Seine Leute werden mit leeren Körben (dabei beschreibt er die Größe der Körbe) zu euch kommen. Füllt die Körbe mit Getreide, daß auch sie ihre Felder bestellen können. Kommen Reisende in eure Dörfer, so denkt an das Wort unserer Väter: ukupa kwiha ukwima kutaga (geben ist sparen, geizen ist wegwerfen). Hütet euch vor den Fremden, die keinen Freund im Dorfe haben. Sie kommen als Kundschafter, unser Land auszuspionieren.“

Nach der Rede betet der Häuptling. Er redet seine Vorfahren, Männer und Frauen, die er kannte, wie auch die, deren Namen er nur hörte, namentlich an. Sie schreiben den Ahnen ebensoviel Macht zu, wie wir es von Gott glauben. Hat er die Namen alle aufgezählt, dreißig und mehr, hält er folgendes Gebet: „Ihr, die ihr im Lichte seid, helft uns, die wir sind wie Maulwürfe (dabei legt er seine Finger in seine Augen, um die Finsternis anzudeuten, in der sie sich befinden). Ihr wißt, daß der Regen gekommen ist. Wir wollen nun unsere Felder bestellen. Nehmt unsere Hacken in eure Hände, damit wir uns nicht gegenseitig verlegen. (Die Leute bestellen ihre Felder mit selbstgeschmiedeten Hacken, und sie tun die Arbeit sehr gern in Gruppen. Beim Zerbrechen der Schollen kommt es vor, daß die Hacke mit dem langen Stachel, durch den sie im Stiel befestigt ist, den Nachbar verletzt, daß er stirbt. Das ist dann ein Fall von Blutrache). Gebt unsern Armen Kraft, die Hacken zu schwingen, daß wir die ganze Sonne arbeiten können. (Bei diesen Worten ergreift er seine Oberarme, um die Kraftfülle auszudrücken, die sie brauchen.) Treibt Schloßen, Hagel und Heuschrecken von unseren Fluren. Die wollen wir nicht. (Dabei macht er wegtreibende Bewegungen mit seinen Armen.) Gebt uns milde Regenwolken. (Mit seinen Händen macht er ruhige Bewegungen von oben nach unten.) Treibt die Feinde von unseren Grenzen. Schlagt sie mit Blindheit, daß sie die

Furten über die Flüsse nicht finden. Und kommen sie doch in unser Land, so gebt unseren Armen Geschick und Kraft, die Speere zu werfen, um sie aus unserem Lande hinauszutreiben. (Bei jeder Bitte macht er die dazu gehörige Handbewegung). Helft den Müttern. Laßt sie leben, wenn ihre schwere Stunde kommt. Auch ihre Kinder laßt leben.“ Der Häuptling betet für die Frauen seines Landes, damit sie in der Stunde der Geburt durchkommen. Er wie das Volk weiß, daß diese Stunde die schwerste ist im Leben der Frau. Jeder Ehemann ist verpflichtet, in dieser Zeit für seine Frau zu beten. Tut er es nicht mehr, so bricht die öffentliche Meinung den Stab über ihn und sagt der Frau: „Du darfst deinen Mann verlassen, ohne Ehebrecherin zu sein. Er betet ja nicht mehr für dich. Er will ja, daß du sterbest, wenn deine schwere Stunde kommt.“

Nach dem Gebet wird mit dem Feuerzeug des Häuptlings, einem Brettchen aus weichem Holz und einem langen, runden, harten Holz, neues Feuer gequirkt. Mit diesem neuen Feuer werden trockene Holzscheite an einem Ende angezündet, und jeder Dorfbesitzer erhält ein solches brennendes Scheit. Haben sie es empfangen, so ziehen sie unter triumphierenden Gesängen, Freudentrillern und Freudenrufen ihren Dörfern zu.

Zu Hause angekommen wird vor dem Dorf ein großes Feuer gemacht durch das erhaltene brennende Scheit. Den Frauen gibt der Dorfbesitzer Anweisung: „Ihr Mütter, geht in eure Häuser, nehmt den Besen zur Hand, fegt Haus und Herd sauber von Schmutz, Asche und altem Feuer. Wir wollen alles hinaustragen.“ Durch Handklatschen antworten die Frauen, gehen in ihre Häuser und tun, wie ihnen gesagt worden war. Kehricht, Asche und altes Feuer tun sie in ein Gefäß, nehmen es auf den Kopf und gehen damit hinaus vor das Dorf. Dort versammeln sich Männer und Frauen, um ihre „Hälse“ rein zu machen, d. h. einander Sünden zu bekennen. Sie glauben, daß die Väter und Mütter im Totenreich um die Sünden wissen, die sie gegeneinander im Halse haben. Wenn sie nun nicht „auspucken“, was sie gegeneinander im Halse haben, so können die Vorfahren ihnen nicht geben, worum sie baten. Erst wenn das Trennende weggetan ist, können die Gebete erhört werden. Es handelt sich, soweit mir bekannt geworden ist, um Sünden der Verleumdung, Ohrenbläserei, Mißgunst, Begehrlichkeit und des Reides. So sagt etwa eine Frau zu ihrer Nachbarin: „Das Gerede über dich stammt aus meinem Halse. Wir wollen doch heute ausspucken, was wir gegeneinander haben, damit die Väter uns geben können, was wir brauchen.“ Und die andere hat auch etwas in ihrem Halse, was ausgespuckt werden muß. Ein Mann geht zu seinem Nachbar und sagt ihm: „Ich habe in meinem Halse gedacht, wenn doch deine Schafe meine Schafe wären. Die deinen sind in so gutem Zustand, die mei-

nen sind mager und elend. Wir wollen heute unsere Hälse rein machen und ausspucken, was wir gegeneinander drin haben, damit die Väter und Mütter unsere Gebete erhören können.“ Ganz sicher hat auch der andere etwas in seinem Halse, was ausgespuckt werden muß. So gehen sie zueinander und vergeben einander, was sie gegeneinander im Halse haben.

Ist das geschehen, so ziehen alle nach Westen, die Frauen mit den Gefäßen auf den Köpfen, und schütten dort an einem Scheide- oder Kreuzweg Kehrlicht, Asche und altes Feuer aus unter lauten Trillern und Triumphrufen: „Hoooo, hoooo, hoooo — ihr habt gehört, wie wir unsere Hälse rein gemacht haben, wir haben alles ausgespuckt, was wir gegeneinander hatten, wie wir auch unsere Häuser rein gemacht haben, und alles Alte hierher der Sonne nachschütten. Geht uns nun milde Regenwolken und alles andere, worum der Vater euch gebeten hat. Laßt uns im Frieden unsere Arbeit tun.“ Darauf ziehen die Leute zurück in das Dorf, und jede Frau empfängt nun vom Dorfbesitzer ein brennendes Holzstück für ihr Haus. Dort macht sie neues Feuer, das vorhalten muß, bis der Vater im Mai vor der Erntezeit wieder neues Feuer gibt. Geht es aus, so muß sie bei der Nachbarin um Feuer bitten. Auf keinen Fall darf sie oder ihr Mann selbst Feuer machen, denn im Hause braucht man nur vom Häuptling am Gebetstag erhaltenes Feuer. Anderer Feuer zu gebrauchen, würde Majestätsbeleidigung sein. Die Leute würden des Landes verwiesen werden, oder der Mann müßte einen „Menschen“ dem Häuptling bezahlen. Es wäre ein Fall von Blutrache.

Wenn dann der Dorfbesitzer für die Felder seines Dorfes und jeder Hausvater für die Felder seiner Frau oder seiner Frauen gebetet hat, kann mit der Feldbestellung begonnen werden. Da jede Frau mit der Feldbestellung vorwärtskommen möchte, so brauen sie Bier, gehen abends von Haus zu Haus, heute die und morgen eine andere, und geben den Biervorrat bekannt. Am nächsten Morgen kommen aus den Häusern Männer, Frauen und Kinder, alle mit Feldhacken auf den Schultern, und ziehen singend auf das Feld einer Frau, arbeiten dort mit großer Fröhlichkeit „die ganze Sonne“. Am Abend gehen sie und trinken das Bier als Lohn für geleistete Arbeit. Sie denken auch an die Felder der Alten und Kranken, wie sie durch Händeklatschen versprochen hatten. Auch kommen die Leute, deren Ernte verdarb, nicht umsonst mit ihren leeren Körben. Vollgestopft mit Getreide gehen sie nach Hause. Ebenso erinnern sie sich des alten Wortes ihrer Väter: „Ukupa kuvuha ukwima kutaga,“ wenn durchreisende Bekannte kommen.

Doch es gibt Jahre, in denen es nicht genügend regnet. Die Saaten kommen in Gefahr, zu vertrocknen. Dadurch kommen die Leute in große innere Not: „Wer von den vielen Vätern und Müttern im

Totenreich ist die Ursache des mangelnden Regens? Wer gibt ihn nicht heraus?“ Abgesandte des Volkes kommen zum Häuptling, zeigen ihm den wolkenlosen Himmel oder besser die vom Himmel nie-derbrennende Sonne und sagen: „Vater, sieh doch die Sonne! Wir sterben! Vater, hilf uns!“ Der Vater verspricht zu tun, was er könne. Die Versuche, zu helfen, sind verschieden. Der eine ist folgender: Der Häuptling gibt einem Jüngling ein schwarzes, dünnes Tuch, das er sich umhängen muß. So schwarz gekleidet geht er mit einem Wassergefäß an eine Quelle, an der keine Leute wohnen, und wo selten Wasser geschöpft wird. Dieses dort geschöpfte Wasser bringt er dem Häuptling in sein eigen Haus, nicht in das einer seiner Frauen. Er nimmt es in Empfang, legt einen runden, mit einer Öffnung versehenen Stein in das Wasser, betet, besprengt seine eigene schwarze Kleidung mit Wasser, wie auch die des Jünglings, taucht ein schwarzes Huhn in das Wasser, läßt es laufen und geht dann selbst mit dem jungen Mann hinaus, um den Schein des durch Regen Naßgewordenseins vorzutäuschen. Wenn dann der Regen nicht kommt, so schickt er zwei Würdenträger zu einem Wahrsager. Dieser macht seine Wahrsagerei entweder durch Reiben einer Medizin mit beiden Händen oder durch einen doppelsitzigen, dreibeinigen Holzschemel, *Mufandi* genannt, in den ein Loch gebohrt worden war, zur Aufnahme von Zauberei, oder er nimmt ein mit Zauberei gefülltes Hörnchen, *Njalu*. Auf jeden Fall glaubt er durch eins dieser Dinge herauszubekommen, wer von denen im Totenreich die Ursache der regenlosen Tage ist, die das Getreide in Gefahr bringen. Glaubt er den rechten Vorfahren erkannt zu haben, so zeigt er mit seinem Oberkörper, Kopf und vorgestreckten Lippen in der Richtung des Grabes jenes Mannes, oder jener Frau und sagt: „Die Großmutter oder der Großvater so und so, der dort begraben liegt, will ein Opfer haben.“ Die Gesandten bringen dem Häuptling die Botschaft und er bringt auf dem bezeichneten Grab ein Opfer, eine Ziege oder ein Schaf. Flehentlich betet er nun zu dem Geist des dort begrabenen Vorfahren, den Regen herauszugeben. Auch die andern Vorfahren werden gebeten, sich vor dem Großvater oder der Großmutter niederzuwerfen und zu bitten, den Regen herauszugeben.

Bei den *Inamwanga*, dem Nachbarstamm der *Njisa*, war es Brauch, in Notjahren, wenn alles nicht half, Kinder auf dem Grabe des vom Wahrsager bezeichneten Vorfahren zu opfern. Ein Knabe und ein Mädchen im Alter von elf bis zwölf Jahren wurden auf dem Grabe erdrosselt. Dann betete der Häuptling herzbeweglich: „Lieber Großvater oder liebe Großmutter, wir haben dir das Beste gegeben, was wir haben, etwas Besseres als Menschen haben wir nicht. Gib uns den Regen heraus, damit wir nicht sterben, sondern euch auch fernerhin Opfer bringen können.“ Noch im Jahre 1910 im

Februar soll der Häuptling Mukoma dieses Kinderopfer gebracht haben. Alle Untersuchungen durch die deutsche Regierung waren umsonst, denn in Religionsfachen verrät man nichts. Auch die Eltern der Kinder verraten nicht, daß eins ihrer Kinder fehlt. Das Opfer ist eine Volksangelegenheit und hat mit dem persönlichen Empfinden nichts zu tun. Das wird ausgeschaltet.

Im Mai desselben Jahres sah ich in das gequälte Gesicht des Häuptlings Mukoma, und er sagte mir: „Vater, du weißt nicht, welch schwere Last ich zu tragen habe. Meine Leute nennen mich nicht Herr und nicht König, alle nennen mich Vater, und als Vater habe ich die Pflicht, ihnen das tägliche Brot zu geben, und das kann ich nicht ohne Gebet und Opfer.“ Wir würden ihm und dem Volke Unrecht tun, wenn wir sagen wollten: „Heidnische Grausamkeit!“ Diese Opfer zeigen uns vielmehr die Pflichttreue eines Häuptlings und das Gequältwerden durch die Religion.

Im Oktober 1914 saß ich am Krankenbett eines Häuptlings, ein elendes Lager, das zu seinem Sterbebett wurde, und sah in seine vom Frieden Gottes erfüllten Augen, und der wohl siebzugährige Mann sagte mir: „Vater, ich gehe zu Jesus!“ Jesus hatte ihn frei gemacht von den Qualen seiner Religion und ihn an sich selbst gebunden. An jenem Tage sagte er mir auch noch etwas anderes: „Ich habe meine Begräbnisordnung geändert, damals schon, als ich noch gesund war. Ich will nicht wie meine Vorfahren im Dunkel meines Hauses begraben werden, sondern von den Christen auf ihrem Begräbnisplaz im Lichte der Sonne.“

Wie waren seine Vorfahren begraben worden? Das Sterben des Häuptlings wurde zunächst geheim gehalten. Die Großen seines Landes gruben selbst in der Hütte ein großes, rundes Grab. In dieses Grab wurde ein niedriger Holzschemel gestellt, auf den die erste Frau des Häuptlings sich setzen mußte. Ihr wurde dann die Leiche auf den Schoß gegeben, und sie hielt ihn, wie ein krankes oder schlafendes Kind gehalten wird. Dann gingen einige Würdenträger aus und ergriffen eine Anzahl junger Frauen, die alle in das Grab gezwungen und sich um die beiden herumsetzen mußten. Dann wurden alle zusammen begraben. Auch von dieser Sitte, die ihren Grund, wie die andern, nicht in der Grausamkeit, sondern in der Religion hat, war Mukoma durch Jesus frei gemacht worden.

Sein Wort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ gilt besonders den durch die Religion gequälten und beladenen Menschen. Wohl uns, wenn wir mit-helfen, diese Mächte außer Kraft zu setzen! Und wohl uns, wenn wir diesen geistigen Mächten nichts anderes entgegensetzen als den Sieger von Golgatha, der über alle diese Mächte sterbend triumphierte, als er ausrief: „Es ist vollbracht!“

(Deutscher Evang. Missions-Kalender.)

Kindererziehung der Njika in Ostafrika

Von Missionar Tr. Bachmann

Ja, gibt es die denn? Erziehen denn die Afrikaner ihre Kinder? Man hat doch oft gehört, daß sie aufwachsen wie die „Wilden“! Diese Fragen und Entgegnungen kann man hier, in der Heimat, immer wieder hören, wenn man ernsthaft von der Kindererziehung eines afrikanischen Volksstammes redet. Sie muß ernst genommen werden, besonders von uns Missionsleuten, denn sie ist da. Sie ist da, wo sie nicht durch die Sturzflut europäisch-amerikanischer Kultur aufgelöst worden ist oder in der Auflösung sich befindet. Freilich, wenn wir unseren eigenen fremdländischen Maßstab anlegen, dann werden wir an der Erzieherpraxis der Njika viel zu ändern haben. Ob aber Änderung auch immer Besserung bedeutet, ist eine andere Frage. Doch ich erzähle das, was mir wichtig erscheint.

Der wichtigste Grundsatz bei der Kindererziehung der Njika scheint mir der zu sein: nicht nur die Eltern erziehen die Kinder, sondern der ganze Volksstamm erzieht mit. Das setzt natürlich voraus, daß er selbst erzogen ist. Mit afrikanischen Maßstäben gemessen ist er es, denn jeder und jede weiß, wie man sich dem Nachbar gegenüber zu verhalten hat. Die Njika kamen in der Vergangenheit aus ohne Gefängnisse und Zuchthäuser. Auch Waisenhäuser und andere Anstalten fehlten, weil der Stamm Miterzieher war und bei dem und jenem Nichterzogenen fühlte: hier müssen wir eintreten.

Die Anteilnahme des Volkes an der Erziehung des Kindes beginnt bald nach der Geburt. Das neugeborene Kind wird in die Volksgemeinschaft aufgenommen. Dies geschieht nicht durch einen feierlichen öffentlichen Akt, sondern durch den Besuch der Frauen und ihre Anteilnahme an der Ankunft des „Fremdling“. Sie gehen den Fremdling zu grüßen. Jede Frau nimmt ein kleines Geschenk, in der Regel eine Glasperlenkette, mit. Durch diese Gabe „verlobt“ die Frau sich mit dem Kinde, d. h. sie erwirbt sich damit das Recht, Anteil zu haben an ihm. In vollendeter Njika Höflichkeit, wie man sie auch vor dem Häuptling nicht vornehmer ausführen kann, kommt die Frau in das Haus der Mutter des Fremdlings: in gebückter Stellung, die Hände auf den Oberschenkeln liegend, — auf die Erde blickend, tritt sie ein, um sich sofort am Türpfosten niederzusetzen. Sich zur Erde neigend fragt sie die Mutter: Wo ist denn der Fremdling? Die Mutter sich niederbeugend zeigt mit vorgestreckten Lippen neben sich. Dort liegt auf einem Fell das neugeborene Kind. Natürlich ist es vollständig nackt und bleibt es, als Mädchen bis zum vierten, als Knabe bis zum dreizehnten Jahre. Die besuchende Frau geht nun in gebückter Stellung, wie sie ins Haus getreten war, zu dem Lagerplatz des Kindes und setzt sich dort nieder. Dort legt sie die

mitgebrachte Gabe auf das Fell. Dann nimmt sie das Kind auf ihre Arme, wiegt es, beugt sich zu ihm nieder und fängt an mit ihm zu sprechen: Ist es ein Knabe, so sagt sie etwa Folgendes: „Habe Dank, mein Großvater, daß du angekommen bist. Ach, ich arme Frau habe niemand, der mir mein Haus baut. Die Sonne scheint hinein, und der Regen regnet hinein. Aber du, mein Großvater, bist nun da, du bist jung und stark, du wirst mir aus der Not helfen und mir mein Haus bauen. Auch wirst du mir mein Feld bestellen. Ich koche dir dann auch etwas Gutes. Und sieh mich doch einmal an. Habe ich denn noch etwas Schmuck um meinen Hals! Nichts habe ich, ich arme Frau. Aber du wirst an mich denken und mir Schmuck besorgen!“ Dann legt sie das Kind nieder und beglückwünscht die Mutter, daß die Väter und Mütter im Totenreich ihr beistanden, sie und ihr Kind leben ließen. Bald darauf kommt eine andere Frau auf dieselbe Weise und die Begegnung mit dem Fremdling vollzieht sich ähnlich.

Ist das Kind ein Mädchen, so spricht man in folgender Weise mit ihm: „Habe Dank, meine Großmutter, daß du da bist. Ach, ich alte Frau! Ich weiß nicht, wie ich mein Brennholz nach Hause tragen soll. Und auch das Wassertragen ist mir zu schwer. Sieh mich doch an, wie runzlich ich bin. Mein Nacken hat keine Kraft mehr, Lasten zu tragen. Aber du, meine Großmutter, bist jung und stark, du wirst meine Lasten tragen. Auch wirst du mir helfen mein Getreide zu dreschen und mein Mehl zu mahlen. Jetzt hat meine Not ein Ende.“

Durch die Begrüßung der Frauen ist das Kind in die Volksgemeinschaft aufgenommen worden, und alle haben nun ein Recht an dasselbe. „Großvater“, „Großmutter“ sind die zärtlichsten Rosenamen der Njika. Sogar Eltern brauchen sie ihren Kindern gegenüber.

Wenn die Mutter später ausgeht, nimmt sie das Kind überallhin mit. Sie trägt es auf dem Rücken im Tragesell. Wenn ihr eine Frau begegnet, die Lebensmittel, etwa Maiskolben trägt, so hat diese dem Kind etwas davon anzubieten, auch wenn es noch so klein ist, daß es im Fell vollständig verschwindet. Sie legt mit beiden Händen den Maiskolben oben auf das Fell. Die Mutter wendet sich, neigt sich und nimmt den Maiskolben mit beiden Händen in Empfang. Zu dem kleinen, noch gar nichts merkenden Wesen sagt sie mit äußerst höflicher Kinderstimme: „Sage: du bist freundlich!“ So tut die Mutter das, was das Kind noch nicht tun kann: sie übt die Höflichkeit der Njika.

Ist dann das Kind größer, steckt aber noch immer im Tragesell und es wird ihm etwas angeboten, so wendet die Mutter ihren Kopf nach dem Kinde und ruft ihm zu: „Beide Hände, beide Hände! Wir empfangen alles mit beiden Händen!“ Dabei faßt sie beide Hände des Kindes zusammen, und die Frau legt dann die Gabe auf beide

Hände. Darauf entschuldigt sich die Mutter bei ihr: „Das Kind hat noch keinen Verstand.“

Bis zum Alter von drei Jahren bleiben die Kinder bei der Mutter. Während dieser Zeit beobachten die Kinder, wie sich die Mutter andern Leuten gegenüber verhält. Sie sehen, wie die Mutter alles mit beiden Händen anbietet und auch alles mit beiden Händen empfängt, wie sie dankend mit den Händen zusammenschlägt, daß es schallt. Sie sehen, wie die Mutter beim Gruß sich neigt vor ihr gleichstehenden Leuten, wie sie an alten und besonders vornehmen Leuten gebückt, still und in einem Bogen vorübergeht, ihnen den Rücken halb zumwendend. Sie hören, wie die Mutter mit dünner Kinderstimme den Gruß dieser Leute erwidert, die sie selbst nicht grüßen darf. Was die Kinder beobachtet haben, das üben sie dann selbst. Und tut es eins nicht, so hat jeder Mann und jede Frau das Recht, sie daran zu erinnern.

Wenn dann nach drei Jahren wieder ein Kind geboren ist, dann beginnt für das große Kind ein neuer Zeitabschnitt: es darf nicht mehr auf den Rücken der Mutter und nicht mehr an ihre Brust. Da suchen zu gewissen Zeiten die Kinder diesen Platz sich zu ertrogen. Die Mutter lacht sie aus und zeigt ihnen lachend den kleinen Bruder oder die kleine Schwester. Verwundert, halb erschrocken über das kleine Wesen, gehen sie weg zu den Knaben oder Mädchen, wo sie jezt hingehören.

Die Mädchen hatten bei der Mutter nicht nur etwas für die Höflichkeit gelernt, sondern ihr auch bei der Arbeit, bei jeder Arbeit zugeesehen. Bei den größeren Mädchen, zu denen sie nun kommen, wird alles, was sie bei der Mutter sahen, „gespielt“. Sie spielen Getreidedreschen, Getreidemahlen, Maisstampfen, Wassertragen, Brennholztragen, Töpfeformen und -brennen, Herdbauen, Kochen. und später spielen sie auch noch Trinkgefäße „nähen“. Jedes der größeren Mädchen sucht den kleinen beizubringen, was es selbst weiß. Nun kommt es vor, daß die Kinder mitten im Spiel an die Mutter denken. Sie sammeln dürre Reiser, legen sie auf zwei Bambustreifen oder auf zwei Grashalme, binden die Reiser zusammen, legen sie sich auf den Kopf, und nun geht jede stolz, wie sie es bei der Mutter gesehen, in der Richtung nach dem Hause der Mutter. Diese bemerkt es, läßt ihre Arbeit liegen, geht zum Hause hinaus und gebückt dem Kinde entgegen. Bei ihm angekommen, kniet sie vor ihm nieder, neigt sich zur Erde, flascht beide Hände zusammen und sagt: „Habe Dank, meine Großmutter, daß du mir Brennholz bringst. So muß man es machen und alten Leuten helfen.“ Darauf nimmt sie dem Kinde die Reiser vom Kopfe, legt sie sich selbst auf und geht damit in ihr Haus. Stolz geht das Kind hinter der Mutter her und freut sich, daß die Mutter mit ihm zufrieden war und es „Großmutter“ genannt hat. Ein an-

dermal bringt das Kind der Mutter etwas anderes, und der Empfang ist derselbe. So werden sie durch Lob zur Arbeit erzogen, bis die Zeit kommt, in der sie ernstlich mitarbeiten müssen.

Den Knaben fällt das Hüten der Ziegen und Schafe zu. Bis zum Alter von vierzehn Jahren tun sie diese Arbeit. Auch die kleinen, von der Mutter erst entwöhnten Jungen gehen mit auf die Weide. Dort lernen sie von den größeren Knaben, wie man mit Pfeil und Bogen umgeht, wie man Mäusfallen macht und sie aufstellt, wie man Strickfallen für Reb- und Perlhühner macht und sie dann auf den Wegen anbringt. Aber die eigentliche Arbeit kommt dabei zu kurz. Ziegen und Schafe zerstreuen sich und erst, wenn die Sonne sich neigt und die Tiere nach Haus getrieben werden sollen, merken die Jungen, daß ein Tier fehlt. Die Herde wird nach Hause getrieben, aber der Junge, dessen Schaf verloren gegangen ist, muß bleiben und es suchen. Durch Pfeifen und Rufe findet er es. Er ist aber zu schwach, es auf seine Schulter zu nehmen, und so nimmt er es um den Hals und führt es so neben sich dem Dorfe zu. Der Vater hatte gemerkt, daß der Junge und auch ein Schaf fehlt. Von den andern hört er, daß das Schaf sich nicht gezeigt habe. Er geht hinaus, dem Kinde entgegen. Wenn der Vater den Jungen kommen sieht, geht er in der bekannten höflichen Haltung seinem Kinde entgegen, kniet nieder vor ihm, klatscht die Hände zusammen und sagt: „Habe Dank, mein Großvater, daß du das Schaf nicht laufen ließest, sondern ihm nachgingst, bis du es fandest. So muß man es machen.“ Dann nimmt er selbst es auf seine Schulter und trägt es nach Hause, und der Junge geht stolz hinter ihm her.

Mäuse, Heuschrecken und kleine Vögel werden von den jungen Jägern gleich draußen geröstet und gegessen. Haben sie aber etwa einen Hasen, Reb- oder Perlhuhn gefangen, so wird das der Mutter gebracht. Sie nimmt es knieend in Empfang mit schallendem Händeklatschen und sagt: „Habe Dank, mein Ehemann, daß du an meine Armut gedacht hast und an meinen Hunger. Ja, man muß immer an die armen Frauen zu Hause denken. Was sollen wir denn kochen, wenn ihr Männer nicht an uns denkt?“ „Ehemann“ von der Mutter genannt zu werden, ist für einen zehn- bis zwölfjährigen Buben eine noch größere Ehre wie mit „Großvater“ begrüßt zu werden. Und er nimmt sich vor, immer wieder an andere zu denken.

Im Alter von zehn bis zwölf Jahren müssen die Knaben das Haus der Mutter verlassen und im Männerhause schlafen. In diesem Hause halten sich die Männer an Regentagen auf und besonders abends, wie auch zu Zeiten, in denen es draußen keine Arbeit gibt. Dort spinnen sie Baumwolle zu Garn, verweben es zu Tüchern, bessern die Stoffe aus, schnitzen Art- und Hackenstiele oder schnitzen auch Tabakdosen und Ohrscheiben für ihre Bräute oder Frauen, oder sie

brennen Menschen- und Tierfiguren in die Wassergefäße aus dem hartschaligen Kürbis. Dabei lernen die Knaben dies und jenes Werkzeug handhaben. Im Männerhause werden auch die vielen Fabeln und Märchen erzählt. Wenn das geschieht, dann dürfen auch Frauen und Mädchen teilnehmen, denn es gibt keine Fabeln und Märchen ohne eingeschobene Gefänge: Pflanzen, Tiere und Menschen singen das, was sie sagen. Dazu braucht man auch die Frauenstimmen. Durch Erzählen wird auch die Religion der Nyika weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht. Es wird erzählt, wie man sich das Totenreich denkt, was die Vorfahren dort tun oder nicht tun, wie man sich ihnen gegenüber und gegeneinander zu verhalten hat. Es wird über Krankheiten, Medizinen, Zaubereien und Rechtshandel gesprochen, so daß die Knaben in alles eingeweiht werden, ohne besondere Unterrichtsstunden. Außerdem ist das Männerhaus auch der Ort, an dem das ganze Dorf die jungen Burschen und Knaben zum Anstand erzieht. Jeder Mann hat das Recht, einem unhöflichen Buben zu sagen, wie er sich zu verhalten hat dem Alter gegenüber. Ohne Brennholz darf keiner in das Haus kommen oder aber er darf nicht darin schlafen. Wo soll er sonst schlafen, denn in das Haus der Mutter darf er auch nicht. Die Großmutter wohnt nicht am Ort, oder bei ihr sind die größeren Schwestern untergebracht. Er muß also Brennholz zur Unterhaltung des Feuers mitbringen. Die jüngsten der Knaben müssen auch das Wasser zum Waschen der Hände besorgt haben. Wehe ihnen, wenn es kein Wasser gibt, wenn die Frauen den Mehlbrei und die Soße bringen! Denn in diesem Hause essen die Männer, Burschen und Knaben gemeinsam, und das Wasser muß da sein, ehe das Essen kommt. Ist kein Wasser da, so gibt es auch kein Essen für die jüngsten der Buben, denen der Dienst oblag. Dann heißt der Hunger. So sind sie sehr dahinter, diesen Pflichten nachzukommen. Vor allem aber geht den Knaben der Anstand und die Höflichkeit der Nyika in Fleisch und Blut über. Kein junger Mann oder Bursche darf ausgerichtet in das Männerhaus eintreten, gebückt muß er kommen und weggehen. Keiner darf sich in die Mitte des Hauses an die verschiedenen Feuer setzen, dort sitzen die ehrwürdigen Väter, wärmen sich an dem Feuer, das durch das von der Jugend gebrachte Holz unterhalten wird, ihr Platz ist an der Seite des Hauses, wo sie sich ein Feuer machen darf, wenn genügend Brennholz da ist. Wenn etwa junge Leute ins Haus kamen, ehe alte da waren, und sie setzten sich vielleicht auf einen Stein, oder ein Stück Brennholz, oder gar auf einen Holzschemel, so müssen sie sofort von dieser Sitzgelegenheit herabgleiten in den Staub, denn: auf „Stühlen“ sitzen nur die Alten. Vor allen Dingen darf kein Knabe oder junger Mann sich erlauben, mit einem alten Mann oder auch mit einer alten Frau stehend zu sprechen. Tut er es, so wird er angefahren: „Bin ich noch nicht alt

genug, mit mir sitzend zu sprechen? Willst du warten bis mir die Hörner wachsen: Dann wehe dir!" Schon vor zwanzig Jahren hörte ich Klagen der Alten darüber, daß die Jugend durch unsere ganz andere Art der Höflichkeit zur Frechheit erzogen würde. „Bei uns ist es Brauch, mit alten und großen Leuten sitzend zu sprechen und dabei auf die Erde zu blicken. Ihr springt auf und redet den Leuten auf den Kopf. Wenn wir das tun, so sind wir frech oder wir werden es,“ belehrten mich die alten Väter.

Ganz ebenso, wie die Knaben im Männerhause von der Dorfgemeinschaft erzogen werden, so werden es die Mädchen im Kreise der Frauen. Es geschieht dort, wo die Frauen sehr oft gemeinsam ihre Arbeit tun, an der die Mädchen teilnehmen müssen. Wenn die Frauen jäten, ernten, dreschen, Perlenschmuck herstellen, Trinkgefäße nähen, Töpfe formen, Töpfe brennen, oder sonst etwas tun, da sehen und hören die Mädchen so viel, was sie in keiner Unterrichtsstunde hören würden.

Als einige Nyikamädchen etliche Monate bei uns als Kindermädchen gedient hatten, kamen die Mütter und sagten uns: „Nur einen Monat dürfen die Mädchen bei euch bleiben, sie verlernen bei euch alles, was sie bei uns gelernt haben, und sie lernen nichts Brauchbares hinzu. Wenn sie später heiraten, dann können sie das nicht tun, was eine Nyikafrau braucht.“ Diese Mütter hatten ganz klar erkannt, daß ein geordnetes Ehe- und Familienleben nicht denkbar ist ohne die stete Erziehung der Mütter, Großmütter und anderer einheimischer Frauen. Sie lehnten sich dagegen auf, daß ihre Erziehung ersetzt werden könne durch eine ausländische. „Das Eure ist gut für euch, aber nicht für uns. Wenn es auch für uns gut wäre, dann müßten auch wir so viele Diensthofen halten können wie ihr haltet. Das können wir nicht,“ wurde mir wiederholt von Männern und Frauen gesagt.

Nur bei wenigen Kindern der Nyika zeigt sich ein Hang zum Diebstahl, wird er jedoch gemerkt, dann wird zu unbarmherzigen Strafmitteln gegriffen. Ich sah einmal ein Kind mit einer großen Wunde in der Handfläche. Auf meine Frage, wie es zu ihr gekommen sei, entgegnete die Mutter: „Ist es nicht ein Dieb? Habe ich es nicht schon gekniffen? Hat es nicht schon oft nichts zu essen bekommen? Ist nicht Stehlen etwas Böses? Ich konnte nichts anderes mehr tun, als die Hand des Kindes über das Feuer zu halten, als es wieder gestohlen hatte.“ Diese harten Strafen haben vielleicht mitgewirkt, daß es unter den Nyikas sehr wenig Diebe gibt. Auch das Hanfrauen ist bei den Nyika sehr verhaßt. Ein Vater wird seinen Sohn kaum einmal schlagen in irgendeiner Sache, die gestraft werden muß, wenn er aber merkt, er raucht Hanf, dann wird es ernst. Dann bekommt der Sohn Schläge mit irgendeinem Holz,

was gerade in greifbarer Nähe ist: „Sollst du faul werden? Und liederlich? und frech? und gierig? und schwaghast? und ehebrecherisch?“ ruft der strafende Vater dem Jungen zu. Die Nyika glauben, daß das Hanfrauchen irgend etwas der genannten Dinge, auch mehrere zu gleicher Zeit, zur Folge habe. Diese Dinge aber sind verhaßt, und darum kämpft er gegen die Quelle dieser Sünden, gegen das Hanfrauchen.

Außer den genannten Erziehungspraktiken gibt es noch eine, die wichtigste von allen und die letzte, weil sie durch das ganze Leben geht: die Schwiegereltern. Die Brautzeit, und sie kann sich über zehn Jahre hin erstrecken, ist bei den Nyika (wie lange noch?) die beste Erziehungszeit. Doch geht sie auch nach der Heirat noch weiter. So weit es auch führt, muß doch über diese Erziehungspraxis noch etwas gesagt werden. Ich beschreibe eine ganz normale Verlobung, wie den mit ihr verbundenen Dienst. Unnormale Verlobungen gibt es auch, doch ist auch bei ihnen die Wirkung eine gute.

Ein Elternpaar hat einen sechzehn- bis siebzehnjährigen Sohn. Er ist in die Jahre gekommen, in denen alle Strafen, von wem sie auch ausgehen mögen, nicht mehr viel fruchten. Die Eltern sprechen sich aus: „Unser Junge tut nicht mehr gut. Wir müssen für ihn um Wasser bitten gehen,“ d. h. wir müssen ihn verloben. Sie machen sich zuerst klar, in welchem Hause sie um Wasser bitten wollen. Sie tun es jedoch nicht, ohne den Sohn um seine Gedanken gefragt zu haben. „Wollen wir in dieses Haus gehen? Nein, da ist die Mutter schwaghast. Wollen wir in jenem bitten? Nein, da ist der Vater faul. In dem? Ja, da hat die Mutter keinen Mund und der Vater ist ordentlich.“ So etwa sprechen die Eltern miteinander. Steht ihr Entschluß dann fest, so besorgt sich der Vater etliche Feldhacken, legt sie an den Pfahl des Hauses nieder, der das Dach trägt, und betet dort über ihnen etwa wie folgt: „Ihr Väter und ihr Mütter, ihr, die ihr im Lichte seid, ihr wißt, daß unser Sohn nicht mehr gut tut, darum wollen wir für ihn um Wasser bitten gehen. Wir wollen bei den Leuten Soundso anfragen und die Hacken, die hier liegen, hinbringen. Geht ihnen voraus und bereitet ihnen einen guten Platz.“

Ein Heiratsvermittler, sehr oft eine Frau, wird nun gesucht, und er bringt eine der Hacken in das gewisse Haus. Er geht gebückt hinein, wirft die Hacke an den Pfahl, der das Dach trägt, sich selbst aber wirft er auf den Rücken zu Boden, flatscht beide Hände über seinem Kopfe zusammen und sagt mit flehender Stimme: „Ich, euer Sündlein, bin gekommen, bei euch um Wasser zu bitten.“ Im Hause weiß man wohl, was er will, aber man weiß nicht, wo er herkommt, denn den Namen durfte er nicht nennen. Der Vater fragt nun: „Wo kommst du denn her? Wir hätten vielleicht jemand, der Wasser schöpfen könnte, aber für wen? Das wissen wir nicht.“ Der

Heiratsvermittler zeigt nun mit seinem Kopfe und vorgestreckten Lippen in die Richtung, wo die Leute wohnen, deren Gesandter er ist. Nach langem Raten bekommen die Leute heraus, wer ihr Schwiegersohn werden möchte. Der Vater gibt nun Bescheid, daß jemand da sei, der Wasser schöpfen könne, aber man müsse sie erst fragen, ob sie auch wolle. Er geht hinaus und ruft seine Tochter, die irgendwo draußen mit anderen Kindern spielt. Ein Kind von etwa sechs Jahren kommt. Der Vater sagt zu ihm. „Diese Hade ist von den Leuten Soundso gekommen. Sie soll dir gehören.“ Blickt nun das Kind mit finsternen, starren Augen auf die Hade so lange, bis es langsam das Haus verlassen hat, so bedeutet dieses Gebahren: Nein. Will das Kind jedoch auf die Bitte eingehen und ja sagen, so hält es sich mit beiden Händen die Augen zu und verläßt so schnell wie möglich das Haus.

Der Vater sagt nun dem Heiratsvermittler, daß ihre Tochter Ja gesagt habe und daß auch sie, die Eltern, nichts gegen ihn und seine Familie zu sagen hätten, aber ehe sie ein endgültiges Ja geben könnten, müsse Familienrat gehalten werden. Er könne aber heute schon sagen, daß noch mehr Haden gebracht werden müßten für den Fall der Zusage seitens der ganzen Familie. Bei diesen Worten klatscht der Heiratsvermittler seine Hände zusammen, springt auf, läuft zum Hause hinaus dahin, wo er her ist. Er geht und sagt den Leuten, was sie schon wissen: „Sie wollen erst Familienrat halten. Dann soll ich wiederkommen, aber noch mehr Haden mitbringen.“

Nachdem jene Familiensippe beraten hat, geht der Heiratsvermittler mit noch zwei oder drei Haden wieder in jenes Haus, wirft die Haden an den bekannten Pfahl, sich selbst aber auf den Boden, wie das erstemal. Nun fängt der Vater an, alles einzeln zu nennen, was der Schwiegersohn zu leisten hat: „Wir sind alle eins geworden, jenen jungen Mann als Schwiegersohn anzunehmen, aber diese Haden genügen nicht. Welche Mühe hat nicht die Mutter mit seiner Frau (der Braut, der Leute Tochter) gehabt! Wie oft hat sie wachen müssen, wenn das Kind krank war! Wie oft hat das Kind sie naß und schmutzig gemacht! Wieviel Arbeit wird die Mutter noch haben, ehe das Kind die Arbeiten gelernt hat, die bei uns eine Frau tun muß! Dann sieh dir doch einmal die Mutter an, hat sie noch Perlen schmuck? Er muß ihr Perlen besorgen. Dann braucht sie Besen und Matten und Körbe, und ich muß ein Tuch haben. Dann sieh dir doch einmal das Haus der Mutter an. Kannst du nicht durch die Wand und durch das Dach sehen? Er muß ihr ein neues Haus bauen. Dann will er doch, daß die Mutter ihm Essen kocht. Wo soll sie es hernehmen? Er muß ihr Felder bestellen, jedes Jahr eins, bis seine Frau groß sein wird. Dann bitten wir noch um Tau, und schließlich muß er uns sehr schlagen.“ Bei jedem Satz schlägt der Hei-

ratsvermittler die Hände sehr kräftig zusammen. Die dabeisitzende Mutter tut es auch, aber nur leise mit vornehmem Nicken des Kopfes dem Vater zu, weil er an alles denkt, was sie zu beanspruchen hat. Der Heiratsvermittler springt nun auf und bringt den Leuten, deren Bote er ist, Bescheid. Einzeln wird nun jede Forderung, die an und für sich schon bekannt ist, genannt, damit sie dann nicht sagen können: „Davon hast du uns nichts gesagt.“

Zu den beiden Punkten: wir bitten um Tau und: er soll uns sehr schlagen, muß etwas gesagt werden. Um Tau bitten heißt: Der Schwiegersohn muß willig sein für jeden Botengang, auch früh am Morgen, durch das betaute, hohe Gras. Er soll sich ja nicht unterstellen, hinter mir, dem Schwiegervater oder der Schwiegermutter, herzugehen, wenn er uns einmal begleiten muß. Er muß mit seinem Leibe das betaute, über den Weg liegende Gras auseinanderreißen und den Tau abstreifen. Wir erwarten von ihm jeden Anstand und jede ehrfürchtige Behandlung. Das andere Wort: endlich soll er uns sehr schlagen, meint: Wenn er endgültig seine Frau haben will, damit sie ihm auch koche, so muß er uns auch eine Kuh geben. Auf diese Gabe wartet man oft sehr lange mit großer Geduld.

Ist nun alles erledigt, so scheidet der Bräutigam in das Dorf über, wo seine Schwiegereltern wohnen. Er muß nun all die Arbeiten tun, die aufgezählt wurden, und er muß sie tun, wie ein Soldat: ohne mit einer Wimper zu zucken. Diese Arbeit kann oft zehn Jahre dauern. Seine Schwiegermutter muß ihm aber auch dafür reichlich und gutes Essen kochen, damit er sich Freunde einladen kann. Tut sie das nicht, so bringt sie sich in den Ruf des Geizes.

Doch die Brautzeit ist nicht nur eine Erziehung zur Arbeit, sondern auch zum Anstand. Nicht nur muß er seinen Schwiegereltern jede Höflichkeit, die üblich ist, erweisen, sondern er darf auch vor ihren Ohren keinen zweideutigen Scherz machen und kein zweideutiges Lied singen, auch darf der junge Mann keinen häßlichen Tanz tanzen. Tut er es doch, so sind das Gründe zur Aufhebung der Verlobung. Da alle Brüder des Schwiegervaters, wie seine Vettern auch die Schwiegerväter dieses jungen Mannes sind, auch alle Schwestern der Mutter und ihre Kusinen seine Schwiegermütter, so hat er überall um sich wachende Augen und offene Ohren, und es heißt für ihn, sich zu hüten.

Die Braut hat es etwas leichter, aber auch sie steht unter denselben Anstandsregeln und hat ebensoviel Schwiegereltern wie der Bräutigam. Auch sie muß, wenn sie erwachsen ist, mit ihren Gespielinnen und Freundinnen einen Tag auf dem Felde ihrer rechten Schwiegermutter arbeiten. Wenn diese dann am Abend sehr reichliches und gutes Essen auf das Feld bringt, so dürfen alle ihren Hunger stillen, nur die Schwiegertochter darf keinen Bissen nehmen. Auch am Hoch-

zeitstage, d. h. drei Tage hintereinander, darf die Braut nicht essen. Diese Erziehung bezieht sich auf kommende Kinder. Eine Mutter muß sich selbstverleugnen können und immer zuerst an die Kinder denken. So kann man überall sehen, wenn einer Mutter etwas angeboten wird, so bietet sie es zuerst ihrem Kinde an, das sie noch auf dem Rücken trägt.

Außer der Arbeit auf dem Felde muß die Braut ihrer Schwiegermutter auch Brennholz besorgen, auf dem Felde helfen und andere Arbeiten tun.

Alle diese bekannten Gesetze und Ordnungen für die Erziehung nötigen die Leute darüber zu halten, denn durch sie ist ihnen ein Ziel gesteckt für das, was nach ihrer Erkenntnis wahrhaftig, ehrbar, keusch, lieblich, wohl lautend, tugendhaft und löblich ist. Wir sollten uns hüten, irgend etwas anzutasten, auch wenn wir es zunächst nicht verstehen, sonst machen wir gemeinsame Sache mit den auflösenden Mächten, die wie eine Sturzflut durch die weiße Rasse, nicht nur über die Nyika, sondern über ganz Afrika hereingebrochen ist. Wenn wir dann diese Sturzflut auch nicht aufhalten können, so werden wir doch fähig, mit den leidenden Völkern Afrikas zu leiden, bis Jesus ihnen Lebenskraft wird. Und dann werden sie unser Mit leiden auch noch brauchen.

(Die evang. Missionen 1928.)

Gott ist größer

Es war in den Tagen Kimueris des Großen, vor bald hundert Jahren, da saßen in seiner Residenz Wuga in Usambara zwei Knaben zusammen und stritten sich, wer größer wäre, ob Gott oder Kimueri. Der eine sagte: „Gott ist größer!“ Der andere: „Nein, Kimueri ist größer!“

Kimueri ging zufällig vorüber und hörte den Streit. Er rief die Kinder zu sich in seine Hütte und schenkte dem, der gesagt hatte, Gott ist größer, ein weißes Tuch und eine weiße Kappe, und dem, der gesagt hatte, Kimueri ist größer, ein blaues Tuch und eine rote Kappe. Darauf gab er ihnen einen Auftrag und befahl ihnen, unverzüglich nach Bumbuli zu eilen und den Auftrag auszurichten.

Als die Jungen fort waren, rief Kimueri seine Sklaven und sprach zu ihnen: „Auf! Jagt den Jungen nach und schlägt den mit dem weißen Tuch und der weißen Kappe nieder!“ Er hatte ihnen nur deshalb die verschiedenen Tücher und Kappen gegeben, damit er den totschlagen lassen könnte, der gesagt hatte: „Gott ist größer!“ So meinte er, könnte er seinem Zorn nicht entgehen und die Sklaven mußten ihn sofort erkennen.

Die wilde Schar sprang auf und eilte hinter den Knaben her. Im Walde lagerten sich die Männer in den Hinterhalt, stürzten sich auf die Kinder und schlugen den mit dem weißen Tuch und der weißen Kappe zu Boden.

In furchtbarem Schrecken stürmte der andere davon, stürzte in Kimueris Hütte und erzählte, daß sein Genosse im Walde erschlagen worden sei. Als ihm Kimueri scharf ins Gesicht sah, erkannte er entsetzt, daß es der Junge war, der gesagt hatte: „Gott ist größer!“ Die Knaben hatten auf dem Wege ihre Geschenke ausgetauscht. So war gerade der erschlagen worden, der gesagt hatte: „Kimueri ist größer!“ Und der Knabe, der Gott die Ehre gab und sagte: „Gott ist größer!“ war gerettet.

Träume mit entgegengesetzter Wirkung

Wie, wenn nun der Geist Gottes über ein unruhiges Heidengewissen kommt? Als ich vor sechzehn bis siebzehn Jahren in Vertretung die Missionsstation in Pretoria verwaltete, lebte dort ein heidnischer Mann, der Gottes Wort wohl kannte. Er wußte eigentlich alles, was zur Taufe nötig war. Sein Gewissen sagte es ihm, daß er sich endlich durch die Taufe dem lebendigen Gott übergeben müsse. Aber die Lust der Welt war stärker. Der Mann starb. Man bereitete alles zum Begräbnis vor. Da erhebt sich plötzlich der Scheintote. „Wo bin ich?“ fragt er. „Ach, zurück auf diese armselige Erde! Hörst meinen Traum: Ich war gestorben und stand an der Pforte der Himmelsstadt. Und siehe, man hat mich zurückgewiesen! Ich sollte mich erst taufen lassen!“ — Es war das, was ihm sein eigenes Gewissen täglich zugerufen. Heute gehorchte er. Er bat um die Taufe und ging einige Tage darauf in Frieden heim.

Es gibt aber auch solche, die sich mutwillig wider den Geist Gottes aufgelehnt haben, über deren Geschichte die Überschrift steht: Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Und wenn man das von Christen sagen muß, so krampft sich das Herz zusammen. Hier das Erlebnis einer äthiopischen Gemeinde. Ein Mädchen hatte dem Glauben wieder abgesagt. Da träumte sie eines Nachts, ein auf die Erde gefallenes Eufalyptusbaumblatt trage die Aufschrift: „Du bist auf ewig verloren; denn du bist vom christlichen Glauben abtrünnig geworden; für dich gibt es keine Vergebung!“ Sie erwacht, tief erschreckt über diesen Traum. Bald darauf erkrankt sie schwer. Es wird ihr Sterbelager. Die Eltern reden zu ihr vom ewigen, seligen Leben bei Christo. „Für mich gibt's kein ewiges, seliges Leben; ich bin auf ewig verloren; hörst meinen Traum!“ Sie erzählt. Umsonst weisen die Eltern auf den Sünderheiland. Kein Trost haftet. So geht sie ein in die Ewigkeit.

(Miss. Hoffmann-Krahenstein, Nord-Transvaal, Miss. u. Pfarramt. 1920, S. 92.)

In der Nachversammlung eines Missionsfestes in Dschu tong au erzählte ein christlicher Bücherleser folgende Geschichte:

Gott geht wunderbare Wege, um die Menschen selig zu machen.

Ich kenne eine Witwe, die mit ihren beiden Söhnen sehr eifrig den Götzen diene; aber trotz dieses Eifers lebten sie doch in sehr großer Armut, und Kummer und Sorge erfüllte ihre Herzen Tag und Nacht. Da träumte der Mutter eines Nachts, sie liege wieder vor dem Götzen auf den Knien; da sieht sie, wie sich dieser bewegt und zu ihr sagt: „Du mußt in die Kapelle gehen, da wird dein Herz wieder still werden!“ Die folgende Nacht hat sie denselben Traum. Das erschien ihr sonderbar, und sie erzählte diesen Traum ihren Söhnen. Zu gleicher Zeit teilte sie ihnen ihren Entschluß mit, dem Räte des Götzen zu folgen. Der jüngste Sohn war bereit, mit der Mutter zu gehen, dagegen der älteste wehrte ihr. Doch die Mutter führte ihren Vorsatz aus und trat mit ihrem jüngsten Sohne zum Christentum über. Der andere Sohn wollte nun nichts mehr von den beiden wissen und ging seine eigenen Wege, diene aber um so eifriger den Götzen. So ging eine lange Zeit dahin. Da hatte auch er einen Traum, und zwar träumte ihm, der Götze, dem er am meisten diene, wälze sich auf ihm herum und eine große Zahl Dämonen stünden um sein Bett herum. Er erwachte, in Schweiß gebadet. Als er wieder eingeschlafen war, hatte er denselben Traum. Er erwachte wieder, konnte aber nun vor Angst nicht mehr einschlafen. Am Tage darauf brachte er dem Götzen noch reichere Opfer als bisher. Das hinderte aber nicht, daß er in der folgenden Nacht denselben Traum hatte. Er sagte zu dem Götzen: „Warum quälst du mich? Quäle doch meine Mutter und den Bruder, die dich verlassen haben!“ Darauf antwortete der Götze: „Die kann ich nicht quälen, denn die gehören nicht mir, über sie habe ich keine Macht. Aber du gehörst mir, dich kann ich quälen.“ Der Mann erwachte und schlief nicht wieder ein. Er dachte lange nach über den sonderbaren Traum und meinte, wenn er sich durch seinen Götzendienst keinen anderen Lohn erwerben könne als diese nächtlichen Qualen, da sei es wohl besser, dem Räte der Mutter zu folgen und Christ zu werden. Er führte den Vorsatz aus, und alle drei leben nun glücklich miteinander in der Gemeinde.

(Nach Scholz, B.M.B. 1915, S. 14.)

Warum ich Christ wurde?

(Aus Aufzeichnungen von sieben Schambala-Regnern)

Martin Sige:

Wenn Gott einen Menschen dazu ausersehen hat, daß er in seinem Reich wohne und diesem dienstbar sei, so geht dieser, sei es bei Nacht oder Tag; nichts, nichts kann ihn daran hindern, er geht eben. Eines Tages schlug mich meine Mutter. Da sagte ich zu ihr: „Ich gehe zum Missionar.“ Und schon machte ich mich auf und ging. Meine Mutter glaubte, ich würde sie belügen. Aber sie merkte sofort, daß es mir ernst war. Ich wohnte lange bei dem Missionar. Drei Jahre stand es

an, bis ich mich zum Taufunterricht meldete. Also, was mich in das Reich Gottes geführt hat, sind die Schläge meiner Mutter. Sie hatte mich vorher schon oft geschlagen. Aber an jenem Tag war nicht sie es, sondern sie war es geheißsen. Gott selber hatte es so beschlossen über mich.

Simeon Kivulenge:

Der Wege, auf denen wir gerufen werden, sind viele. Bei mir ging es so zu: Ich hatte Sehnsucht nach meinen Kameraden. Diese wohnten bei dem Missionar. So ging ich denn auch und bat um Aufnahme. Er fragte mich: „Willst du Christ werden?“ Ich sagte: „Ja!“ Aber meine Sünden sah ich noch nicht. Er nahm mich in den Taufunterricht auf. Aber erst nach drei Monaten fing ich an zu erkennen, was uns von Gott scheidet, und die Scham zog ein in mein Herz. Ich fing an, ein anderer zu werden und meinen Hochmut zu überwinden, nicht als ob es mein eigener Wille gewesen wäre, sondern ich wurde zum Willen genötigt. Ich wurde ein anderer, der sich fürchtet vor allem, was nicht recht ist vor Gott, bis ich auf den Namen des Vatergottes getauft wurde. So preise ich denn die Gnade, daß mir dieses Gut zuteil geworden ist, das größer ist als alle Güter.

Petro Semedji:

Wir waren zu Hause vier Geschwister; ich war der Älteste. Eines Tages hütete ich meine Geschwister. Da brachte uns jemand frischen Mais. Wir fingen an davon zu essen, aber bald merkten wir, daß er vergiftet war. Einer der Brüder bekam heftige Leibschmerzen und starb in selbiger Nacht. Ein zweiter starb den Tag darauf. Der dritte bekam auch heftige Schmerzen und ebenso ich. Da erinnerte ich mich an das, was mir einmal mein Onkel gesagt hatte, daß Jesus stärker sei als alles. Ich überlegte: Ob er wohl auch stärker ist als dieses Gift in meinem Leibe? Ich lief zu meinem Onkel und sagte: „Ich will, daß die Kraft Jesu in meinem Leibe wohne, damit ich nicht an dem Gift sterbe.“ Er sagte: „Befehre dich, dann wirst du sehen, daß Jesus stärker ist als das Gift.“ Ich wurde zu dem Missionar geführt. Dieser gab mir Medizin, aber unterwegs spuckte ich sie aus, denn ich wollte die Kraft Jesu erproben. Die Schmerzen hörten auf, ich wurde geheilt von Jesus. Und nun hatte ich großes Verlangen, ein Christ zu werden. Im Jahre 1903 fing man an, mich zu unterrichten, und am 26. März 1905 wurde ich getauft. Dann kamen auch meine Eltern. Meine Mutter war eine sehr gläubige Frau, und auch ihr Sterben war das eines Christen. Darum, daß Jesus solches an mir getan hat, liebe ich ihn von ganzem Herzen.

Jonathan Pilipili

Als Schüler hörte ich schon Gottes Wort. Nach einer Reihe von Jahren wurden wir zur Straßenarbeit aufgeboden. Wir schloffen in

einem Schuppen, der keine Türe hatte. Wir waren sehr viele, und ich lag in der Mitte. Als ich schlief, hörte ich eine Stimme: „Stehe auf und bete!“ Ich erschrak und dachte, das ist die Stimme Gottes. Ich sagte: „Ich kann nicht beten,“ und schlief wieder ein. Da hörte ich wieder: „Stehe auf und bete!“ Ich setzte mich auf und versuchte zu beten. Aber es ging nicht. Ich sagte: „Das einzige Gebet der Christen, das ich kenne, ist ihr Tischgebet. Aber wie sie beten am Abend, weiß ich nicht.“ Die Stimme sprach: „Geh, ich habe Boten ins Land geschickt, die dich in allem unterweisen werden. Es gibt keinen anderen Gott außer mir.“ Ich gehorchte und machte mich noch in derselben Nacht auf den Weg zum Missionar. So kam ich ins Reich Gottes.

Manasse M d o w e:

Wenn man mich fragt: „Welches ist das Seil, an dem dich Jesus zu sich gezogen hat?“, so sage ich: „Es ist meine schlimme Hand, die mir Schmerzen verursachte bei Tag und Nacht.“ So hat Jesus mich gerufen. Auf keine andere Art hat er mich gerufen.

E l i s a D s c h a g u j a:

Als mein großer Bruder Christ wurde, war ich noch ein kleines Kind. Eines Tages nahm mich meine Mutter mit, ihn zu besuchen. Am Abend sagte die Mutter: „Wir wollen wieder heimgehen.“ Ich sagte: „Nein, ich möchte hier schlafen, meine Sehnsucht ist noch nicht gestillt.“ Meine Mutter kehrte heim ohne mich. Jeden Abend sah ich nun meinen Bruder in einem Buch lesen. Endlich fragte ich ihn: „Was tust du denn da?“ Er sprach: „Ich lese Gottes Wort.“ Ich sagte: „Was heißt lesen?“ Er: „Das ist anschauen das, was geschrieben steht, und es verstehen.“ Ich hielt den Mund; aber in meinem Innern war ein großes Verlangen darnach, lesen zu können; doch sprach ich es nicht aus. Ich blieb lange und wollte nicht mehr heimkehren wegen meines großen Verlangens. Eines Tages sagte mein Bruder: „Geh auch mit in die Schule.“ Mir war's sofort recht. So fing ich denn an, die Schule zu besuchen. Dort hörte ich jeden Tag Gottes Wort, aber ich verstand es nicht. Ich wollte nur lesen lernen, damit ich auch so lesen könnte wie mein großer Bruder es kann. So besuchte ich denn vier Jahre die Schule. Eines Tages hörte ich, wie meine Kameraden sich darüber unterhielten, daß die erwachsenen Christen das Mahl des Herrn genießen. Ich fragte: „Was ist das?“ Sie sagten: „Wir wissen es nicht.“ Ich überlegte: Wenn ich den Missionar um den Taufunterricht bäte, würde ich nach meiner Taufe die Erlaubnis bekommen, das Mahl des Herrn zu essen. So ging ich zu Missionar Johanssen und wurde unterrichtet. Dies beides, die Lust zum Lesen und zu wissen, welche Bewandtnis es hat mit dem Mahl des Herrn, ist schuld daran, daß ich Christ wurde.

H i o b K u j o n g a :

Woran ich erkannt habe, daß das Reich Gottes etwas Großes ist.

Ich hatte Gott niemals meinen Vater genannt. Daß ich ihn Vater nennen durfte, erfreute mich so sehr, daß ich Christ wurde und das ganze Heidentum mit seinen Weihen und Vorschriften wegwarf. Der Vatername Gottes ist etwas Großes; er ist größer als alle Namen, mit denen wir Gott benennen. Als Christ habe ich die Vollmacht, Gott Vater zu nennen. Das ist meine Freude. Und dieser Name hat mich überwunden.

B. Die Missionare

H e r m a n n G u n d e r t

H e r m a n n G u n d e r t (geb. 1814, gest. 1893) war ein bedeutender Gelehrter, ein fruchtbarer Schriftsteller und noch manches andere. Vor allem aber war er und wollte er sein — ein M i s s i o n a r. Nicht nur, daß er die besten Jahre seines Lebens in Indien zugebracht; er hat auch als Vorstand des Calwer Verlagsvereins der Mission gedient in Wort, in Schrift und in Tat, und das mit solcher Ganzheit, daß er in vieler Augen geradezu die „personifizierte Mission“ war. Die Mission aber steckt niemand im Blut. Meist kostet es einen schweren Kampf, bis einer Missionar wird. „Wer andere befehren soll, muß selbst bekehrt sein“ — das ist ein Hauptgrundsatz aller evangelischen Missionsgesellschaften. Und Bekehrtheit ist nicht jedermanns Ding. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß man von jedem Bekehrten annimmt, er müsse was Außerordentliches erlebt haben, und desgleichen, daß man einen Missionsmann fragt: wie bist du dazugekommen? Bei Dr. Gundert könnte es scheinen, als sei das alles ganz natürlich zugegangen. Waren doch seine beiden Eltern sehr fromme Leute: die Mutter eine Schülerin des strengen Dann, durch schwere Körper- und Seelenleiden tief eingeführt in das verborgene Leben des Herzens mit Gott, der Vater ein Sohn des frommen alten Schulmeisters Gundert in Stuttgart, in dessen Hause eine Stunde gehalten wurde, eng befreundet mit einem Jeremias Flatt, angeregt von jenem merkwürdigen Quäker Grellet, der vor Fürsten und vor Bauern gleich ernst von Christo zu zeugen wußte, selbst tätig in der Bibel-, Traktat- und Missionsfache, seit 1820 sogar Sekretär der Bibelgesellschaft und längere Zeit auch Herausgeber eines kleinen Missionsblattes — mußte da nicht der junge Hermann die Missionstheorie gleichsam mit der Muttermilch schon einsaugen? Blickt man aber in die Briefe und Tagebücher der Mutter, so bekommt man einen anderen Eindruck. Da erscheint schon der Zweijährige als ein Wildfang, der bestimmt erklärt: „Ich will kein Pfarrer werden! Sol-

dat will ich werden, die Flinte nehmen und mit der Trommel tirumtum machen.“ Während der ältere Bruder (später der Sorgenstein der Familie) fromme Regungen hat und gern betet, kann der jüngere die Aufforderung zum Gebet nicht leiden, sondern will seinen freien Willen haben, und daß der Vater im Geruch des Pietismus steht, macht schon dem Sechsjährigen zu schaffen. Bald ist das Lernen seine Freude. Spielend bewältigt er die Anfangsgründe des Latein, wird dann ein alles verschlingender Bücherleser und kennt nichts Höheres als die Wissenschaft, für die er auch im allerreichsten Maße begabt ist. Inzwischen ist freilich das Pfarrerwerden so gut wie beschlossene Sache geworden; es werden sogar schon Predigten geschrieben, dann das Landexamen bestanden, und am 18. Oktober 1827 wird der junge Studiosus ins Seminar zu Maulbronn eingeliefert. Hier regen sich die „unruhigen Naturkräfte“ mit Macht. Es wird deklamiert, geschauspielert und auf allerlei Weise geschöngeistert, so daß der Vater ihm schreiben muß: „Ich weiß mir auf Gottes Erdboden nichts Elenderes zu denken als einen Schauspieldichter; ein Holzhauer hat in meinen Augen einen viel höheren Wert . . . Ich wünsche nicht einen Schöngeist in dir zu sehen, wohl aber einen Geist, der für alles Schöne und Wahre und Gute eingenommen ist . . . ,Meine Herren,‘ sagte N. N. zu dir und Sch. bei der Einlieferung, ,hüten Sie sich vor Dummheiten; Dummheit ist die größte Sünde.‘ Ich sage: hüte dich vor Sünde, Sünde ist die größte Dummheit.“ Auch die immer schwächer werdende Mutter richtet selbst vom Krankenzimmer aus Brief um Brief an den Sohn, nicht seine Liebhabereien und Bestrebungen einfach verwerfend, sondern mit zartestem Verständnis auf all seine Stimmungen und Bedürfnisse eingehend. Ja, im Juni 1828 kann sie ihm sogar einen persönlichen Besuch in Maulbronn machen. Das waren starke Bande, mit denen der nun weiter und weiter vom Gebet und Zucht sich wegverirrende Jüngling gehalten wurde. Überhaupt waltete die bewahrende Hand Gottes über ihm nach Leib und Seele. Studiert wurde trotz allem sehr fleißig, namentlich Weltgeschichte und deutsche Literatur. Zwischenhinein tauchten aber auch die soldatischen Gedanken wieder auf, namentlich bei jedem ernstlichen Austritt in der politischen Welt, mit deren Gang er stets auf dem Laufenden bleibt. 1830 trägt er durch die Unbesonnenheit eines Kameraden eine Verwundung davon, die leicht hätte lebensgefährlich werden können. Aber auch hier die bewahrende Hand Gottes. Die Todesmahnung macht anfangs einen tiefen Eindruck, doch stellt sich bald das haltlose Schwanken zwischen Leichtsinn und Ernst wieder ein, nur daß eine gewisse Nachdenklichkeit bleibt. Auch der Verkehr mit den Verwandten in Dürrenmenz und dem dort als Vikar weilenden Christoph Blumhardt übt einen guten Einfluß aus. Aber der Revolutionswindel jener Jahre wirkt stär-

fer. Der Seminarist lebt ganz in den Zeitungen, liefert selbst politische Aufsätze für einen eben gegründeten „Grenzboten“, schwärmt für ein neues Polen im Bunde mit einem neuen Deutschland, macht mit fünf Freunden einen nächtlichen Mondscheinspaziergang, der ihm eine Karzerstrafe einträgt, und läßt sich von Strauß, der 1831 als Professorsverweiser nach Maulbronn gekommen war, vollends vom alten Glauben abbringen.

Noch im gleichen Jahre wurde die Universität Tübingen bezogen, und hier war es wieder Strauß, der, gerade aus Berlin kommend und den letzten Gruß Hegels an seine schwäbischen Landsleute überbringend, alles mit fortriß. Hegel und Goethe wurden jetzt entschieden über das Evangelium gestellt; und als im Januar 1833 die fromme Mutter in Stuttgart ausgespitzt hatte, da war ihr armer Hermann „ganz heidnisch“ geworden, hatte gelernt, alles kühl aufzufassen, studierte nie, was vorgeschrieben war, sondern was ihm gerade behagte, und zwang sich eigentlich gegen die innerste Neigung, am Wirtshausleben, an Ausritten, am Theaterspielen und Tanzenlernen teilzunehmen (ohne übrigens seinen Eltern in Geldsachen auch nur die geringste Not zu bereiten; er verdiente sich Geld durch Stundengeben, schrieb sich Oratorien und andere Musikstücke eigenhändig ab und hielt sich überhaupt in den Schranken äußerster Sparsamkeit). Dabei dauerte die politische Revolutionsbegeisterung anfangs noch fort, machte aber bald einem „zwecklosen Freundschaftstaumel“ Platz. Selbstmordversuche und andere Ausgeburten des Wahnsinns kamen wiederholt unter den Kameraden vor. Es war ein dämonisches Treiben. Aber der alte Gott lebte auch noch, und es kam nun die Zeit, da er die Gebete der Eltern zu erhören anfang, mit anderen Worten: die Zeit der *B e f e h r u n g* für unseren Hundert.

„Ich hatte etwas festeren Willen bewahrt als die andern,“ schreibt er selbst mehr als zwanzig Jahre nach jenen ereignisvollen Tagen, „und etliche jüngere Freunde, die alle Haltung verloren hatten, hingen sich an mich, als sollte ich helfen und retten, und doch hatte ich selbst nichts. Es sind damals schauerliche Tage und Nächte verlebt worden. Am 2. August 1833 . . . kam ich mit meiner Kraft auf den Boden: ich wollte einen Verzweifelnden (einen Kameraden, der davongelaufen war, um sich das Leben zu nehmen) halten und erlag, bis ich, in stillen Tränen dahinlaufend, mich ans Beten wagte — nicht für mich, nur für den Freund — und Erhörung fand. Es geschah dies mit törichten Ansichten vom Gebet als von einer magischen Kraft, aus unverstandenen Jugenderinnerungen geschöpft. Weil ich aber doch unleugbar arm und elend war, ließ mich der Herr Gewißheit finden, daß ich meine Bitte haben sollte. Zugleich ließ der Regen nach, der Abendhimmel erheiterte sich, und ich meinte, es tue

sich mir eine Aussicht auf aus unserem tollbewegten Treiben in eine stille, geordnete Tätigkeit für das Himmelreich — als Missionar in I n d i e n. Wie gerade d e r Name aufkam, kann ich nicht erklären, doch hatten wir manche indische Elemente in unserem Traumbewußtsein, und von früher her war ich mit Missionsblättern u. dergl. vom Bibelhaus aus bekannt... Am 29. August besuchte ich die erste „Stunde“, schämte mich aber im Grunde der nicht sehr brillanten Pietistenstudenten, unter denen Josenhans der hervorragendste war. Es folgten trübe Tage, wohl manche gutgemeinte Anstrengung, aber keine Klarheit über meinen Weg. Ich hatte zu allen alten Bestrebungen Religion als eine weitere hinzugenommen und fühlte mich beengt, als ich das Schriftlos zog: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Wohl war ich oft todmüde von der Menge meiner Wege, aber noch kein armer Sünder. Niemand schien mir recht zu trauen und ich selbst war oft dem Wahnsinn nahe infolge meiner Zersplitterung. Im Frühjahr 1834 legte mich ein Nervenfieber einen Monat lang aufs Bett. Ich erwartete den Tod, unfähig zum geringsten Gebet. Müde und fast gedächtnislos lebte ich wieder auf. Der Vater hatte viel für mich gebetet. Ich war nun entschlossen, mich selbst zu beschränken, und bat Jesum um Hilfe. Am 28. Mai kehrte ich von Stuttgart nach Tübingen zurück und fand mich nun mit Josenhans, Herwig, Christoph Hoffmann, Betulius usw. auf der stillen Pietistenstube. Am 17. Juni wurde einer der alten Freunde im Walde erschossen gefunden, und tags darauf, als er begraben wurde, ging das ganze Stift hinaus, und sonderbarerweise traf es sich, daß nur wir acht bis zehn Pietisten uns zum Stifteffen einfanden. Dies wurde nun als von uns verabredet angesehen, als hätten wir unsere höhere Heiligkeit durch Abwesenheit von einer Selbstmörderleiche an den Tag legen wollen! Der ganze Haß richtete sich gegen mich, und ich war im Nu — freilich anders, als mir lieb war — von den alten Bekannten gründlich abgeschnitten! Am 27. Juni hatte ich über Matth. 5, 8 eine Predigt zu machen. Da wurde mir schwer zumut, wie unrein ich sei und wie wenig klares Wissen von Gott ich bis jetzt habe. In einer der Krankenzellen flehte ich auf den Knien um Reinigung meines zerfahrenen, vielbefleckten Herzens und um Offenbarung Gottes. Zum erstenmal spürte ich, daß ich's mit Jesus zu tun habe und e r, am Kreuze hangend, mit mir rede, mich annehme, mir verzeihe und mich besprenge, so daß ich hinfort sein sei. Ich danke ihm, daß ich seither unter allen Wechsellagen sein geblieben bin und daß das steinerne Herz durch ein fleischernes ersetzt ist.“

Soweit die Bekehrungsgeschichte, deren Gündert sich übrigens nie gerühmt, sondern eher geschämt hat (wegen seiner langen Halbheit). Inzwischen war der Weg nach Indien gebahnt. Der wunderliche Freimissionar G r o v e s fahndete damals nach allerlei Leuten, die

mit ihm nach Ostindien gehen und dort missionieren sollten. Der junge Gundert insbesondere war ihm als passender Lehrer für seine heranwachsenden Söhne, die auch nach Indien sollten, empfohlen worden, und so kam es, daß am 25. März 1835 ein langer Mann im überrock in die Stiftsstube Eugensland eintrat und mit fremdländischem Akzent fragte: „Ist Herr Gundert nicht hier?“ Es war Georg Müller aus Bristol, der Schwager von Herrn Norris Groves. Gundert hatte nicht lange vorher den Entschluß gefaßt, den ersten bestimmten Ruf, der an ihn kommen würde, als aus Gottes Hand anzunehmen. So wurde ihm das „Ja“ nicht schwer, und der Vater gab auch seine Einwilligung. Immerhin war es ihm lieb, den Missionsberuf hinter dem eines Hauslehrers zu verstecken, denn ob er zum ersteren passe, wollte er erst an Ort und Stelle sehen. Um eben jene Zeit kam Straußens Leben Jesu heraus und erregte einen wahren Sturm. Gundert nahm's leicht, da er wußte, daß Strauß vom wirklichen Leben des Glaubens keine Ahnung hatte; doch betete er mit anderen, daß die verführerische Stimme widerlegt werden möchte, hatte doch ein Mitstudent zu ihm gesagt: „Theologische Bücher schaffe ich mir sonst nicht an, das aber kaufe ich mir, denn ich will, daß es wahr sei!“ Da hieß es auf einmal (5. April 1835): „Der lustige Mögling ist bekehrt! Er hat über Joh. 12, 24 gepredigt, daß alle seine Freunde verdattert dastanden. Was ist auch der für ein Philister geworden! Er geht als Missionar nach Basel!“ — Da war Gundert im Innersten überzeugt: „Strauß ist widerlegt; Christus hat sich auch in unserem Kreise als noch lebendig bewiesen.“

Es folgten noch andere Glaubensstärkungen, nicht nur durch allerlei neue Bekanntschaften (Spleiß, Zeller, Spittler, Ecklin usw.), die er auf einer kleinen Schweizerreise machen durfte, sondern auch durch eine Begegnung mit jenem unglücklichen Kameraden, dessen Retter er zwei Jahre zuvor geworden war, dem er aber erst jetzt das Evangelium recht verkündigen konnte und von dem er die Gewißheit erhielt, daß auch er zum Leben durchgedrungen sei. „Das war,“ schreibt er, „noch ein Angeld, das ich bedurfte und erbeten hatte, weil mich oft der Zweifel plagte: wird auch in Indien jemand meinem Wort glauben, wenn es in der nächsten Nähe sich noch zu schwach zur Bekehrung erwiesen hat?“ Es folgte nun das theologische Abgangsexamen sowie die Promovierung zum Doktor der Philosophie; dann ein schwerer, „herzzerdrückender Abschied“ und die Reise — über England — nach Indien.

(Weiteres in: Hesse, „Aus Dr. Gunderts Leben“.)

Eine Fortsetzung von Hebr. 11.

Durch den Glauben hat vor mehr als anderthalb Jahrhunderten die Brüdergemeinde den ersten Missionar zu den armen,

von den holländischen Ansiedlern wie Hunde behandelten Hottentotten nach Südafrika zu senden beschlossen. Durch den Glauben hat sich damals G e o r g S c h m i d t erbotten, hinauszugehen, und durch den Glauben hat er mit dem geknechteten Volke Schmach und Entbehrungen geduldig ertragen, bis Menschen, die sich Protestanten hießen, aus Furcht vor dem Zusammenbruch ihres Einflusses ihm verboten, seinen ersten Befeierten zu taufen, ja endlich ihn selbst ohne viel Komplimente nach Europa zurückexpedierten! Durch den Glauben haben fünfzig Jahre später (1792) die Herrnhuter drei weitere Missionare nach Südafrika gesandt, welche auf den Ruinen des einst von Georg Schmidt bewohnten Hauses die Station G n a d e n t a l errichteten, nachdem sieben Jahre vorher dieser Nestor der afrikanischen Mission — knieend wie Livingstone und Krapf — zur ewigen Ruhe gegangen war.

Durch den Glauben sind dann auch die Londoner und die wesleyanische Missionsgesellschaft, die Kirche von England, die schottische Freikirche und die Bostoner Missionsgesellschaft in die Arbeit in Südafrika eingetreten, und durch den Glauben hat ein Moffat die Bibel in die Sprache der Betschuanen, ein Wilder sie in die der Zulus, ein Boyce Appleyard und andere in die der Kaffern übersetzt — allen Schwierigkeiten zum Troß.

Durch den Glauben hat Moffats Schwiegersohn, D a v i d L i v i n g s t o n e, sein Haus, seine Schule, seine Station aufgegeben, um seine großen Missions- und Entdeckungsreisen anzutreten, welche bestimmt waren, ein neues Licht über die ganze Südhalbkugel des Weltalls zu verbreiten. Durch den Glauben hat er Gefahren überstanden, Strapazen ertragen, Verfolgung erduldet, sein theures Weib in afrikanische Erde — am Sambesi — gebettet. Durch den Glauben hat er sich durchgeschlagen bis nach Benguela an der Westküste, bis nach Kilimane an der Ostküste und endlich bis Njangwe im Norden, neue Flüsse, neue Seen, neue Stämme und neue Sprachen entdeckend. Aus den Schweißtropfen gleichsam, die da von seiner Stirn gefallen, sind wie frische Blumen all die neuen Missionen erblüht, welche in den letzten Jahrzehnten von Männern der verschiedensten Kirchen und Parteien im Gehorsam gegen Gott, im Glauben an Christus, aus Liebe zu den Afrikanern und zum Andenken an Livingstone sind gegründet worden. Denn die neuen Missionen in B l a n t y r e und in L i v i n g s t o n i a, am T a n g a n j i k a s e e und in S a n s i b a r — sie alle sind direkt auf seinen Einfluß zurückzuführen. Livingstone selbst aber war es nicht gegeben, auch nur e i n e Frucht all seiner Bemühungen gedeihen zu sehen. Wie einst Mose, so durfte auch er das gelobte Land nur von der Ferne erblicken; ja, auch das Geheimnis der Kongo- und Nilquellen wurde erst n a c h seinem Tode entdeckt. Aber selbst im Tode noch hat

er gewirkt, begeisternd und veredelnd auf Menschenherzen gewirkt, so daß durch den Glauben seine schwarzen Diener den Leichnam ihres Herrn von Ilala auf bisher noch unbetretenen Pfaden an die Küste trugen, gewissermaßen eine Fortsetzung seiner eigenen Entdeckungen und zugleich eine Probe davon, welcher Aufopferung, welcher Treue und welcher Leistungen auch Afrikaner fähig sind, wenn man sie nur geliebt und ihnen wohlgetan hat.

Durch den Glauben haben Krapf und Rebmann von Jahr zu Jahr auf ihrem einsamen Posten in Mombas ausgehalten und wieder und wieder einander zugerufen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Durch den Glauben haben sie geforscht nach den gewaltigen Seen und den schneebedeckten Berggipfeln und darüber nach Europa berichtet unter dem Hohngelächter der Gelehrten. Aber Gott hat sie zu Ehren gebracht sowohl als Entdecker wie auch als Missionare. Sie haben den Anbruch des Morgenroths noch mit Augen gesehen, haben es erlebt, daß in Mombas eine christliche Niederlassung für befreite Sklaven gegründet, mit Schiffen auf jenen großen Seen gefahren und der Kilimandscharo von Geographen bestiegen wurde; ja, mit Tränen des Dankes und der Freude hat Krapf noch jenen Aufruf Stanleys gelesen zur Gründung einer Mission in Uganda, und es dann mitangesehen, wie die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft von Sansibar ins Innere vordrang und so zu verwirklichen anfang, was er im Glauben bezeichnet hatte als die „Apostelstraße“, die noch einmal quer durch ganz Afrika hindurch sich erstrecken und die Missionsstationen im Osten verbinden werde mit denen im Westen.

Durch den Glauben haben die Baptisten Besitz genommen von der Insel Fernam do Po, um dann, durch die Unduldsamkeit der Spanier vertrieben, eine dauernde Niederlassung an den Kamerun-Bergen in Westafrika zu gründen. Dort hat durch den Glauben ein Saker gelebt, gearbeitet und gelitten, ja, dort auch sein Leben gelassen, noch ehe er die Übersetzung der Heiligen Schrift in die Sprache der Dualla hatte vollenden können. Und als die Zeit dazu gekommen war, ist von dort ein Comber aufgebrochen, die Königsreiche am Kongo einzunehmen durch den Glauben, und, nachdem in San Salvador das Leben seiner Gattin dem Klima zum Opfer geworden, vorzudringen an den Stanley-Pool, von wo nun der „Friede“, dies Missionschiff der Baptisten, die Eroberer weiter ins Innere hineinträgt.

Durch den Glauben haben auch unsere nordamerikanischen Brüder sich aufgemacht, in Westafrika das Unrecht zu sühnen, das durch den Sklavenhandel Jahrhunderte lang den Negern war zugefügt worden. Jetzt wetteifern ihre zahlreichen Kirchen und Gemeinschaften miteinander in der Gründung von Missionsstationen,

in der Errichtung von Schulen und in der Übersetzung der Heiligen Schrift.

Durch den Glauben haben nicht minder die an irdischen Gütern so viel ärmeren, an Geisteskraft, Demut, Aufopferungsfähigkeit und heiligem Ernst aber reichen Kirchen des europäischen Festlandes sich's etwas kosten lassen, dem dunkeln Weltteil das Licht zu bringen. Aus Basel und aus Lausanne, aus Barmen und Bremen, aus Berlin und aus Hermannsburg, aus Norwegen, Schweden und Finnland, ja selbst aus dem ungläubigen Paris sind Scharen frommer Männer und Frauen ausgezogen, um auf entlegenen Vorposten die Fahne des Kreuzes aufzupflanzen, um sich gefangen nehmen zu lassen, um allerlei Ungemach zu erdulden, um die schwierigsten Sprachen zu bemeistern, um die Herzen der Afrikaner zu gewinnen, um Seelen für den Herrn zu sammeln und neue Christengemeinden ins Leben zu rufen. Ihre Namen mögen der großen Welt nicht bekannt sein: im Buche des Lebens, da stehen sie geschrieben.

Durch den Glauben ist ein Samuel Crowther der Knechtschaft entrisen worden, in welche seine Brüder ihn verkauft hatten; durch den Glauben ist aus dem Sklavenjungen ein Christ, ein Lehrer, ein Wohltäter und ein Führer seines Volkes geworden; durch den Glauben hat er allen Verächtern und Feinden der schwarzen Rasse den Beweis geliefert, daß das Geschwätz von ihrer unverbesserlichen Trägheit, von ihrem Mangel an Geist und an Bildungsfähigkeit eine — Verleumdung ist; durch den Glauben ist er der Erstling geworden all der schwarzen Prediger und Evangelisten, welche jetzt als Arbeiter in der großen Ernte den europäischen Missionaren zur Seite stehen, ja, schon hie und da angefangen haben, an ihre Stelle zu treten.

Doch genug! Wer einen Einblick bekommen möchte in das heroische Leben und Leiden unserer afrikanischen Missionare, der lese nur zum Beispiel das Leben von Frau Hinderer in Ibadan oder von Frau Wakefield in Kibe, von Bischof Madenzie am Schire oder von Bischof Uer in Kap Palmas — wer kann sie aufzählen, die Namen all jener edlen Männer und Frauen, deren die Welt nicht wert ist, die dem friedlichen Leben in der Heimat den Rücken gekehrt und zu den armen Schwarzen sich gewandt haben, die, krank und vom Klima geschwächt, doch auf ihrem Posten geblieben, ja — nur zu oft — auf demselben gefallen sind als gute Streiter Jesu Christi, als auserwählte Zeugen seines Namens, als Menschen, die ihr Leben nicht lieb gehabt, als Apostel, die an ihrem Leibe erstattet, was noch mangelt an den Leiden Christi! Wahrlich, im Blick auf all diese Brüder und Schwestern, deren Beispiel erhebender, beschämender und läuternder auf uns wirkt als alle Pre-

digten der Welt, dürfen wir wohl sagen: die Heldenzeit der christlichen Kirche, das Zeitalter der Ritterlichkeit und der Selbsthingabe ist noch nicht so ganz vorüber, und auch unser Jahrhundert, trotz all seines Materialismus und Unglaubens, es stellt noch immer eine schöne Zahl von Helden, die mutig hinausziehen zum heiligen Krieg.

Man höre nur die letzten Worte einiger dieser edlen Streiter. Im Angesicht des Todes haben ja die Phrasen und oberflächlichen Gefühle ein Ende. Da kommt das Innerste und Wahrste zum Vorschein. „Jesus, hilf mir! Jesus, hilf mir! Amen!“ — dies waren die letzten Worte des jungen Schweden *Arrhenius*, der nach jahrelangen Vorbereitungen und Mühen nur wenige Monate unter den Gallas hatte arbeiten dürfen. — „Ist es wahr, daß ich heute heim darf?“ — so lauteten die letzten Worte des jungen Basler Missionsinspektors *Prätorius*, der an die Goldküste gegangen war, die dortigen Stationen zu visitieren. Er besuchte mich noch kurz vor seiner Abreise von London und versprach, wiederzukommen auf seiner Rückreise. Aber er kam nicht wieder. — „Herr, dir habe ich mich ergeben, Leib, Seele und Geist. Was ich bin und was ich habe, sollte in deinen Dienst gestellt sein, willst du aber statt meines Dienstes mich selbst, was gehet es mich an? Dein Wille geschehe!“ So betete sterbend der junge *McCall*, jener eifrigste und begabteste von all den eifrigen und begabten Brüdern, welche die Kongo-Inland-Mission hinausgesandt hat. — „Lasset euch nicht entmutigen, wenn die ersten Arbeiter fallen. Ihre Gräber werden den Nachfolgenden den Weg weisen“ — so sprach der Pariser Missionar *Golaz*, als er mit seiner jungen Gattin an den Senegal hinauszog, wo sie denn auch wirklich beide — nach weniger als Jahresfrist — ins Grab sanken. — „Alles ist in Ordnung; wir gehen getrost voran!“ — so schrieb der amerikanische Missionar *Pinkerton* wenige Tage vor seinem Ende, als er, fern von Weib und Kindern, nach zahllosen Schwierigkeiten und Enttäuschungen endlich so weit war, daß er auf Umsilas Land, das Ziel seiner Reise, losmarschieren konnte. Und er hatte recht: war er doch in der Tat auf dem rechten Wege und durfte getrost vorangehen — in die ewige Heimat. Wahrlich, mit solchen Männern kann man nicht nur Afrika, sondern die ganze Welt erobern. Solche Todesfälle sind ebensoviel Siege. Solche Worte sagen uns, daß es ein Leben gibt auch nach dem Tod und mitten im Tod. Ja, und diese sind alle gestorben, ohne die Verheißungen zu erlangen, die sie vielmehr nur von ferne sahen und begrüßten, und mit dem Bekenntnis, daß sie Fremdlinge und Beisassen seien auf der Erde, die da trachten nach einer besseren Heimat, das ist nach der himmlischen.

Die Zeit gebricht mir, alles durchzugehen von *Schlenker* und *Reichardt* und *Schön*, von *Goldie* und *Edgerley*, von

Casalis, Mabilie und Coillard, von James Stewart in Lovedale und seinem Namensvetter am Njasasee, von Grant und Wilson, von Ramseyer und Christaller, von Mackenzie, dem frommen Bischof, der am Schire sein Leben ließ, und von Steere, der in Sansibar noch das letzte Kapitel seiner Übersetzung des Jesaja vollendete und das Manuskript eigenhändig für den Drucker zurecht machte, um sich dann hinzulegen und zu sterben, von Wakefield und von New, von Mayer und von Flad, von Southon, dem Missionsarzt in Urambo, von unserem teuern und verehrten Freund Mullens, der, schon sechzigjährig, sich nicht zurückhalten ließ von der Reise nach Afrika, und dessen Gebeine nun in Usagara der Auferstehung harren, und von wie vielen anderen noch!

So laßt denn auch uns, dieweil wir eine solche Wolke von Zeugen vor uns haben, ablegen alle Bürde und die Sünde, welche uns immerdar anklebt, und in Beharrlichkeit laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist, damit auch Afrika erleuchtet und gewonnen werde für Christus. Wir sind es denen, die ihr Leben für Afrika gelassen haben, schuldig, dafür zu sorgen, daß sie nicht umsonst dies kostbare Opfer gebracht, sondern fortgesetzt und vollendet werde, was von ihnen begonnen. Es bleibt dabei, daß die Mission die herrlichste Erscheinung dieses unseres neunzehnten Jahrhunderts ist, und daß es nichts Erhabeneres gibt, als einen selbstlosen Christenmenschen, der mitten in der heidnischen Finsternis sein Licht leuchten läßt, das Licht der Gottesfurcht, der Liebe und des Glaubens. O, daß es doch die Tausende, welche bei uns noch müßig am Markte stehen, auch gelüsten möchte nach solchem Ruhm und nach solcher Ehre!

(Nach „African Heroes“ von Dr. R. R. Cuft.)

Bischof Hanningtons letzte Tage

Am 25. Oktober 1886 brachte die Post drei Notizbüchlein nach London, welche die Aufzeichnungen des ermordeten Bischofs Hannington über seine letzte Reise enthalten und bis zum 29. Okt. 1885, dem letzten Tage seines Lebens, reichen.

Nach der über alle Begriffe gefahrvollen und beschwerlichen Reise am Kilimandscharo vorbei und durch das Masai-Land hindurch war er am 21. Okt. mit fünfzig Mann in Usoga angekommen, von wo er schnell und leicht vollends nach Uganda zu gelangen hoffte. Statt dessen wurde er vom Häuptling Lubwa gefangen genommen und nach achttägiger furchtbar peinlicher Wartezeit auf einen inzwischen vom König Muanga erhaltenen Befehl samt seinem Gefolge niedergemacht.

Hier einige Stellen aus den letzten Blättern des Tagebuchs:

„21. Okt. Ich war auf einen Hügel gegangen, von dem aus ich den

Mil sehen konnte, als ich plötzlich von etwa zwanzig rohen Gesellen überfallen wurde. Mich werfen sie heftig zu Boden und fangen an, mich all meiner Wertsachen zu berauben. Ich halte sie für gemeine Räuber und schreie um Hilfe, aber sie zwingen mich, aufzustehen und mit ihnen davonzueilen. Es schien, als wollten sie mich in einen Abgrund stürzen. Ich schrie noch einmal, obgleich mich einer mit einer Keule zu erschlagen drohte. Zweimal wäre es mir beinahe gelungen, ihren Händen zu entinnen, endlich aber brach ich erschöpft zusammen und mußte mich an den Beinen auf der Erde fortzuschleifen lassen. „Herr, in deine Hände befehle ich mich; ich traue auf dich allein!“ Jetzt gelingt es mir, wieder auf die Füße zu kommen, und in wilder Hast geht es voran, indem die einen mich nach dieser, die anderen nach jener Richtung hin stoßen oder zerren und ich wiederholt in sehr unsanfte Berührung mit Bananenbäumen komme. Es war gerade nach dem Essen, und all die heftigen Bewegungen verursachten mir einen schrecklichen Schmerz im Unterleib. Ich zweifelte nun nicht, daß man mich ermorden wolle, konnte aber trotz allem singen: „Sicher in Jesu Armen“ und „Ich bin dein, du bist mein“, ja ich konnte der Todesgefahr ins Gesicht lachen. Meine Kleider waren zerfetzt und durchnäßt, alle meine Glieder wie gerädert. Endlich, nachdem wir beinahe zwei Wegstunden in einer Zeitstunde zurückgelegt, kamen wir zu einer Hütte, in deren Umzäunung man mich hineinzwang. Jetzt geht es zum Ende, dachte ich. Als ich aber eine Hand freibekam und mir mit dem Finger unter dem Kinn hin-fahrend die Gebärde des Kopfabchneidens machte und dabei die Männer fragend ansah, schienen sie mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Jetzt fand ich auch heraus, daß es der Häuptling war, der mich hatte gefangennehmen lassen. Aber was war aus meinen Leuten geworden? Hatte man sie am Ende alle getötet? Von diesen Fragen gequält und vor Kälte zitternd brachte ich die nächsten zwei oder drei Stunden zu, bis endlich zu meiner großen Freude mein Koch und ein Knecht mit meinem Bettzeug erschienen und mir sagen konnten, daß der Häuptling uns alle gefangenhalten wolle, bis er von König Muanga unserthalben Befehl erhalte. Ich bin in Gottes Hand.“

„22. Okt. Es mag zehn Uhr abends gewesen sein, als ich mich endlich in einer ziemlich geräumigen Hütte auf mein Bett legen konnte. Aber es fehlte an jedem Luftzug, auf dem Herd brannte ein Feuer, der Rauch aber hatte keinen Ausweg; um mich her lagen zwanzig Mann; dazu wimmelte es von Ratten und Ungeziefer. Mit furchtbarem Weh in allen Gliedern, von peinlichem Durst gefoltert, konnte ich die ganze Nacht kaum ein klein wenig Schlaf finden. — Mein Koch ist bei mir und darf für mich kochen, man hat mir auch den Gebrauch meiner Bibel und meiner Schreibsachen gestattet. In

diesem finsternen Loch kann ich jedoch nur mit Anstrengung lesen oder schreiben. Der Fußboden ist voller Läuse und faulender Pflanzenreste. Am Feuer kochen meine Wächter und trinken Bier. Ich bin so schwach, daß ich kaum meine kleine Bibel in der Hand zu halten vermag, habe keinen Appetit und bin wie zerschlagen. Dazu ist die Gegend fieberisch. Ich fürchte, daß ich wenigstens eine Woche hier werde sitzen müssen. Werde ich es aushalten? Mein Gott, ich bin dein! — Gegen Abend durfte ich ein wenig hinaus und genoß die frische Luft sehr; um so schlimmer aber war es hernach in der Hütte. Ich sank erschöpft auf mein Lager und brach in Tränen aus. Meine Stimme ist leider die eines Löwen im Käfig. Und doch, für wie vieles habe ich zu danken! Ich sollte des Herrn Namen preisen, — und ich tue es auch.“

„23. Okt. Heute sind es gerade drei Monate, daß ich von der Küste aufbrach; ich schlief besser, erwachte aber sehr schwach und mit Schmerzen, so daß ich nur mit größter Mühe vor die Hütte hinausfrischen und auf einen Stuhl sitzen konnte, und doch bewachen sie mich, wie wenn ich ein Simson wäre. Auch meine Nerven sind so schwach, daß ich gleich ans Getötetwerden glaubte, als heute Kriegsrufe und wildes Geheul sich hören ließ. Ich legte mich auf die Seite und sprach: ‚Herr, dein Wille geschehe; ich werde keinen Widerstand leisten.‘ Am Nachmittag baten mich meine Wächter fußfällig (!), ich möchte vor die Hütte kommen, und als ich ihnen willfahrte, da sah ich den Häuptling mit etwa hundert seiner Weiber. Sie waren gekommen, ihre Augen an mir zu weiden. Ich hätte den Häuptling an der Gurgel packen mögen, blieb aber ruhig sitzen, schlug Matth. 5, 44 f. auf und fühlte mich neu gestärkt. Ich fragte, wie lange meine Gefangenschaft wohl noch dauern werde. Er meinte, wenigstens noch vier Tage. Ich bat nun um Erlaubnis, in meinem Zelt schlafen zu dürfen. Es wurde erlaubt. Aber zwei Bewaffnete sollen an der Tür wachen, und meine Stiefel darf ich nicht bei mir haben.“

„24. Okt. Gott sei Dank für die gute Nacht, die ich im Zelt gehabt trotz eines furchtbaren Gewitterregens, der in Strömen hereinsloß. Es geht mir besser, aber noch tut mir jede Bewegung weh.“

„25. Okt. Immer noch viel Schmerzen in den Gliedern. Die Anstrengung des Ankleidens schon erschöpft mich. Meine Wächter, obgleich sie mir meist wie Blutegel anhängen, werden doch allmählich lässig, so daß ich schon einigemal hätte entweichen können. Aber ich beabsichtige keinen Fluchtversuch. Es kamen wieder eine Menge Häuptlingsweiber in drei Abteilungen — im ganzen sollen es tausend sein — den Gefangenen zu begaffen. Sie führten sich anständig auf; es machte ihnen viel Spaß, mich zu sehen. Meine Wächter sind gut Freund mit mir, und einer nennt mich immer seinen Weißen, wenn er von mir spricht. Meine Leute werden streng bewacht, täg-

lich dürfen jedoch zwei kommen, mir Lebensmittel zu bringen. Sie wechseln damit unter sich ab.“

„26. Okt. Es geht besser, aber ich bin schläfrig und gedrückt, hatte gar keine Lust aufzustehen. Vielleicht ist Fieber im Anzug. Wieder drei Abteilungen von Frauen des Häuptlings kommen, mich zu besuchen. Es ist nicht angenehm, so begafft zu werden wie ein gefangener Löwe. Ich bin tief herabgestimmt, fühle mich krank und kann nichts essen. Die zwei Soldaten, welche nachts neben mir schlafen, stinken so nach Bier und allerlei anderen unappetitlichen Dingen, und das Zelt ist so eingepfercht zwischen die Hütte und den hohen Zaun, daß es sehr an frischer Luft fehlt. Die anderen Wächter lachen, schreien und trinken bis tief in die Nacht hinein und fangen vor Tagesgrauen schon wieder damit an.“

„27. Okt. Sehr niedergeschlagen. Alles ist aussichtslos. Ich fange an zu zweifeln, ob der Häuptling wirklich eine Botschaft an Muanga meinethalben geschickt hat. Vergeht noch eine Woche ohne Nachricht von ihm, so will ich einen Fluchtversuch machen. Heute kamen nur ein paar Frauen, das wilde Tier zu besuchen. Ich fühlte mich so elend und verstimmt, daß ich mich in meine Höhle zurückzog; einige folgten mir; es war aber so dunkel, daß sie nichts sehen konnten, und da ich kein Wort sprach, gingen sie bald wieder weg. Ich schrie zu Gott um Hilfe.“

„28. Okt. Eine schreckliche Nacht; konnte vor dem Lärmen der betrunkenen Wächter und vor Ungeziefer kaum eine Stunde schlafen. Das Fieber macht rasche Fortschritte. O, Herr, habe doch Erbarmen und erlöse mich. Ich bin ganz geknickt und tief drunten. Ps. 27 tröstet mich. — Am Abend: Das Fieber ist überstanden: Ich höre, daß Muanga drei Soldaten geschickt hat; was sie für Botschaft bringen, hat man mich aber noch nicht wissen lassen. Reichlich getröstet durch Psalm 28.“

„29. Okt. Achter Tag meiner Gefangenschaft. Keine Nachricht! Aber Psalm 30 hält mich aufrecht; das Wort kam mit Macht. Letzte Nacht heulte neben mir eine Hyäne, die den kranken Mann herausgerochen hatte, aber ich hoffe, sie soll mich noch nicht kriegen.“

Dies die letzten Worte im Tagebuch. Wenige Stunden, vielleicht wenige Augenblicke, nachdem er sie geschrieben, wurde der Gefangene hinausgeführt, um nach kurzem Todeskampf — nicht vor dem Tyrannen von Uganda, sondern vor seinem himmlischen Herrn und König zu erscheinen.

(Weiteres in: Bishop Hannington von M. Hesse.)

Schiffbruch bei Grönland

Es war am 17. März 1895, daß der Dampfer „Eisbär“ mit Schwester Fogdal als einzigem weiblichem Wesen an Bord von Kopenhagen nach Grönland abging. Schon am 2. April kam die grönlän-

dische Küste in Sicht und Tags darauf hoffte man in Julianehaab einzulaufen. Der Hafen aber war dergestalt von Eismassen umlagert, daß an kein Landen zu denken war. Man mußte froh sein, vom 5. bis 8. April in einer kleinen Bucht Ruhe zu finden. Ein erneuter Versuch am letztgenannten Tage, das Ziel zu erreichen, mißlang ebenfalls, und man fand nach mehrstündiger Fahrt auf den Rat eines an Bord gekommenen Grönländers hin in dem Nothafen von Nunarsuit, hinter einem weit in die See hinauspringenden Kap eine leidliche Zufluchtsstätte. Das Wetter war unfreundlich: Wind, Regen und Schnee. So kam der Gründonnerstag (11. April) heran. Sehnüchtige Wehmut erfüllte das Herz Schwester Fogdals. Wie gern wäre sie mit den Geschwistern in den Heimatgemeinen zum Tisch des Herrn genacht! Draußen erhob sich inzwischen ein heftiger Sturm. Im Schiffe glaubte man, er werde die Eismassen zerstreuen und frei Fahrwasser schaffen. Bittere Täuschung! Als der Karfreitag (12. April) bei hellem, klarem Wetter anbrach, war der „Eisbär“ bereits von kolossalen Eisblöcken umringt. Von der erregten See gegen das Fahrzeug geschleudert, schoben, stießen und preßten sie dasselbe immer näher auf den felsigen Strand. Es legte sich auf die Seite, die eine Ankerkette zerriß, die zweite desgleichen. Unter Aufbietung aller Kräfte und mit eigener Lebensgefahr versuchte die Mannschaft nun, es mit den stärksten Tauen an Klippen zu befestigen und vom Ufer abzuhalten. Aber vergebens! Die Taue zerrißen wie Zwirnfäden, und alle sonstigen Maßregeln erwiesen sich als ebenso ohnmächtig; es ächzte und bebte in allen Fugen, ein willenloser Spielball der tobenden Brandung. Jetzt galt es nur noch das Leben zu retten. Ein Boot war aufs Eis herabgelassen, die wertvollsten Schiffsinstrumente, die Schiffskasse, etwas Proviant, das Handgepäck der Schwester Fogdal darin untergebracht, dann auch sie selbst von dem mächtig schwankenden Schiff auf die Scholle befördert. Aber die Matrosen überzeugten sich bald, daß die Scholle zu unfest sei, und daß das Boot zwischen den Blöcken hindurch unmöglich ans Land gelangen könne. Wieder aufs Schiff heraufgezogen, wartete sie nun ruhig in der Kajüte, wie alles sich weiter gestalten würde. „Ich bin des Herrn und mir geschehe, wie er will“ — darauf sank sie in festem Glauben nieder und später nach ihrer Rettung, aber auch nach dem Verlust ihrer ganzen Habe, schreibt sie: „Der Herr hat mich wunderbar gestärkt; ich habe ruhig zugeesehen, wie alle meine Sachen, auch meine liebsten Andenken, im Meer begraben wurden. Auch diese Führung muß zu meinem Besten dienen. Ich fühle mich mitunter wie hinweggetragen über alle Schwierigkeiten.“ Auch der Kapitän hat später die „Seelenstärke“ dieser Schwester gepriesen.

Während unsere Schwester in der Kajüte ergeben harrete, gelang es einigen Matrosen, als das Schiff wieder an die Felsen andröhnte,

hinüberzuspringen. Dann wurde ihnen vom Schiff aus ein Seil zu-
geworfen, das sie am Lande befestigten. Aus einem anderen Seile
wurde eine Schlinge gefertigt, die sich an jenem bewegen konnte.
Vermöge dieser Schlinge nun wurde unsere Schwester ans Land be-
fördert. Andere sprangen hinüber wie die ersten. Unsere Schwester,
selbst fürs erste geborgen, flehte in der Stille zum Herrn, daß er
doch keine Menschenleben verloren gehen lassen möge. Er erhörte sie.
Ein zweites Boot, das man mit dem ersten Steuermann darin
herabließ, wurde gleich zerquetscht, nur daß der Insasse sich noch
durch einen raschen Sprung retten konnte. „Nie werde ich vergessen,
was ich dort erlebt habe,“ schreibt Schwester Fogdal. „Das Boot,
welches mit Lebensmitteln und anderen Sachen gefüllt war und
mich hätte aufnehmen sollen, ist dann auch untergegangen. Nun
standen wir da! Die meisten von uns konnten außer dem, was sie
anhatten, nur noch einige Stück Betten und Decken und einige Klei-
dungsstücke ihr eigen nennen. An Lebensmitteln besaßen wir nur
etwas Hartbrot, etwas Fleisch und ein paar Büchsen voll Obst. Das
wenige, was gerettet war, wurde nun zusammengepackt und eine
Felsenhöhle aufgesucht, wo man übernachten wollte. Zum Glück be-
fanden sich in nicht zu großer Entfernung einige grönländische Hüt-
ten. Der Kapitän schlug vor, daß ich lieber dahin gehen, als in der
Höhle bleiben möchte. Ein dänischer Herr und ein paar Grönländer
begleiteten mich. Ich begreife heute noch nicht, wie ich diesen Weg
habe zurücklegen können! Wir kamen an Stellen vorüber, die nicht
ohne Lebensgefahr passiert werden konnten, und dann ging's über
hohe, steile Felsen in tiefem Schnee. Diese Wanderung dauerte drei
Stunden, so daß ich zuletzt fast nicht mehr konnte. Wie dankbar war
ich, als wir endlich bei der Hütte anlangten. Durch einen sehr nied-
rigen, dunklen Hausgang kamen wir in die Stube. Die Luft darin
war nicht sehr gut und ich dachte zuerst, daß ich es hier nicht würde
aushalten können, da ich auch heftige Kopfschmerzen hatte. Müde
und erhitzt setzten wir uns hin, fingen aber bald an zu frieren, weil
wir vom Gehen ganz naß geworden waren und in der Stube bittere
Kälte herrschte. Gern hätten wir etwas Warmes genossen, da wir
den ganzen Tag über nichts Ordentliches gegessen hatten. Nur eine
Tasse Kaffee hatten wir frühmorgens noch getrunken. Die armen
Grönländer besaßen aber selber nichts, und so haben wir trockenes
Hartbrot mit etwas Fleisch gegessen und kaltes Wasser dazu getrun-
ken. — Die Grönländer waren sehr freundlich gegen uns und be-
reiteten uns ein Nachtlager. Wir haben dann, so gut es ging, unsere
Sachen die Nacht über zum Trocknen aufgehängt. Nachher zündeten
die Grönländer ihre Tranlampen an und machten Feuer im Ofen,
wodurch ein fast unerträglicher Qualm entstand. Doch übermüde und
von dem Geschehenen so angegriffen, daß ich fast nicht mehr denken

konnte, schlief ich endlich ein. Am Ostersonntag sangen die Grönländer uns einige Lieder. Wie mir dabei ums Herz war, kann ich nicht beschreiben. Es galt für mich, stets den Blick nach oben zu richten, um nicht zu verzagen. Am zweiten Feiertag versammelten sich alle Grönländer im Hause zum Gottesdienst; auch sechs dänische Herren und ich waren dabei. Der Katechet las eine Predigt vor und einige Lieder wurden gesungen. Obwohl ich nichts davon verstand, tat es mir doch wohl. Zum Glück hatte ich meine Lösung in die Tasche gesteckt, und ich habe mich oft gefreut, daß ich die noch besaß.

„Dienstag, 16. April, gegen Abend, sahen wir zu unserer Freude ein Boot kommen. Es war der dänische Kaufmann von Kagsimiut, der uns Lebensmittel brachte und zugleich die freudige Nachricht, daß er uns, d. h. den anderen Passagier und mich, am 17. April mit nach Hause nehmen wolle. An dem Abend haben alle sich zum erstenmale wieder sattessen dürfen. Wie dankbar waren wir für unser einfaches Essen! Mittwoch früh um 7 Uhr brachen wir dann auf und hatten abends 6 Uhr Kagsimiut erreicht. Im Hause des dänischen Kaufmanns wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Des Eises wegen mußten wir noch zwei Tage warten, ehe wir weiterreisen konnten. Samstag, den 20. April, früh 8 Uhr, fuhren wir von Kagsimiut ab. Es sind von dort bis Julianehaab zehn Meilen. Nur langsam kamen wir vorwärts, der vielen Eisblöcke wegen. Gegen Abend gingen wir ans Land. Es wurde ein Zelt aufgeschlagen, in dem wir übernachteten. Sonntag, den 21. April, früh um 4 Uhr, wurde alles zum Weiterreisen zurechtgemacht, und um 5 Uhr konnten wir abfahren, bei großer Kälte. Wir mußten wieder weite Umwege machen und kamen endlich um 2 Uhr nachmittags in Julianehaab an, wo wir von den dänischen Beamten freundlich begrüßt wurden und ich meinem Bräutigam nach Lichtenau meine Ankunft melden konnte. Am Freitag kam er, um mich abzuholen. Gern wären wir gleich abgereist, mußten aber des Wetters wegen uns noch einige Tage gedulden. Am 30. April nahmen wir Abschied von Julianehaab und hofften, an dem Tage noch nach Lichtenau zu gelangen; aber es kam wieder anders. Wir stießen auf große Eismassen, die uns den Weg versperrten. Da alle Versuche, durchzukommen, vergeblich waren, mußten wir uns gegen Abend ans Land oder richtiger auf Klippen begeben. Dort wurde das Zelt aufgeschlagen. Fast den ganzen Nachmittag hatte es geschneit, so daß unsere Sachen naß geworden waren, und nun mußte auch im Schnee noch das Zelt aufgestellt werden. Am nächsten Tage lagen die Eismassen noch ebenso dicht, und dazu schneite es wieder. An ein Weiterreisen war nicht zu denken! Wir mußten noch einmal im Zelt übernachten. Donnerstag, den 2. Mai, vormittags, konnten wir endlich wieder reisen. Bald aber wurden wir wieder durch Eis am Vordringen gehindert. Wir beschlossen da-

her, das letzte Stück des Wegs über die Berge zu gehen; denn noch einmal im Zelt zu übernachten, wollte uns nicht gefallen. Die Fußtour über die hohen Felsengebirge im tiefen Schnee dauerte mehrere Stunden und war sehr beschwerlich. Müde und matt kamen wir abends 8 Uhr in Lichtenau an.“

Soweit Schwester Fogdal. Was ihren Bräutigam, Bruder H i n z, betrifft, so hatte er im Jahre vorher eine zwar nicht ebenso gefährliche, aber doch auch recht unerquickliche Hinausreise nach Grönland durchzukosten gehabt, und jetzt war er wegen seiner Braut in nicht geringer Angst gewesen. Am 8. April hatte man in Lichtenau gehört, daß der „Eisbär“ in Sicht sei. Gegen Ostern wurde er von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen, und am 23. gelangte die Trauerbotschaft vom Untergang des Schiffes nach Lichtenau. Man erzählte, Fräulein Fogdal sei von einer Welle ans Ufer geworfen worden und einen Tag lang bewußtlos dagelegen. Tags darauf reiste er ihr entgegen, wurde aber von Wind, Treibeis, Regen und Schneegestöber aufgehalten, so daß er erst am 26. April, wie wir schon gehört haben, in Julianehaab anlangte. Wie froh war er, seine Braut hier gesund und munter anzutreffen. Seither hat die Hochzeit stattgefunden. Aber was war doch alles vorausgegangen!

(Brüd. 96, 48 ff.)

Ludwig Nommensen

1. Sein erster Sieg

Im Jahre 1834 wurde auf der friesischen Marschinsel Nordstrand der Schleusenwärtersohn Ludwig Ingwer N o m m e n s e n geboren. Neunundzwanzigjährig, stand er zum erstenmal, vom Grenzgebirge niedersteigend, über dem Tal Silindung auf S u m a t r a.

„Zum Fest des Ahnen Siatasbarita wird der weiße Tuan (Herr) erschlagen,“ lief das Gerücht durchs Land.

Nommensen hörte davon, wußte, was drohte, und beschloß, dem Feinde die Stirne zu bieten. Der Morgen des 23. November 1864 sah von ringsumher ganze Trupps bewaffneter Batak dem Marktplatz Sitahurru zuströmen.

Tausende sind es schließlich, die ihn füllen. Das große Fest zu Ehren des Ahnen Siatasbarita, dem solche bestimmten Gerüchte vorausgeeilt sind, hat noch Hunderte von Neugierigen und Bierigen mehr angezogen als sonst. Ein eigentümliches Erregtsein läuft wie in Wellen über die Menschenmassen hin. Mit hellem Geschrei werden die Träger der Pauken und der kupfernen Becken begrüßt, die um den Pfahl ziehen, an den der zu opfernde Stier nachher gebunden werden soll. Ehe die Radjas (Dorfhauptlinge) das Versammlungshaus verlassen, steht plötzlich der weiße Tuan in ihrer Mitte, erklärt, daß er am Fest teilnehmen werde und bittet sie, selbst die Waffen niederzulegen und ihre Leute zu gleichem zu veranlassen,

denn er habe ihnen das ja geschrieben, und sie hätten sich durch Annahme seiner Briefe und Bedingungen verpflichtet, keinerlei Unruhen beim Fest zu dulden. Und das Merkwürdige geschieht: die Radjas und ihre Tausende legen vor Beginn des Festes die Waffen zur Seite. Nicht wenige in verbissenem Troß: „Wir kriegen dich auch mit den Fäusten tot!“

Das Fest beginnt. Der Stier, von sechzig Jünglingen an Stricken über den Platz gezerrt, wird siebenmal um den Opferpfahl herumgeführt und angebunden. Den beiden auf dem Platz zu Ehren des Großvatergeistes errichteten Hütten nähern sich der Zauberpriester und das Geistermedium, und bieten Reis, Fisch, Fleisch und Brot den Ahnen an als Opfergabe für erbetene gute Ernte, Viehzucht und Volksgedeihen. Noch verharret der Priester in der zweiten Hütte und legt die Gabe nieder, da schreitet bereits das mit rotem Federbusch aufgepußte Medium unter Besprengungen zur Weihe des Opferstiers, nimmt aus den Händen des Priesters sodann ein palmweingefülltes Horn, gießt seinen Inhalt zur Erde, einmal Palmwein und beim zweitenmal Wasser und Regenwürmer, erhält noch einmal Brot und Reis und beginnt den Tanz um den Büffel. Hinter ihm her zunächst der Radjas lange Kette, auch sie gepußt mit roten Überwürfen über den festlichen Mänteln, das Kopftuch turbanartig um den Kopf geschlagen, bei den Vornehmsten zur Feier des Tages verziert mit Brokat und dem Kling-Klang goldener Ringe im gerollten Zipfel, stäbchengehalten. Hinter den Männern drein die Weiber. Bis das Medium nach symbolischer Erntegebärde jeder Häuptlingsfamilie etwas in den Schoß zu schütten vorgibt.

Die festliche Erregung steigert sich. Einzelne aus der Menge springen vor und beginnen ihre Tänze. Plötzlich zuckt zwischen den Tänzern durch eine braune Gestalt, steilt sich zur Höhe, rollt die Augen und beginnt zu reden. Schweigen sinkt über den Platz, Schweigen, nur unterbrochen vom keuchenden Atem der Menge, die keinen Blick läßt von dem Mann inmitten, der sich windet unter dem Geist, der in ihn fuhr. . . Der Höchste sei er, der Schöpfer! Wehe, daß das Volk ihn mit dem Opfer betrügen wolle, denn ganze Scharen von bösen Geistern würde er senden, das Volk zu strafen. — — „Böser Geist,“ echot es erschauernd durch die Menge.

Schon taumelt, wie von unsichtbarer Hand gestoßen, ein zweiter Befessener in die Mitte des Platzes, Schaum vor dem Mund, hingerrissen von der unheimlichen Macht, die ihn herrisch in Besitz nimmt. . . Aus ihm redete der Ahn selbst und schilt, indem sich das Medium schmerzvoll hinkend und weinend die Augen reibt: „Meine Füße sind verbrannt, denn man hat Feuer an meinen Wald gelegt, wehe, meine Augen sind vernichtet durch den Rauch, den die Hundesöhne gemacht. Doch ich will sie strafen“. . . Durch die Menge peitscht

ein schlaues Verstehen; wer anders als der weiße Tuan war es, der aus dem Wald des Ahnen sich das Holz fällen ließ zum Bau seines Hauses! Schon ballen sich hier und dort Häufen von Männern zusammen.

Der Geist des Ahnen stöhnt von neuem, nachdem sein Medium das Opfertier betastet: „Ihr wollt mich betrügen . . . ich nehme das Opfer nicht an, wenn es nicht durch einen aus eurer Mitte begleitet wird . . . Führt ihn zu mir her, wie ihr gewohnt seid zu tun!“ Einige der Radjas werden blaß. Daß so offen die Aufforderung zum Mord an dem weißen Mann erginge, hatten sie nicht erwartet. Schreiend wogt die Menge hin und her. Schäumend gellt der Besessene über den Markt hin: „Tötet sie, tötet sie . . . den Stier und den Menschen!“

Da schreitet plötzlich der weiße Tuan, nach dessen Blut Hunderte lechzen, an die Seite des Besessenen und dreht sich mit erhobener Hand rundum. Will reden. Kaum sind die ersten Worte aus seinem Mund durch die Stille hingeschwungen, als der Besessene lautlos zusammenbricht . . . stumm wird der Geist, der aus ihm sprach . . . nach einigen Zuckungen zu Füßen des redenden Missionars findet er sich selber wieder und bleibt ermattet liegen . . .

Die Stimme des Tuan aber tönt . . .

„Ihr Männer von Sitahurru, ja, ihr seid betrogen, denn der Geist, der hier sprach, war ein Lügengeist und nicht Siatasbarita. Denn der ist euer Ahn gewesen, dieser hier aber hat von euch verlangt, daß ihr ihm Menschenblut opfert. Wie kann ein Ahn Blut und Leben seiner Enkel verlangen?! Ihr seht, Bataker, nicht euer Ahn sprach zu euch, sondern der große Täuicher, Satan, der die Menschen gegeneinanderheßt. Der Schöpfer aber hat euch nicht geschaffen, daß ihr tötet, sondern daß ihr flug werdet. Darum sandte er nun auch mich zu euch, daß ich euch aufdecke den Betrug des Satans und euch lehre den Weg der Rettung aus allem Elend. Der Kluge hört meine Stimme . . .“

Ja, sie hörten, standen wie im Bann. Keiner mehr wagte an Mord zu denken. Unangetastet konnte Nommensen nach seinen Worten durch die Menge schreiten. Hinter ihm nahm das gestörte Fest ein schnelles Ende. Kaum hatte er den Weg zum Versammlungshaus zurückgelegt, als er die Menge in seinem Rücken schon schreien hörte: „Es gehe uns gut! Es gehe uns gut! . . .“ den Ruf nach Heil im Augenblick, wo der Büffel unter dem opfernden Vanzentich in die Kniee brach. —

Der Schöpfergott hielt die Hand über Weißauge.

„Seine Seele ist stärker als der Ahnengeist.“

Nommensen fühlte, daß der erste Sieg hinter ihm lag.

Wenige Wochen später durfte er heimschreiben von der Front an

den Stab seines Kampfabschnittes: „Sindung ist offen, die Bataf wünschen, daß mehr Lehrer kommen.“

2. Seine Geduld

Das Haus des Tuan war bald ein talbekannter Platz. Eines guten Tages beschlossen einige der weiter nordwärts im Tal wohnenden Radjas, die vielgerühmte Geduld des Tuan einmal auf die Probe zu stellen:

Raum hatte frühmorgens um sechs Uhr das Becken mit seinem blechnen Klang die Frühstunde des Gebets ausgerufen, da rückten sie zu fünf geschlossen an, plakten gerade in die Andacht hinein, die der Tuan mit seinen Hausgenossen, den Burschen, hielt, kamen sich natürlich sehr überflüssig vor, fanden aber bald ihre Frechheit wieder und begannen den Tuan auf Schritt und Tritt zu begleiten; — flegelten sich, während er sein Morgenmahl einnahm, auf seinen Kisten herum und scheuten sich gar nicht, den roten Saft ihres ständigen Betelkauens an die Wände und auf den Boden zu spucken. Der Tuan hatte über dem Essen Muße, sich seine Brüder anzusehen: Bataker, wie alle andern. Deutlich in jedem Gesicht die Merkmale malaischer Rasse, wenngleich gegen die der Küstenbewohner vergrößert, als Häuptlinge gut gewachsen, nur, wie üblich, abscheulich verunziert durch die bis zur Hälfte abgefeilten und abgemeißelten Schneidezähne, deren schwarzer Lack, zwischen die vom Betelkauen roten Lippen gebettet, jedem batafischen Männergesicht leicht den Ausdruck roher Wildheit gibt; in den Augen aber dennoch zu lesen ein großes Maß von Schlauheit neben aller Frechheit, aber auch manchmal von Offenheit und Ehrlichkeit.

Kinderfüße kamen getrappelt. Der Tuan hieß sie hinausgehen in die Schulhütte und begann seinen Unterricht. Die „Fünf“ als prüfender Rat dabei. Nachdem die Kinder im Schreiben und Rechnen Aufgaben zur selbständigen Lösung erhalten, holte der Tuan einen Stoß Bücher und schrieb an der Übersetzung biblischer Geschichten weiter, die er seit seiner Ankunft begonnen. An diesem Morgen sorgten die Fünf dafür, daß er nicht weit kam. Die dümmsten Fragen flogen ihm zwischen Feder und Papier. Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Ebenso wenig von den streitenden Parteien, die im Laufe des Morgens ihn um sein Urtheil in ihren Rechtshändeln angingen, das bei der Verwickeltheit ihrer Fälle nicht selten die Weisheit eines Salomo erforderte. Der Tuan blieb die Ruhe selber.

Gegen Mittag erschien eine Anzahl Kranker. Der Tuan sprach mit jedem, gab Tropfen ein oder Kügelchen mit, versprach, zu dem oder jenem heute noch zu kommen, und verstand es in jedem einzelnen Fall, von der Krankheit des Leibes den Weg zu finden zu den Gebrechen der Seele.

„Was hast du für Medizin gegen die Sehnucht?“ stellte einer der Fünf über dem allem einmal die Frage. Die hellen Augen des Tuan strahlten ihn an. Der Radja merkte, daß der Doppelsinn seiner Frage verstanden sei; aber der Tuan schien nicht empört auf diesen deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl nach einem erhofften Geschenk. Er behielt den Frager fest im Auge: „Ja, Freund, Geschenke aus Messing oder Klimperzeug, wie du sie kauft für teures Geld, obwohl sie wertlos sind, habe ich nicht für dich, aber eine Medizin gegen deine tiefste Sehnucht. Denn, Freund, ich weiß, wie du dich fürchtest vor den Geistern deiner Ahnen, vor dem Großvatergeist und dem Großmuttergeist, und wenn du wirklich einmal so ganz große Sehnucht spürst, von dieser Furcht frei zu werden, dann komm zu mir, dann habe ich Medizin für dich.“ Da senkte der Radja sein Haupt. Der Tuan kannte die wunde Stelle aller Kinder des Tals. —

Erst nach einer ganzen Weile fanden sich die Fünf wieder in ihre beabsichtigten Rollen zurück, wichen auch über Mittag nicht von des Tuan Seite, belegten sein eines Zimmer so, daß er nur stehend seinen Reis zu löffeln vermochte. Aber er zeigte keinen Ärger, ließ sogar auch ihnen einen Beutel gekochten Reis auftragen, in den sie nach Landessitte mit den Händen hineinlangten, sich in der hohlen Hand den Reis zu Klößen ballten und sie, in bereitstehenden Pfeffer und in Salz getaucht, schmackend verzehrten. Sie wahrten wenigstens die landesübliche Anstandsform und überzeugten den gastfreien Tuan durch ausgiebiges Aufstoßen, daß es ihnen geschmeckt habe. Desto mehr fühlten sie sich natürlich veranlaßt, ihren Besuch noch auszudehnen und begleiteten den zu einer Besessenen Gerufenen bereitwilligst in das nächste Dorf.

Auf dem Heimweg schwiegen die Männer noch lange, nachdem sie Zeuge gewesen, wie das besessene Weib, zu dem der Tuan gerufen war, unter seiner Hand ruhig geworden und der böse Geist von ihr gewichen; wie sie, die seit Tagen getobt und jeden Menschen angegriffen, den Tuan mit sich reden ließ wie ein Kind, das Mutterliebe leitet. Friedlich saß sie zuletzt auf ihrer Matte, als sie Abschied genommen.

Seitenblicke fragten stumm den neben ihnen schreitenden Mann: Wenn es wahr wäre, was du sagst . . . Medizin gegen die Sehnucht! . . . Noch sprach ihr Mund nicht davon. Aber sie blieben weiter in seiner Nähe. Denn nun war die Probe, auf die sie ihn hatten stellen wollen, aus dem Rahmen einer scherzhaften Frechheit herausgewachsen und zu einer ernsthaften Sache geworden.

Am Schulschuppen harrten schon wieder Leute, die um Medizin bitten kamen. Des Tuans Tagewerk ging weiter, bis der kühle Wind des Abends zum Hause lud. Zum Erstaunen der Fünf fan-

den sich eine ganze Reihe Männer des Nachbardorfs ein, und der Tuan spielte auf dem Wunderding, das sich auseinanderziehen und zusammenquetschen ließ, und erzählte Geschichten von Männern und Frauen, die das Fürchten verlernt, weil sie nur von einem Ehrfurcht fühlten, vor dem großen Schöpfergott, den die Bataks vergaßen. Rede und Gegenrede gingen hin und her.

Bis um Mitternacht wurden nachher die Fünf nicht müde, den Tuan mit allen möglichen nebensächlichen Bitten zu quälen. Unzähligemale wollten sie seine Uhr sehen und den Kompaß; oder die Geige hören, die „zirpt wie eine Zikade“. Und als der Tuan sich anschickte, endlich zur Ruhe zu gehen, wichen sie keineswegs, sondern machten's sich neben ihm bequem und schliefen die Nacht im engen Raum neben dem Herrn des Hauses, dem nicht mehr blieb als sein schmales Lager.

Als sie erwachten, war der Tuan schon draußen. Über die fünf unentwegten Störenfriede aber, die kein Wort des Ärgers ob ihrer frechen Aufdringlichkeit vernommen, lagen Wolldecken fingerbreit, sie vor der Kühle des Morgens zu schützen. Da sahen sie alle geslistentlich aneinander vorbei.

Einer aber fragte draußen: „Tuan, lebst du immer so wie gestern?“ — „Bleibe und siehe es“ . . . Pause. — „Tuan, warum tust du das alles?“ — „Freund, ich habe die Bataks lieb, darum suche ich euer Herz. Siehe, dazu hat mich der große Tuan Djesus nach Silindung gesandt.“

3. Nach einem halben Jahrhundert

Die Christianisierung der gesamten Bataklande in naher Zukunft liegt vor den erfahrungstiefen blauen Augen Kommenzens, des rüstigen Ephorus im Greisenhaar. Die Losung: „Tole!“ (Vorwärts!) bewährte ihre Kraft von einem Jahrzehnt zum andern.

Welch ein Leben in den jahrelang verwaisten Räumen der alten Kaserne in Laguboti, einst errichtet, als die ständigen Raubeinfälle der wilden Bataks holländischen Schutz der Europäer nötig machten. Wie lange ist's schon her! —

Nun dort ein eifriges Kommen und Gehen und Schaffen. Ungezählte Laute unablässiger Arbeit dringen aus den hellen weiten Sälen, in denen die Industrieschule der Batakmission wohnt. Braune Lehrbuben, Gefellen und Meister tummeln sich in Möbeltischlerei und Drechslерwerkstatt. Hell klingt der Hammertakt der Schmiede. Die Feilen und Bohrer der Schlosserei knirschen dazwischen. Lötkolben glühen. Scheidewasser versprüht, wo die Klempner ihren Künsten nachgehen. Die Stille, mit höchstens hörbarem Fliegengehum, im Raum der Uhrmacherwerkstatt und der zahntechnischen Kause sticht wohlthuend ab vom Arbeitsfeld der Wagner und von

der Bootsbauerei, deren höchster Ruhm draußen auf dem See schwimmt: das ganz, bis auf den deutschen Motor, von Batakmeistern geschaffene schlanke Motorboot „Tole“, das allen Launen des auf dem See so trügerischen ablandigen Windes aus den zerklüfteten Gebirgen trogt.

Neue Werke und neue Meister gehen von hier alljährlich hinaus in die Lande und tragen Kunst und Geist der Schule mit jedem Stück der Arbeit ihrer Hände weiter. Kein Wunder darum über die jüngsten, sicheren und lustigen Neubauten in den Dörfern, die gediegene Schreinerarbeit, die Einführung des unbekannten Pflugs, der Nähmaschine, besserer Webstühle, handlicher Wagen! — Klempner, Möbelschreiner, Schneider, Schmiede lassen sich in allen größeren Dörfern nieder. Der Andrang batatischer Jugend zur Industrieschule wächst ständig. Kühne Gedanken tragen sich mit den Plänen einer neuen landwirtschaftlichen Schule auf der Steppe, zur wirklich wirtschaftlichen Ausnutzung der reichlichen Möglichkeiten der Bodenkultur des Bataklandes. — —

Schwere Lasten werden aus dem Nachbargebäude, der Buchdruckerei, herausgerollt: Bücherballen, versandfertig. In Hunderten und Aberhunderten wandern ständig die in der Buchbinderei mit ihrer Fülle von gefalzten Druckbogen zwischen Heft- und Schneidemaschinen fertiggestellten Schulbücher hinaus und gehen in alle Gemeinden. Die nah an 30 000 Schulkinder des Bataklandes brauchen schon allerlei Lehrmittel. Braune Söhne des Volkes binden sie alle, binden sie so, daß nichts sie von deutschen Erzeugnissen unterscheidet.

Batakische Schrift in lateinischer Sprache, alles selbst gefertigt in der Druckerei nebenan. Unter der Maschine läuft die neueste Nummer des vierzehntägig erscheinenden Christlichen Volksblatts „Immanuel“. Die noch feuchten Bogen erzählen, daß es schon der 30. Jahrgang heuer ist.

Jugendlicher Gesang schallt zwischen das Geräusch der Arbeit. Am großen Bücherlager vorüber, diesem Arsenal technischer Hilstruppen, ziehen die Bewohnerinnen des Mädchenheims mit ihrer Schwester hinaus zur Ausfäzigenkolonie Salem. Die Diakonissen, die die Heiminassen tagtäglich bei gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Kochen und Zusammenleben in allen häuslichen Arbeiten, Nähen, Flickern, Bügeln, Kochen unterrichten, helfen ständig zugleich beim Unterricht für die ausfäzigen Frauen draußen in Friedensdorf, stets ein gut Stück begleitet von ihren anhänglichen Pflegslingen aus dem Heim.

Das Dorf Salem vereinigt fast 300 Ausfäzige, Arme und Ärmste der Armen. Die größte Mehrzahl Christen, aber auch Moslems darunter. Der Glaube an die andere Wirklichkeit jenseits von Not und

Krankheit legt auch den Kränksten den lichten Schein ewiger Zukunftshoffnung in die müden Augen. Täglich in ihren Häusern und gemeinsam in ihrem Kirchlein, bedient von einem nahewohnenden gediegenen braunen Helfer, suchen sie mit leidgewohnten Augen das Licht der Höhe.

Nun verbrennt man sie nicht mehr. Nun jagt man sie nicht mehr in die Wälder wie einst. Nun weiß das befreite Land längst, daß man auch die anderen Kranken nicht mit Giftdämpfen und wirklichem Heidenspektakel aller möglichen und unmöglichen Instrumente erst von den sie bewohnenden Geistern befreien muß, ehe sie gesunden können. Es gibt keinen Zauberpriester mehr, den man rufen könnte. Die Hilfeleistungen der Missionare haben gerade in dieses Wahnsinnsgebiet Bresche geschlagen und reinen Tisch gemacht.

Dort auf dem Hügel erhebt sich die Poliklinik. Zu Seiten ein großes Krankenhaus für Männer. Ein zweites für Frauen. Zwischen ihnen der Operationsraum. Mustergültige Anstalten, geleitet von zwei Missionsärzten. Deutsche Schwestern auf beiden Stationen. Unter ihrer und der Ärzte Leitung eine Schar batafischer Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen. Ein batafischer Apotheker, bereits Leiter der Arzneibereitung im Nebenhaus. Die Zahl der Konsultationen geht weit in die Hunderttausende, jährlich zehntausend Patienten nehmen die Häuser als Pfleglinge in Anspruch.

Dahinter schmiegen sich Schwesternheim und Waisenhaus an den baumbewachsenen Hügel. Batafische Jugend übt sich im Samariterwerk und Pflegedienst an den vielen Waisenkindern, die heidnischer Unverstand der Grenzgebiete einfach aussetzt, wenn die Mutter bei oder nach der Geburt stirbt. Die fast trostlose Hilfsbedürftigkeit batafischer Wöchnerinnen hat die Gründung der Hebammenschule zur Folge gehabt. Unter Leitung der europäischen Ärzte bildet sich ein Stamm batafischer Hebammen heran, die helfende Hände mit erbarmenden Herzen zu vereinigen lernen. Und ein Hoffen traut, daß aus diesem Werk in nicht zu ferner Zukunft batafische Diakonissen heranwachsen.

Ströme des Segens und der Kraft gehen vom hohen Hügel Bea Radja ins Land.
(Aus W. Schreiner, „Im Kampf um die Welt“.)

Der Urwalddoktor

Von Georg Merkel

Wenn der Leser auf der Landkarte Zentralafrika aufsucht, und zwar die Westküste südlich des Äquators, wo der Ogowe in vielen Armen seine breiten Fluten in den Ozean ergießt, und wenn er flußaufwärts geht, dann kommt er an die franz.-prot. Missionsstation Lambaréne. Dort zwischen Wasser und Urwald, in einem Land, das, nach dem Worte eines alten Eingeborenen, seine Menschen frißt, und

wo jedermann krank ist, haust und wirkt, wenn er nicht zur Erholung in Europa weilt, seit fünfzehn Jahren der „Urwalddoktor“ Albert Schweiß. Ein Hüne von etwa 54 Jahren, mit kohlschwarzem Haupt- und Barthaar. Zuerst hat er, weil kein anderer Raum zur Verfügung stand, in einem alten Hühnerstall operiert. Dann baut er, nachdem er in Europa bei einem Maurermeister und Dachdecker selber noch in die Lehre gegangen war, sich mit eigenen Händen ein Spital. Als er da einen Schwarzen, der einen Kranken bei ihm besuchte, bat, er möge ihm etwas helfen, erwiderte der ihm: „Ich bin ein Intellektueller und trage kein Holz.“ Der Schwarze ahnte ebensowenig, wie die meisten der Leser, daß unser „Negerdoktor“ ein durch seine Forschungen und Bücher berühmter Gelehrter war, bevor er als Missionsarzt nach Afrika ging, der um der „Schwarzen“ willen seine einflußreiche Stellung in Straßburg, die Aussicht auf eine Professur an der Universität Zürich und seinen Ruf als bedeutender Musikkenner und Orgelkünstler mit allen Annehmlichkeiten der Kulturwelt fahren ließ.

Vier Jahre nachdem das Elsaß deutsch geworden war, ist er dort als Pfarrersbub geboren und in einem kleinen oberelsässischen Dorf aufgewachsen. Ein seltsames Gemisch von Kraft und Weichheit, von Troß und Güte, von Energie und Einfühlungsfähigkeit schon in seiner Jugend. Kein Tier kann er leiden sehen; zum alten Handelsjuden, den zu verspotten die Kinder für ihr angeborenes Recht hielten, muß er freundlich sein; nicht besser will er gekleidet sein, kein besseres Essen will er haben als die gleichaltrigen Tagelöhnerskinder. Und daß in seines Vaters Kirche am Sonntag der protestantische und der katholische Pfarrer am gleichen Altar Gott dienen, ist ihm sein ganzes Leben lang eine liebe Mahnung zur Menschlichkeit. Wo er aber merkt, daß ihm ein scheinbar harmloses Vergnügen wie das Kartenspiel oder das Rauchen zur Leidenschaft zu werden droht, da bricht er jäh mit ihm.

Und dann studiert er Theologie. Und wie studiert er! Um seine vorgenommenen Studien rechtzeitig zu beenden, nimmt er die Nächte zur Hilfe und stellt, als ihn die Müdigkeit übermannen will, seine Füße in kaltes Wasser, um sich wachzuhalten. Das Leben zweier Großer und das des größten aller Menschenkinder sind die Sterne, um die sein Denken und Arbeiten kreist: Immanuel Kant, der große Königsberger Denker und Erneuerer der Philosophie, der Philosoph des Protestantismus, wie man ihn genannt hat, an dessen kristallklarem Geist er den seinen schärft und schult; Johann Sebastian Bach, an dessen selig frommem Lied sich sein Gemüt labt und seine musikalische Meisterschaft sich bildet, und Jesus Christus, an dessen Erfassung er herumrätselt und zu dessen Darstellung er in ungeheurem Fleiß und mit einer seltenen Einfühlungsgabe die

ganze Geschichte des Urchristentums durchforscht. Bis er 32 Jahre alt wurde, hat er der Gelehrtenwelt neben vielen anderen Studien zwei Werke über Jesus und Johann Sebastian Bach vorgelegt, die fast zweitausend Druckseiten umfassen und auf das Verständnis der beiden ein ganz neues Licht werfen. Dann geht er hin, studiert Medizin, gibt alles auf und wird Urwaldarzt. Was hat ihn zu diesem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt?

Von Jugend an haben ihn zwei Erlebnisse ständig begleitet und wurden bestimmend für seine ganze Lebensauffassung: das eine war das Ergriffensein von dem vielen Weh, das in der Welt herrscht; das andere war die Frage, ob nicht seine überaus glückliche Jugendzeit und all das Schöne, dessen er genießen darf, eine große Verpflichtung ihm auferlege. Das Wort Jesu stand immer ernster, immer größer, immer Entscheidung fordernder vor ihm, daß wir unser Leben nicht für uns behalten dürfen. Neben diesen Gedanken arbeitete mächtig in ihm die immer klarer werdende Tatsache, daß der Tod Christi die Sühne für die Sünden der Menschen sein wollte. Als er 21 Jahre alt war, beschloß er, bis zum 30. Jahre dem Predigtamt, der Wissenschaft und der Musik zu leben und dann, wenn er hier geleistet hätte, was er sich vorgenommen, den Weg des unmittelbaren Dienens als Mensch zu betreten. „Eine große Schuld,“ schreibt er, „lastet auf unserer Kultur.“ Die sich christliche Völker nennen, brachten und bringen, wo sie hinkommen, die Zerstörung mit, ob sie Kolonial- oder Wirtschafts- oder Machtpolitik treiben, ob wir an die Eingeborenen der Wildnis und ihr Sterben durch den Handel der Weißen (Schnaps!) oder an unsere sozialen Nöte denken. Gleichsam in stellvertretender Genugtuung für alle Sünden Europas zieht Schweizer 1913 als Missionsarzt mit seiner Frau in den Urwald Zentralafrikas, um hier in loser Verbindung mit einer Pariser Missionsgesellschaft das Sühnewerk des Christus unter den von Krankheit und von Wahn tausendfach befangenen Eingeborenen fortzusetzen.

Die Verhältnisse für eine ärztliche Tätigkeit in dieser Wildnis sind die primitivsten, die man sich denken kann, die Nöte, unter denen die Eingeborenen leiden, und die Schwierigkeiten, die sie ihm entgegensetzen, ungeheuerlich. Auf einer Strecke von 300 Kilometer ist er der einzige Arzt. Der Schmutz und die Trägheit der Neger bringt bisweilen zur Verzweiflung. Weil sie nicht ohne Feuer schlafen können, zünden sie ihm auch in dem Spital, obwohl er sie damit auf die Gänge verweist, immer wieder ein solches unter ihren Betten an! Er muß sich alles erst selber schaffen und bauen. Dazu fehlte es oft an den nötigsten Medikamenten für die vielen Schlaf- und Malariafranken oder zu Operierenden. Und dann die Feinde in der Tierwelt: die Giftschlangen, die Skorpione, vor allem die Ameisen, von

denen er erzählt, daß sie bisweilen in einem Zug von sechsunddreißig Stunden alles, was nicht Stein oder Eisen ist, mit ihren Zangen zerbeißen. Auch seine eingeborenen Gehilfen haben manchmal eine merkwürdige Auffassung von Ordnung und Dienst. Einmal kommt es so weit, daß er verzweifelt auf seinen Stuhl sinkt und stöhnt: „Was bin ich doch für ein Dummkopf, daß ich der Doktor solcher Wilden geworden bin.“ Worauf ihm sein Heilgehilfe erwidert: „Ja, auf Erden bist du ein großer Dummkopf, aber nicht im Himmel.“ Schweizer fügt, wie er das erzählt, hinzu: „Er liebt es, Sentenzen von sich zu geben. Wenn er uns nur in den Maßnahmen gegen die Ausbreitung der Dysenterie besser unterstützte.“ Man bedenke, was es unter solchen Verhältnissen heißt, in einem primitiven Urwaldspital, das gerade für vierzig Kranke Platz hat, hundertundzwanzig aufnehmen und verpflegen zu müssen!

Mitten in diesen Zuständen, bei einem Klima, das für den Europäer auf die Dauer Gift ist, findet er noch Zeit und Kraft eine Kulturphilosophie zu schreiben, die ein Zeugnis ist für das außerordentliche Wissen, für die Seelenstärke und die Gemütsiefe dieses seltenen Mannes. Da hat er denn manchesmal an den Rand seines Manuskripts geschrieben: „Dies schrieb ich todmüde am Rande des Urwaldes.“

Die Mittel für sein Werk verschafft er sich durch seine Bücher und seine Orgelkonzerte in Europa. „Der Thomaskantor aus Leipzig — Johann Sebastian Bach —“, schreibt er, „hat also mitgeholfen, das Spital für die Neger im Urwald zu bauen.“ Und Freunde in Elsaß, Frankreich, Deutschland und der Schweiz helfen ihm mit ihren Gaben. „Es war meine Überzeugung und ist es noch heute, daß die humanitären Aufgaben in der Welt dem Menschen als solchem, nicht als dem Angehörigen einer bestimmten Nation oder Konfession nahegebracht werden müssen.“ Es muß sich finden und zu gemeinsamem Hilfswerk zusammenschließen „die Bruderschaft der vom Schmerz Gezeichneten“, die, nachdem sie selbst Heilung für ihr Leiden gefunden, nun ausgehen, zu stärken, was da sterben will.

Alle Widerwärtigkeiten und alle Entsagung, die sich dieses bedeutende Leben freiwillig auferlegt hat, werden aber köstlich gelohnt nicht nur durch das Bewußtsein der Hilfeleistung an elenden, unglücklichen Menschen, sondern auch durch deren Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Wie er sie von sich auf Jesus verweist, und was er da erzählt, das läßt ahnen einen „Lohn, der reichlich lohnet“.

So ist dieser Mann mit seinem klaren Geist und reichen Wissen, seinem weichen Herzen und seiner fabelhaften Energie ein lebendiges Zeugnis für das Jesuswort: Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Ein Prediger der Tat unter einem Heer von Wortchristen.

(Neuerkhalender 1929.)

Der Missionar und die Volksseele

Von Missionar Christian K e y s e r, bisher in Neuguinea

Es drängte mich gerade zu den Heiden nach Neuguinea. Pastorenstellen in Nordamerika, Brasilien oder Australien lockten mich nicht. Warum, wäre wohl schwer zu sagen gewesen. Vielleicht übte die Wildheit der Urwaldverhältnisse mit ihren Entbehrungen und Gefahren einen mir selbst nicht klar bewußten Reiz aus. Jedenfalls ward ich schließlich nach jener großen Insel im Stillen Ozean gesandt. Ich hatte keinen Reisefkameraden, fand auch unterwegs keinen. Meist las ich in Fündes „Brot und Schwert“, oder sann über meine zukünftige Arbeit nach. Gar manchmal stieg die Sorge auf: Was willst du eigentlich draußen ohne Liebe zu den Heiden? Das war der Punkt, der mir nicht geringe Bedenken verursachte. Ich ging im Gehorsam gegen Gott hinaus, ich wollte für ihn und sein Reich arbeiten, aber ich empfand keine Zuneigung zu den Heiden. Wie stand ich da neben jenen, von denen ich gelesen hatte, daß sie mit einem Herzen voll flammender Liebe hinausgezogen seien? Ich machte mir Vorwürfe. Ich suchte mich für die Leute zu erwärmen. Es war umsonst.

Schließlich stand ich am Ziel. Prächtig wild präsentierte sich das von dunklem Wald bedeckte, gebirgige Land. Hübsch und friedlich lag die Missionsstation, von zahlreichen Palmen umgeben, auf einer kleinen Anhöhe dicht neben der idyllischen Bucht, in welche der eben vom Regen angeschwollene Bubuisfluß seine braune Wassermasse wälzte. Freundlich schüttelten mir die an Bord der „Stettin“ kommenden Missionare die Hand. Eine absolute Gleichgültigkeit gegenüber dem neuangekommenen Fremdling aber starrte mir aus den unschönen, schmierigen Gesichtern der Eingeborenen entgegen. Fast völlig unbekleidet hockten sie in ihren lumpigen Kanu und verkauften Limonen an die Chinesen und Malaien der Schiffsbesatzung. Diese Menschen lieben? Großer Gott, ob ich das je fertig bringen würde? Da wegen der rasch einbrechenden Dunkelheit beim Ausladen der Güter Eile nottat, rief einer der Missionare den Insassen eines Bootes zu, mit Hand anzulegen. Die aber rührten sich nicht. Ein zweiter Versuch, ihre Hilfe zu gewinnen, veranlaßte sie, sich ganz zu entfernen und heimzurudern in ihr Dorf. Diese Menschen lieben? Unmöglich! Offenbar war ich in der Missionswelt ein Unikum von Kältherzigkeit. Einige von Liebe und Salbung triefende Freunde hatten mir Grüße an die lieben Schwarzen aufgetragen. Wenn sie diese Menschen doch mit eigenen Augen hätten sehen können, gewiß, das Wort von den Grüßen und den lieben Schwarzen wäre ihnen alsbald auf den Lippen erstorben! Ein faules, unreinliches, lügnerisches, diebisches, mörderisches Gefindel war's, mit dem

man sich zu Tode ärgern konnte. Holzklöße, Felsblöcke waren es, mit denen man sich herumbalgen mußte, aber keine vernünftigen Menschen! Das war mein erster Eindruck von den Heiden.

Nach etlichen Monaten fand ich Gefallen an einem der Stations-schüler. Das Bürschchen war doch so übel nicht! Ich stammelte dem Kleinen die ersten Sätze vor, die ich zusammenkonstruierte, und lud ihn ein, nach vollbrachter Tagesarbeit in mein Zimmer zu kommen. Er stellte sich ein und ward von mir aufs freundlichste empfangen. Wollte ich doch bei ihm mit meiner Liebe zu den Papua beginnen, und zudem brauchte ich notwendig jemand, der mir beim Sprachstudium half, wenn auch nur zunächst in der Weise, daß er mich anhörte und berichtigte. Die ersten Tage entwickelte der Junge einen großen Eifer, dessen Flamme ich mit Fleischbrocken und kleinen Geschenken beständig zu schüren bestrebt war. Aber ich hatte nicht jeden Tag etwas zu geben. Auch bot mein Anfängergewesich dem Knaben bald nichts Interessantes mehr, und so blieb er aus. Hatte ich mir anfangs eingebildet, unsere Neigung sei gegenseitig, so sah ich mich bitter getäuscht. Schließlich kam er nur noch widerwillig, und eines Tages war er mit sechs seiner Kameraden ganz verschwunden. Im Nachbardorf sei ein Mann gestorben, hieß es, deshalb fürchteten sie Mord und Zauberei und sind davongelaufen. Monate später, als ich mich in der fremdartigen Sprache schon einigermaßen verständlich machen konnte, suchte ich die lieben Ausreißer auf die freundlichste Weise wieder zur Rückkehr zu bewegen, aber alle Mühe war vergebens. Ähnliche Erfahrungen habe ich noch mehrere gemacht. — Das war die zweite Enttäuschung.

Im weiteren Verlauf meiner missionarischen Wirksamkeit suchte ich die Eingeborenen in ihren Dörfern auf. Jede Woche begab ich mich in eins derselben und hatte dann immer wieder für acht Tage genug. überhaupt suchte ich mich den Eingeborenen nach Kräften anzupassen, um ihr Vertrauen zu gewinnen; ich wollte dem Papua ein Papua werden. Aber das ist nur bis zu einem gewissen Grad möglich. Ich nahm zum Beispiel bei meinen Besuchen anfangs nie etwas zu essen mit. Nun kann ein Europäer schon von vornherein mit diesen Virtuosen im unfreiwilligen Fasten, diesen Hungerleidern infolge ihrer chronischen abergläubischen Faulheit, niemals konkurrieren. Aber selbst wenn es im Dorf reichlich gab, geriet ich in peinvolle Schwierigkeiten. Abends, wenn man im Duster des Feuers nichts deutlich sah, konnte ich essen. Aber wenn morgens der kalte, schmierige Tarobrei mit graubrauner Marmorierung in einer nie gewaschenen Holzmulde vor mich hingestellt wurde, dann war es mir selbst beim empfindlichsten Hunger und trotz aller aufgebotenen Willensstärke zumute wie einem, dem das Nahen der Seekrankheit den perlenden Angstschweiß auf die Stirne treibt. Als einst

mein Magen in viermaligem Ausbruch derart gründlich revoltiert hatte, daß nichts als eine große Öde in mir blieb, da gab ich als der Klügere nach und rüstete mich künftighin etwas besser aus. Einen Eindruck hatte meine Entsagung auf die Papua doch nicht gemacht. Im Gegenteil! Man behandelte mich in einer Weise, die mich zuweilen tief empörte. Wollte ich einem Kranken helfen, so wußten die Leute alles besser als ich. Immer kam das Unheil von Geistern oder durch Zauberei. Als ich es einmal wagte, bei einem Fall von Blutvergiftung die verderbliche Zauberkur als Unsinn und Verbrechen am Leben des Betroffenen zu brandmarken, da wurde ein alter Heilkünstler derart erbozt, daß er allen papuanischen Anstand vergessend mich zum Dorfe hinauswies und mich anplärrte, ich brauchte sie in meinem ganzen Leben nicht mehr zu besuchen. Später haben wir beide über diese Begebenheit manchmal gelacht, aber damals war's mir eher zum Weinen. Der Kranke starb natürlich.— Dann die unverschämte Bettellei in den Dörfern! Wenn du mir keinen Tabak gibst, darfst du nicht in mein Haus, hieß es. Ich machte sofort lehrte und verschwand. Es gab für mich nichts als Enttäuschung! Wie sollte man's denn machen, diese Menschen zu lieben und zu retten? Die wollten nichts von Liebe wissen.

Eine klägliche Niederlage erlebte ich sogar mit der frohen Botschaft, die ich verkündigte. Der Gott schickt mich, der auch euer Gott und Vater ist — so rief ich den um mich Sitzenden zu. Da lächelte ein alter Mann verschminkt und erwiderte: Du irrst, Weißer; wir Braunen stammen nicht von deinem Gott, wir stammen von unseren Eltern ab! — Oder ich erzählte, daß Jesus auch für sie starb. Die Tatsache bewegte niemand. Was willst du denn von uns, meinten die Leute, wir haben es ihn doch nicht geheißt, es war sein eigenes Vergnügen! — Die Behauptung, daß alle Menschen, auch sie, böse seien, gilt in Papua-Augen als eine ganz massive Roheit, die sie nur von dem ungeschliffenen weißen Mann ruhig hinnehmen. Es ist eine wahrhaftige Ironie, daß, während wir hochzivilisierten Europäer die Naturmenschen als Wilde und Barbaren bezeichnen, die Eingeborenen von Neuguinea ihrerseits in den Weißen die jedes wirklichen Anstandes und jeder guten Sitte baren Wilden sehen. Kein Papua hält sich für einen Sünder. Er ist weit davon entfernt; er hält sich für gut und tadellos. Mir war das erst unbegreiflich. Ich glaubte, diese Tatsache als reine Heuchelei bewerten zu müssen, aber es ist keine, es ist Blindheit. Wenn wir diesen „guten“ Leuten etwa ihre fortwährenden groben Diebstähle vorhielten und ihnen aufzählten, was sie uns alles schon gestohlen hatten, dann logen sie ihrer Volksmoral entsprechend uns, den Gegner, den Fremden an. Hinter unserem Rücken aber lachten sie und sprachen: „Die Weißen sind Riesentölpel! Man kann sie bestehlen, ohne Gefahr, erschlagen

zu werden. Sie sind schwach und feig und wagen es nicht einmal, entsprechende Sühne zu verlangen. Außerdem sind sie unermesslich reich, haben Messer, Beile, Tuch und Kleider in Hülle und Fülle, wir dagegen besitzen nichts. Sie leben unter uns, teilen das Land mit uns, aber nie haben wir irgend welchen Anteil an dem, was sie genießen. So ist es recht und gut, daß wir sie bestehlen.“

In jenen Anfangsjahren habe ich oft die bittersten Klagen und die ernstesten Seufzer zum Himmel geschickt. Nichts schien anzuschlagen. Wo war denn eigentlich die Kraft Gottes? Wo die Macht der Wahrheit, der Hammer, der Felsen zerschmeißt? Zehn Jahre arbeitete die Mission schon an dem Stamm der Käte, und das finstere Heidentum herrschte noch mit ungebrochener Kraft. Die Zauberei trieb nach wie vor ihr verbrecherisches Unwesen, und jedes Jahr fiel eine Anzahl Menschenleben der furchtbaren Sitte der Blutrache zum Opfer. Einmal sprach ich einem älteren Missionar gegenüber meine niederdrückenden Wahrnehmungen aus. Er wies hin auf die Eingeborenenseele und betonte, die Leute müßten völlig „umgekrempelt“ werden, das brauche Zeit. Dieser Hinweis war für mich von Bedeutung, sofern ich mich mit Energie dem Studium der Eingeborenen widmete. Dabei lernte ich bald etwas Wichtiges. Ich erkannte, daß der Hammer schon gut war, aber ich schlug daneben. Zuerst hatte ich gleich andern die Schuld am Mißerfolg nur auf die harten, verstockten Heidenherzen geschoben; jetzt suchte ich bei mir den Fehler. Gründliche Kenntnis der Sprache, der Sitten, der Rechte, der religiösen Anschauungen wie Animismus, Spiritismus u. dergl. erschien mir je länger desto unentbehrlicher für meinen Beruf. Je mehr ich in das Wesen des papuanischen Heidentums eindrang, um so klarer wurden mir die wirren, fremdartigen Anschauungen des Volkes. Alles ordnete sich in ein System, dem ich sogar eine gewisse Bewunderung nicht versagen konnte. So gelangte ich dahin, in der Beherrschung der Eingeborenenseele etwas vom Wichtigsten der missionarischen Bildung zu sehen. Ich halte diesen Punkt für so bedeutend, daß ich behaupten möchte, er sei wichtiger als die Liebe zu den Heiden; denn diese stellt sich schließlich von selber ein. Ja, noch mehr möchte ich betonen: die Liebe zu Jesus, die Erfahrung der vergebenden Gottesgnade, die biblisch-theologische Ausbildung sind auch nicht ausreichend. Und die größte Arbeitsstreu, der brennendste Gebetseifer sind ebensowenig imstande, den Mangel an psychologischer Kenntnis und daraus folgender pädagogischer Arbeitspraxis zu ersetzen. Sind sie vorhanden, dann läßt sich der Missionar nicht mehr so leicht täuschen noch enttäuschen; er hat ein sicheres Urteil und sieht weder zu rosig noch zu schwarz. Mit dieser Kenntnis wird erst die rechte Liebe zu den Heiden lebendig. Ihre Wogen gehen dann nicht mehr wie früher auf und ab, sondern ihre

Kraft erweist sich im ruhigen Verständnis ebenso wie in gleichmäßiger Geduld und in zielsicherem Streben, und ist von überraschender Arbeits- und Tragfähigkeit, übersieht aber doch keineswegs schwächlich die großen wie die kleinen Schäden.

Die erste Wirkung der Volkskenntnis war bei mir, daß ich in den Leuten keine unberechenbare Wilden mehr sah, als welche sie immer hingestellt wurden. Ein Beispiel. Mit zehn schwarzen Begleitern machte ich eine Reise über das Rawlinson-Gebirge. Keines Weißen Fuß hatte seither jenes Gebiet betreten. In einer gut bevölkerten Gegend, wo wir übernachten mußten, deutete alles darauf hin, daß wir überfallen werden sollten. Hätten wir noch einen Zweifel gehabt, so zeigte uns die in einem nahen Dorf versammelte, zum Kampf gerüstete Kriegerschar mit unbedingter Sicherheit an, was uns bevorstand. Wir hatten als einzige Waffe ein Schrotgewehr. Meine Begleiter verloren den Mut und den Kopf. Sie sahen den gewissen Tod vor sich. An ein Entkommen war nicht zu denken. Die Nacht brach schon herein; ein plötzliches rasches Hinwegeilen war völlig ausgeschlossen in dieser uns gänzlich unbekannten, wilden, zerrissenen Gegend. Die Hütte, welche man uns für die Nacht angewiesen hatte, lag hart am Rande eines Abgrundes. Wurden wir von der einen Seite bedrängt, so mußte jeder von uns, der sein Heil in der Flucht suchen wollte, in die fürchterliche Tiefe stürzen. Zudem verstanden wir die Sprache dieses Stammes nicht und konnten also nicht mit den Leuten reden. Die Lage war höchst bedenklich. Die einzige Hoffnung der Träger bestand darin, daß zwei Schüsse aus dem Doppelgewehr die Angreifer für etliche Augenblicke so verwirren würden, daß sie ihre Flucht im nächtlichen Urwald dunkel bemerkstelligen könnten. Eine aussichtslose Hoffnung! Was sollte aus den zerstreuten Flüchtlingen werden, auch wenn sie die Nacht überlebten?

Die Kenntnis der Eingeborenenseele zeigte mir den für uns einzig möglichen Ausweg. Wir mußten die Offensive ergreifen, aber natürlich nicht mit dem Schießgewehr, sondern mit anderen Waffen. Ich begann alsbald aufs heftigste über die Dorfbewohner zu schelten. Mimisch machte ich den uns Feuer Herumschickenden klar, daß sie den Plan hegten, uns im Schlafe zu überfallen und umzubringen. Ich schrie und schimpfte, bis mir der Atem ausging. Einer meiner Begleiter mußte mich dann ablösen. So tobten wir Stunde um Stunde, bis spät nach Mitternacht, und standen Wache bis zum Morgen grauen. Da erhielt ich ein kleines Schwein als Sühnegabe, ein Zeichen, daß man mich wohl verstanden hatte. Durch unser entschiedenes Auftreten war die Gefahr beseitigt. Wir hatten durchschaut, was die Leute heimlich planten. Trotz unserer Minderzahl zeigten wir nicht die geringste Furcht, sondern traten offen und kräftig auf. Ihr

Kriegszauber sollte uns mutlos, ungeschickt, unsicher machen, statt dessen erschienen wir gerade als die Herausfordernden. Unsere Entschlossenheit machte auf die Gegner den Eindruck einer starken Überlegenheit. Wir mußten einen gewaltigen Schutzzauber besitzen, der ihr zahlenmäßiges Übergewicht bei weitem aufwog. Die Folge war, daß sie nichts gegen uns zu unternehmen wagten und wir unbehelligt weiterziehen konnten. So vermag man also bei genauer Kenntnis der Eingeborenenseele manches zu erreichen, was sonst eine Unmöglichkeit bliebe.

Das Verständnis für die papuanische Ideenwelt lichtete mir aber auch das Dunkel, welches jenen finsternen Plan umgab. Die Leute lebten in Fehde mit den Nachbarn, von denen aus wir zu ihnen kamen. Diese Nachbarn weigerten sich zuerst entschieden, uns in das Dorf zu führen. Aber da sie uns nicht zur Änderung unserer Marschrichtung bewegen konnten, sandten sie einen Boten voraus, der uns bei den Gegnern anmeldete. Ohne Frage wollten die beiden verfeindeten Parteien über unseren Leichen sich die Friedenshand reichen und von unserem Fleisch das Sieges- und Freundschaftsmahl bereiten. Da Fremde nach Papua-Ansicht rechtlos sind, so kann man ihren Entschluß, auf diese Weise zu einem gegenseitigen Frieden zu gelangen, durchaus nicht als gemeine Treulosigkeit bezeichnen. Außerdem hatten sie mich gewarnt, und wer nicht hören wollte, war an seinem Verderben selber schuld.

Die Kenntnis der Eingeborenenseele veranlaßte mich auch, meinen Stationsbezirk von einer anderen Seite aus zu bearbeiten, als ich es zuvor getan hatte. Mit unserer Predigt von Sünde, Buße und Gnade verleiteten wir den Leuten ohne Frage das ganze Christentum samt dem hilfreichen Jesus. Das Wort vom Stein des Anstoßes oder vom Geruch des Todes zum Tode konnte mich nicht beruhigen. An jenen Stellen ist immer von zwei Volksteilen die Rede. Dem einen werde Jesus zum Heil, dem anderen zum Gericht. Hier bei uns aber wurde Jesus von der ganzen Volksmasse geschlossen abgelehnt. In den Evangelien fiel mir auf, daß Jesus so überaus rücksichtsvoll und zartfühlend, entgegenkommend und nachsichtig war und den Glauben an seine Person, sein Heil, seine Vergebung, nicht mit Eifer und Schärfe bei jeder Gelegenheit hart gefordert hat. Er war zuerst den Kranken ein Arzt, den Hungernden ein Berfórger, den Beängstigten ein Trostspender, wenn sein göttliches Auge auch stets nach dem im Herzen verborgenen Glaubenskeim sah. Daraus entnahm ich mir das Recht, Jesus als Sünderheiland zunächst zurückzustellen und ihn den Heiden als den zu bringen, als welchen sie ihn eben brauchen konnten: als den Befreier von der Angst vor Geistern und Zauberei, als Friedensbringer in ihrem Leben der ewigen Unsicherheit. Wenn ich davon redete, hatte ich

stets sehr aufmerksame Zuhörer. So erschien denn ein Angriff auf den heidnischen Geisterglauben als das Richtige. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß man immer und überall in der gleichen Weise vorgehen könne oder solle. Eine allgemeingültige Regel läßt sich nicht aufstellen. Der Missionar bedarf einer gewissen Gabe der Intuition, die ihn in den verschiedensten Lagen das Richtige treffen läßt. Und etwas pädagogisches Geschick neben der psychologischen Kenntnis muß er besitzen, damit er nicht ständig in dogmatischer Gebundenheit handelt und eine geistliche Speise bietet, die zwar lehrmäßig tadellos sein kann, die aber trotzdem ihren Zweck völlig verfehlt.

(Nach dem Ev. Missionsmagazin 1922.)

C. Die Erfolge

Missionsarbeit

Wie aber wird die Mission betrieben? Was gehört zu einer Missionsstation und wie arbeitet sie?

In Europa stellt man sich eine Missionsstation wie eine Dorfpfarrrei im Urwald vor. Sie ist aber etwas viel Umfassenderes und Komplizierteres: ein Bischofsitz, ein Schulzentrum, ein landwirtschaftliches Unternehmen und ein Markt!

Zu einer Missionsstation gehören: ein Missionar als Stationsleiter, ein Missionar für die Evangelisationsreisen, ein Missionar als Lehrer an der Knabenschule, eine Lehrerin für die Mädchenschule, ein oder zwei Handwerker-Missionare und womöglich ein Arzt. Nur eine solche Station leistet etwas. Eine unvollständige verbraucht Menschen und Geld, ohne daß dabei Entsprechendes herauskommt.

In den Tropen leistet der Mensch höchstens die Hälfte von dem, was er in einem gemäßigten Klima ausführen kann. Wird er von einer Arbeit in die andere gezerrt, so verbraucht er sich so schnell, daß er nach einiger Zeit wohl noch da ist, aber keine wirkende Kraft mehr repräsentiert. Darum tut strenge Arbeitsteilung not, obwohl andererseits, wenn die Umstände es fordern, jeder wieder alle Arbeiten tun können muß. Ein Missionar, der nicht zugleich etwas von den Handwerken, von der Pflanzung und von der Behandlung der Kranken versteht, ist ein Unglück für die Station.

Der Missionar, der für die Evangelisation da ist, soll eigentlich mit dem Betrieb der Station gar nichts zu tun haben. Er muß frei sein, jeden Tag seine kürzeren oder längeren Fahrten zum Besuch der Dörfer antreten. Auch darf er nicht gebunden sein, an dem oder dem Tag zurück sein zu müssen. Vielleicht wird er auf einer Fahrt

aufgefordert, in dies oder jenes Dorf, das nicht in seinem Reiseplan figurierte, zu kommen, weil die Leute das Evangelium hören wollen. Dann darf er nicht antworten, er habe keine Zeit, sondern muß zwei oder drei Tage, vielleicht eine ganze Woche, zugeben können. Kommt er von der Reise nach Hause, muß er sich ausruhen. War er vierzehn Tage lang fortwährend auf dem Flusse oder auf Urwaldpfaden, so ist er erschöpft.

Zu wenige und zu hastige Evangelisationsreisen: dies ist das Elend in fast allen Missionen. Und immer rührt der Mißstand daher, daß infolge von Personalmangel oder unzumutbarer Arbeitsteilung der Evangelisationsmissionar zugleich in der Stationsleitung figuriert und der Stationsleiter zugleich reist.

Welch furchtbare Prosa für einen Menschen, der gekommen ist, um die Religion Jesu zu verkündigen! Hätte er nicht Abend- und Morgenandacht in der Schule zu halten und am Sonntag zu predigen, so könnte der Stationsleiter fast vergessen, daß er eigentlich Missionar ist. Aber den größten Einfluß übt er gerade dadurch, daß er in diesem alltäglichen Getriebe christliche Freundlichkeit und christliche Sanftmut erweist. Durch seine Predigt ohne Worte wird die Station das, was sie geistig sein soll.

(Aus Albert Schweitzer, „Zwischen Wasser und Urwald“.)

Was heißt Kultur?

Wie wahr ist es doch, daß die Kultur nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit dem Handwerk beginnt! Weil es hier keine Handwerker gibt, ist kein wirklicher Fortschritt möglich.

Die Schwarzen lernen lesen und schreiben, ohne sich zugleich Handfertigkeiten anzueignen. Mit diesen Kenntnissen bekommen sie Anstellung als Verkäufer und Schreiber und sitzen in weißen Kleidern umher. Das Handwerk aber wird gering geachtet.

Hätte ich etwas zu sagen, so dürfte mir kein Schwarzer lesen und schreiben lernen, ohne zugleich Lehrling in einem Handwerk zu sein. Keine Ausbildung des Intellekts ohne gleichzeitig Ausbildung der Handfertigkeit. Nur so wird eine gesunde Basis für den Aufstieg geschaffen. Wie lächerlich kommt es mir vor, wenn ich lese, daß Afrika der Kultur erschlossen wird, weil eine Eisenbahn jetzt bis dahin geht, das Automobil bis dorthin vordringt und ein Flugzeugdienst von da nach da eingerichtet werden soll. Damit ist gar nichts erreicht. „Inwieweit werden die Schwarzen tüchtige Menschen?“ Dies ist das Einzige, worauf es ankommt. Tüchtig werden sie durch religiöse und sittliche Unterweisung und durch das Handwerk. Alles andere hat nur Sinn, wenn dieser Grund gelegt ist.

(Aus Albert Schweitzer, „Mitteilungen aus Lambarene“.)

Mbosi

Von Tr. Bachmann, Missionar der Herrnhuter Mission

„Es ist eine neue Station angelegt worden!“

Was kann alles in dieser Mitteilung eines Missionsblattes liegen? Für den Missionsfreund liegt darin sicherlich viel Freude über das Wachsen des Werkes. Auch der Missionar freut sich darüber, eine neue Arbeit anfangen zu dürfen. Diese Freude kann jedoch unter Umständen sehr getrübt werden durch die Wirklichkeiten des fremden Landes und Volkes, wie durch seine eigene Kurzsichtigkeit. Der Platz für eine neue Station soll zentral liegen für das in Frage kommende Gebiet. Eine gesunde Lage möchte er haben. Wasser, Lehm und Holz muß in erreichbarer Nähe zu finden sein. Das ist in Afrika nicht überall alles beisammen. Wenn dann noch hinzukommt, daß zwei Missionare den Platz suchen, diese beiden sich aber nicht einigen können, ob die Station hier oder wo anders angelegt werden soll, da wird das Maß der Schwierigkeiten voll. Davon soll einiges gesagt werden.

1899 nahm die Mission der Brüdergemeine im Nyasa-Gebiet die Landschaft Unyika in ihren Arbeitsbereich. Von uns sollte die Arbeit getan werden. Ungern verließen wir Rungwe, wo wir sieben Jahre gearbeitet hatten. Mir, dem im Häuserbau ungeschickten Mann, standen diese Arbeiten wie Gespenster vor der Seele. Daß es aber vorher, ehe ich Häuser bauen konnte, noch ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden geben würde, davon sah ich zunächst gar nichts.

Im Juni des genannten Jahres sollte die Arbeit begonnen werden. Wir brachen im Mai auf und warteten in Utengule auf Br. Meyer, unseren Präses. Werkzeuge aller Art, deren Handhabung ich kaum kannte, kamen nach, auch zwei Baracken. Alles wurde in Utengule gelagert. Am 10. Juni traf Br. Meyer ein, und am 12. mittags brachen wir auf in das für mich ganz unbekannte Land. Bruder Meyer hatte schon 1898 eine Untersuchungsreise von Süden her nach Unyika gemacht und hatte feststellen können, daß der Platz für die neue Station am Lauf des Klana liegen müsse. Er kam damals von Süden her und wir jetzt von Osten. Viele Nyika waren gekommen, unsere Lasten zu tragen, und so bekamen wir einen großen Teil der Werkzeuge und eine Baracke gleich mit. Eigentlich war das Kommen der Nyika ein gutes Zeichen, aber mir waren sie unsympathisch, und so konnte ich mich nicht freuen über die vielen fremden Menschen. Nach einem Marsch von drei Stunden kamen wir an den Songwe und schlugen dort unsere Zelte auf. Es gibt zwei Flüsse gleichen Namens im Nyasa-Gebiet, die beide auf dem Malila-Gebirge entspringen. Der eine der beiden Songwe bildete früher die

deutsch-englische Grenze in jener Gegend und fließt in den Nyasa, und durch ihn in den Indischen Ozean. Der andere, an dem wir lagerten, fließt in den Rufwa. Dieser See soll mit dem Tanganyika in Verbindung stehen, in dem der Kongo seine Quellen hat, und dieser Fluß mündet in den Atlantischen Ozean. Nicht weit von unserer Lagerstatt war also die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Indischen Ozean.

Am nächsten Tage, nach etwas mehr als dreistündigem Marsch, kamen wir in das erste Dorf des Häutlings Mwashambwa. Wir rasteten bei dem Mwamfumu (Prinz) Mwezimupwa (Neumond). „Hier müssen wir,“ so sagt Br. Meyer, „anfangen, unsere Augen aufzumachen, um den Platz für die Station zu finden.“ Am Nachmittag zogen wir weiter bis zum Häuptling Mwashambwa am Mwonobwizi. Dort fiel in der Nacht ein starker Reif, und ich wünschte, daß der gesuchte Platz nicht auf dieser kalten Ebene liegen möchte. Wir hatten vor Kälte nicht schlafen können, denn wir waren für diese Temperatur nicht mit Decken ausgerüstet.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, brachen wir auf. Das Dorf Mwasaka's, eines Untertans des Häuptlings Nzova, war unser Ziel. Von dort aus wollten wir das Land mit wenig Leuten untersuchen. Baracken, Kisten und Koffer wurden bei Mwasaka untergestellt. Aber erst mußten die Plätze zwischen den Häusern gereinigt werden. Die Nyika haben die Gewohnheit, die Besen nicht allzuoft, für die Plätze wohl nie zu gebrauchen. Von dem Schmutz, der in einem solchen Dorfe ziemlich dicht übereinanderlag, kann man sich keine Vorstellung machen. Man muß es gesehen haben. In der Nähe der Wassererschöpfstelle im Dorfe lag etwas Unnennbares. Es hebt sich heute noch etwas in mir, wenn ich an jenes Bild denke. Mein Widerwille gegen die Nyika wurde dadurch nicht geringer.

Am Nachmittag gingen wir an den Mkana. Milchtrübes Wasser floß tief unten müde dahin. An beiden Seiten stand elendes Holz. Weder das Wasser noch das Holz machte auf mich einen erhebenden Eindruck. Mein Mut sank. Doch es sollte noch besser kommen.

Am nächsten Tag zogen wir aus nach Westen, einen Hügel hinan. Am Abhange standen viele einzelne, krumme, aber starke Bäume. Bruder Meyer fragte nach dem Namen des Hügels. „Mbosi,“ erhielt er zur Antwort. In halber Höhe, vor dem Eintritt in niedrigen Wald, drehte er sich um nach Osten und sagte: „Herrlich, wie geschaffen für eine Station, gesund und ein freier Blick.“ — „Und wo ist das Wasser und das Holz?“ fragte ich. „Das Holz machst du gerade, und das Wasser holst du hinauf,“ erhielt ich zur Antwort. Mir legte sich alles wie ein Alp auf die Seele.

Wir zogen weiter über den Mbosi hinüber. Nach etwa anderthalbstündigem Marsch kamen wir in ein Dorf des Häuptlings Mwa-

jenga. Dort gab es einige Bananen, ein Zeichen, daß es hier nicht so kalt sein könne, wie in der Ebene jenseits des Mbosi-Hügels. Nach wieder etwa anderthalb Stunden kamen wir in ein Dorf mit einem regelrechten Hain von Bananen. Ich lebte auf. Noch lebendiger wurde ich, als wir am nächsten Tag ein Flößchen mit klarem Wasser fanden, daneben eine Fläche mit hohen, geraden Bäumen. Bruder Meyer leuchtete der Platz ebenso wenig ein wie mir der andere. Er liegt zu weit außerhalb des in Frage kommenden Landes und ist nicht so gesund wie der Platz am Mbosi-Hügel. Wer hatte recht? Die Zukunft hat es gezeigt. Jenseits des Mtana zogen wir zurück, ohne dort etwas Passendes gefunden zu haben.

In der Nacht zum 17. Juni fiel das Thermometer auf vier Grad unter Null. Das Wasser in unseren Waschbecken war gefroren, mein Mut auch. Am Vormittage des 17. gingen wir nochmals an den Mbosi-Hügel. Ich sollte die eine Seite und Br. Meyer wollte die andere Seite näher untersuchen. Ich sah und hörte nichts, sondern warf mich unter einen der krummen Bäume ins hohe Gras und bat Gott, er solle meine Seele von mir nehmen. Doch er tat es nicht und ich mußte wieder aufstehen. Als wir mit Br. Meyer zusammengekommen waren, sagte er mir, daß wir am kommenden Montag, dem 19., mit der Arbeit hier beginnen müßten, wenn er nicht bis dahin anders geführt werden sollte. Ich wußte, daß das nicht geschehen werde, und es geschah auch nicht.

Am 18. hatten sich viele Menschen versammelt, die alle fröhlich ausfahen; nur ich, der, die frohe Botschaft zu verkündigen, ins Land gekommen war, konnte mich nicht freuen. Es regte sich zuviel Galle in mir, und Galle vergällt auch das Beste. Zehn oder mehr Jahre später kamen wir einmal mit einigen Männern, die damals auch anwesend gewesen waren, auf jenen Sonntag zu sprechen. „Damals warst du wohl krank?“ fragten sie mich. „Nein, nicht krank, aber trotzig war ich wegen des elenden Mbosis,“ mußte ich antworten.

Wie zu erwarten war, blieb Bruder Meyer bei seiner Erkenntnis, und am 19. Juni 1899 mußte mit der Arbeit begonnen werden. Sie bestand zunächst darin, daß Br. Meyer den anwesenden Leuten sagte, sie möchten die Lasten hinauf den Mbosi tragen. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind ergriff etwas, und alle zogen singend den Berg hinauf. Wie oft habe ich später dem Gesang mit innerer Bewegung zugehört! An jenem Tag war ich taub und empfindungslos. Gegen Mittag waren alle Lasten oben, und als wir nachsahen, ob alles da sei, fehlte auch nicht der geringste Gegenstand. Aber auch diese Treue machte keinen Eindruck auf mich.

Br. Meyer half mir etliche Tage, oder besser, er machte die Arbeit allein, denn meinen Händen gelang fast nichts. Als er dann

nach Hause gehen mußte, sagte er mir beim Abschied: „Du wirst tun, was du kannst, daß aus dem Platz nichts werde.“ Dieses Wort erschreckte mich und weckte mich etwas auf. Ganz wach aber wurde ich erst, als ein Eingeborener zu mir kam und sagte, daß ich wohl wegen des krummen Holzes so traurig sei, er habe einen Wald gefunden mit schönem, geradem Holz. Wir gingen, uns den Wald anzusehen. Höchstens zehn brauchbare Stämme waren darin. Genügend Bauholz hatten wir nicht gefunden. Aber auf dem Rückwege fand ich ein Flößchen, dessen Unterlauf wir schon gesehen hatten, dessen Quelle wir aber wo anders vermuteten. Ich fühlte, daß die Quelle höher sei wie der Platz, auf dem wir unsere Häuser bauten. „Das gibt später eine Wasserleitung, und das Wasser braucht dann nicht mehr 20 bis 25 Minuten weit geholt werden!“ So hieß es in mir, und so ist es dann auch geworden. Von jenem Tage an ging die Arbeit so gut und so schnell vorwärts, wie nicht zu erwarten gewesen war. Innerhalb von drei Monaten standen fünf Holzhäuser fertig da. Ende September konnte ich anfangen, alle Häuptlinge und ihre Dorfschaften zu besuchen. Bei diesen Reisen hin und her im Lande sah ich, daß es keinen günstigeren Platz in diesem Lande gibt für eine Missionsstation, wie Mbofi. Br. Meyer hatte ja schon aus meinen Berichten gemerkt, welcher Umschwung in meinen Gedanken eingetreten war. Ende Oktober, als ich das ganze Land bereist hatte, auch an jenem Platz nochmals gewesen war, der mir besser geeignet schien, und gesehen hatte, daß die schönen Bäume hohl waren, schrieb ich ihm von meiner gewonnenen Erkenntnis. Er entgegnete weiter nichts als: „Da ist ja nun alles gut.“ Ja, es war gut und ist gut geblieben. Dabei aber ist wenig Ruhm auf den Missionar von Mbofi gefallen. Er mußte immer geführt werden von der unsichtbaren Hand Gottes. Und die Augen Gottes mußten ihn leiten innerlich und äußerlich. (Evangelischer Missionskalender 1927.)

Wie sich das rechte Wort fand

Missionar Hoffmann, der unter den Papua in Neuguinea lebte, erzählt: Lange Zeit suchten wir nach dem Wort für Glauben; wir behelfen uns mit „sehen“, aber empfanden bitter den großen Mangel. Da kam eines Tages ein Eingeborener zu mir und fragte mich: „Hoffmann, hast du den Herrn Jesus gesehen?“ „Nein.“ „Hat ihn dein Vater gesehen?“ „Nein.“ „Aber dein Großvater?“ „Auch nicht.“ „War denn Jesus in deinem Lande?“ „Nein.“ „Aber wohl im Nachbarlande?“ „Nein.“ „Aber woher weißt du, daß Jesus da ist?“ „O“, sagte ich, „so wahr die Sonne da am Himmel steht, so wahr weiß ich auch, daß Jesus da ist.“ Der Mann ging nachdenklich nach Hause, kam aber am nächsten Tage wieder, und stellte dieselben Fragen. Als ich wieder die Antwort gab: „Glaube mir, so

wahr die Sonne am Himmel steht, so wahr weiß ich, daß Jesus da ist," sah er mich eine Weile an und meinte: „Ich verstehe dich jetzt, dein Auge hat Jesus nicht gesehen; aber nicht wahr, dein Herz kennt ihn, dein Herz hat ihn gesehen.“ Als der Mann wegging, fuhr es mir durch den Sinn, das gibt ein schönes Wort für **G l a u b e n**.

Derselbe Hoffmann berichtet: Lange Zeit suchten wir vergeblich nach einem Wort für **H o f f n u n g**. Wir begnügten uns mit „warten“, fühlten aber, wie wenig wir damit sagen konnten. Im Jahre 1909 mußten wir, als wir zum zweitenmale nach Neuguinea reisten, drei kleine Kinder in Deutschland zurücklassen. Als wir nun anderthalb Jahre im Land waren, schenkte uns Gott wieder ein Söhnchen, den Sonnenschein unseres Hauses. Aber kaum war das Knäblein ein Jahr alt, da kam das Fieber: der Kleine wurde krank und starb. Wie ich da am nächsten Vormittag an dem Sarge für meinen kleinen Liebling zimmerte und Träne auf Träne die gehobelten Bretter legte, stand mir ein Eingeborener gegenüber, der aufmerksam mich und meine Arbeit beobachtete. Ich merkte bald, daß in der Brust des Mannes etwas arbeitete, aber ich ließ ihn gewähren. Endlich fing er teilnahmsvoll an: „Dein Sohn ist tot, werdet ihr jetzt weggehen?“ „Nein.“ „Aber ihr werdet auch sterben, und was machen dann eure Kinder?“ „Die sind in Gottes Hand.“ „O Hoffmann,“ sagte der Eingeborene, und eine Träne glänzte in seinem dunklen Auge, was seid ihr Jesus-Leute für Menschen! Ihr habt andere Herzen wie wir. Aber nicht wahr, ihr könnt durch den **H o r i z o n t** sehen?“ „Ja,“ sagte ich, „mein Freund, das können wir, wir sehen durch den Horizont in den Himmel hinein.“ Und wieder ging es mir durch den Sinn: das gibt ein schönes Wort für **Hoffnung**.

Noch einige Beispiele von diesem Suchen und Finden. Der Begriff Glaube wird von den Ewe wiedergegeben mit einem Worte, das bezeichnet: „hören und annehmen“; im Sotho mit „zustimmen“; im Ronde und Kinga: „auf einen Ruf antworten, gehorchen“; im Xosa: „einverstanden sein mit jemand, ihm zustimmen“. Paton fand nach langem Suchen in Uniwa für glauben ein Wort, das besagte: „sich ganz überlassen und anvertrauen“. Später entdeckte er ein noch besseres Wort: „mit der Seele Gott sehen“. Das lange gesuchte Wort für Liebe unter den Papua bezeichnet genau wiedergegeben: „den Verstand schlagen und das Herz machen lassen.“ Veröhnung gibt man im Sotho wieder mit „wieder zueinander zurückkehren“; im Herero mit „zusammenkommen“; im Duala mit: „veranlassen, daß man sich gegenseitig gefällt“; im Batakschen: „ein gestörtes Verhältnis wieder gutmachen“. Heiland läßt sich meist gut übersezen mit „Befreier“, „Helfer“, „Retter“. Beten

nennt der Ewe: „seine Stimme zu Gott senden“; Gnade formuliert er: „Güte im Bauch“, da die Regung des Mitleids in den Leib verlegt wird. Für Gewissen bietet manche heidnische Sprache eine Unterlage. Im Kinga sagt man: „das Herz spricht“; im Ewe: „das Herz spricht ein Wort“, und zwar vor und nach einer bösen Tat. Der Herero nennt das Gewissen das „Innere des Herzens“. In südindischen Sprachen heißt es der „innere Zeuge“. Andere sprechen vom „Klopfen in der Kehlgrube“. Die Batak sagen, wenn ihr Gewissen sie anklagt: „der Puls klopft“, was freilich auch einen abergläubischen Beigeschmack haben kann.

Wir verstehen jenen afrikanischen Missionar, der nach langer, harter Arbeit bezeugte: „über ein Jahr lang habe ich in Afrika kein einziges Stück Brot zu essen bekommen; monatelang habe ich von saurer Milch und afrikanischen Bohnen gelebt; alles Denkbare und Udenkbare von Ameisen bis zu Rhinocerosfleisch habe ich gegessen; dreißigmal hat mich das Fieber niedergeworfen; heidnische Banden haben mich überfallen; dreimal hat ein Löwe mich angegriffen und viermal ein Rhinoceros; aber das alles würde ich gern noch einmal mitmachen, wenn ich noch einmal die unaussprechliche Freude erleben könnte, einem afrikanischen Volksstamm in seiner Sprache klar zu machen, was Jesus für uns getan hat.“

(Mus J. Warnock, „Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission“, Berlin 1913.)

Aus meiner Pfingstpredigt

Die Pfingstgeschichte, die von dem Schulunterricht her bekannt war, erzählte ich nochmal. Dann erklärte ich den Leuten, warum sich der heilige Geist gerade unter Windesbrausen und in der Gestalt von feurigen Zungen offenbart habe.

Ihr kennt den Nordwind, der in der Trockenzeit „von unter herauf“ (Käte-Anschauung und -Ausdruck!) weht. Ihr kennt den Südwind, der in der Regenzeit den großen Regen bringt, „von oben her“; und der Nachtwind bläst von Sonnenuntergang her. Dann gibt es noch einen selteneren Wind, den von Osten, wo die Sonne aufgeht.

Damals, als die Jünger auf den heiligen Geist warteten, war es keiner von diesen Winden, welchen sie wahrnahmen; da kam der Wind vom Himmel oben herab. Einen solchen Wind kennen wir nicht. Das war eben himmlischer Wind; der sollte nicht die Bäume, die Häuser, das Meer und die Haut der Menschen anblasen, sondern der sollte die Herzen anblasen, und nicht bloß anblasen, sondern ausblasen und reinblasen.

Ihr wißt, wenn die Sonne lange scheint und kein Wind geht, wie sich dann um eure Häuser her ein schlechter Geruch findet. Wenn dann Wind kommt, so treibt er ihn hinweg. Der Wind verjagt also schlechte Gerüche. Darum erschien der Geist als Wind,

weil er die schlechten Gerüche der Menschenherzen hinwegblasen soll und will. (Die Räte nämlich bezeichnen garstige Reden und Gedanken im Herzen als *asu sâgbone*, d. i. schlechter Geruch.)

Hier oben auf dem Sattelberg ist viel Wind. Ich will euch sagen, daß der Ioweni (Miss.-Senior Johann F l i e r l) gerade um dieses Windes willen hier heraufgekommen ist. Der Wind ist nämlich sehr gut. Unten an der Küste, wo wenig Wind ist, da gibt es sehr viel *nusu* (Moskito), wie ihr wißt; hier oben aber, wo immer Wind ist, da bläst sie der Wind weg. Ich habe euch schon gesagt, daß die Moskito gefährlich sind. Wenn sie uns stechen, so kommt dadurch etwas in unser Blut, davon werden wir dann krank, manche sterben sogar daran, so wie der *Ngatekwâ*, den ihr ja gekannt habt. Also seht ihr, daß der Wind gut ist, dadurch, daß er die bösen Moskito vertreibt. Und d a r u m gleicht der Geist Gottes dem Winde, weil er das Böse, das uns schädlich ist, aus unserem Herzen wegtreibt. Bleibt es da, dann schadet es uns, macht die Seele krank und schlecht, so daß sie schließlich zugrunde geht. (Dazu gab ich noch die Anwendung.)

Ferner erschien der Geist in Gestalt von F e u e r = Z u n g e n. Daß er sich gerade als Feuer zeigte, hat er nicht „nur so“ (Räteausdruck) getan. Was sage ich immer, wenn einer von euch ein Geschwür bekommt, wenn ihm die Haut an einer Stelle anschwillt? „Kommt zu mir, ich werde die Stelle brennen mit einer glühenden Kohle, damit das Geschwür vergeht.“ Da sagt ihr, daß das Feuer gut ist. Es tötet das Schlechte, das die Wunde hervorgerufen hat. Kürzlich ist der *Gibia*, den ihr kanntet, von einer *Gbotâschlange* gebissen worden und ist daran gestorben. Ihr sagt, die Ursache war Zauberei. Ihr seid eben dumm, und darum sagt ihr so. Hätte jemand sofort nach dem Biß die Wunde mit einem Messer aufgeschnitten und hätte er mit einer glühenden Kohle die Wunde ausgebrannt, so wäre das Gift der Schlange durchs Feuer getötet worden und *Gibia* wäre nicht gestorben. Das Feuer tötet also das Schlechte. Darum erschien der heilige Geist in Gestalt des Feuers.

Oder ihr wißt alle, w i e F e l d g e m a c h t w i r d. Erst wird der Wald geschlagen. Wenn das gefällte Holz trocken ist, dann zündet man es mit Feuer an. Durch das Feuer wird Holz und Bambus und Gras verzehrt und der Boden wird rein, so daß man pflanzen kann. Unser Herz ist das Feld Gottes, wie ich euch schon oft gesagt habe. Da ist alles durcheinander: Bambus mit seinen fürchterlichen Wurzelstöcken; das ist das, was der Anutu im sechsten Gebot verboten hat; das Gras, das wuchernde, sind Lügen, Stehlen; die großen Stämme aber sind die Zauberei mit ihren verschiedenen Formen. Dieses Zeug alles verbrennt der Geist Gottes, und weil er dieses vernichtet, darum erschien er in Gestalt von Feuer.

Daß er sich aber als feurige Z u n g e n zeigte, hat auch seine Be-

deutung. Der heilige Geist ist im miti, im Wort Gottes. Er wollte, daß die Apostel r e d e n, darum erschien er in Form von Zungen. Darum sind auch wir Missionare Leute, die nur das Wort Gottes reden. Daß wir euch das Wort sagen, dazu hat uns Gott her zu euch gesandt.

Wenn ich schon oft in Dörfer kam und die Leute dort hatten ein schlechtes Gewissen, weil sie jemand umgebracht hatten, dann liefen sie vor mir davon, weil sie meinten, ich könnte auf sie schießen. Ich habe schon oft gesagt, daß wir Missionare das nicht tun; die momoli (Schutztruppe) von Siala (Friedr.-Wilh.-Hafen) tun das, aber wir Missionare nicht. Freilich, mein Inneres ist auch schon oft schwarz geworden (so drücken sich die Räte vom heftigen Zorn aus), und wenn mich Gott nicht gesandt hätte zum Reden seines Wortes, wahrhaftig, als du, Alumbund (derselbe ist gegenwärtig und sitzt vor mir), voriges Jahr den Moga erschlagen hast, so heimtückisch, um einen Eberhauer, wiewohl er dein Freund war, wahrhaftig, dann hätte ich die Flinte genommen und wäre gegangen und hätte dir die Haut voll Schrot geschossen! Aber nein: Ihr sollt das Wort reden — so sagt Gott zu uns, und darum habe ich auch die Flinte liegen lassen und bin nicht nach Gætama gegangen, sondern habe dich in Ruhe gelassen und tue dir auch jetzt nichts, sondern sage dir nur, daß du ein schlechter Mensch bist. Aber eben die Bösen will Gott gut machen; die Menschen sind alle böse und keiner ist gut. Alle muß Gott erst gut machen. Und das tut eben der heilige Geist. Er kommt zu euch, wenn ihr das Wort Gottes hört. Darum hört das Wort und verschmäh't es nicht.

(Kehrer, Bunte Bilder.)

Kifungu

Die Eingeborenen Ostafrikas nennen den Europäer Musungu (d. h. der Schlaue). Vertauscht man die Vorsilbe mu dieses Wortes mit der Vorsilbe fi, dann ist's Adverb und bedeutet so viel als: nach Europäer Art. Was die Eingeborenen unter Europäerart verstehen, darüber belehrt uns ein Aufsatz von Missionar D. Gutmann, der uns viel zu denken geben kann. Sitzt er da eines Tages zusammen mit seinen eingeborenen Lehrern und spricht mit ihnen über Schulzucht. Es war Klage eingelaufen über einen Lehrer, der einen Schüler unbarmherzig geschlagen hatte. In einer öffentlichen Verhandlung mit dem Vater und den Sippenhäuptern des Bezirks hatte der Lehrer seinen Übergriff zugegeben, und der Vater mit ihm Frieden gemacht, der Missionar aber hatte die Gerten, die sich in der Schule befanden, vor aller Augen zerbrochen. „Nun aber,“ fuhr der Missionar fort, „wollen wir nicht andere Strafen ausdenken, die der Lehrer an Stelle der Prügel gegen die Kinder anwenden soll. Mit dem Stecken ist die ganze alte Schulzucht zerbrochen

worden. Die neue aber müßt ihr gemeinsam aufbauen. Deshalb habe ich euch alle hergebeten. Und aufbauen müßt ihr sie, nicht bloß bereeden. Stellt die neue Schulzucht auf den Boden der Altersklasse! Er gibt euch alles her, was ihr für den Aufbau braucht, wenn ihr nur den rechten Gemeinssinn dafür mitbringt. Ihr Eltern nehmt euch der Lebenskameradschaften an, die eure Kinder je zwei und zwei schließen, so daß kein Kind mehr ohne Gefährten ist. Jede solche Kameradschaft zwischen zweien nannten eure Väter eine ‚Schildschaft‘. Das wißt ihr noch. Wer keinen Kameraden findet, wird als Schützling oder Pflegling von einer Schildschaft hinzugewählt. Sind wir erst so weit, daß der ganze Schülerkörper in Schildschaften mit und ohne Pfleglingschaft eingeteilt ist, dann bilden sich die Doppelschildschaften, die jede aus sich ihren Vormann wählt. Und die Vormänner dieser Doppelschildschaften sind die engere Schar, mit welcher der Lehrer als Vormann und Wissener aus der vorangegangenen Altersklasse die Schulzucht leitet und durch sie vor allem die Jugend für ein Leben völkischer Gemeinschaft einschult. Uns Wert also, ihr Buben und Mädels, ihr Sippenhäupter, du Bezirksvorsteher und Lehrer! Es geht, ich kann's euch beweisen. Auf der Stationschule hat der Lehrer seit sechzehn Jahren keinen Schlag gegen ein Kind getan. Eine Berte ist trotzdem da. Aber über die verfügen die Schüler unter Obergaufsicht des Lehrers. Und wo es geht, ordnen sie die Sache ohne Schläge. Erst in voriger Woche haben sie eine Pflichtvernachlässigung mit gutem Humor gesühnt. An zweien war die Reihe gewesen, den Schulraum zu fegen. Der eine war davongegangen, der andere säuberte nur seine Hälfte und ging dann auch. Am andern Morgen sah der Lehrer das ungleiche Gesicht der Schultube. Mit einem Fingerzeig war die Schulkameradschaft im Bilde. Nach dem Unterricht trat sie zusammen und verurteilte den Pflichtvergeßenen dazu, viermal Wasser zum Nezen des Schulraums zu bringen, aber in einem undichten Eimer. Wie hat der Junge sich beeilt, doch noch ein Restchen Wasser bis zur Schule zu schaffen. Aber als er oben ankam, war kein Tropfen mehr im Eimer, und flehentlich bat er die Kameraden, ihm solche Strafe zu erlassen, er wolle sich auch gewißlich bessern. So brachten sie ihn zur Einsicht. Aber die Aufgliederung in Schildschaften und Doppelschildschaften steht auch dort noch aus. Den Ruhm also, eine richtige Schulzucht auf der Ordnung der Altersklasse zuerst aufgebaut zu haben, könnt ihr noch gewinnen.“

So weit waren sie damals gekommen. Und nun suchte der Missionar zusammen mit seinen Lehrern darüber schlüssig zu werden, wie die Schulzucht neu aufzubauen wäre. Nach ihrer Meinung sollte man erst die Kinder gewinnen. Durch sie erwecke man die Teilnahme der Eltern. Bei den Erwachsenen liege ja doch das ganze

Haupthindernis. Diese seien der Vätersitte ganz entfremdet und hielten es für ganz überflüssig, Zusammenhang untereinander zu suchen und die alten Sippenordnungen festzuhalten. Jeder suche sich selbst und seinen eigenen Kopf durchzusetzen. Keiner suche Schutz bei dem anderen und Fühlung mit dem anderen, weil jeder fürchte, dann auch von dem Seinigen den anderen mitteilen zu müssen. Und als sie so weit waren, mischte sich der alte, bedächtige Petro ein und fragte die andern: „Wißt ihr auch, wie man das hierzulande heißt, wenn einer alles für sich behält und nur an sich selber denkt?“ Aus der Unruhe, die darauf entstand, merkte der Missionar, daß alle wußten, was Petro meinte, daß es aber keiner auszusprechen wagte. „Wollt ihr, daß ich's euch sage?“ fragte sie Petro noch einmal. „Ja, ja,“ kam's von allen Seiten. „Nun wohl, so hört's! Man nennt ein solches Leben, wo jeder nur an sich selber denkt, *Kisungu*.“ Und er fügte auch gleich ein kleines Erlebnis hinzu, das er kurz zuvor im benachbarten Paregebirge gehabt hatte. Dort wollte er unterwegs von einem heidnischen Mann sich etwas zu essen kaufen. Der aber lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Man merkt's, du bist ein *Dschagga* (aus dem Kilimandscharogebiet), die nun auf *Kisungu*-Art leben wollen und sogar an die Fremden, die bei ihnen einkehren, das Essen verkaufen. So schlecht sind wir noch nicht. Hier hast du dein Essen nach der Art der Väter. Dein Geld behalte! Ich selber habe keinen Heller und könnte es gar wohl gebrauchen. Aber von dem Fremden, dem ich zu essen gebe, nehme ich nichts.“ Ein anderer Lehrer aber erzählte als Erlebnis der letzten Woche, ein Mann in seiner Landschaft habe seine Angehörigen im Stich gelassen, und die Leute hätten von ihm gesagt: Er handelt *Kisungu*. Noch viele Beispiele der Art hatten die Lehrer zu berichten. Und schließlich richteten sich aller Augen auf den Missionar, der doch selber ein *Musungu* war, was er wohl darauf zu sagen haben würde, „und die ganze *Hot* Afrikas schaute mich daraus an,“ bemerkt er in seinem Bericht. Zuversichtlich blickt er in die fragenden Augen und ruft: „Ihr lieben Leute, was ihr an den fremden Europäern in eurem Lande sehet, ist ja nicht das richtige *Kisungu*, nicht die gesunde Europäerweise. Wie die ist, will ich euch ganz genau sagen, indem ich euch erzähle, wie sie dort miteinander leben, wo ich vier Jahre lang im Exil gewesen bin“. Er meinte die Gegend um Dinkelsbühl, und was von dort gilt, könnte ja ebenfogut noch von manchen anderen Orten im Fränkischen und Schwäbischen gesagt werden. Er erzählte ihnen nun, wie sie ihn, den Fremdling, in ihre Nachbarschaft aufnahmen, wie sie einander als Nachbarn helfen und betreuen, und das Herz wurde ihm warm dabei, wie er vom Nachbarschaftsdienst am Krankenbett und von der Nachbar-Betgemeinde am Sterbebett redete. Europäisch leben heiße ja jetzt bei

den verdorbenen, aus dem Mutterboden entwurzelten Afrikanern: alles selber essen, keinem Volksgenossen und Nachbarn mehr etwas vom eigenen Ertrag gönnen. „Gegen solchen Wahn rufe ich,“ fuhr er fort, „die gute, solide fränkische Schlachtschüssel ins Feld und zeige euch, wie über die Dorfstraße die Buben und Mädels mit den Schlachtschüsseln laufen und bis spät in den Abend hinein geschäftig sind, um jedem aus der Freundschaft und Nachbarschaft und jedem sonst, der dem Hofe Dienste getan, einen reichlichen Anteil vom Schlachten zuzutragen. Auch des Armen wird nicht vergessen.“

Ich war selber erstaunt über die Veränderung in ihren Gesichtern. Mit offenem Munde starrten sie mich an. Und auf meine Versicherung hin, daß es das heute noch dort gebe, klatzten sie sich auf die Kniee vor Freude und riefen: „Das ist gerade so wie bei uns, wo es noch richtig ist.“ „Ja freilich,“ sagte ich, „warum wundert es euch? Es ist doch die einzig richtige Menschenweise. Wo man es aber anders macht, in Europa wie in Afrika, da macht man es falsch und verdirbt die Menschenseele.“ Und ich zeigte ihnen den Weg ins Unglück, den die großen Städte zur breiten Völkerstraße zu machen drohen: erst löst man die Freundschaft auf und sagt: jede Familie Sorge für sich selbst! Dann löst sich die Familie auf, und ein großer Teil der Mädchen kann nicht mehr heiraten, obwohl es nahezu so viele Männer gibt wie Frauen. Aber viele Männer brauchen für den eigenen Leib, für Kleid und Zeitvertreib so viel, daß sie eine Ehe einzugehen nicht mehr wagen. — Hier rief einer ganz erstaunt dazwischen: „Auf diesem Wege fangen sie bei uns auch schon an zu gehen! Drüben in Mamba wartet manches Paar noch jahrelang, obwohl sie die Ehe schließen könnten. Aber dem Bräutigam fehlen noch Hose und Jacke, noch Hut und Schuhe. Wer im einheimischen Gewande noch zur Trauung erscheint, von dem spotten sie: er gehe im Sack.“

Nun fuhr ich fort: „Aber glaubt nur nicht, daß wir Europäer auf diesem Wege bleiben wollen. Und ich erzählte ihnen, wie man von allen Seiten wieder nach Gemeinschaft sucht, eben nach dem, was sie noch haben, wie man sogar in den Fabriken die Massenarbeit durch Gruppenbildung wieder beseelen will. Darum sollen auch wir nicht, so schloß ich, in unserem Bemühen verzagen, aus der Kameradschaft die Schulzucht aufzubauen und ihr in dem Altersrate aus den Sippenführern einen Rückhalt zu geben. Wir stehen ja schon längst nicht mehr allein. Gerade zur selben Zeit, als mir ein Weißer am Kilimandscharo in mein Exil nach Deutschland geschrieben hat, mit dem Aufbau der Sippenzucht sei es bei euch für immer vorbei, da ist hier bei euch ein Brief eingelaufen, der gleicherweise an alle Christengemeinden erging und sie bat, ihren Ein-

fluß aufzubieten, daß die segensreiche Sitte der Brautlösegaben in der alten, die Frau schützenden Weise, nicht durch neuzeitliche Mammonsucht verderbt werde. Und der euch das schrieb, ist ein Mann in führender Stellung, der da gut weiß, was in Europa und in Afrika gleicherweise den Menschen frommt, nämlich nur das eine: daß sie verbunden leben und den Dienst am Menschenbruder höher stellen als die Sorge um Geld und Gut.“ —

Als ich geendet hatte, stand ein Lehrer auf und sagte: „Wir danken dir ganz besonders für deine Worte, die uns die rechte Europäerweise gezeigt haben. Daß es Betternschaft und Nachbarschaft und eine Eßgemeinschaft auch in Europa noch gibt, das haben wir nicht gewußt.“

Wir aber danken es D. Gutmann und noch so manchem anderen deutschen Missionar, der in diesem Sinn draußen arbeitet. Wie manchmal sind wir früher der Gefahr erlegen, daß wir meinten, weil Jesus gesagt habe: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert“, müßten wir die jungbekehrten Christen ihrem Volkstum entfremden, ihrem Sippenverband entreißen und sie zu Europäern machen. Eine neue starke Gliedschaft gab's noch nicht, der sie sich hätten angliedern können. So haben wir sie auf sich selbst gestellt, und das Zusammengehörigkeitsgefühl, das Gemeinschaftsbewußtsein, wie es in der alten heidnischen Sippe rege gewesen war, und wie es beim Erleben wahrer Gottesgemeinschaft erst recht lebendig werden sollte, konnte sich nicht so selbständig betätigen, wie es zu erwarten war. Dies wurde eigentlich besser erst von dem Augenblick an, da wir Europäer gingen und „unsere“ schwarzen Christen wieder auf sich selbst gestellt waren.

D. Gutmann schreibt zum Schluß: „An mein nun vergroßtadtetes Heimatdorf denke ich. Da steht das stattliche Gehöft meines liebsten Schulkameraden. Auf der linken Säule seiner Pforte sind in schönen Buchstaben aus der Zeit des 18. Jahrhunderts die Worte eingemeißelt: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn. Warum stehst du draußen?“ Dicht daneben aber aus dem Nachbarhofe schaut drohend ein weißes Plakat über das Tor mit den schwarzen Worten: „Nicht eintreten. Hund beißt!“ Die alte und die neue Weise, können sie wohl noch näher nebeneinanderstehen als hier? Echtes und unechtes Risungu — sie ringen miteinander hier und draußen.

Von dem Werden einer Volkskirche im Papualande

1. Die erste Taufe

Wenn man bei Besuchen in den Dörfern die Eingeborenen von ihren Erlebnissen erzählen hörte, schienen alle auf das lebhafteste beteiligt, und es war keinerlei Ermüdung zu bemerken. Begab man

sich jedoch auf das christliche Gebiet, so erlahmte das Interesse sehr bald, und von einer nachhaltigen Wirkung konnte keine Rede sein. Die törichten Menschen verstanden immer nichts.

Bei der Unterhaltung mit den Bewohnern eines Dorfes hatte ich auch wieder einmal den lähmenden Eindruck, es sei trotz zehnjähriger Arbeit alles vergeblich. Ich hielt damit vor den Leuten auch nicht zurück. „Wir Missionare sind da, um euch zu helfen. Wir legen euch die gute Botschaft Jesu als das Brot des Lebens vor. Ihr aber zertrampelt die edle Speise roh mit euren Füßen.“ Auch das verstanden die Papua nicht. Schmerzlich enttäuscht wandte ich mich ab und schwieg. Die Leute sahen mit verständnisloser Bewunderung meinen Kummer und fragten: „Missionar, warum trauerst du eigentlich?“ „Weil ihr so böse seid und euch nicht helfen lassen wollt.“ Sie begriffen auch dieses Wort nicht. Als ich aufbrach, um nach Hause zu gehen, boten sie mir ein Geschenk. „Nimm diese Rehtasche! Du darfst nicht über uns trauern, wir fürchten uns!“ Da zeigte sich also wieder der blanke Aberglaube. Sie fürchteten offenbar, ich könnte den großen Anutu gegen sie aufheben, daß er sie irgendwie strafen würde. Und doch war die Gabe, die ich natürlich ablehnte, auch wieder der deutliche Beweis für ein lebhaftes Mitgefühl. Lieber Gott, wie sollte man diesen seltsamen Menschen nur beikommen?

Es erfolgte über den Rehtsack eine neue Auseinandersetzung.

„Jesus will euch gut machen, ihr aber lehnt ihn ab.“ „Wir sind gute Leute, wir begehen keine Schlechtigkeiten wie andere.“ „Ihr habt Isawis Witwe erdrosselt, das war eine schmachliche Schandtat! Dennoch behauptet ihr kühn, ihr hättet im Leben nichts Böses verübt. Diese eure Hartnäckigkeit ist entsetzlich.“ „Die Erdrosselung der Frau war eine gute Tat.“ „Nein, sie war ein Greuel vor Gott, auch im Lande der Weißen gilt sie als ein schweres Verbrechen.“ „Er versteht uns nicht,“ hörte ich einen Mann sagen. Das Wort griff ich auf. „Verstehen? Was ist da viel zu verstehen? Der große Anutu spricht: Du sollst nicht töten! Das ist deutlich genug; aber ihr wollt nicht auf Gott hören.“ Jetzt wurden die Männer doch auch lebhaft. „Anutu, heißt's immer, Anutu! Wo ist er denn eigentlich? Er hat sich noch niemals bei uns sehen lassen.“ „Aber er hat uns Missionare zu euch gesandt, euch sein Wort zu bringen.“ „Wir müssen auf unsere Ahnen merken und können den Pfad, den sie uns gewiesen haben, unmöglich verlassen.“ „So geht ihr verloren.“ „Dann gehen wir eben verloren.“ Das war die Gefinnung, die mich schon manchmal hoffnungslos gestimmt hatte. Dem Unverstand dieser Menschen war wirklich nicht beizukommen.

Trüben Sinnes wandte ich mich der Station zu. Die Glieder waren bleiern schwer von einem nahenden Malariafieber. Als ich mich

zu Hause aufs Bett warf, fragte Aijang: „Bist du krank?“ „Ja,“ antwortete ich, „aber meine Krankheit ist nicht schlimm, schlimmer ist eure.“ Der Angeredete begriff nicht, wen ich damit meine. „Euch Braune alle miteinander meine ich.“ „Sind wir denn krank?“ entgegnete der Junge erstaunt. Als ich darauf den Unglauben, die Gottlosigkeit als die schlimmste Krankheit bezeichnete, die den ewigen Tod bringe, stellte er die Frage: „Was sollen wir denn tun?“ Ich antwortete mit dem Neuen Testament: „Glaubt an den Herrn Jesus, so werdet ihr gerettet!“ Aijang war damit noch nicht zufrieden, sondern forschte weiter. „Glaubt an den Herrn Jesus, sagst du. Wie sollen wir das machen?“ „Merkt auf sein Wort, das ihr hört! Tötet also niemand, zaubert nicht, stiehlt nicht, lügt nicht! Sodann betet zu ihm, daß er euch die Augen öffne!“ Aus Aijangs Antwort klang der Zweifel. „Das habe ich schon oft gehört,“ sagte er. „Ich töte nicht, zaubere nicht, stehle nicht. Seit Missionar Decker mich ermahnt hat, fürchte ich mich. Ich bete auch. Aber Gott kenne ich dennoch nicht.“ Es war wie ein Verhängnis; immer wieder kam ich an einen Punkt, wo es nicht mehr weiter ging. Wie oft hatte ich schon mit dem aufgeweckten Burschen gesprochen; er besaß gewiß den ehrlichen Willen zum Guten, und doch war alles Bemühen umsonst.

Am folgenden Sonntag hatte ich den Gottesdienst für die jungen Burschen auf unserer Station zu halten. Nach langem Suchen nach einer für sie passenden Geschichte wählte ich die vom verlorenen Sohn. Aber wie sollte ich den unverständigen heidnischen Schülern den Inhalt so deutlich machen, daß er für sie etwas bedeutete? Auf meinem Papier stand nach vielem Sinnen nichts als die Worte: „Lieber Gott, wie sollen wir die Herzen dieser stumpfen Hörer fassen, bewegen, befehlen, wenn dein Geist nicht das beste tut?“ Was ich dann am Sonntag sprach, ist längst vergessen. Jedenfalls hielt meine Niedergeschlagenheit, die mit Fieberschwäche zusammenhängen mochte, bis zum Schluß der Rede an. Ich hatte das Bewußtsein, daß alles Reden die Herzen nicht treffe und darum fruchtlos bleibe.

Beim Singen des Schlußliedes bemerkte ich zu meiner nicht geringen Überraschung, daß Aijang weinte. Ein junger Papuabursche, welcher in Folge des Eindrucks, den eine biblische Geschichte auf ihn machte, weinte! War das nicht höchst seltsam? Gleich nachher trat Aijang in mein Zimmer: „Wahrhaftig, wir sind sehr schlechte Menschen!“ begann er. „Was ich hörte, ging mir zu Herzen. Ich dachte daran, wie mich die Frau Umba kürzlich verführen wollte. Ich erschrak und floh. In meinem Herzen ist über alle Massen viel Böses. Ich bitte immer Gott, mich gut zu machen.“ „Was willst du mit dieser Rede sagen?“ forschte ich. Er stand verlegen

und blieb die Antwort schuldig. „Denkst du etwa an die Taufe?“ Er nickte zustimmend. „Warum redest du nicht frei heraus?“ „Ich wage es nicht. Ich fürchte, ihr könntet mich zurückweisen, weil ich so schlecht bin.“ War dieser braune Bursche nicht reif für die Taufe? Ich sandte ihn alsbald zu Senior Flierl, damit er auch dem Stationsvorstand gegenüber seinen Wunsch kundtue.

Am Abend desselben Tages kam auch Rupa in mein Zimmer. Er war mit Nijang und etlichen anderen Kameraden daheim in seinem Dorfe gewesen. „Wovon habt ihr unterwegs gesprochen?“ forschte ich. Der Junge gab eine ausweichende Antwort. „Hat dir Nijang nichts gesagt, weshalb er heute morgen weinte?“ Rupa verneinte. „Weißt du warum?“ Der Junge bejahte. „So sage mir, wie du über die Taufe denkst?“ fragte ich ohne weitere Umschweife. Der Angeredete wurde sehr verlegen und antwortete nichts. Schließlich gestand er, daß er schon lange an die Taufe gedacht, sich aber gescheut habe, seinen Wunsch auszusprechen. „So hättest du auch jetzt nichts verlauten lassen, wenn ich dich nicht gefragt hätte?“ „Gewiß nicht, ich hätte mich zu sehr geschämt. Aber im Herzen hätte ich Leid getragen.“ Kann man angesichts solcher Erfahrungen noch behaupten, die tieffstehenden Papua zeigten nichts von tieferer Empfindung und edlerer Gesinnung?

Den Taufunterricht erteilte Senior Flierl. Während dieser Zeit besuchte ich einmal das Heimatdorf der beiden jungen Burschen. Das Gespräch kam natürlich bald auf die Taufe. Es zeigte sich, daß die Alten mit dem Schritt der Jungen keineswegs einverstanden waren, obwohl sie zuerst aus abergläubischer Scheu und um den weißen Gast nicht zu verlegen ihre Zustimmung ausgesprochen hatten. Sie schienen allerlei Befürchtungen zu hegen: „Werden die beiden sterben, wenn sie mit dem Gotteswasser gewaschen sind?“ „Nein.“ „So werden wir sterben.“ Ebenfalls „nein“. Für den papuanischen Verstand konnte es sich bei einer so hochwichtigen Gelegenheit nur um Leben und Tod handeln. Hatten sie nicht im Grunde recht?

Auf die ernststen Vorwürfe der Sippengenossen hatten die beiden Jungen entgegnet: „Anutu hat uns gerufen, wir müssen ihm folgen.“ Auch dieses Wort erschien den Männern unheimlich. „Es muß ein Unglück geschehen. Die beiden mag Anutu vor dem Grimm der im Stich gelassenen Ahnen und Geister schützen; aber über uns muß das Unheil hereinbrechen, die wir den Frevel zulassen.“ Es zeigte sich wieder, daß sich die Leute als eine Einheit fühlten, und daß sich die Alten für den entscheidenden Schritt der Zwei mitverantwortlich wußten. Mir war dies ein völlig neuer Gedanke, denn ich hatte bisher in dem Widerspruch der Erwachsenen nicht viel mehr als boshaften Widerstand gegen die Wahrheit ge-

sehen. Aber die Sorge der Männer war zweifellos tief und ehrlich. Von allen meinen Reden schien die Leute nur ein Wort zu beruhigen: „Habt keine Angst, wir werden Anutu bitten, daß er euch helfe. Verhaltet euch ruhig und stört sein Werk nicht!“ Beim Abschied mahnten die Alten: „Weißer, vergiß das Beten nicht, damit wir nicht sterben!“ Gewiß eine merkwürdige Mahnung von Heiden gegenüber einem Missionar, aber ganz aus der heidnischen Denkweise entsprungen.

Die Leute verhielten sich tatsächlich ruhig. Als in einem Nachbardorfe ein Verwandter von ihnen starb und man dort von Blutrache redete, stemmten sie sich mit aller Macht gegen den Plan. „Anutu schlägt uns, wenn ihr den Frieden nicht haltet, solange unsere Jungen im Taufunterricht stehen. Dann aber seht zu, wie wir uns an euch rächen!“ Die Angst vor Gott war stärker als die Furcht vor der Seele des Toten. So blieb der Friede erhalten.

Auch als in einem entfernteren Dorfe der Mann Salo gespeert wurde, ging eine drohende Botschaft an alle Schuldigen: „Gebt acht, daß ihr Anutu nicht reizt! Straft er uns, dann rotten wir euch mit Stumpf und Stiel aus!“ Auch in diesem Falle wurde der Streit durch Austausch von Sühnegaben beigelegt.

Überall, wo sich ein erfreulicher Zug bemerkbar machte, zeigte er sich mit viel Aberglauben vermischt. Da und dort war ein winziges Goldförnchen sichtbar in einem Berg von Schmutz und Schlacken. Man hätte immer ablehnen, tadeln, kritisieren mögen. Der Europäer steht immer in Gefahr, von seinem Standpunkt aus zu urteilen. Die Mahnung Zinzendorfs an seine ersten Missionare gilt immer noch: „Messet nicht mit der Herrnhuter Elle!“

Die beiden Burschen wurden getauft. Etwa hundert Gäste aus den umliegenden Dörfern stellten sich zu diesem neuartigen Schauspiel ein. Manche hofften, bei dieser Gelegenheit werde sich der vielgenannte Anutu endlich einmal persönlich vorstellen, um seine beiden frischen Anhänger zu weihen. Aber nichts Besonderes geschah. Nur der Gebrauch des Wassers bedeutete eine Neuheit. Es stammte gewiß vom Himmel. Auch als es über die braunen Körper der Täuflinge strömte und die Zuschauer meinten, jetzt müßte das erwartete Wunder eintreten, geschah nichts Auffälliges. Manche waren dadurch befriedigt, andere stark enttäuscht. Zur Erklärung der abergläubischen Spannung der Alten erzählten mir Nijang und Rupa die folgende Sage:

2. M i m i n g g u n g

Der Tod war früher unbekannt. Die Menschen starben nicht, sondern sie verwandelten und verjüngten sich. Wurde der Körper schwach und gebrechlich, die alte braune Haut runzelig, dann stiegen die Leute in ein Wasserbad und legten ähnlich wie Schlangen

oder Krebse die alte Haut ab, um danach neugestärkt, jugendfrisch und hellfarbig wieder zum Vorschein zu kommen.

Damals lebte eine alte Großmutter namens Miminggung. Sie besaß einen kleinen Enkel, der Ngaiang-Ngaiang hieß. Eines Tages fühlte sich die alte Frau lebensmüde. Sie begab sich zum Wasser und badete, um sich zu erfrischen. Im Bade aber löste sich ihre Haut vom Körper, und die Frau war plötzlich wieder jung und mit einer neuen weißen Haut versehen. Sie begab sich ins Dorf zurück und stieg hinauf in die Hütte.

Raum wurde der Enkel die fremde Gestalt gewahr, als er heftig erschrak und laut zu schreien begann. Die Frau suchte ihn mit freundlichen Worten zu beruhigen. „Warum weinst du? Ich bin ja deine Großmutter!“ „Nein, nein,“ kreischte der Junge, „so sieht meine Großmutter nicht aus!“ Da er sich auf keinerlei Weise beschwichtigen ließ, wurde die Großmutter zornig, verließ die Hütte, ging zum Wasser und zog ihre alte Haut wieder an.

Als sie jetzt vor ihrem Enkel erschien, freute er sich sehr, seine alte Großmutter wieder zu sehen. „Ja, das ist meine richtige Großmutter, so sieht sie aus!“ Diese aber herrschte ihn zornig an: „Die Heuschrecken werden sich wandeln und häuten, ihr Menschen aber sollt sterben!“ Sprach's und starb. Seitdem ist es das Los der Menschen, zu sterben.

3. Jugend voran

Die Hoffnung, daß die Jungen die Alten gewinnen, daß sie einen entscheidenden Einfluß im Stammesleben erlangen würden, war verfehlt. Die beiden christlichen Burschen vermochten nicht einmal die Jugend mitzureißen; denn Macht und Einfluß der Alten erwiesen sich als viel zu stark. Dies ist der Punkt, an dem die Mission häufig zu dem Schluß kommt, den ein holländischer Missionar folgendermaßen aussprach: „Der Kommunismus der Eingeborenen erwies sich als so mächtig, daß niemand den ersten Schritt zum Christwerden wagte. Es war eine starke Macht von außen nötig, den Sippenverband zu zerschlagen.“ Gemeint ist die Kolonialregierung.

Diese Zerschlagung des Sippenverbandes bedeutet die Zerstörung des Volkstums, also des alten Naturbodens, der bisher die einzelnen Glieder schützend umgeben und ihnen Halt verliehen hat. Wer sich nun völlig auf Gott wirft oder sich ganz an den Missionar anschließt, vermag sich wohl zu behaupten, die schwächeren Menschen jedoch schwanken unruhig und unsicher zwischen Christengemeinde und Muttersippe hin und her und werden von dem Gefühl der Untreue gegenüber ihrem Stamm nicht frei. Sie erfüllen die christlichen Formen, sind auch wirklich fromm, aber sie kommen doch nicht von der Naturgemeinschaft los, an die sie sich im

täglichen Leben mit hundert Fäden gebunden sehen. Die Gefahr besteht, daß sie stillschweigend ein Übereinkommen mit dem Heidentum treffen, heimlich heidnische Gepflogenheiten mitmachen, vor dem Missionar zum Heuchler werden, ja daß sie unter Umständen innerlich und schließlich auch äußerlich ins Heidentum zurücksinken. Ist es richtig, in solchen Fällen alle Schuld auf die schwachen Christen abzuwälzen? Auf der Insel Tahiti kam es seinerzeit durch solche Verhältnisse zu einem mehrjährigen blutigen Kampf zwischen der christlichen und der heidnischen „Partei“, in welchem der christliche Häuptling Pomare siegte.

Angeichts solcher Tatsachen entsteht die Frage, ob sich die Missionstätigkeit neben der Rettung der einzelnen Menschen nicht zugleich auf die Gewinnung der ganzen Volksstämme einzustellen habe. Dann aber dürfte man eine Zertrümmerung der Sippen niemals wünschen, geschweige sie herbeiführen. Die Missionsgeschichte zeigt, daß früher oder später doch die Massen kommen, einerlei, ob der Missionar sie wünscht oder nicht. Die Gewalt dieser Tatsache ist so groß, daß keine Mission die Massen zurückzuhalten vermag, wenn sie zum Christentum drängen. Es zeigt sich mit unmißverständlicher Deutlichkeit, daß das Ziel Gottes in der Mission überall die *V o l k s k i r c h e*, oder wie man neuerdings sagt, die *N a t i o - n a l k i r c h e* ist, niemals und nirgends ein kleines Häuflein entschieden gläubiger Christen. Was bleibt da für den Missionar übrig, als auf Gottes Plan einzugehen und sich den einzelnen Menschen wie dem Stammesganzen in gleicher Weise zu widmen?

In Neuguinea kam es dahin, daß sich die Sippen und Stämme dem Christentum zuwandten. Das bedeutete mancherlei, unter anderem eine ganz ungeheure Aufgabe für die papuanischen Jungmänner. „*Aljo, mote,*“ vorwärts ihr Burschen! Dieser Ruf ertönte überall und mahnte die Jugend zum Dienst am Volke. Mit der Taufe wird langsam verfahren. Naturgemäß ist am Anfang die Jungmannschaft bei den Tausen am stärksten vertreten. Sie besitzt die größere geistige Beweglichkeit, und tut sich im Lernen am leichtesten. Sie hängt auch nicht so an der Überlieferung und ist nicht entfernt so schwer mit heidnischen Anschauungen belastet wie das Alter. Zudem waren die Burschen von jeher am meisten mit uns Missionaren in Berührung gekommen, hatten viel gehört und mancherlei gelernt. Jetzt wurden sie Vorbilder, ja Lehrer für die Alten.

„Wer geht mit zur Erdbenhöhle?“ Die Frage war kaum aufgeworfen, so meldeten sich auch schon die jungen Leute, während sich die bedächtigen Großen vorsichtig zurückhielten. „Wer will mich zum Knochenhaufen führen, wo die Geister umgehen sollen?“ Wieder standen die Jungmänner bereit und hielten es für ihre selbst-

verständliche Pflicht, voranzugehen. „Wer scheut sich nicht vor dem Geisterteich?“ „Wer wagt es, im nächtlichen Dunkel an die Gräber zu gehen?“ Immer war die Jugend zu haben. Nach heidnischer Ansicht handelt es sich in allen diesen Fällen um höchst gefährvolle, ja todbringende Vergehen. Aber die drückende Furcht war durch die neu aufgegangene strahlende Macht des Christengottes Anutū überwunden.

Etwas ein Jahr nach dem Umschwung kam Professor Böch aus Wien zu Forschungszwecken nach Neuguinea. Schon damals wunderte er sich über den Erfolg der Mission und über die Umwandlung, welche mit dem Volke geschehen war. Eines Tages äußerte er den Wunsch, das Skelett eines Papuamannes zu bekommen. Er bemerkte aber gleich dazu, der Wunsch werde gewiß unerfüllt bleiben müssen. Als die Leute ohne jedes abergläubische Bedenken auf sein Ansinnen eingingen, staunte er und sagte: „Mit diesen Leuten ist wahrhaftig etwas los!“ Junge Männer führten ihn und öffneten das Grab eines vor drei Jahren Erschlagenen.

Herr Großmann war ein Sammler aus Ungarn. Er verstand es meisterhaft, sich bei den Eingeborenen unbeliebt zu machen. Ständig hatte er zu nörgeln und zu schelten, nichts war ihm gut genug. Eines Tages sollten ihn die Leute fünf Stunden weit nach Finschhafen und wieder zurücktragen. Niemand meldete sich. Nun eilte der Mann zu mir und beklagte sich über die Faulheit und Unfreundlichkeit der Leute. Es stimmte weder das eine noch das andere. Ich sprach mit den Männern, und diese wandten sich an die Jugend: „Aho, ihr Burschen, meldet euch als Träger für den Weißen!“ Niemand rührte sich. „Warum meldet sich keiner?“ fragte der Songang, der Älteste. „Niemand wird freiwillig vortreten, denn der Mann ist allzu ungut und garstig.“ „So müssen wir junge Männer ernennen ohne ihren Willen.“ „Tut das,“ lautete die Antwort, „und wir werden gehorchen.“ Die nötige Zahl Leute wurde genannt und der Transport des Ungarn ging glatt vonstatten.

Auch Professor Neuhauf aus Berlin weilte etliche Monate auf der Missionsstation. Eines Tages erklärte er, daß er verschiedene Flaschen aus einer seiner schweren Frachtkisten benötigte. Ich schlug ihm vor, die Eingeborenen allein gehen zu lassen. Das ginge nicht, meinte der Professor, denn die Kiste wiege vier Zentner. Nun, so solle er den Schlüssel mitgeben und die Papua auspacken lassen. Der Herr machte große Augen. „Es handelt sich ja um lauter zerbrechliche und hier in Neuguinea ganz unerseßliche Sachen!“ „Die Eingeborenen werden sorgfältig damit umgehen,“ versicherte ich. Der Professor lächelte. „Glauben Sie mir, ich kenne die Kanaker; es gibt unter ihnen keinen, dem man trauen könnte, keinen, der zuverlässig wäre.“ Schließlich scheute der Berliner Herr doch den Zeit-

verlust von zwei Tagen und er befolgte den gegebenen Rat, reichte den jungen Männern den Schlüssel und ließ sie allein gehen.

Am nächsten Tage kamen sie mit der riesigen Kiste an und stellten sie unter lautem Triumphgeschrei vor den Besitzer nieder. Derselbe war ebenso überrascht als erfreut. Aber wie hatten die Bur-schen ihre Schultern hergerichtet! Sie waren mund gerieben und dick geschwollen. „Warum habt ihr die Kiste nicht ausgepackt?“ ließ der Professor fragen. „Weil uns der Weiße nicht traute. Wäre eine Flasche zerbrochen gewesen, so hätte er uns die Schuld aufgebürdet und gewiß nie geglaubt, daß wir unschuldig wären. So haben wir beschlossen, die Kiste ungeöffnet auf den Berg zu tragen.“ Der Professor war ganz gerührt und bezahlte den dreifachen Träger-lohn. „Vor den Leuten muß man Respekt haben,“ äußerte er, als sie gegangen waren.

Einmal weilte ich zum Besuch ferner Stämme vier Wochen lang in den Bergen des Inlandes. Die Station samt Schule und Vieh wurde der Obhut Mijangs unterstellt. Die Station liegt 900 Meter hoch, überall finden sich Schluchten und Abgründe. In einen solchen stürzte eine Kuh ab. Unten blieb sie mit schwerer innerer Verletzung liegen. Da sie nicht auf die Beine zu bringen war, beschloßen die Jungen unter Mijangs Führung, sie in den Stall hinaufzutragen. Eine kolossale Leistung! Was war doch aus diesen früher oft so unwilligen, widerborstigen Bengeln geworden! Ehedem hatten sie die größte Freude an einem derartigen Unfall, denn mußte ein Tier geschlachtet werden, so bedeutete das für sie ein außergewöhnliches Festessen. Fleisch war stets der größte Beckerbissen, den sie sich denken konnten. Jetzt schleppten sie freiwillig die schwere Kuh unter gewaltigen Anstrengungen aus dem Abgrund herauf in den Stall. Zu retten war das Tier freilich nicht; es mußte einige Tage später geschlachtet werden.

Zuweilen empfangen die Eingeborenen in den Dörfern weißen Besuch. Ein Paradiesvogeljäger hielt sich einmal etliche Wochen bei ihnen auf. Als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, sprach er seine volle Zufriedenheit aus. Wir kamen auf das Christentum und seine Wirkungen zu sprechen. Der Herr erzählte: „Von den Christen Ihrer Mission habe ich schon manches gehört, konnte aber nicht glauben, daß es den Leuten mit ihrem neuen Glauben ernst sei. Ich dachte, man bringe ihnen eben so'n bißchen frommes Gerede bei, das nicht lange vorhält. Ich merke aber, daß die Leute wirklich anders sind. Sie fürchten sich auch nicht mehr vor bösen Geistern. Mit Angstmachen ist bei ihnen nichts zu erreichen, sie lachen nur.“

In einem Dorfe lehrte auch ein Weißer ein und wurde freundlich aufgenommen. Unter den Bewohnern stand ihm ein junges Mädchen in die Augen. Als er nach demselben fragte, wehrte der

Dolmetscher, ein junger Mann, sofort energisch ab: „Wir sind Christen, das Böse ist verpönt.“ Der Gast schwieg beschämt, und über die Sache wurde kein Wort mehr verloren.

Ein Bursche begab sich mit anderen Dorfangehörigen zusammen nachts auf den Krebsfang. Nach längerer Arbeit machte man Raft, zündete Feuer an und verzehrte einen Teil der Beute. Dann ging man weiter. Nur zwei Personen blieben sitzen, der junge Mann und eine junge Witwe. Die Frau aß noch und der Bursche rauchte. Die beiden sahen einander nicht an, aber jedes fühlte die Gedanken, die im Herzen des andern auf und ab wogten. Schließlich sah der junge Mann doch auf und begegnete dem glühenden Blick seines Gegenübers. Es tobte in seiner Brust. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Dann schüttelte er sich energisch. „Ajo,“ rief er aus, „alles ist fortgegangen, wollen wir folgen!“ Damit erhob er sich und eilte seinen Dorfgenossen nach.

Wenn es wahr ist, was der Dichter sprach: „Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg,“ dann schlagen Heldenherzen auch unter einer braunen Haut.

4. Kala, der Menschenflächter

Es bestand ein Unterschied zwischen den im engeren Stationskreis und den weiter im Westen wohnenden Leuten. Schon sprachlich waren sie verschieden, mehr noch in ihren Sitten und Gebräuchen. Die Kate nahe der Küste fraßen nur noch ausnahmsweise Menschen. Sie behaupteten, daß viele Kämpfe, und vor allem das zweimalige Auftreten der schrecklichen Blattern ihnen die Menschenfresserei völlig verleidet hätten. Stimmt das, so können wir hier einen kleinen Fortschritt feststellen, ohne irgendwelche Einwirkung von außen, etwa durch Menschen auf einer höheren Kulturstufe.

Unberührt von dieser Besserung blieb jedoch das fernere Inland. Die dortigen Menschen hausten weiter in ihren wilden Wäldern und tiefen Schluchten, der Streit ging nie aus, und die Erschlagenen wurden aufgefressen wie seit alters. Unter den schlimmsten Menschenfressern meines Stationsgebietes pflegte Kala vom Zupongfluß genannt zu werden. 37 Opfer seiner Rache wurden mir einmal aufgezählt; dabei sind die Kinder, welche er geschlachtet und mit seinen Anhängern zusammen verzehrt hat, nicht mitgerechnet.

Als im Jahre 1904 in der Sattelberggegend die Bewegung zum Christentum begann, drang die Kunde vom Zusammenbruch der alten Sitten auch zu Kala. Der Alte lachte wie andere: „Bis zu mir her ist noch weit!“ Er glaubte vor dem großen Geist Anutu sicher zu sein, lag doch die Missionsstation nach damaligen Begriffen in weiter Ferne und keinerlei Verbindung bestand zu ihr hin. Noch nie hatte der Fuß eines Weißen sein Dorf betreten. 1902 und nachher

1905 hatte es geschienen, als sollten die bleichen Geister ihn erreichen, aber er hatte einen Schutzzauber angewendet und sie waren abgelenkt. So trieb er sein Unwesen weiter und triumphierte über seine Gegner.

Da suchte im Jahre 1906 ein Erdbeben das Kateland heim, wie sich selbst die ältesten Bewohner kein zweites erinnern konnten. Die Hütten der Eingeborenen wurden vielfach zerstört, gewaltige Erdrutsche gingen zu Tal, da und dort wurden ganze Dörfer verschüttet. Der Eindruck dieses Ereignisses auf die Gemüter war gewaltig. Man sah darin ein Strafgericht des neuen Gottes, von dem man wenigstens so viel wußte, daß er Zauberei, Totschlag und Menschenfressen verabscheute. Auch der alte Sünder Kala war von einem heftigen Schrecken ergriffen worden, zumal seine eigenen Anhänger die Schuld für alle verübten Schandtaten ihm zuschoben und ihn als „die Mutter aller Schlechtigkeit“ bezeichneten. Jetzt verging ihm doch das Lachen; er spürte zu deutlich, daß ihm Anutu greifbar näher rückte.

Weil jedoch nach dem entsetzlichen Erdbeben nichts weiteres geschah, so beruhigten sich allmählich die Gemüter, und auch Kala hegte wieder allerhand blutige Pläne aus. Ein Todesfall im Nachbardorfe gab die Veranlassung zu einem neuen Kriegszug, und einige Opfer mußten daranglauben, daß der alte Häuptling immer noch derselbe wilde Mensch wie früher war. Natürlich planten seine Feinde einen Gegenschlag. Eines Nachts umstellte man in aller Stille das Dorf; als man aber bei Tagesanbruch zum Angriff schritt, fand man zur größten Enttäuschung das Nest leer. Mühsam zogen die Krieger ab und zerstreuten sich in sicherer Entfernung. Da brach plötzlich der gesuchte Kala mit seinem Gefolge aus einem Hinterhalte hervor und machte etliche der Überraschten nieder, die übrigen entrannen. Die Toten wurden mit fortgeschleppt zum kannibalistischen Siegesmahl. Am Bach schlachtete man unter unfählich rohen und gemeinen Reden die Leichen aus und teilte sie in Stücke, um den Transport zu erleichtern. Eine etwaige Verfolgung zu verhindern, sperrte man den engen Pfad mit den Eingeweiden der Getöteten ab und zog ins Dorf.

Wirklich hatten sich die Geschlagenen wieder gesammelt und die Verfolgung aufgenommen, aber vor der entsetzlichen Sperre lehrten sie voller Furcht um. Verstümmelte Leiber bedeutete für die Papua, daß auch die Seelen verstümmelt ins Totenreich gehen mußten. Solch ein Schaden war nie zu heilen. Kalas Leben stand noch oft in Gefahr, aber der Mann entging glücklich allen Anschlägen.

Im Jahre 1908 erschien der erste Weiße im Dorfe des berühmten Menschenfressers, Missionar Pilhofer. Befreundete Nachbarn

hatten ihn hergeführt, um ihm den gefährlichen Alten zu zeigen. Derselbe war mittelgroß, eher schwächling als dick, besaß einen breiten Mund voll gelber Zähne und abstoßende Gesichtszüge. Im übrigen erwies er sich dem Fremden gegenüber sehr freundlich und gastfrei. Das gebot die Sitte und — die Furcht. Man durfte die weißen Geister nicht reizen, sie konnten sonst ihren unberechenbaren Anutu gegen die braunen Menschen hegen.

Der Ansturm der Christen gegen das Heidentum wurde bald heftiger. Der neue Glaube drang immer weiter, ein vorgeschobener Posten befand sich bereits im Rücken Kalas. Trotzdem hatte der Häuptling noch einmal einen Dorfüberfall gewagt. Daraufhin erhob sich selbst unter seinen Freunden und Verwandten ein Sturm des Widerspruchs. „Der Anutu der weißen Geister wird dich holen! Du machst ihn auf uns aufmerksam, du forderst seine Rache heraus! Gib Frieden, denn passiert hier ein Unglück, dann schlagen wir dich tot!“ Jetzt merkte Kala, daß es bitter ernst wurde.

Tatsächlich erschien bald darauf eine Anzahl „Abgewaschener“, also Christen, die sich nicht scheuten, den gefürchteten Häuptling zur Rede zu stellen. Da sie keine Waffen mit sich führten, nahm der Betadelte die Vorwürfe nicht besonders ernst. Aber seine eigenen Leute erklärten, daß sie ihn verlassen und sich in einem anderen, friedliebenderen Dorf ansiedeln wollten. Kala erschrak. Er konnte die Arbeitskräfte seiner Sippenmitglieder nicht entbehren, wollte auch der Rache seiner Feinde nicht schutzlos preisgegeben sein. So verstand er sich schließlich zu dem feierlichen Versprechen, hinfort in Ruhe und Frieden leben zu wollen. Er hielt dann auch sein Wort.

Zwei Jahre waren darüber hingegangen. Weiße Geister und Abgewaschene hatte er bei sich im Dorfe gesehen, Anutu selbst hatte sich nicht blicken lassen. Nachdem er so lange „gut“ gewesen war, konnte er jetzt wohl einen Besuch auf den Stationen der Weißen wagen. So entschloß er sich zu einer Reise an das Meer, zu der ihn die jungen Männer seines Dorfes ermunterten. Nach drei Tagesmärschen erreichte er die Missionsstation Simbang. Was bekam der gefürchtete Kala in seinen alten Tagen da noch alles zu sehen! Er kam aus dem Staunen überhaupt nicht mehr heraus, und mehr als einmal befiel ihn die Angst. Er erschrak vor den gewaltig großen Häusern der Weißen, hielt die Fenster für Augen, die weißen Wellblechtafeln auf den Dächern für große Baumbblätter und die Kühe im Stall für Riesenhunde Anutus. Er wollte nicht glauben, daß die Weißen auch richtige Menschen seien, daß sie geboren würden und stirben wie die Braunen. Vor dem Glockenläuten wollte er davonlaufen, denn er glaubte darin die Stimme Anutus zu hören, der ihn ausschelte. Beim ersten Anblick des Meeres biß er sich vor Staunen in den Finger, und als er gar ein Boot auf dem Meer betrat

und dasselbe mit ihm „davonlief“, verlor er allen Mut, bis er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Als man ihm das Reiten auf einem Pferde vorführte, war er sprachlos; als man ihn gar selber auf das Tier setzen wollte, klammerte er sich an einen jungen Burschen und schrie „Nicht, nicht, oder ich sterbe!“

Ja, die jungen Burschen! Wie oft hatte er über sie losgepoltert, daß sie sich nicht mehr unter die alte Sitte beugen wollten! Wie manchmal hatte er ihnen voll Grimm gedroht, er werde sie schlachten und auffressen! Jetzt waren sie seine Führer. Wenn ihn die Angst schützelte, hielten sie ihn fest und trösteten ihn, es werde ihm kein Leid geschehen. „Ich glaubte, ihr Vater zu sein, da plötzlich merkte ich, daß sie mir Vater sind und mich behüteten wie ein Vater sein Kind!“ Sie führten ihn, erklärten ihm alles, waren seine Dolmetscher unter lauter fremden Menschen und beruhigten ihn in seiner Aufregung. Wie verging ihm auf einmal all sein Ruhm und seine Einbildung! Er kam sich so klein vor. Aber auch so schlecht. Ja, wirklich schlecht, obwohl ihn kein Mensch wegen seiner früheren Taten verachtete — im Gegenteil. Es verwunderte ihn, daß er von den Leuten Anutus überall aufs freundlichste empfangen und behandelt wurde. Wie in Simbang so in Finschhafen, Heldsbach, Sattelberg. Die Menge der Eindrücke war auf den alten Heiden von so überwältigender Wirkung, daß er vor den jungen Burschen und Männern einmal tief ergriffen ausrief: „O, warum ist das Christentum nicht früher gekommen! Jetzt bin ich zu alt, um es noch zu fassen.“

Kala lebte noch zwei Jahre. Sein alter Graukopf hat sich noch mit dem Lernen biblischer Geschichten abgemüht, denn er wollte vor seinem Tode noch die Taufe empfangen. Er kam jedoch über den Anfang nicht hinaus. Manchmal brach auch seine heidnische Wut wieder durch. Als eine ihm verwandte Frau ihren Mann verließ, war er so erbost, daß er zum Spieß griff und sie erstechen wollte.

Im Jahre 1914 erkrankte er an Mumps. „Zapft der Geschwulst Blut ab, damit sie zurückgehe,“ befahl er. Man gehorchte und machte ihm mit einem spitzen Splitter von Flaschenglas ein halb Duzend Einschnitte. Blut floß reichlich, aber die Geschwulst wurde größer statt kleiner, denn durch die unsaubere Operation war Blutvergiftung eingetreten. Stöhnend lag er auf dem Boden seiner Hütte. Wieder war's ein junger Mann, der ihm tröstend beistand: „Jesus ist gut, halte dich fest an ihn!“ „Wie soll ich denn das machen? Ich sehe ihn ja nicht?“ jammerte der einstige Menschenfresser. „Mit deinem Herzen mußt du ihn festhalten,“ erklärte der junge Mann, der selbst noch ungetauft und darum mit seiner Weisheit bald zu Ende war. „Das kann ich auch nicht,“ gestand der Alte, „ich kann überhaupt nichts.“ So lag er, bis das Bewußtsein schwand und der Tod ihn erlöste.

(Aus Chr. Kengher, „Njo“.)

Mschumis Prüfung

In der Nähe der Missionsstation Wuga lag eine kleine Hütte. In der Hütte wohnte die alte Mschumi. Sie wollte gern eine Christin werden, darum war sie dorthin gezogen und besuchte regelmäßig den Gottesdienst am Sonntag. Aber auch in der Woche kam sie noch zweimal. Dann saß sie in der kleinen Kirche mit den andern, die getauft werden wollten, horchte auf die biblischen Geschichten und versuchte, sie in ihren alten Kopf hineinzubringen. Wenn das nur nicht gar so schwer gewesen wäre! Besonders die fremden Namen machten die alte Mschumi so verwirrt, und wenn sie erzählen sollte, wußte sie nichts mehr. Nicht einmal das Vaterunser konnte sie richtig auswendig behalten. So kam es, daß die andern, die mit in den Unterricht gingen, getauft wurden, und nur sie blieb übrig. Da war sie sehr traurig und gab sich noch mehr Mühe als früher. Aber auch das nächstemal war sie nicht dabei, sie war gar zu unwissend. Nach einem Jahr sollte wieder ein Tauffest in Wuga sein. Da kam Mschumi zum Missionar und bat ihn: „Diesmal möchte ich aber gern auch getauft werden.“ „Aber du weißt ja gar nichts,“ antwortete er, „kannst du etwa die zehn Gebote?“ „Nein, die kann ich nicht.“ „Kannst du etwa das Glaubensbekenntnis?“ „Nein, das kann ich auch nicht.“ „Kannst du etwa das Vaterunser?“ „Nein, ordentlich kann ich es auch nicht.“ „Aber wenn du das alles nicht kannst, wie sollen wir dich da taufen?“ Das Mütterchen schwieg einen Augenblick, dann hub sie an: „Hast du nicht neulich dein kleines Töchterchen getauft?“ „Ei, freilich,“ sagte der Missionar. „Kann dein Töchterlein etwa die biblischen Geschichten?“ „Nein.“ „Oder kann es die zehn Gebote?“ „Nein.“ „Oder kann es das Vaterunser?“ „Nein.“ „Ja, was kann es denn?“ „Es kann noch nichts, es ist doch noch ein ganz kleines Kind.“ „Ja, warum taufst du es aber dann, wenn es doch noch gar nichts weiß?“ „Ja, weißt du, Mutter,“ sagte darauf der Missionar, „wir Christen wissen, daß Gott auch schon die kleinen Kinder lieb hat, und daß sie seine Kinder sein dürfen. Und darum übergeben wir sie ihm in der Taufe.“ „So,“ erwiderte darauf die Alte, „und mich sollte Gott nicht liebhaben, der ich doch ebenso dumm und unwissend bin wie dein kleines Kind? Mir sollte er nicht ebenso seine Gnade zuwenden wie ihm?“ Sie kam in Eifer, und der Missionar mußte sich's gefallen lassen, von ihr tüchtig gescholten zu werden dafür, daß er die Taufe eines Menschen abhängig machen wollte von seinem Wissen und Können. „Freilich darfst du morgen zur Taufe kommen,“ sagte er ihr hierauf tiefbeschämt. Sie aber war am andern Morgen die erste, die im weißen Taufkleid sich zur Taufe einstellte. Und als der Missionar sie nach dem Namen fragte, den sie gewählt habe, gab sie zur Antwort: „Ich will Mambasi heißen, d. h. „die Begnadigte“.

(Rösler.)

Ein Besuch bei den finnischen Missionaren im Ovamboland

Von Missionsinspektor J. O I p p

Am 18. Juli 1926 von Swakopmund aufbrechend, erreichte ich mit den Geschwistern W u l f h o r s t und der aus dem Erholungs-aufenthalt an der See nach Ovamboland zurückkehrenden finnischen Pflegechwester Linda Helenius in 20stündiger Fahrt den nordwestlichen Endpunkt der Eisenbahn in Outjo. Von dort beträgt die Wegstrecke bis Oukonda, der südlichsten finnischen Missionsstation in Ondonga, etwa 270 Kilometer. In alter Zeit brauchte der schwerfällige Ochsenwagen ungefähr zehn Tage zur Bewältigung dieser zum Teil schwer sandigen Wegstrecke. Da indes seit geraumer Zeit schon zur Vermeidung der Einschleppung von Viehseuchen aus dem Ovamboland der Wagenverkehr mit Ochsen verboten ist — an ihre Stelle traten Esel — so priesen wir uns glücklich, daß die finnische Mission seit einigen Jahren zum A u t o b e t r i e b übergegangen ist. Diese Art der Beförderung bedeutet doch eine ungeheure Erleichterung und Zeit- wie Kraftersparnis. So hatte uns denn der finnische Missionspräses Ahlo aus Onjipa ein Ford-Lastauto mit den zwei Handwerkerbrüdern Afikainen und Nieminen nach Outjo entgegengesandt. Wir hofften, mit unserer Personen-, Gepäck- und sonstigen Fracht die Strecke im günstigsten Fall in 15 bis 18 Fahrstunden abwickeln zu können. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, hieß es für diesmal. Das in Outjo eingekaufte Benzin (anderes war nicht zu haben) erwies sich unterwegs als ungeeignet. Dazu bereitete ein Rad trotz eingelegter neuer Schläuche immer wieder Sorge und Aufenthalt, bis Maschine, Mantel und Schläuche schließlich völlig versagten. Zweimal hatten wir schon eine eisigkalte Nacht unter freiem Himmel zugebracht, die Damen im Auto sitzend, wir übrigen unter einer Zeltbahn auf dem Boden. Unermüdlich sorgte die finnische Schwester für ihre Pflegebefohlenen, und unermüdlich arbeiteten sich die beiden sachverständigen Brüder ohne ein Wort des Unwillens an Motor und Rad ab. Freitagmittag war nach zweieinhalbtägiger Fahrt Schluß, Maschine und Rad versagten endgültig. Was tun? Am Samstagmorgen entschloß sich Br. Afikainen, die noch restliche Strecke von etwa 55 Kilometern nach Ondonga zu Fuß durch den tiefen Sand zu machen, um sein eigenes Personenauto zu holen. Nicht ohne Sorge sahen wir ihn mit den letzten harten Brotkrusten, einer Feldflasche mit Wasser und einer Decke davoneilen. Doch schon nachmittags holte uns ein Eselsfrachtwagen des Missionars Perheentupa ein. Wir packten um, ließen einen Schwarzen als Wache bei dem Auto zurück und kamen mit großen Anstrengungen doch einige Stunden weiter, jeden Meter Boden mit Schreien und Schlagen auf die vorgespann-

ten 24 Esel erkämpfend. Noch einmal ein Nachtlager auf der sog. Fläche in herrlichem Vollmondschein. Nachdem die fürsorgliche Schwester ihre großen Kinder glücklich „in den Federn“ wußte, sangen wir, zur Ehren des Geburtstages meiner Frau, noch das schöne „Befiehl du deine Wege“, und dann meinte Br. Wulshorst scherzend: „Ja, ja, es ist doch gut, daß ihr Inspektoren das auch mal erlebt. Es taugt ganz und gar nicht, wenn sie von Deutschland kommen, und es geht dann hier auf den Reisen alles so glatt und eben zu; sie bekommen ja gar keinen richtigen Eindruck von den Nöten solcher Reisen.“ Wir haben dem Bruder fröhlich zugestimmt. Am Sonntagmorgen gab's noch ein letztes Scheibchen Wurst in Ermangelung von Brot, und einen Schluck Kaffee, dann ging's weiter mit Schreien und Schlagen auf die müden Esel. Wir *m u ß t e n* ja weiter, weil weit und breit kein Wasser. Da! Um halb elf Uhr taucht am fernen Horizont ein schwarzer Punkt auf; er bewegt sich, es kann nur das Auto sein. Groß war unsere Freude, der rettende Engel nahte. Br. Asikainen hatte es wirklich fertiggebracht, war spät am gestrigen Abend mit wunden und todmüden Füßen nach Hause gekommen, hatte geschlafen und war morgens dann wieder losgesaust. Der Ärmste sah sehr ermattet aus, aber er tat seinen Dienst als selbstverständliche Pflicht. Wir werden's ihm nie vergessen. Einen Korb voll frischer Butterbrote hatte er mitgebracht, dazu zwei Flaschen Milch; die haben aber gemundet!

Nun ging's unter Verlassen des aufgewühlten Fahrwegs querfeldein in einer Richtung, an deren Horizont nach einiger Zeit ein vereinzelt stehender hoher Baum über der endlosen Fläche aufstauhen mußte. Richtig, da kam er endlich heraus! Nur vorsichtig fahren in dem hohen Grasfeld! Wie leicht kann man in eines der zahlreichen Löcher geraten. Wieder nach einer halben Stunde tauchen am Horizont die ersten Fächerpalmen von Ondonga wie große Schildwachen auf. Nun noch ein Stündchen, und wir landeten wohlbehalten, das Herz voller Dank gegen Gott und unsere aufopfernden Wegführer, auf der Missionsstation *D l u k o n d a*. Ein Gefühl des Geborgenseins überkam uns bei aller Freude des Wiedersehens mit den lieben alten und jungen Geschwistern Rautanen. Da stand doch einmal wieder ein richtiges Missionshaus guten alten Stils. Wir traulich senkt sich das hohe, spitze Strohdach über die dicken Lehmmauern herab, den erhöhten Umlauf um das ganze Haus noch breit überschattend, wie warm und behaglich diese großen Räume. Wir Missionare von Hereroland kennen mit unseren städtischen Wohnungen solchen Anblick gar nicht mehr. Sind auch die Fußböden durchweg mit Linoleum belegt, die Decke der Zimmer ist doch echt afrikanisch: Naturbalken, über denen halbbarm-dicke Hölzer aus dem Walde lagern; über diesen eine Schicht von Lehm. Die Wände tra-

gen Erdfarbe. Da hängen liebe, alte, vertraute Bilder und die alten Kernsprüche der Bibel, und an ungezählten Landesraritäten bleibt das Auge haften. Die Mauern der Häuser sind in Ovamboland fundamentlos, gibt es doch keine Bruchsteine. Die Lehmziegel werden einfach auf den flachen Boden gelegt, und auf diesen baut man weiter auf. Also das Haus auf den Sand gebaut! Aber die in ihm wohnen, haben Felsengrund des Glaubens unter ihren Füßen.

Beweglich war das Wiedersehen der beiden alten Vorkämpfer der Ovambomission, Rautanen und Wulshorft. Unter dem Namen „Nakambale“ (der mit dem Käppchen) und „Mshipale“ (Gesicht, von der über den Kopf reichenden Glatze) sind die beiden im ganzen Lande bekannt. Es schimmerte feucht in den Augen der 81jährigen, kräftigen Greisengestalt, die uns entgegentrat und umfing. Wie lange Jahre hatten die beiden Alten Schulter an Schulter in diesem einst so wilden Lande miteinander gearbeitet, jeder an seinem Volksstamm, bis der unselige Krieg die Arbeitsgemeinschaft zerriß.

Vater Rautanen

gehört zu den ersten finnischen Pionieren, die 1868 ins Hererosland kamen und nach einigen Sprachstudien beim alten Dr. Hugo Hahn 1870 die Mission im Ovamboland begründeten. Seine alten Mitkämpfer sind längst entschlafen. Nur er steht noch fest und kernig da unter seinen jüngeren Kollegen, eine Patriarchengestalt, die nun auf 56 Jahre Entwicklung der Mission im Ovamboland zurückschauen kann. Freilich, die Gemeindeleitung hat er bei seinem 81. Geburtstag, zu dem ihn die theologische Fakultät in Helsingfors mit dem Doktorhut ehrte, an seinen schon lange Jahre ihm zur Seite stehenden, auch schon ergrauenden Sohn Reinhold abgegeben. Aber noch lebt und webt er in der Stille weiter mit dem großen Werke. Jetzt war er daran, ein Andachtsbuch zu schreiben, ein Originalwerk, geschaffen aus seiner reichen Kenntnis des Ovambovolkes. „Und was bedeutet denn dort der Christbaum mit all den Zetteln?“ fragte ich. „Das ist meine fortgesetzte Sammlung immer neuer Oshindongawörter“, erklärte er, „wie ich sie von Dr. Schinz einst gelernt habe.“ Ich sah einen auf Holzfuß stehenden Stock, wie den Stamm eines Christbaums. Um ihn herum waren etagenweise übereinander viereckige Holzrahmen, mit dem Stamm verbunden und drehbar (wie ein Postkartenständer im Buchladen) angebracht. In diesem Rahmen steckten nebeneinander kopflose Nägel, an denen die neugefundenen Wörter alphabetisch geordnet an länglichen Zetteln aufgespießt waren. „Siehst du, wenn ich nun einmal sterbe, — ich bin aber noch gar nicht so alt —, dann haben meine Nachfolger alles mit einem Griff und gut geordnet.“ „Siehst du,“ fuhr er fort, und warf einen Blick durch die große Studierstube, „dies ist jetzt meine Kirche,“ und

dann brach er ab, als wolle er nicht vollenden. Ich aber dachte weiter: Wieviel Gebet und Tränen mögen in diesem Raume in langen fünf Jahrzehnten geopfert worden sein, wieviel Bekenntnisse mögen diese Wände gehört haben, wieviel Leid und Freud — vier Kinder von ihm lagen auf dem Friedhof, alle in zartem Alter hinweggerafft — mag durch diese Räume geschritten sein! — Dem ehrwürdigen Greise zur Seite steht seine 72jährige Gattin, eine Tochter unseres Barmer einstigen Rehobother Missionars Kleinschmidt, die in aller Stille waltende Mutter des Hauses. „Du glaubst nicht, wieviel Dank ich meiner lieben Frau schulde, persönlich und im Blick auf meine ganze Arbeit,“ war sein schlichtes Bekenntnis. Mancherlei Umstände, seine mehrfachen Beziehungen zur Rheinischen Mission, seine sprachlichen Lehrjahre beim alten Hahn, die deutsche Gattin, der deutsche Schwiegerohn, haben zusammengewirkt, daß Vater Rautanen die deutsche statt der finnischen als Hausprache benutzte. übrigens — daß ich das hier gleich einschiebe — auch fast alle anderen finnischen Missionsgeschwister sprechen mehr oder weniger geläufig Deutsch, so daß die Verständigung zwischen ihnen und uns leicht ist. Das Hauswesen, und dieses ist sehr umfangreich, beschiedt mit der Mutter die Tochter, Fräulein Johanna Rautanen, Missionslehrerin von Beruf, nun die Stütze der alten Eltern neben ihrem Bruder, dem Stationsmissionar. Dessen Gattin weilt zurzeit in Finnland und wird wegen ihres schwachen Herzens und wegen der Erziehung der Kinder auch nicht wieder ausreisen können. Wie ich hörte, besitzte die finnische Mission keine Häuser zur Erziehung der Missionarskinder.

Welch trauliche Stunden haben wir in diesem lieben Hause verlebt; wieviel hatten die beiden alten Freunde sich aus vergangenen Zeiten zu erzählen; wie wußte der greise Nestor der Ovambomission seines treuen Gottes Gnade zu rühmen, allen eigenen Ruhm weit ablehnend. Er wanderte mit uns durch den Garten mit seinen Gemüsebeeten, Obstbäumen und den wundervollen samtroten Rosen, die täglich von einer ganzen Anzahl (etwa 30) kleiner und kleinster Mägdlein und Büblein aus den großen Wassertümpeln dort drüben begossen werden. Die Kinder sind von ihren Eltern zur Erziehung dem Missionshaus übergeben, und Frä. Johanna betreut sie, gibt ihnen Unterweisung in Lehre und Arbeit. Dort steht das Haus, in dem das Ovambokorn nach Landesart von größeren Mädchen mit starken Astpfählen in Holzmörsern, die in den Boden eingegraben sind, gestampft wird. Dann die interessante Werkstatt des alten Bruders, in der er noch immer hantiert, aus der schon so mancher praktische Haushaltungsgegenstand hervorgegangen ist, z. B. ein Fleischmesser, hergestellt aus einem Stück einer alten Spannsäge mit Griff aus Ovamboholz. „In Ovamboland muß man praktisch werden und

sich zu helfen wissen," sagte der Hausherr schmunzelnd. Von diesem praktischen Sinn zeugt das gesamte, ausgedehnte Hauswesen, in dem Vater und Mutter die alte, patriarchalische, Sohn und Tochter die neue Zeit in schönster Harmonie vereinigen. Der Sohn ist ein Meister der Oshindongasprache, die er spielend und glänzend handhabt; er ist doch von Kindheit auf mit ihr vertraut. Br. Wulfschörst sagte mir, sein Sprechen klinge ihm wie Musik. Lange noch, nachdem wir uns abends von den lieben, ruhebedürftigen Alten verabschiedet hatten, saß ich in seiner Studierstube im Gespräch mit ihm vertieft.

Bei Sonnenuntergang wird nach altem Brauch die Abendandacht draußen vor dem Hause gehalten. Dazu kommt das ganze vielköpfige Hauswesen, die Alten bis zu den Jüngsten, zusammen, auch die beiden Schullehrer, die ebenfalls von Kindesbeinen an im Missionshause groß geworden und ihm darum treu ergeben sind. Gesang, Schriftverlesung, kurze Erklärung und Gebet. Diese schöne Sitte ist so in die Volksgewohnheit übergegangen, daß wir auch im Hereroland oft abends an Ausspannplätzen oder Lagerstätten die Ovambo ihre gemeinsame Abendandacht bei ihrem Feuerchen halten sehen. Welch ein Schatz von Schriftkenntnis kann so im Laufe der Jahre von dem einzelnen erworben werden! — Aber wo steckt denn eigentlich die *Gemeinde Oukonda*? fragt der aus Hereroland kommende landesunkundige Besucher. In hellen Haufen sichtbar tritt sie nur am Sonntag in die Erscheinung, und wir waren ja zum Sonntagsgottesdienst zu spät eingetroffen. Im Ovamboland wohnen eben die Eingeborenen nicht wie im Hereroland in geschlossenen Ansiedlungen, Hütte neben Hütte zusammen, sondern jede Familie siedelt sich im weiten Felde da an, wo sie ihren Acker anzulegen gedenkt. So zerstreut wie z. B. in Ravensberg die Bauernhöfe weit hin über das Land sich finden, so zerstreut liegen die eigenartigen Pfahlwerften der Ovambo in weitem Umkreis um die eigentliche Missionsansiedlung. Strömen die Leute am Sonntagvormittag zum Gottesdienst zusammen, so ziehen sie nach Beendigung desselben auch gleich wieder heim. Wenn einer, so ist der Ovambo ein guter Fußgänger. Trotz der weiten Zerstreuung der Wohnstätten waren fast andauernd Menschen zu sehen, die mit irgend welchen Anliegen zu ihrem Missionar kamen, sei es, um Medizin zu holen, sich mit ihm zu besprechen, oder auch nur um ihn zu begrüßen. Für solche Leute muß man Zeit haben. Will das Missionshaus Mittelpunkt der Gemeinde bleiben — und dort ist es das noch —, so darf es kein Büro sein, in dem jeder Ankömmling so schnell wie möglich abgefertigt wird. —

Unser nächstes Ziel war

Oniipa,

das nur acht Kilometer von Olukonda entfernt liegt. Es ist eigentlich eine Doppelstation, indem die Hospitalstation *Onandjokue*, wo Fräulein Dr. Rainio mit ihren Schwestern arbeitet, nur 800 Meter von Oniipa entfernt liegt. Wir stehen hier im Zentrum der Arbeit von Ondonga. Freudigst begrüßt von Präses Br. Ahlo und Frau, dem Seminarleiter, Br. Wäänän und Frau, der Seminarlehrerin Frä. Kupila, der Leiterin der Missionsdruckerei Frä. Terho, und dem von der Herausreise uns schon bekannten Handwerkerbruder Nieminen, mußten wir bei unserer Ankunft unsere Augen doch weit aufmachen. Da lag ja ein ganzes Missionsdorf vor unseren erstaunten Blicken: über dreißig große und kleinere Gebäude, während bei uns im Hererolande in der Regel nur Kirche, Schule und Missionshaus zu sehen sind. Nun, das Rätsel wird sich bald lösen.

Ich muß gestehen, ich habe gewaltigen Respekt bekommen vor dem, was hier allein im Erbauen solider, praktischer Häuser geleistet worden ist. Da sind zunächst die beiden geräumigen Missionarswohnungen mit dazwischenliegender Schwesternwohnung; dann die geräumige Kirche, die verschiedensten Wirtschaftshäuser und -Räume, die Druckerei, das Seminargebäude, die Tagesschule, die Werkstätte, der Baderaum für die Seminaristen, ihre feingebauten Wohnräume, und, ich weiß nicht, was sonst alles noch. Natürlich sind all diese vielen Häuser unter starker Heranziehung eingeborener Arbeitskräfte entstanden. Man sollte wirklich endlich aufhören mit der albernen Rede, die evangelische Mission erziehe ihre Leute nicht zur Arbeit. Eben waren die Seminaristen dabei, in ihren freien Stunden ganz selbständig einen großen Werkstättenraum zu bauen, da der frühere zu klein geworden war. Diese ganze Anlage, solide, zweckmäßig und in praktischer Anordnung hingestellt, ist an sich schon eine Kulturtat, die der Mission alle Ehre macht. Wie erst, wenn man bedenkt, was alles täglich in diesen Häusern an hingebender Arbeit zum Besten der Volkserziehung geleistet wird! An einem Seminarort geht alles nach der Glocke. Auch unser Besuch brachte anscheinend keine Störung in den Arbeitsbetrieb. Wir besuchten den Unterricht in dem großen, lustigen, mit Lehrmitteln gut ausgerüsteten Lehrsaal des Seminars. Bierzig junge Männer, darunter auch zwei Söhne des einstigen Häuptlings Uejulu, saßen da vor uns, mit großen Augen die fremden Besucher musternd. Sie kommen aus den verschiedensten Stämmen des Landes, haben ihre Frauen wegen der nötigen Ackerbestellung zurücklassen müssen und lernen nun hier, wie mir versichert wurde, mit allem Eifer, um nach Beendigung des vierjährigen Kursus in die Arbeit an ihrem Volke eintreten zu können. In späteren Stunden, in denen ich im Unterricht hospitierte, überzeugte ich mich von den trefflichen Leistungen, und besonders wohl

tuend fiel mir auf der unbedingte Respekt, den sie den gerade unterrichtenden Damen (Schw. Wäänänen und Schw. Kupila) gegenüber bewiesen. Die erstere unterrichtete Kirchengeschichte und behandelte gerade die dritte Missionsreise des Paulus in Frage und Antwort. Sicher und klar erfolgten die Antworten, und zuletzt zeigte einer an der Karte den Weg des Apostels auf. In Schw. Kupilas Stunde wurde in der Muttersprache unterrichtet. Sie hatte eine kurze Geschichte vorgetragen. Diese wurde Satz für Satz von den Schülern frei wiedergegeben, dann von der Lehrerin an die Wandtafel geschrieben. Darauf folgte die Zerlegung der Worte in einzelne Silben (bekanntlich die große *crux* für unsere Afrikaner). Dann wurde die Tafel ausgewischt, und jeder hatte den Satz sauber in sein Heft zu schreiben. Ich habe helle Freude an diesen strebsamen jungen Leuten gehabt und habe einige ermunternde Worte an sie gerichtet, für die dann einer von ihnen dankte. Man kann die Seminarleitung zu ihren bisherigen Erfolgen nur beglückwünschen. Ich habe die Brüder mehrfach darauf hingewiesen, unter wie günstigen Verhältnissen sie hier noch arbeiten können. Während sie es nur mit einem einsprachigen Volk zu tun haben (die Dialektverschiedenheiten fallen nicht in die Wagschale), muß unser Missionar Dr. Vedder in seinem Okahandjaer Seminar seinen Zöglingen, die drei verschiedene Sprachen reden, erst eine Fremdsprache, das sog. Afrikaans, beibringen, um überhaupt eine einheitliche Unterrichtssprache gebrauchen zu können. Auch die Abgeschlossenheit des Ovambolandes und die Aufgeschlossenheit seiner Bewohner für die Evangeliumsarbeit sind Faktoren, die die erzieherische Arbeit sehr günstig beeinflussen. — In der Missionsdruckerei sahen wir die Herstellung des Blattes „Osondaha“, das alle drei Wochen erscheint und in vielen Exemplaren ins Land hinausgeht, auch den wandernden Christen als Gruß aus der Heimat zugestellt werden soll. Große Freude hatte Schw. Wulffhorst, die Schwäbin, als sie hier im fernen Lande an der Druckerpresse das Schildchen mit dem Namen ihres Heimortes Cannstatt und der ihr wohlbekannten Firma entdeckte.

Als wir unseren Rundgang durch die ganze Missionskolonie beendet hatten, waren unsere Augen wirklich müde von allem, was sie geschaut hatten.

Und nun ein anderes Bild, das sich uns ebenfalls tief in die Seele geprägt hat:

O n a n d j o k u e , die Hospitalkstation

mit ihrem segensreichen Samariterwerk. Hier, wo wir auch unser Unterkommen für die drei Tage gefunden hatten, walteten unter Fräulein Doktor Rainios Leitung nur Damenhände: es sind die Wirtschaftsschwester Selma Santalahti und die Pflegeschwestern Karin Hirn und Karin Lönnberg. Wenn man sieht, wie diese vier

Frauen ganz selbständig den gesamten Wirtschafts- und Pflegebetrieb in diesen wiederum über dreißig Häusern leiten, überwachen, regulieren, so daß alles geräuschlos und wie am Schnürchen geht; wenn man den frohen Geist, der hier waltet, auf sich wirken läßt, die dankbaren Gesichter der Pfleglinge sieht und sich selbst auf Schritt und Tritt von lauter Liebe und Aufmerksamkeiten aller Art umgeben sieht: dann weiß man nicht, wo diese Menschenkinder die Zeit und Kraft hernehmen, eine solche Atmosphäre von Wohlfühlen um sich zu verbreiten. Und doch, wir wissen es, wir kennen die tiefen Kraftquellen, aus denen sie hier schöpfen. Gottes Brunnlein hat Wasser die Fülle. An diesem Orte der Liebe und Barmherzigkeit habe ich einen Eindruck davon bekommen, daß eben diese Tugenden im Reiche Gottes königliche Gaben sind, die kein Mensch sich selbst geben kann. Doch ich will ja berichten, was ich sah. Da steht im Vordergrunde das Gebäude, in denen die Schwestern wohnen, speisen, sich erholen, den Tageslauf beginnen und mit der Abendandacht beschließen. Zur Seite rechts eine Wohnung für Gäste oder weiße Patienten. Im Hintergrunde die geräumige Poliklinik mit dem Operationszimmer, der Apotheke und den nötigen Nebenräumen, alles groß, lustig, zweckentsprechend. Dort drüben die von dem praktischen Missionar Koivu erbaute trauliche Hospitalkapelle mit dem großen Kamin für die kalte Zeit. Da sammelt sich gegen Abend, draußen oder drinnen, die Schar der Patienten mit der gesamten Bewohnerschaft der Hospitalstation und hört das Wort des Lebens aus dem Munde des Evangelisten und Lehrers. Im Hintergrunde reihen sich die runden, strohgedeckten Hütten der Kranken, zur Seite gedeckt von Wirtschaftsgebäuden der mannigfachsten Art. Welche Summe von Arbeit steckt in dieser Gesamtanlage! Die Leser werden sich wundern, wenn ich ganz leise hier einschalte, daß bei Errichtung dieser Häuser nicht nur Männer, sondern auch weiße Frauenhände tatkräftig zugegriffen, Mauern aufgeführt, Türen und Fenster eingesetzt haben. Tapfere Frauen, die selbst vor Männerarbeit nicht zurückschrecken! Nun sind auch hier schon geschickte Eingeborene angelernt, die selber mauern, Spitzdächer aufrichten und mit Stroh decken können. Von weither strömen die Kranken aller Art zusammen, die sich von „Kuku“ (Ehrenbezeichnung: „Großmütterchen“) behandeln lassen wollen. Gewöhnlich bringen sie einige Verwandte mit, die unter Aufsicht der Pflegegeschwestern die äußere Wartung der Kranken übernehmen. In einem Lande wie hier, wo heidnischer Aberglaube jedes Sterben eines Menschen auf Bezauberung durch andere Menschen zurückführt, könnten sonst die weißen Pflegerinnen von den Verwandten zu leicht für Todesfälle verantwortlich gemacht werden. Je nach ihrem Vermögen zahlen die Kranken für ihre Behandlung in Geld oder Korn oder auch nichts. Da die heimattliche Missionsleitung Finn-

land zur Deckung der Betriebskosten nur einen mäßigen Jahreszuschuß leisten kann, so wäre der so überaus segensreich wirkenden Anstalt, die doch dem als Arbeiterreservoir hochgewerteten Lande jährlich eine Menge Menschenleben erhält und rettet, eine dauernde, kräftige staatliche Unterstützung von Herzen zu wünschen. Während der Tage unseres Dortseins stand die Krankenziffer auf vierzig. Sie steigt oder fällt je nach der Jahreszeit. Soweit dies ärztlich zulässig, wird den Lebensgewohnheiten der Patienten weitgehend Rechnung getragen. Das gilt von der Beköstigung wie Unterbringung, und wenn abends zwischen oder in den Hütten die afrikanischen Feuerchen aufflammen, dann weiß man, daß den Leuten zu ihrer Behaglichkeit nichts fehlt, daß sie sich zu Hause fühlen. Wenn nach dem Sprichwort Gewohnheit schon das halbe Leben ist, und dann zu Großmütterchens Medizin noch der Segen Gottes hinzukommt, so wird ja manch einer hernach fröhlich seine Straße ziehen können. Aber es findet hier doch auch mancher noch mehr als äußere Befriedigung. Ich denke an jenen Paulus, der einst ein grimmiger Feind des Evangeliums war, dann in schwerer Krankheitszeit in Onandjokue von der Liebe Gottes überwunden wurde, alsdann mit Feuereifer in seinem Bezirk für seinen Herrn zeugte und nun als ordneter Prediger seines Volkes in Oukuanjama wirkt. Noch sehe ich vor meinen Augen jenen anderen Kranken, der immer wieder bat, auf einer Bahre zu den Andachten getragen zu werden. Das innere Licht war ihm helle aufgegangen in seiner äußeren Trübsalnacht. O, diese heiß verlangenden Augen, diese nach innerster Rettung sich ausbreitenden Arme! Gesegnet fürwahr solche Stätte, wo nicht nur dem Leib, sondern auch der Seele die heilsame Salbe aus Gilead gereicht wird. Man muß erst einmal in solchen kulturentlegenen Gegenden gereist sein, muß das Krankenelend der Eingeborenen mit eigenen Augen gesehen haben, muß erst selbst einmal auf der Reise schwer erkrankt gewesen sein, um den Wert einer solchen Samariterherberge oder die Wohltat und Gotteshilfe ermessen zu können, die in der Beruhigung liegt: „Kuku ist benachrichtigt, sie kommt mit Auto und kann in einer Stunde schon hier sein.“ Solche Wohltat konnte die unermüdliche Ärztin gerade während jener Tage dem auf seiner neuen Station Nakajaale in der Landschaft Ombalantu beim Kirchbau verunglückten Missionar Saari erweisen. Durch abstürzende Balken war er getroffen und gegen einen Haufen Backsteine geschleudert worden. Bewußtlos war er ins Haus getragen worden. Kaum war das Unglück geschehen, als auch schon ein Eilbote mit dem in die Kerbe eines Stockes festgesteckten Brief durch die Wälder nach Onandjokue jagte: Bitte, schnell, schnell, mein Mann . . . das Auto des Bruders . . . wird dich irgendwo im Wald finden! Nun muß freilich alle andere Arbeit stehen und liegen bleiben, die erfah-

renen Schwestern bleiben ja zurück, und hier gilt es ein Menschenleben zu retten. Schnell die Karre und die jungen Ochsen! Im Augenblick ist eingespannt, und die Karre rollt davon. Rufus Schlein können laufen, ich habe es selber ausprobt, 20 Minuten in einer Tour Trab. Die Karre fliegt über das Blachfeld, holpert über alten gehackten Ackerboden, dann in den Wald und in die Nacht hinein. Stundenlang geht es rastlos weiter auf tiefen Sandwegen. Inzwischen suchen die Lichter des von anderer Seite kommenden Autos (wieder war's der brave Br. Mäkinen) im finsternen Walde umher. Gott sei Dank, sie finden endlich die Karre und die tapfere Frau. Nun schnell umgestiegen und in Eilfahrt nach Ombalantu. Und nochmals Gott sei Dank, der Verletzte blieb dem Leben erhalten. Wer selbst je ähnliches erlebt hat oder auch nur davon liest, der segnet die ärztliche Mission, der greift auch wohl einmal in warmem Mitempfinden ungesäumt in die Tasche und sagt sich: Hier hilfst du aber auch mit, sie sollen's da draußen in ihrer Einsamkeit merken, daß helfende Hände hinter ihnen stehen! — Auf dem Tisch meines freundlichen Gastzimmers stand ein prächtiger Strauß Blumen. Als ich meine Freude über ihn aussprach, erzählte mir schmunzelnd Schw. Selma Santalahti, die Blumenfreundin: „Den Samen dieser Blumen haben wir vor Jahren mit Erlaubnis im Tropengenesungsheim in Tübingen geklaut“ — sie sagte ganz richtig „geklaut“ und bewies mir damit, daß sie das Südwestfer Deutsch viel besser beherrscht, als sie immer wahr haben wollte — „haben ihn über Finnland, wo die Pflänzchen gut angingen, mit nach hier gebracht, und nun sind sie auch hier prächtig aufgeblüht.“ Da stand mein Strauß und war mir ein lieber Gruß aus jener Stätte, in der schon so viele ungezählte Missionsleute Erquickung und Hilfe gefunden haben, aus der auch schon so mancher Missionsarzt hervorgegangen ist. Freunde, gedenkt der ärztlichen Mission, auch der in Ovamboland! — Wollte ich noch ein Wort des Dankes für die überreiche, uns fast erdrückende Fürsorge und Liebe sagen, die uns finnische Gastfreundschaft in diesen unvergeßlichen Tagen spendete, so möchte ich es am liebsten tun mit dem Gebetswunsch des Psalms: „Der Herr, unser Gott, sei euch freundlich und fördere das Werk eurer Hände bei euch; ja, das Werk eurer Hände wolle er fördern!“

Troh, auf dem Rückweg hier noch einmal einkehren zu dürfen, bestiegen wir Freitag, den 30. Juli, das Auto, um unsere Reise nach Norden fortzusetzen. Wie gespannt waren unsere Herzen und Sinne auf Engela, auf

Dufuanjama, unser einstiges rheinisches Arbeitsfeld,

dem es nun entgegenging! Etwa 60 Kilometer beträgt die Entfernung, und der vielfach durch den Wald führende Weg ist strecken-

weise tief sandig, so daß unser „Goliath“ — so nannten wir unseren hünenhaften Autoführer — den Wagen immer wieder in Schlangenwindungen bald links, bald rechts des Weges durch und über das Gebüsch weg steuern mußte. An wie vielen Bäumen sind wir mit dem Blickgedanken „jetzt aber!“ mit Messersschärfe vorübergeglitten. Der rechte oder linke Arm blieb stellenweise dauernd in Abwehrhaltung gegen die durch den Wagen streifenden Zweige und Büsche. Ihr Glücklichen in Europa, die ihr auf ebenen, glatten Straßen dahinjagen könnt. Kommt einmal nach Ovamboland, da sind keine Lorbeeren für Schnelligkeit mehr zu holen. Da gilt's nur noch, den Wagen an tausend Hindernissen, Löchern, Stümpfen, Baumstämmen und Dornbüschen heil und sicher vorüberzubringen.

Nach drei Stunden hatte es unser Goliath geschafft. Über eine sich öffnende Lichtung hinweg sahen wir uns

Engela

gegenüber. Wieder ein ganzes Missionsdorf von etwa dreißig großen und kleinen Gebäuden tut sich vor unseren erstaunten Blicken auf. Wie, so fragen wir uns, ist dies nur möglich gewesen? Hier wird doch erst seit fünf Jahren gearbeitet. Doch wir haben keine Zeit, jetzt zu grübeln; denn schon fahren wir in schlankem Bogen vor. Das Auto hält inmitten einer großen schwarzen Volksmenge. Hundert Hände strecken sich uns entgegen; da eilen auch die Engela'er Geschwister herbei und begrüßen aufs freudigste die lang erwarteten Gäste. Wie mag dem Br. Wulthorst das Herz gezittert haben in all der Wiedersehensfreude mit seinem alten Volk! Da sehe ich einen alten Christen von Amupanda auf ihn zutreten. Wortlos reicht er seinem einstigen Lehrer die Hand, es zuckt in seinem Gesicht, und die hellen Tränen rollen über die alten Wangen. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis wir uns aus dem Begrüßungsturm ins Innere des Missionshauses gerettet haben, wir Missionsleute, deren Zahl nun auf 10 gestiegen ist. Darf ich gleich vorstellen? Hier ist zuerst der im rüstigsten Alter stehende Br. Hänninen mit seiner Gattin. Seiner rastlosen Arbeit verdankt diese Station ihren Ursprung und Ausbau. Wie manches Haus hat er auch auf andern Stationen schon gebaut. Offenbar hat er hier nun alle seine Erfahrungen im Häuserbau verwertet. Natürlich haben nicht seine Hände allein das geschaffen, er hat neben seinem Kollegen noch zahlreiche schwarze Mitarbeiter gehabt, die er in seiner freundlichen, ungänglichen Art gewiß zu Höchstleistungen angepörrt hat. Hier ist weiter der jüngere zweite Stationsmissionar Rivinen, der in überraschend kurzer Zeit die Sprache der Ovakuanjama bewältigt hat und nun der Leiter des gesamten Schulwesens in und um Engela ist. Seine junge Frau versteht freilich die deutsche Sprache nicht, will aber doch mich als ihren

Gast aufnehmen, während Geschw. Wulffhorst bei ihren alten Freundinnen Hänninen wohnen soll. Und endlich hier die beiden freundlichen Schwestern, Suoma Hirvonen, die Lehrerin, und unsere Reisegefährtin Linda Helenius, die sich freute, schon vor uns wieder bei ihren Kranken eingetroffen zu sein. — Nun dürfen wir die Koffer für ganze acht Tage auspacken, und jeder dieser Tage soll ein Festtag fürs Herz sein. Schon viel Schönes aus der so vielversprechenden Arbeit in Oufuanjama haben wir vorher vernommen; nun sollen wir mit eigenen Augen schauen, wie unsere finnischen Kameraden das unserer Hand entfallene Werk aufgegriffen und entwickelt haben. Die schönen, noch durchweg den Glanz der Jugend tragenden Häuser fallen zunächst ins Auge. Der Baustil ist im ganzen Ovamboland der gleiche, praktisch ausgetrobt: starke Mauern, große, luftige Räume, das schützende, kunstvoll zusammengefügte, spitze Strohdach, das sich schützend wie ein schattender Tropenhelm weit über die Mauern senkt, sein unterer Rand mit Pfählen abgestützt, und die ums ganze Haus laufende erhöhte Lehmveranda, noch mit vom Dach überschattet. Noch in hundert Jahren wird die Mission keine anderen Häuser im Ovambolande bauen. Da steht in einer Reihe mit den beiden Missionshäusern und der Schwesternwohnung die große Kirche in Kreuzform. Sie faßt wohl mehr als 1200 Menschen, ein stattlicher Bau, breit ausladend. Es wird einem feierlich zumute in dem weiten, hohen Raum. Alles Naturbalken da oben; aber man sieht, mit Liebe ausgewählte, möglichst gerade gewachsene. Man vertieft sich in die Dachkonstruktion, die ja offen liegt. Ob's ein deutscher Fachmann praktischer, solider, ansprechender zustandegebracht hätte? Die Achtung vor dem Baumeister wächst, wenn man hört, der Direktor habe aus Finnland schreiben müssen: „Ihr dürft bauen soviel ihr wollt, nur verlangt keine Mittel von uns!“ Sie haben also auch in Finnland ihre schweren Finanznöte in der Mission. Da muß denn der Missionar draußen sehen, wie er auch ohne Zuschuß solch einen Bau hinsetzt, und nicht nur e i n e n, dreißig stehen ja da in Engeln! Alle Hochachtung vor diesem kleinen, fröhlichen Baumeister. Bänke gibt's keine in der Kirche. „Unsere Leute sitzen lieber auf dem Boden als auf Bänken.“ Eine gute Sitte fürwahr, sie hat hier der Mission Tausende gespart. Und es sitzt sich auch wirklich schön auf dem bligblanken, fast weißen Lehm Boden. Wenn man von der Kanzel auf diese dichtgedrängten Scharen herabsieht, kann einem das Herz wohl aufgehen. Im Hintergrund der umfangreiche Altar. Vor ihm zieht sich im Halbrund eine gemauerte Brüstung, an der bei Abendmahlstagen dreißig Teilnehmer zugleich knien können. — Von allen andern Gebäuden, den Schulen, den Unterbringungshäusern für die zahlreichen männlichen und weiblichen Missionszöglinge, den Kornhäusern, Werkstuben, der Poliklinik und den Krankenhütten

will ich nichts sagen. Sie legen alle Zeugnis davon ab, daß hier umfassend und aufs Ganze gearbeitet wird. Da ist zunächst **reiche Evangeliumserkündigung**. Sonntäglich strömt's zusammen von nah und fern und füllt die große Kirche. Täglich diese erquickenden Abendandachten mit der wohl an 150 Köpfe umfassenden Bewohnerzahl der eigentlichen Missionsstation. Da kann reiche Ausaat geschehen, zumal wenn man daran denkt, daß ja auch außerhalb Engelas an so und so vielen Orten im Stationsbezirk von Predigern und Gehilfen das Evangelium verkündigt wird. — Da ist weiter **reiche Erzieherthätigkeit**: Br. Kivinen leitet eine Schule von 44 jungen Männern, die alle einmal ein Licht und Salz für ihr Volk werden sollen. Vormittags ist Lern- und nachmittags Arbeitsunterricht. Man war gerade beim Ziegelfstreichen. Wir taten einen Blick in die selbsterbauten Schlafräume der Zöglinge. Ordnung und Sauberkeit hätten nicht schöner sein können. Da hing an der Wand neben dem Zettel, der den Namen trägt, sogar eine ausführliche Stuben- und Hausordnung. Ich hospitierte auch im Unterricht und sah, wie auch hier äußere Zucht und Ordnung die Leistungen steigert. Zweijährig wird dieser Kursus gehalten. Bei dem Verneiser, der durchweg den jungen Leuten innewohnt, werden sie dann so viel in sich aufgenommen haben, daß sie mit Erfolg als Hilfslehrer im Außengebiet verwendet werden können. Welch eine Aussicht, wenn alle zwei Jahre solch eine Schar eigens für die Landschaft Dufuanjama in Dienst gestellt werden kann. Die Finnen schärfen die Sichel; sie wissen, es ist Erntezeit. — Neben dieser Schule besteht in Engela eine weitere, zurzeit von 65 heranwachsenden **jungen Mädchen** besuchte und von der Lehrerin Schw. Hirvonen geleitete Schule. Auch hier wird gründlicher Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben, und vor allem auch allen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten erteilt. Da wird gewaschen, genäht, geflickt; da werden die unentbehrlichen Körbe aus Palmblättern, die die europäischen Teller und Schüsseln ersetzen, geflochten, der Acker wird bestellt, im Ovamboland bekanntlich eine Hauptarbeit der Frauen, kurz, die jungen Mädchen werden allseitig herangeholt. Für Unterhalt und Kleidung sorgen ihre Eltern, so daß die Mission nur die Lehrerin zu stellen hat. Die Schwester erzählte mir, die Mädchen liebten ihre Schule so, daß es immer Tränen gebe, wenn sie einmal in die Ferien entlassen würden. Gib Gott seinen Segen dazu, und gelingt es seinem Geiste, ihnen während ihrer Ausbildungszeit oder auch später das „Herz aufzutun“ für das Höchste und Beste, das dem Menschen gegeben werden kann, dann werden aus dieser Zahl einmal prächtige Mütter des Volkes heranwachsen können. Alles Saat auf Hoffnung. Wieviel Licht werden diese 109 jungen Menschenkinder einmal in ihr Volk tragen können! Und nun auch noch einen Blick in die **reiche Samariter-**

tätigkeit der Schwester Helenius. Sie betreut die zahllosen großen und kleinen Menschenkinder, die Gott in die Leidenschule genommen und ihr anvertraut hat, gewiß die schwerste Schule, in die sich niemand so leicht freiwillig meldet. Die eine Ecke von Engela mit der Poliklinik und den Krankenhütten ist ganz der Schwester Bereich. Dankbar erkannte sie an: Wenn Br. Hänninen nicht so tatkräftig geholfen hätte mit Bauen, könnte ich nicht so umfassend arbeiten. Aber er wie sie wissen, wie wichtig gerade auch dieser Zweig der Missionsarbeit ist, wie er das Heer der Siechen und Elenden in die Fußspuren des großen Meisters hineinlenkt. Oder sollten alle diese Vielen, die ich da sehe, und deren Zahl sich täglich aus der ganzen Landschaft erneut, hoffnungslos, lichtleer und ohne Ahnung von der Liebe Jesu wieder von diesem Orte scheiden können? Unmöglich! Aus diesem Raum, in dem die Schwester vom Morgen bis zum Abend unermüdlich zwischen ihren Kranken und den unzähligen Flaschen, Arzneien und Salben hin und her eilt, geht viel geheilter Schmerz und viel getröstetes Elend hinaus. Über diesem Bethesda in Engela und dem in Onandjokue schien mir wie mit unsichtbaren Buchstaben das Wort des Heilands geschrieben: „Selig sind die Barmherzigen.“ Die Schwester kennt die Seligkeit dieses ihr anvertrauten Dienstes. Das ist auch ihre Stärke, wenn sich oft der Andrang der Hilfe Suchenden so mehrt, daß sie fast kein Durchkommen mehr sieht. Da haben wir also die drei Haupttätigkeiten aller Missionstätigkeit in Engela dicht beieinander: reiche Evangeliumsverkündigung, reiche Erzieherarbeit und reiche Samariter-tätigkeit. Was könnte man sich noch mehr wünschen?

Engela liegt wie ein großer, hell leuchtender Brennpunkt der Liebesarbeit in Dufuanjama und sendet weithin seine Strahlen ins Land. Könnte man alle die Missionsverächter und Missionskritiker einmal für acht Tage nach Engela bringen, daß sie diese reiche, vielseitige Arbeit auf sich wirken ließen, ihr Spott und ihre Kritik würden verstummen. Und auch der Kolonialschwärmer, der bei Hebung und Entwicklung eines finsternen Neulandes die Arbeit der Mission als nutzbringend mit in Rechnung zu setzen pflegt, würde, wenn er einen offenen, klaren Blick hat, erkennen müssen, daß die Mission nicht nur eine wertvolle Hilfskraft neben manchen anderen ist, sondern daß sie es vorzugsweise ist, die die Fundamente für den Aufbau einer wahrhaft gesitteten, gesunden, christlichen Kultur legt.

„Aber siehst du denn nur Licht und nicht auch tiefe Schatten, siehst du die Arbeit nur in ihrem Sonntagsgewande?“ fragt mich hier der nüchterne Beurteiler. Ach, ich weiß, ich weiß. Wer mehr als dreißig Jahre auf dem Missionsfelde arbeitet, sieht mit wissenden Augen und täuscht sich nicht mehr. Ich weiß, wie auch in Engela, wie in ganz Ovamboland genau wie auf allen anderen Gebieten ein hei-

ßer Kampf gegen Sünde und die Macht der Verführung gekämpft wird. Ich weiß, wie der Böse alle seine Kräfte zusammenrafft, um seine sinkende Burg zu retten, seine Bollwerke zu halten. Aber all die Finsternismächte, die in diesen festlichen Tagen sich nicht ans offene Licht wagten, sollen mir keinen Augenblick die Augen trüben und die Freude mindern, wenn ich sehe, wie die Kräfte des Lichtes hier eingesetzt werden und von Sieg zu Sieg schreiten. Hatten, wie schon erwähnt, unsere rheinischen Brüder bei ihrem Abzuge aus Dufuanjama und bei der Übergabe des Gebietes den Finnen einige Hunderte von Christen nach harter Pionierarbeit übergeben können, so sind heute aus ihnen 5546 Seelen geworden, die in Dufuanjama den Namen Christi bekennen! Aber nur weiter gekämpft, gebetet, gerungen, ihr lieben Arbeiter von Engela, eure Ernte ist euch gewiß, und wir als die auf dem „andern Schiff“ wollen euch mit Freuden das Ritz ziehen helfen. Da liegt ein Bild vor mir, das Bruder Rivinen, der Schulmann, mir schenkte. Es zeigt über hundert Helfer und Lehrer, die an 60 Orten rings um Engela Schule halten und das Evangelium verkündigen. Vierzehn davon sind auf dem Seminar voll ausgebildet. Welch ein Strahlenbündel von Licht um die Zentralstation! Wir hatten Gelegenheit, einige dieser Außenplätze zu besuchen, zum Beispiel die Schule bei der geräumigen Pfahlwerft des Großmanns und Bezirksvorstehers Nikodemus. In der Schulkirche dort zählten wir beim Gottesdienst etwa 350 Menschen. — Dann ging's nach Edundja, dem Pfarrort des ordinierten Predigers Paulus. Sein bescheidenes Auftreten war sehr wohlthuend. Er hatte uns in seinem „Pfarrhaus“, d. h. seiner großen Pfahlwerft, ein festliches Mahl bereitet, wie wir es auch bei Nikodemus schon gefunden. Messer und Gabeln gab's freilich dabei nicht. Man mußte eben mit den Fingern in den Kochtopf greifen und sich ein Stück von den gebratenen Hühnern abreißen und wieder mit den Fingern sich eine Portion von dem braunen Kuchen gekochten Hirsebreis abstechen, sie auf den drei mittleren Fingerspitzen zu einer Kugel formen, diese in die Brühe des Topfes tauchen und zu Munde führen, wonach alle drei Finger behaglich abgelutscht wurden. Goliath konnte es prachtvoll und hat sich mit Behagen sattgeessen, wir andern waren b a l d „satt“, ich wenigstens und auch Schw. Wulshorst. Will man den Ovambo ein Omuambo werden, so muß man das eben auch lernen. In der von Pastor Paulus selbst gebauten geräumigen Kirche hatten wir wieder an 400 Zuhörer. Wie ist Br. Wulshorst bei diesen Besuchen das Herz aufgegangen! Mit welcher Kraft hat er seinen geliebten alten Ovakuanjama das Wort des Lebens ins Herz gerufen! Was seine, des alten Kenners Augen hier und sonstwo von dem Fortgang der Arbeit im Ovamboland sahen, hat ihm in innerster Seele wohlgetan. Er hat nachher seine Eindrücke zusammengefaßt in

das Wort: „Ich habe wieder einmal Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut.“ — Doch nun zu den F e s t t a g e n in Engela! Es waren ja a l l e s Festtage für uns. Aber der Samstag und Sonntag nach unserer Ankunft waren doch die Höhepunkte. Schon früh strömte es am Samstagvormittag von allen Seiten Dukuanjamas auf der Station zusammen und sammelte sich abseits der Missionsniederlassung unter großen Bäumen. Der Auftakt zum Missionsfest! U n s e r e Augen schauten auf das festliche Bild der wohl 1500köpfigen Menge zu unseren Füßen, die aus Entfernungen von 20, 40, ja zum Teil 60 Kilometer zusammengekommen war. Ein eingeborener Gehilfe machte den Anfang mit Gesang, Gebet und Auslegung eines Jesajawortes. Dann folgte „Dshipale“ (Miss. Wulffhorst), der mit der ganzen Glut seines Herzens über das Wort der Offenbarung sprach: „Wer sind die in den weißen Kleidern?“ Ich machte Fortsetzung, und nachdem auch Br. E. Järvinen gesprochen hatte, folgten noch eine Reihe eingeborener Redner. Während dieser Ansprachen sah man immer noch neue Gruppen und Grüppchen von Menschen zu Fuß oder reitend oder auf Karren über die Fläche kommen. Die Frauen trugen ihre Kleinen auf dem Rücken und ihre Festtagsgewänder nebst den Festgaben (Korn, Eier, Hühner und dergl.) in Ovambokörben verpackt auf dem Kopfe. Immer mehr schwoll die Menge an, schließlich mögen 2000 Menschen zusammen den Festplatz bedeckt haben. — Als wir nachmittags zum Abendmahlgottesdienst die Kirche betraten, war diese bis zum letzten Winkelchen besetzt. Viele standen noch draußen und lauschten durch die geöffneten Türen und Fenster herein, als Br. Kivinen nach der Liturgie die Beichtrede über Ps. 51 hielt. Darnach feierte die Gemeinde das Mahl des Herrn. Zu vier Brüdern zugleich spendeten wir das Sakrament bei dieser Feier an 1000 Seelen, eine Feier, wie ich sie auf dem Missionsfelde noch nie erlebt habe. Dreimal im Jahre wird so das Abendmahl auf der Hauptstation an die Gesamtgemeinde ausgeteilt (die eingeborenen ordinierten Prediger reichen es nur den Kranken in ihren Bezirken). Die Zusammenfassung all dieser Scharen an bestimmten Festtagen gibt jedenfalls dem Volke das Bewußtsein fester Zusammengehörigkeit und innerer Kraft, und das ist nötig in einem Lande, in dem die Menschen so weit zerstreut wohnen. Abends war wieder Gottesdienst in der Kirche, bei dem aber nur eingeborene Redner zu Worte kamen.

Am Sonntagmorgen füllten wieder große Scharen die Kirche bis auf den letzten Platz. Br. Wulffhorst und ich predigten, er über Zachäus, ich über Ps. 50, 14. Ausgehend von der großen Gabe, die Gott uns in seinem Sohne geschenkt hat, und übergehend zu den äußeren Festgaben, die wir ihm an seinem Tage zu bringen pflegen, suchte ich den Hörern die volle Hingabe des Herzens als das beste Fest-

opfer wichtig zu machen, so wie Zachäus es getan. — Auch nach Beendigung dieses Gottesdienstes machten eingeborene Gehilfen aus eigenem Antrieb noch Fortsetzung bis über Mittag. Es zeigte sich weder Ermüdung noch Unlust. Es ist erstaunlich, was die Menschen — aushalten können. Da sehen wir noch etwas von der ungebrochenen Aufnahmefähigkeit und -willigkeit der primitiven Völker, denen das große Neue der frohen Botschaft noch Herz und Ohr gefangen hält. Unermüdlich reden sie, und unermüdlich hören sie, und von Kritik starker und schwacher Redeleistungen hört man nirgends etwas, noch weniger von Widerspruch. Ob unsere jungen heidenchristlichen Gemeinden (schon in der zweiten, dritten Generation pflegt es anders zu werden) der alten, vielfach so fatten Christenheit wohl noch etwas zu sagen haben? Siehe Apg. 17, 11; 1. Thess. 2, 13. — Am Nachmittag folgte dann noch der zweite Abendmahlsgottesdienst mit wiederum 660 Gästen. Damit schlossen diese köstlichen Festtage. Die ersten Verse des 23. Psalms hatten sich wieder einmal reich erfüllt über einem Volk, das nach langer Nacht im Morgensonnenschein eines neuen Tages wandelt.

(Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.)

Die Lehren einer hundertjährigen Missionsarbeit

Von A. J e h l e

Am 18. Dezember 1828 trafen die ersten Missionare der Basler Mission auf der Goldküste in Westafrika ein. Damit beginnt ein Missionswerk, das mit einer einzigen kurzen Unterbrechung bis heute fortbauert und sich zu einer Missionskirche von 50 000 Gliedern mit 600 eingeborenen Arbeitern ausgewachsen hat. Es ist nächst der Brüdermission am Kap der Guten Hoffnung das älteste deutsche Unternehmen in ganz Afrika. Es sei einem, der mit ganzem Herzen an dieser Arbeit hing und hängt, vergönnt, mit dem an eigenen Erfahrungen und Erlebnissen geschärften Blick diese Zeit zu überschauen.

Meine Gedanken sind höher als eure Gedanken. Gottes Hinderung ist immer Förderung. Gott kommt auf dem Umweg schneller zum Ziel. Das sind Erfahrungen der Mission. Damit geht sie auf den Spuren der Apostelgeschichte, die doch in erster Linie Taten des heiligen Geistes, nicht Taten der Apostel, himmlische Strategie gegen menschliches Planen darstellt. Die Mission auf der Goldküste ist gegründet, um das blutgetränkte Reich der Asanteer für Christum zu erobern. Aber welche Umwege hat Gott gemacht, bis dieses Ziel erreicht war! Riis, der die Mission aufs Gebirge verlegte, mußte doch nicht, daß er damit auf dem Wege nach Asante war, daß er hier die Sprache der Asanteer in Angriff nahm. Süß, der im eigenen Willen die anderen Missionare verließ und im Nordwesten seine eigene

Mission anfang, wurde der göttliche Segen versagt, aber seine Nachfolger wurden näher an Asante herangeführt. Der erste Missionar, der in Kumase einzog, kam wie Paulus als Gefangener von der weitest entfernten Station Anum. Der Befreite mußte seinen Eifer 22 Jahre zügeln, aufs Gebet angewiesen, bis endlich Gott die Türen auftat. Und noch einmal zerstörte ein Sturm alles, damit es auf gesünderer Grundlage wieder aufgebaut werden konnte. Bei der Zerstörung der Küstenstation Christiansborg durch englische Kanonen hat man 1854 Apostg. 8, 4 wieder erlebt: sie führte zur Predigt unter der Bauernbevölkerung am Fuße des Gebirges.

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen. Ein Begeisterter hat die Basler Mission auf der Goldküste die Krone des Missionswerkes in Westafrika genannt. Auch die Missionsfachleute haben ihr höchstes Lob gespendet. Die Phelps-Stokes-Kommission schreibt: „Kolonialregierung und Mission schauen mit wachsender Bewunderung auf die Methoden und Erfolge dieser Mission. Man darf sie für den Typus von Arbeit ansehen, den jede Arbeitsgemeinschaft wiederholen sollte!“ Bis kurz vor dem Weltkrieg hat die Regierung keine Gelegenheit versäumt, der Mission höchste Anerkennung zu zollen. Ein Gouverneur hat sie früher als die einzige Kulturmacht im Lande bezeichnet. Am Tage der englischen Kriegserklärung hat derselbe Gouverneur, der drei Jahre später auch die deutschen Missionare dem Imperialismus opferte, in einer groß angelegten Rede vor der Handelskammer in Liverpool von der „großartigen“ Basler Mission geredet. — Was hätten die alten Brüder darüber gedacht, die arbeiteten, litten, starben bloß im Gedanken an den Herrn und sein Reich? Nach Menschenlob hat man nie getrachtet. Inspektor Josenhans, Inspektor Ehler waren vollständig anderswoher bestimmt. Und die Missionare aus ihrer Schule waren Männer harter Arbeit und äußerster Pflichterfüllung. Gott hat das andere zugelegt.

Warneck sagt einmal: „Missionsarbeiter, von denen Leben ausgeht, für den Missionsdienst begabte und wohl ausgerüstete Zeugen können wir nicht machen, Gott muß sie geben.“ In diesen Tagen feiert die Heimatgemeinde von Christaller seinen hundertsten Geburtstag. Äußerlich unansehnlich, von fast zu großer Bescheidenheit, von unbegreiflichem Fleiß und Zeitausnützung, hat er die Geseze der beiden Hauptsprachen auf der Goldküste erforscht und damit vielen anderen Sprachforschern die Bahn gebrochen. Seine Übersetzung der Bibel in die Tschisprache ist ein Volksbuch geworden, von dem ein feingebildeter Mulatte sagte, sie sei das Werk eines tiefgelehrten, vom Geist Gottes erleuchteten Gottesmannes. Für die andere Sprache ist's Zimmermann, der um des Volkes willen sogar eine farbige Frau nimmt, sich aber nicht herunterziehen läßt, sondern

im Gegentheil voll ist von höchsten Gedanken und Plänen, die freilich vielfach an der harten Wirklichkeit scheitern. Ferner Auer, der geniale Reorganisator des Schulwesens, der vor vielen Jahrzehnten den Grund zu dem Gebäude gelegt, das die Bewunderung der oben genannten Kommission erregt hat. Daneben die Männer des geduldischen Ausharrens, der planmäßigen Eroberung, Riis, Widmann, Dieterle. Vorwärtstrebende Pioniere wie Buck und der durch seine vierjährige Gefangenschaft in Usante berühmte Ramsener, Männer der Vertiefung wie der nachmalige Evangelist Schrenk. Aber unvergessen sind auch Frauen geblieben wie Frau Widmann und Fräulein Maurer.

Verflucht ist der Mann, der Fleisch für seinen Arm hält. In der Stellung zur Regierung hat man immer einen merkwürdigen Gegensatz beobachtet. Die deutschen Missionare, die von Luther herkamen, zeichneten sich aus durch ihre Loyalität gegen die Regierung nach Röm. 13. Die Schweizer Missionare suchten eine innigere Verbindung mit derselben. Der Deutsche war früher gewohnt an das Regiertwerden, der Schweizer an das Mitregieren. Die Missionare haben von vornherein verzichtet auf den Schutz der Regierung. Sie haben immer wieder jahrzehntelang in Bezirken gewohnt, in die sich die Regierungsbeamten selbst mit bewaffneter Begleitung selten hineinwagten. Wenn sie das Eingreifen der Regierung anriefen, so war es zur Unterdrückung heidnischer Greuel. Man war dankbar, als z. B. in den englischen Gebieten die Sklaverei abgeschafft wurde, als Giftmorde oder das Totentragen, die Aussetzung ungleicher Zwillinge und der sogenannten Sechsfingerkinder strafgesetzmäßig geahndet wurden. Aber man verhehlte sich nicht, daß der immer stärker werdende Einfluß der Regierung nicht bloß zum Heil des Volkes sei. Dänische und später englische Beamte haben ihren Maßnahmen vielfach die innere Berechtigung untergraben durch unsittlichen Lebenswandel.

Die Verluste an Menschenleben waren am Anfang furchtbar. Man lernte daraus, daß man die einzelnen Stationen stark besetzen müsse, damit nicht der einzelne bei Krankheit anderer unter der Last zusammenbreche. Die innere Freiheit hatte man nicht, wie in englischen Missionen, einen Posten einfach unbesetzt zu lassen, solange der Inhaber im Urlaub weilte. Man sorgte auch beizeiten für das Hineinwachsen des Ersatzes in die Arbeit der älteren Brüder. So war die Kontinuität gesichert. Die Phelps-Stokes-Kommission sah in den Missionshäusern mit den breiten Veranden einen Anklang an das Schweizerhaus. Das war irrig. Dieser Baustil erwuchs aus langjähriger Erfahrung. Die Sonne sollte in der Zeit, wo sie tief stand, bloß die schmälste Seite des Hauses bescheinen können. Die Regierung hat lange gebraucht, bis sie aus der Erfahrung der

Basler Mission Nutzen zog. Auch die Anordnung der Gebäude im Viereck hatte den Vorteil, daß mit einem Blick übersehen werden konnte, was im Schulhof vorging. Die großen erzieherischen Erfolge sind zum großen Teil auf diese Bauweise zurückzuführen. Zugleich führte das Zusammenleben zu einem viel innigeren Gemeinschaftsleben, als es sonst erreichbar gewesen wäre.

Es waren nicht nur gesundheitliche Gründe, die die Mission veranlaßten, das Werk auf das Gebirge, in s In l a n d, zu verlegen. Man wußte, daß man an der Küste nicht mehr das reine Heidentum erreichte, sondern ein durch den Verkehr mit dem Europäer in mancher Hinsicht entartetes Geschlecht. So verlegte man den Schwerpunkt ins Inland. Dazu gehörte eine gewisse Selbstverleugnung. Unseren Schülern wurde von englischer Seite immer wieder höhnisch vorgeworfen: „Wer geht denn in den Busch, um Weisheit zu lernen? Die lernt man doch dort, wo die meisten Europäer sind.“ Aber auf diese Weise wurde die Mission viel bodenständiger als sie es an der Küste je hätte sein können. Die Phelps-Stokes-Kommission hat den hohen Stand des Akroponger Seminars damit erklärt, daß die Schüler aufgewachsen seien in Volksschulen inmitten ihres Volkes und damit den Sinn behalten hätten für die nächsten Aufgaben in ihrer Umgebung. Die ganze Entwicklung erscheint fast providentiell. Jetzt, da die Goldküste in rasendem Zeitmaß dem Verkehr erschlossen wird, ist im Gebiet der Basler Mission der Einfluß des Evangeliums im Inland so stark, daß sie den Schädigungen durch die einbrechende Zivilisation wird wirksam entgegenreten können.

Ein Ruhm aller deutschen Missionen ist die B e m e i s t e r u n g d e r L a n d e s s p r a c h e. Das Komitee bestand auf Erlernen der Landessprache. Was damit geleistet wurde, sieht man erst jetzt seit der Vertreibung der Basler Missionare, seit ein in der Landessprache redender Missionar wie ein Meerwunder angestaunt wird. Da die afrikanischen Sprachen für leichter galten als die asiatischen, schickte man Brüder mit schwacher Sprachbegabung gerne nach Afrika. Aber auch der gebrochen sprechende Missionar wurde vom Volk angesehen als auf seiner Seite stehend. Verhältnismäßig schnell bekam das Volk in Tshi und Ga die ganze Bibel und daneben eine stets vermehrte Literatur. Tiefer und tiefer wurden die Anschauungen des Volkes, seine Sitten und Gebräuche, seine Sagen und Sprichwörter erforscht. Und es war ein ungerechtfertigter Angriff, wenn der englische Beamte Rattray, der auf dem von den Baslern gelieferten Material ein ganzes volkskundliches Werk aufbaute, ihnen vorwarf, sie hätten ihre volkskundlichen Kenntnisse im täglichen Leben nicht verwertet.

Bittere Erfahrungen führten zu einer immer stärkeren Betonung

sorgfältigen Taufunterrichts. Bezeichnenderweise war es gerade der spätere Evangelist Schrenk, der warnte vor der Praxis der auf momentane Gemütsbewegung sich stützenden Wesleyaner, wie er andererseits sich nicht trösten konnte mit der orthodoxen Lehre über die Taufgnade. „Die meisten, die sich bei uns zur Taufe meldeten, werden in ihrem Leben nichts, wenn sie nicht längere Zeit unterrichtet werden und so zu einer Idee der Heilsgeschichte und durch Erkenntnis zu einer gewissen Kraft kommen, die das Gewissen schärft.“ Man bestand darauf, daß jeder, der es noch konnte, seine Bibel lesen lernte, und daß die Kinder der Schule zugeführt wurden.

In späterer Zeit hat man sich manchmal gefragt, ob die Begründer der Mission recht taten, wenn sie die Pforte so eng machten. Die alte Frage tauchte wieder und wieder auf: Gesetz oder Evangelium. Aber sollte man nicht zuerst die große Selbstverleugnung bewundern, die es erforderte, auf zahlenmäßige Erfolge zu verzichten, um eine reinere Gemeinde zu bekommen? Die späteren Geschlechter haben das zu genießen gehabt, daß ein christliches Gewissen sich bildete von zum Teil wunderbarer Zartheit. Es war in späterer Zeit doch so, daß ausgeschlossene Glieder der Basler Mission lieber ihrem äußeren Kreis angehören wollten, als Vollmitglieder einer anderen, weniger strengen Mission sein. Regierungsbeamte, aber auch vereinzelte Missionare haben die Absonderung der Christen in eigenen Dörfern gerügt, als ob sie auch zum Erweichen des gottgewollten Zusammenhangs diene. Der Kenner weiß, wie viele Verbindungen zur heidnischen Verwandtschaft immer noch blieben, und daß die Mission vor allem darauf sah, daß die Christen sich keiner gemeinsamen Arbeit entzogen, wenn sie nicht dem christlichen Gewissen widersprach. Im Anfang war es gar nicht möglich, innerhalb eines heidnischen Dorfes Christ zu sein; ganz abgesehen von der beständigen Verführung namentlich der Kinder durch den Anblick heidnischer Gebräuche und das Anhören unreiner Gespräche; im Heidentum unterstand der Christ dem Fetischgesetz. Das Evangelium hat trotzdem oder vielleicht eben deswegen die öffentliche Meinung so durchsäuert, daß jetzt der Christ ohne Schädigung in der Heidenstadt bleiben kann. Man hat auch mit aller Energie zu den äußeren Fragen des heidnischen Volkslebens grundsätzlich Stellung genommen. Obwohl der Brüderkreis darüber fast gar zerbrach, hat man darauf bestanden, zur Ehre Gottes, der die Menschen zu seinem Bilde geschaffen hat, die Sklaverei innerhalb der Gemeinde auszutilgen und das weibliche Geschlecht vor der Herabwürdigung durch die Vielweiberei zu bewahren. Im Volksbewußtsein lebte noch die Erinnerung daran, daß die letztere erst eingedrungen war als ein Vorrecht der Wohlhabenden. Es ist bezeichnend, daß auf dem Kongreß in Le Zoute ein schwarzer Vertreter der Missionskirche draußen stehend-

lich hat, doch das Gewissen der einfachen Christen draußen nicht wieder zu verwirren.

In späterer Zeit wurde ein Blau-Kreuz-Berein gegründet, unter Führung des Nestors deutscher Missionsärzte Dr. Fisch. Er warf sich mit großer Tatkraft in den Kampf. Die Schnapsseuche ist auch furchtbar. Aber man durfte sich darüber nicht täuschen, daß die schwerste Gefahr für die Gemeinde nicht von dorthier droht. Es gelang, die kleineren Gemeinden jedenfalls freizuhalten von dem verderblichen Gift. Die Gefahr war eben immer wieder die Sünde Afrikas, der auch die nicht zur Mission gehörenden Europäer vielfach erlagen, und die Anwendung von Zauberei im Falle schwerer Krankheit. Harris hat seinerzeit in warmen Worten diesen Heldenkampf gerühmt, den die deutschen Missionen aufnahmen, wenn sie hier nicht ein Auge zudrückten, sondern unerbittlich auf das göttliche Gebot hielten. Das muß freilich bekannt werden, daß der Abgang durch Ausschließung ein unverhältnismäßig großer war.

Das hing zum Teil zusammen mit der Neigung des Negers zur Geseßlichkeit. Er ist von Natur kein Theologe, nicht einmal ein Philosoph wie etwa der Hindu, sondern ein geborener Jurist, deutlicher gesagt Advokat. Und so liegt es ihm am nächsten, alles juristisch zu behandeln. Man macht Geseze, obwohl man weiß, daß sie größenteils übertreten werden; man behandelt auch Fälle von Kirchenzucht einfach nach dem Strafgesetzbuch der Gemeinde. Eben deshalb fühlen alle Gemeindeglieder draußen, daß sie die europäischen Missionare immer noch bedürfen als Seelsorger, die auch andere zur Seelsorge erziehen. Bei der Wiederzulassung der Basler Mission ist ihr nur die innerste Station Kumase zugewiesen worden, die allerdings unerschöpfliche Möglichkeiten eigentlicher Heidenmissionsarbeit bietet. Aber von den älteren Stationen wollen die Stimmen nicht verstummen, die dringend die Rückkehr ihrer weißen Seelsorger verlangen. Vielleicht muß man sie doch noch einmal hören.

Es war nicht erst der Basler Inspektor Schott, der die Mitarbeit der Eingeborenen betonte. Er hat wohl die Forderung auf den Begriff gebracht und deshalb auch die Inspektion durch den leider auf dem Missionsfeld gestorbenen Prätorius veranlaßt. Aber schon frühe sorgte man in den Gemeinden dafür, daß durch Kirchenälteste die Leitung und Seelsorge mit übernommen wurde. Wenn Abetifi wirklich eine lebendige Gemeinde wurde, so war es nicht bloß der Aufstieg einer zuvor von den Asanteern geknechteten Bevölkerung zur seligen Freiheit der Kinder Gottes, sondern auch die Aufgaben, die die Missionare schon kurz nach dem Anfang den Eingeborenen übertrugen. Es gab Fälle, wo sie energischer zugriffen, schonungsloser gegen das Heidentum vorgingen als die Missionare, so bei der Entlarvung des lebendigen Gözen, der sich als Affe herausstellte. Wenn

Abotobi dann und wann als afrikanisches Korntal bezeichnet wurde, so war das dem „Zweifammersystem“ des dortigen Presbyteriums zuzuschreiben, indem ein Rat der Jungen neben einem Rat der Alten über die Aufgaben der Gemeinde beriet. Wenn in Akem die Arbeit sich überraschend schnell ausdehnte, so war es nicht bloß die rastlose Tätigkeit eines Busch, der bescheiden immer erkannte, daß er ernte, was andere mit viel Tränen gesät; es war noch viel mehr die Tätigkeit eingeborener Christen, die er am Freitag um das Wort Gottes sammelte, und die dann als begeisterte Prediger in die Umgebung auszogen. Das hat sich am allermeisten bewährt, als der Zugriff der Engländer im letzten Kriegsjahr die junge Missionskirche mit einem Schlag der Europäer beraubte.

Vor der Konferenz in Le Zoute hat Prof. Richter festgestellt, daß nur die Basler und Bremer von allen westafrikanischen Missionen ihre Lehrer tatsächlich ausbildeten. Englische und amerikanische Missionen stellten eben in den Dienst, wer zu der geringer bezahlten Arbeit eines Lehrers willig war und selbst einmal eine Schule besucht hatte. Basel legte auf das Schulwesen von Anfang an großen Wert, weil aus den Schulen Christen erwuchsen, die nicht vorher alle Tiefen des Satans im Heidentum kennengelernt hatten. Das furchtbare Klima führte schon frühe dazu, im Blick auf die Ausdehnung des Werks nicht die Missionare ins Maßlose zu vermehren, sondern eingeborene Mitarbeiter heranzuziehen. Der geniale Auer erkannte aber, daß zwischen die Volksschule und das Seminar eine Mittelstufe einzuschieben sei. Die Früchte seines Werkes sind es, die der Phelps-Stokes-Kommission so gewaltigen Eindruck gemacht haben. Die Basler haben der Versuchung widerstanden, ihre künftigen Gehilfen in Westindien oder in Deutschland ausbilden zu lassen. Sie sollten in Fühlung mit ihrem Volk bleiben, sich nicht hochnäsiger von diesem trennen, sondern seine Diener werden. Darauf war der ganze Lehrgang zugeschnitten. Wenn in Le Zoute erklärt wurde, daß im Religionsunterricht eine Methode angewandt werde, die man für jedes andere Fach lächerlich finden würde, so traf das die Basler nicht. Es lagen sorgfältig ausgeführte Lehrbücher vor, und die Ausbildung schloß auch Lehrproben für alle Formen des Religionsunterrichtes ein. Kein Wunder, daß andere Missionen ihre Hand ausstreckten nach entlassenen Basler Gehilfen und diese dann rasch zu den höheren kirchlichen Würden aufstiegen. Nicht minder wichtig war aber die Fortbildung der Gehilfen, und die fortdauernde Förderung ihrer Arbeit durch Besuche von seiten der Missionare. Und man bewahrte sich insofern eine gewisse Beweglichkeit, als die Mission nicht zäh festhielt an den Schulgebäuden in den immer mehr verödenen alten Städten, sondern der Bevölkerung folgte in die durch den Kakaobau fortwährend neu erschlossenen Gebiete.

Mit der Bodenständigkeit der im Inland ihren Mittelpunkt festhaltenden Missionen hängt auch die viel tiefere Wirkung auf das weibliche Geschlecht zusammen. In Le Zoute waren Engländer und Amerikaner erstaunt, von dem in der Basler Mission durchgeführten Schulzwang zu hören. Er allein erklärt es, daß die genannte Kommission nirgends so viel Mädchen in der Schule fand wie eben hier. Trotz des Wettbewerbs der englischen Missionen, die Ladies ausbildeten, hielt man daran fest, die Mädchen für ihren künftigen Beruf im Haushalt zu erziehen; und viele glückliche Ehen haben dem Recht gegeben: Frauen, die ihre Pflichten als Hausfrauen und Mütter erfüllten und doch auch für höhere Interessen offener waren als ihre heidnischen Schwestern. —

Ihrem pietistischen Ursprung nach hat die Mission von Anfang an allen Nachdruck auf gründliche Bibelenntnis gelegt. Die Eingeborenen haben das bald gemerkt und besonders hoch geschätzt. Man hat zum Teil darüber gespottet, daß ein so schweres Buch wie die Religionslehre von Joh. Heinr. Kurz in der Mission die volkstümliche Dogmatik werden konnte. Mag sein, daß die spekulativen Teile des Buches dem phantasiereichen Neger besonders zusagen. Aber tatsächlich wurde im Seminar kein Fach so geschätzt wie Auslegung der Heiligen Schrift. Noch mehr Nachdruck legte man auf biblische Vertiefung, als die Missionare zu Anfang des Krieges verhaftet, aber noch einmal freigelassen wurden. Die Gefahr der Abführung hing seither drohend über ihnen und veranlaßte sie noch mehr als vorher, die Bibel zu ihrem Ersatzmann zu machen. In den Schulen wurden die Religionsstunden vermehrt, vor allem in den Mittelschulen, wo die Missionare sie selber erteilten. Im Lehrer- und Predigerseminar wurde noch mehr als vorher in jedem Fach Wert gelegt auf biblische Begründung. Als der Schlag erfolgt war, brach die Mission nicht bloß um ihrer äußeren Organisation willen nicht zusammen, sondern vor allem wegen der großen Zahl von schwarzen Missionsarbeitern, die in der Schrift gegründet waren. Als aber die Rückkehr der alten Missionare sich Jahr für Jahr hinauszog, war keine Klage von draußen so schmerzlich wie die, die jungen, durch die Schotten ausgebildeten Missionsarbeiter hätten nichts zu predigen; d. h. sie seien wohl eingeschult auf eine Reihe von Grundwahrheiten, die sie schlagwortartig jeden Sonntag wieder an den Mann brächten, es fehle ihnen aber die Fähigkeit, einen Bibeltext gründlich auszulegen. Und als die Missionare zurückkehrten, war der Jubel groß, nicht, weil sie wie im Anfang das Volk sozial heben konnten — Deutschland ist arm geworden und die kulturelle Entwicklung draußen hat Riesenschritte gemacht —, sondern weil sie Vertiefung in die Heilige Schrift brachten. Allerneuestens haben sogar die schwarzen Pfarrer, denen die Arbeit im alten Gebiet ganz übertragen war,

eingesehen, daß ihnen nichts so sehr fehle wie die biblische Vertiefung. — Es ist eine Kleinigkeit. Aber es darf doch darauf hingewiesen werden, daß durch die Arbeit der Mission sich das kraftvolle deutsche Lied eingebürgert hat. Die Eingeborenen singen auch, Wechselgesang mit einem Vorsänger: Solo in Dur, der Kehrreim in Moll. Wie hier in der Heimat, läßt sich auch draußen das Ohr bestechen durch die leichten englischen „Gesäßlein“. Aber das Volk hat seinen Geschmack mehr und mehr reinigen lassen und liebt die tiefergehende deutsche Musik.

Weltberühmt ist die Basler Mission geworden durch ihre Kulturarbeit. Die Mission trat einst in die Arbeit an einem kulturarmen Volk. Sie war der tiefen Überzeugung, daß man arbeiten müsse, ehe man essen dürfe. Sie wollte dem Aberglauben entgegentreten, als ob der Gelehrte zu gut sei für Handarbeit, als ob nur der Sklave mit den Händen zu arbeiten habe. Das führte von Anfang an zu Kulturarbeiten. Im Zusammenhang mit den Bauten für die Gesundheit der europäischen Missionare und für Kirchen- und Schulzwecke wurden die Bauhandwerke eingeführt. Durch eine musterhaft geleitete Werkstätte verbreiteten sie sich über die ganze Goldküste; und ihre Zöglinge waren in ganz Westafrika begehrt als Vorarbeiter. Daneben her gingen Versuche zur Hebung der Landwirtschaft, einestheils um dem unterernährten Volk eine reichhaltigere Kost zu verschaffen, andernteils um den Bettelarmen Verdienst zu ermöglichen. Das geschah lange, ehe die Regierung in dieser Hinsicht etwas tat. Schließlich fügte man kaufmännische Unternehmungen hinzu, um den Eingeborenen Absatz ihrer Erzeugnisse zu ehrlichen Preisen ohne Schnaps und Schießpulver zu ermöglichen. Zugleich um ihnen zu zeigen, daß es auch ehrlichen Handel gibt. Innerhalb der Mission blieb freilich der Streit unter den Missionaren, ob es gerechtfertigt sei, dem Neger neue Bedürfnisse erst anzugewöhnen, bloß von dem Gedanken aus, daß er dann ein besserer Abnehmer sei, allerdings auch mehr arbeiten müsse und etwas übrig habe, seine Missionsarbeiter, seine Kirchen und Schulen selbst zu finanzieren. Wenn heute die Goldküste 60 Prozent der Welternte an Kakao aufbringt, so wird wohl überall darauf hingewiesen, daß ein Basler Missionar den Kakao erst einführte und die Christen ihren Missionaren das Vertrauen schenkten, sich mit dieser Industrie abzugeben. Vergessen wird aber, daß die Missionare einen Anschlag der englischen Regierung auf das unbebaute Land, der zur belgischen Konzessionswirtschaft geführt hätte, vereitelt haben mit dem Nachweis, daß auch das unbebaute Land seinen Eigentümer habe, nämlich das Dorf oder den Stamm. So sind auf der Goldküste gesunde Verhältnisse geblieben, kleinbäuerliche Betriebe der Eingeborenen selbst.

Die Missionsleitung hat die Geduld ihrer Freunde auf harte Pro-

ben gestellt, wenn die Arbeit nicht so schnell Früchte zeigte, wie die auf rasche Taufe Wartenden angenommen hatten, oder wenn man verlockende Unternehmungen nach reiflicher Überlegung doch nicht in Angriff nahm. Es ist ihr immer daran gelegen gewesen, einzig auf Gott zu schauen und seinen Willen zu erkennen. Und bei der Wahl der Mittel hat sie sich immer wieder leiten lassen von dem Lösungswort, das ihr bei der Gründung mitgegeben wurde: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.

(Deutscher Ev. Missionskalender.)

Bilder aus der ärztlichen Arbeit im Bafobalande

1. Aus der täglichen Sprechstunde

Der Anfangszustand war wirklich nach jeder Hinsicht echt afrikanisch; wir müssen uns jetzt noch oft wundern, wie es möglich war, in diesen Verhältnissen zu arbeiten. Kurz entschlossen sagten wir damals für acht Tage die Sprechstunde ab. Meine drei schwarzen Gehilfen waren eifrig dabei, mir bei der Tischlerarbeit zu helfen. Aus Kisten wurden Tische, Schränke, Bänke, Regale und dergleichen gemacht, die Medizinstube bekam eine ordentliche Türe, der Fußboden wurde mit Lehmziegeln belegt, die Fenster bekamen Glas; so konnten wir nach acht Tagen strammer Arbeit — o, was ein Missionsarzt nicht alles können muß — die Sprechstunde im Hause abhalten und brauchten uns vor Regen, Staub und Wind nicht mehr zu fürchten. Es war ein mathematisches Problem, in einem Raum von etwa 7 mal 15 Meter alles unterzubringen; Verbandzimmer, Apotheke, Laboratorium, Operationsraum, Sterilisierzimmer und Untersuchungszimmer; dabei standen nur zwei Fenster zur Verfügung. Doch es gelang, und wir waren stolz auf diese neue Klinik. Auch die Schwarzen freuten sich dieser Veränderung.

Nun ging aber auch der Betrieb richtig an. Draußen auf der Veranda ist Warteraum und Anschreibepfatz. Der schwarze Schreiber sitzt an seinem Tisch und versucht, die Mengen seiner Landsleute zu ordnen; zuerst gab's Nummern von 1 bis 100. Doch was hilft's, wenn die Leute die Zahlen nicht lesen können. Außerdem ist's ihnen gar nicht so sehr darum zu tun, daß sie gleich an der Reihe sind; viel schöner ist's oft, mit Bekannten und Unbekannten Neuigkeiten auszutauschen. Zeitungen gibt's ja keine. Auch läßt man sich bedauern ob der schlimmen Krankheit, die man hat; daß sie mit lachendem Gesicht beschrieben wird, tut dem keinen Abbruch. Andere allerdings „drängeln“ mit aller Kraft, sechs bis zehn auf einmal stöhnen mir ihre Leiden vor — der weiße Mann hat ja unbegrenzte Fähigkeiten. Alle nur halbwegs in Schach zu halten, ist eine schwere Aufgabe, der der Schreiber nicht immer gewachsen ist. Da muß der Doktor manchmal selbst dazwischentreten. Doch wenn sie auch zehn

Minuten „in Schlange sitzen“, kurz darauf ist's doch wieder ein Durcheinander. Rücksicht auf Frauen gibt's gar nicht, der Mann kommt stets zuerst. Holen wir dann Frauen oder Kinder herein, so heißt es: „Seht, er liebt die Frauen mehr.“ Immer fünf oder sechs kommen zugleich herein, jeder Gehilfe hat einen Kranken zu übernehmen, Verbände zu machen, Einspritzungen zu geben, Arznei abzuwiegen, Augen zu behandeln, und was der Dinge mehr sind. Ein lebendiges und buntes Bild ist's immer. Auch geht's nicht immer sehr leise zu. Heißt's hernach bezahlen, gibt's oft Meinungsverschiedenheiten. Der Neger ist gewohnt zu handeln, feste Preise kennt er nicht. Da heißt's wohl mal: „Gehe erst, und hole deinen Heller, du sagst ja, du habest keinen.“ Dann geht er aber nicht, sondern greift nur recht tief in die Tasche, und siehe da, er hat's doch; er versucht nur recht billig zu seinem Ziel zu kommen. Fassen wir gar selbst einmal in eine seiner vielen Taschen oder an die geknoteten Tuschzipfel, dann ist der Schwarze sprachlos: „O, dieser Europäer, er weiß auch alles, er kennt unser Herz.“ Unverständlich ist es auch jedem, wenn ihm die gewünschte Arznei abgeschlagen und eine andere gegeben wird, besonders, wenn er anstatt der so vielbegehrten Spritze nur Tabletten bekommt, denn die Spritze ist bei ihm die beste Arznei, die alles heilt, selbst verlorene Finger u. dgl. wiederbringen kann.

Plötzlich kommt Bewegung in die ganze Schar der Wartenden. Ein Schwerkranker wird von weither auf einer Bahre gebracht, sei es, daß eine Schlange ihn gebissen, eine Lungenentzündung, ein eingeklemmter Bruch oder ähnliches. Der wird dann außer der Reihe sofort untersucht. Daraus ziehen manche den Schluß: Komme ich auf der Bahre, dann nimmt mich der Doktor ganz besonders vor — und gar mancher läßt sich dann bringen, sei es auch nur wegen etwas Kopfweg, Zahnweg oder eines Schnupfens. Doch da wird gleich gesichtet und er muß warten wie die andern. Solch ein Transport besteht oft aus gar vielen Leuten. Daß 25 einen Kranken begleiten, kommt schon vor; einmal zählte ich 28. Erfordert die Krankheit einen sofortigen Eingriff, dann müssen alle anderen warten oder auch heimgehen, was nicht gerade freudig aufgenommen wird. Ja, in diesem Raum, der eher alles andere als ein ordentlicher Operationsaal ist, mußten wir schon manchmal Operationen vornehmen; trotz des mangelnden Lichtes (das Strohdach hängt gar weit übers Fenster herüber) ging es noch ganz gut. Doch hinterher mußten diese armen Leute dann auf einer Bahre wieder weggetragen werden, irgendwo in eine dunkle, schmutzige und rauchige Hütte hinein, oft eine halbe Stunde weit, denn wir konnten sie nicht unterbringen. Daheim kommt ein Operierter gleich in ein schönes, warmes Bett, und hier so. Da gab's auch keine täglichen Besuche, am ersten Tag wohl ging ich oder eine der Schwestern hin, danach aber erst am sieb-

ten oder achten Tag wieder. Doch es ging auch so. Immer wieder müssen wir in Afrika unter sehr primitiven Verhältnissen arbeiten, es ist doch besser als gar nichts. Zuerst mußte ich auch nur mit meinen schwarzen Gehilfen arbeiten. Sie lernen zwar recht gut, aber eine Operation dauert dann doch länger als mit geübter Hilfe. Und ist's dann gar Nacht, wo wir bei Petroleumlicht arbeiten müssen, dann kommt doch manchmal die Sehnsucht nach einem guten, sauberen und hellen Operationssaal, wie wir von daheim gewohnt sind. Als dann die Schwestern kamen, war manche Not behoben; nun konnten wir manches mehr machen als vorher und selbst größere Operationen unternehmen.

2. Wie unser Hospital entstand

Das Bedürfnis nach Unterkunftshäusern machte sich immer dringender bemerkbar. Wir konnten die Kranken nicht dauernd so weit wegtragen lassen. Doch konnten wir den Bau von Häusern mit unseren wenigen Kräften nicht noch selbst übernehmen. Da kam uns der Regent unseres Landes zu Hilfe, er sagte: „Wir bauen dir Häuser, so viele du haben willst.“ Und so entstand unser Hospital, von Afrikanern selbst gebaut, drum auch echt afrikanisch. Das ist gerade das Wertvolle, daß man den Leuten zeigt: „Seht, das ist eure Sache, ihr müßt helfen; nicht der Europäer soll alles bringen und machen, die Eingeborenen selbst müssen daran beteiligt werden.“

Es war Anfang Januar, gerade so ein recht warmer Tag, wir hatten unsere Sprechstunde schon begonnen, da kam unser Regent zu mir, um noch einiges zu besprechen wegen der Häuser. Plötzlich ertönt vom nächsten Berg her auf der Straße ein echt afrikanischer Lärm, wilder Gesang von Trommeln begleitet. Heran zieht ein ganzer Heereszug von Schwarzen, jeder trägt einen oder zwei Bäume oder eine Last: Rohre oder Gras auf der Schulter; an der Spitze des Zuges Trommler mit Riesentrommeln, andere mit Flöten oder mit Ziehharmonika; ein Fahnenträger trägt hoch die wehende Flagge, aus einigen großen, bunten Tuchstücken zusammengenäht. Übers Tal her schallt's wie Kriegsgefang. Sie kommen. Sie kommen. Was denn, wer denn? Ja, sie wollen das Hospital bauen. Na nu! Und nach wenigen Minuten steht der Zug da, der Stationsplatz wimmelt von Leuten; gleich danach kommt ein anderer Zug von der entgegengesetzten Seite in gleicher Aufmachung. Wilde Begeisterung flammt auf ihren Gesichtern, sie brüllen — singen kann man's nicht nennen — und donnern dazu auf ihren Trommeln, daß kein Wort zu verstehen ist. Angst konnte man vor diesen Leuten haben. Zähnefletschend wie Raubtiere schauten sie einen an und tanzten dazu wie beseßten umher, rannten durch unsere frisch angelegten Felder und waren kaum zu halten. Es dauerte lange, bis ihre Häuptlinge sie

etwas zur Ruhe gebracht hatten. Dann konnte ich die Plätze anweisen für den Bau der Häuser, die Maße wurden festgelegt und im Nu war alles an der Arbeit, wie Ameisen schwirrten sie durcheinander. Man merkte so recht, sie waren in heller Begeisterung, fast könnte man sagen Fanatismus, und darum arbeiteten sie auch wie toll. Am Abend stand bereits das ganze Gerüst von zwei Häusern, so daß ich die Hoffnung aussprach, in etwa zwei Wochen die Kranken dort unterbringen zu können. „Was? Nach fünf Tagen kannst du es,“ war die Antwort. Doch daran zweifelte ich etwas. Nur zu deutlich spürte ich am nächsten Tag die Berechtigung zu diesem Zweifel. Waren's am ersten Tag wohl anderthalb Tausend gewesen, so waren es am zweiten wohl noch 500, am dritten vielleicht noch 100, so daß nach acht Tagen an jedem Haus noch etwa zehn Mann arbeiteten. Das war so recht afrikanische Arbeit. Mit viel Geschrei und Lärm angefangen, aber Ausdauer darf man nicht erwarten. Noch nach vier Wochen war es nicht so weit, daß ich Kranke hineinlegen konnte, von Türen, Fenstern, Innenverputz oder gar Bettstellen gar nicht zu reden. Und nun noch das dritte Haus, das halb als Wohnhaus der schwarzen Gehilfen dienen soll, halb in Form einer offenen Halle Kochgelegenheit bieten soll. Erst einige energische Worte an die Häuptlinge brachten gegen Ende Februar die Häuser so weit in brauchbaren Zustand, daß ich Kranke hineinlegen konnte. Das dritte Haus ist noch unfertig; gekocht wird zwar darin, doch meine Gehilfen können noch nicht darin wohnen.

Raum hatten wir angefangen, Kranke aufzunehmen, da ging's aber auch durch die Lande, selbst bis Uganda ist's vorgedrungen. Die Nachrichten gehen bekanntlich von Mund zu Mund schneller als daheim durch Telephon oder Radio. Im Nu waren die Häuser belegt, das eine mit Männern, das andere mit Frauen und Kindern. Schwierig ist dabei immer die Unterbringung des Begleitpersonals; aber das muß sein; sie besorgen und bereiten die Speise, was wir unmöglich auch noch machen können. So sitzen denn die Deutschen den ganzen Tag in der offenen Kochhalle und kochen. Wohl zwanzig Feuer brennen oft. Am schönsten sieht es abends aus.

Über achtzig Patienten sind in diesen Anfangswochen schon im Hospital versorgt worden. Auch manches kleine Negerlein hat bei uns das Licht der Welt erblickt. Manche Mutter daheim mag staunen: was bringt solch schwarze Frau mit für sich und das Kind? Nichts, gar nichts, nur ihr eigenes Tuch hat sie um, und das auch meist recht schmutzig. Fürs Kind? Nicht daran zu denken! Es wird ja mit Bananenfaser abgenabelt und in kalte Bananenblätter eingewickelt. Manches dieser Kleinen muß sterben, weil es einfach erfriert; denn nachts in Bananenblättern zu liegen, ist auch für ein Negerkindlein in Afrika zu viel. Wer hilft da einigen schwarzen Kinderchen das Le-

ben erhalten? — An 50 Operationen haben wir gemacht. In der Sprechstunde waren im ersten Vierteljahr etwas über 1100 Patienten, wobei wir durchschnittlich auf jeden drei Behandlungen rechnen können. Da kann man schon sagen, wie bei unserer Abordnung damals das Wort gesagt wurde: „Mann, hast du eine Pragis! Eine Großstadt-Kassenpraxis ist kaum so umfangreich.“

3. Der Leibarzt

Wie manchmal kam es in diesen Wochen vor, daß es plötzlich hieß: Sultan so und so kommt. Und kurz darauf hielt ein großes Personenauto (durchaus neuester Typ, Sechszylinder usw.) vor unserem Haus. Darin ein europäisch gekleideter „Herr“ mit Anhang, Sekretär, Frau und Kindern, Verwandten und anderen. Denn auch die Fürsten werden krank. Da ich kein besonderes Kabinett habe, muß ich sie halt im gleichen Raum behandeln, dann natürlich einzeln. Der Sultan oder König bezahlt hernach für alle. Es kommt auch vor, daß nur sein Auto kommt und allerlei seiner Leute bringt, darin sind sie sehr freigebig. Da bei manchen regelmäßige Behandlung nötig war, gab's oft richtigen „Hochbetrieb“ bei uns. Auch all die Unterhändler kommen zum Doktor. Mit Kniefall werden diese Herrschaften meist von ihren Untertanen begrüßt. Manche ganz Schlaue schließen sich ihnen heimlich an, „ich bin sein Kind“, um auf diese Weise schneller zu ihrem Recht zu kommen. Es gelingt nur nicht immer. Wenn man diese Gestalten der regierenden Geschlechter sieht, betrachtet man sie oft mit Wohlgefallen, denn es sind oft wirklich schöne Menschen, von hohem, schlankem Wuchs, mit einem feinen Gesichtsausdruck, daß man's ihnen anmerkt, sie stammen aus vornehmerm Geschlecht, meist aus anderen Stämmen, manche wohl Nachkommen nubischer Völker. Leider ist unter ihnen aber die Tuberkulose schon stark verbreitet.

Es kommt auch vor, daß solch ein Fürst schwer krank ist und zu Bett liegen muß. Dann fragt er wohl an, ob der Doktor zu ihm kommen kann. Paßt es gerade in die übrige Reisetätigkeit hinein, dann wird's gemacht. So fährt man dann im „Königsauto“ an den Hof, wird sehr freundlich begrüßt und wohl auch bewirtet, erledigt seine Konsultation und läßt sich wieder heimfahren. Über Krankheitsursachen wissen natürlich auch die „oberen Zehntausend“ wenig mehr als ihre Untertanen, auch sie glauben an die Schlange, die überall im Körper wandelt und jegliche Krankheit verursacht. Manch interessante Bilder gibt es da am Hof zu sehen: „die Hofküche“, die auch wohl rauchig ist, das Privatgemach, Audienzsaal und andere Räume, die vielfach mit allerhand europäischen Dingen angefüllt sind. Die Hofburg ist ein großer Komplex, mit festen Mauern umgeben, großen schweren Toren, darin allerlei kleinen und großen

Häusern — und unendlich vielen Leuten, unter denen auch der Hofnarr nicht fehlt. Man weiß nicht recht, ist's nun noch afrikanisch oder schon europäisch. Und fährt man dann mit 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit auf breiter Straße, so kann man wohl sagen: Wo ist das alte Afrika, wie es zu Zeiten Livingstones und anderer war?

4. Reisetätigkeit

Gar manchesmal muß der Missionsarzt auf Reisen gehen, denn auch die Missionsgeschwister sind seiner ärztlichen Fürsorge anvertraut. Da die Stationen ziemlich weit voneinander entfernt sind, ist das immer eine beträchtliche Reise. Heute macht man's im Auto, wo früher Reittier oder eine Schar Schwarzer den Weißen trugen. Und heute in wenigen Stunden, wo früher Tagereisen nötig waren. Und doch sind auch heute noch manche Unannehmlichkeiten damit verbunden. Denn solch ein Auto geht auch mal kaputt, es plagt ein Reifen, der Bergaser ist nicht in Ordnung, die Zündkerze zündet nicht mehr, und dann heißt's flicken. Ist dann der Fahrer noch dazu nachlässig und sieht das Auto nicht ständig nach — wie sollte man von einem Schwarzen solche große Sorgfalt und Liebe zu seinem Auto erwarten —, hat vielleicht gar den Ersatzreifen vergessen, dann ist das Unglück groß: woher einen neuen Reifen, eine neue Zündkerze? Es gibt nicht an der nächsten Kreuzung eine Reparaturwerkstätte oder Schmiede: auf sich selber steht er da ganz allein. Versteht man selbst auch etwas davon, ist's gut; oft muß man aber auch warten, bis nach Stunden ein anderes Auto kommt und einem etwa aushilft. Freuden und Leiden des Reisens in Afrika. Und doch ist es gut, daß das Auto da ist, denn wie manche schnelle Hilfe kann man bringen, wie viele mehr an einem Tage besuchen. Die Frage: Warum in der Mission ein Auto?, es ging doch früher auch so! ist völlig unberechtigt. Wie viel mehr kann geholfen werden, und wie manche Kraft wird gespart.

Da kommt plötzlich von Bukoba das Auto mit einem Brief: du mußt schnell nach K. kommen, der und der ist krank. Einige kurze Andeutungen über die Art der Erkrankung, damit ich ungefähr weiß, worum es sich handelt. Schnell den immer bereitstehenden Koffer gepackt, Instrumente und Arznei in den Arzneikoffer und haia safari!

Wurde ich da kürzlich in der Nacht geweckt. Ein Brief von einer katholischen Station — es sind meist deutsche Schwestern — ruft mich zur Operation einer der Schwestern. Der Bote muß gleich umkehren und ein Auto bestellen. Alles wird zur Operation eingepackt, Instrumente, Verbandszeugkessel, Arznei. Gegen Mittag kommt endlich das Auto und wir fahren ab. Es sind ungefähr 80 Kilometer Weg. Das Auto saust, was es nur hergeben kann. Wir kommen

noch rechtzeitig, die Operation verläuft gut. Gerade als die Dunkelheit kommt, sind wir fertig. Was wäre ohne ein Auto gewesen!

Eines andern Tags — wir sind gerade an der zweiten Operation, drei andere stehen noch auf dem Programm des Tages — steht auch plötzlich das Auto da mit einem dringenden Brief: sobald als möglich nach Ka. kommen, jemand ist schwer krank. Also noch diese Operation beendet — die andern sind glücklicherweise keine dringenden — und wieder im Eiltempo über Berg und Tal. Es sind an 100 Kilometer zu machen; in der Nacht kommen wir an, ich muß natürlich über Nacht bleiben. Sobald als möglich muß einer zur Pflege kommen; denn ich kann nicht tagelang bleiben, wo so mancher Kranke und Operierte im Hospital liegt. Doch alle acht bis zehn Tage muß ich einmal wieder kommen, bis endlich die Gefahr vorüber ist.

„Und die missionarische Arbeit?“ könnte mancher fragen. Gar manchmal kommt uns selbst diese Frage. Wie können wir bewußt evangelistische Tätigkeit ausüben? Systematisch darin zu arbeiten ist bei der Art und Fülle unserer Arbeit kaum möglich, sie muß mehr oder weniger unbewußt geschehen. Jeder findet bei uns Hilfe. Nicht jeder wird gesund; doch was wir können, tun wir, um jedem seine Leiden zu lindern. Auch der schmutzigste Neger wird versorgt wie jeder andere, und man erlebt darin oft Furchtbares. Auch in die dunkelste Hütte gehen wir hinein, wenn es gilt, zu helfen. An Ordnung müssen sich alle gewöhnen, nicht zu jeder Tag- und Nachtzeit kommen, es sei denn wegen ganz plötzlicher Erkrankung. Ob nicht manchem dadurch ein Licht aufgeht über das, was Christi Liebe wirkt? Eine persönliche Berührung ist durch Sprachschwierigkeiten noch stark behindert — bei der starken Inanspruchnahme bleibt zu Sprachstudien herzlich wenig Zeit. Die kleine Christengemeinde tut das Ihrige durch Singen und kurze Wortverkündigung im Hospital. Und schließlich wissen alle Leute, daß das Hospital Missionsarbeit ist, wissen auch, daß ihre Heller nur für Arznei sind, daß selbst stundenlange Operationsarbeit nicht bezahlt wird, — vielleicht regt auch das manchen zu Gedanken an. Die körperliche Not ist groß bei gar vielen, und keiner wird mehr die Notwendigkeit ärztlicher Arbeit bestreiten. Hat nicht auch Christus selbst durch Heilung von Krankheit manchen für sich gewonnen! Und er tut es noch heute.

(Dr. Kröber.)

Operationen

An Operationen unternimmt man im Urwald natürlich nur die, die dringend sind und sicheren Erfolg versprechen. Am häufigsten habe ich es mit Brüchen zu tun. Die Neger Zentralafrikas sind viel mehr mit Brüchen behaftet als die Weißen. Woher dies kommt, wissen wir nicht. Eingeklemmte Brüche sind bei ihnen also auch viel häufiger als bei den Weißen. In dem eingeklemmten Bruch wird der

Darm undurchgänglich. Er kann sich also nicht mehr entleeren und wird durch die sich bildenden Gase aufgetrieben. Von dieser Auf-treibung rühren die furchtbaren Schmerzen her. Nach einer Reihe qualvoller Tage tritt, wenn es nicht gelingt, den Darm aus dem Bruch in den Leib zurückzubringen, der Tod ein. Unsere Voreltern kannten dieses furchtbare Sterben. Heute bekommen wir es in Europa nicht mehr zu sehen, weil bei uns jeder eingeklemmte Bruch, kaum daß der Arzt ihn festgestellt hat, sogleich operiert wird. In Afrika ist dieses grausige Sterben aber etwas Gewöhnliches. Schon als Knabe war der Neger dabei, wenn ein Mann sich tagelang heulend im Sande der Hütte wälzte, bis der Tod als Erlöser kam. Kaum fühlt also ein Mann, daß sein Bruch eingeklemmt ist, so fleht er die Seinen an, ihn ins Kanoe zu legen und zu mir zu führen.

Wie meine Gefühle beschreiben, wenn solch ein Armer gebracht wird! Ich bin ja der einzige, der hier helfen kann, auf Hunderte von Kilometern. Weil ich hier bin, weil meine Freunde mir die Mittel geben, ist er wie die, die in demselben Falle vor ihm kamen und nach ihm kommen werden, zu retten, während er anders der Qual verfallen wäre. Ich rede nicht davon, daß ich ihm das Leben retten kann. Sterben müssen wir alle. Aber daß ich die Tage der Qual von ihm nehmen darf, das ist es, was ich als große Gnade empfinde.

So lege ich dem jammernden Menschen die Hand auf die Stirne und sage ihm: „Sei ruhig. In einer Stunde wirst du schlafen, und wenn du wieder erwachst, ist kein Schmerz mehr.“ Darauf bekommt er eine subkutane Injektion von Pantopon. Die Frau Doktor wird ins Spital gerufen und bereitet mit Joseph, dem Heilgehilfen, alles zur Operation vor. Bei der Operation übernimmt sie die Narkose. Joseph mit langen Gummihandschuhen fungiert als Assistent.

Die Operation ist vorüber. Unter der dunklen Schlafbaracke über- wache ich das Aufwachen des Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort und fort: „Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh!“ . . . Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabeisitzen, zu erzählen, daß es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ogowe zu kommen, und daß weiße Menschen in Europa uns die Mittel geben, um hier für die Kranken zu leben. Nun muß ich auf die Fra- gen, wer jene Menschen sind, wo sie wohnen, woher sie wissen, daß die Eingeborenen so viel unter Krankheit leiden, Antwort geben. Durch die Kaffeesträucher hindurch scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Wir aber, schwarz und weiß, sitzen untereinan- der und erleben es: „Ihr aber seid alle Brüder.“ Ach, könnten die gebenden Freunde in Europa in einer solchen Stunde dabei sein!

(Aus Albert Schweitzer, „Zwischen Wasser und Urwald“.)

Spuren des Weltkriegs in Afrika

Viel zu schaffen machten mir in dieser Zeit die Dysenteriekranken. Aus unserer Gegend waren Träger für die Militärkolonnen in Kamerun ausgehoben worden. Viele von ihnen hatten sich mit Dysenterie angesteckt. Die subkutanen Einspritzungen von Emetin erwiesen sich auch in den veralteten Fällen als sehr wirkungskräftig.

Bei dieser Aushebung von Trägern hatte sich einer meiner Kranken, der mit einem bösen Fußgeschwür behaftet war, freiwillig zum Dienst melden wollen, um seinen Bruder, der mit mußte, nicht allein gehen zu lassen. Ich stellte ihm vor, daß er nach vier Tagen am Wege liegen bleiben und im Walde sterben würde. Er wollte sich nicht überzeugen lassen. Fast mit Gewalt mußte ich ihn zurückhalten.

Als ein Transport von ausgehobenen Trägern, die auf dem Seewege nach Kamerun gebracht werden sollten, auf dem Flußdampfer verladen wurde, war ich zufällig dabei. Nun erfuhren die Eingeborenen wirklich, was Krieg sei. Unter den Klagen der Weiber war der Dampfer abgefahren. Sein Rauch verschwand in der Ferne. Die Leute hatten sich verlaufen. Auf einem Stein am Ufer saß lautlos weinend eine alte Frau, deren Sohn mitgenommen worden war. Ich ergriff ihre Hand und wollte sie trösten. Sie weinte weiter, als hörte sie mich nicht. Plötzlich fühlte ich, daß ich mit ihr weinte, lautlos in die untergehende Sonne weinte, wie sie.

In jenen Tagen las ich in einer Zeitschrift einen Artikel, der ausführte, daß es immer Krieg geben werde, weil ein edles Bedürfnis nach Ruhm in den Herzen der Menschen unausrottbar gewurzelt sei. Diese Verherrlicher des Krieges denken immer nur an den durch die Begeisterung oder die Notwehr einigermaßen idealisierten Krieg. Vielleicht aber kämen sie zur Besinnung, wenn sie eine Tagereise auf einem Urwaldpfad eines der afrikanischen Kriegsschauplätze zwischen den Leichen der Träger, die dort unter ihrer Last hinsanken und einsam am Wege starben, gewandert wären und angesichts dieser unschuldigen und unbegeisterten Opfer in dem Dunkel und der Stille des Urwalds über den Krieg, wie er an sich ist, nachgedacht hätten.

(Aus Albert Schweitzer, „Zwischen Wasser und Urwald“.)

D. Die Heidendriften

Selbstgestaltungskraft heidendriftlicher Gemeinden

Von K a r l S t e c h

Unsere Neuguineagemeinden weisen, wie in irgendwelcher Form und Abstufung alle heidendriftlichen Missionsgemeinden, einen weißen Missionar auf, der die ganze Gemeinde leitet, und eine An-

zahl Gemeindehelfer, Gemeindeälteste, Dorfkirchen, Sonntagsfeier, Schulen — alles, was eben im allgemeinen da ist, wo eine evangelische Gemeinde ihr Christentum darlebt. Ihre Selbstgestaltungskraft aber zeigen unsere Gemeinden darin, daß sie den Schwerpunkt des Gemeindelebens in ihrem Tutumang liegen haben. Diese Tutumang sind große Feste, zu denen die ganze Bevölkerung der umfassenden Gemeindegebiete zusammenströmt. Sie dauern einige Tage und stellen an die Umsicht und Übersicht, an die Kraft und Ausdauer, an die Opferwilligkeit und den Eifer ganz außerordentlich große Anforderungen. Die Gemeinde, bei der das Tutumang abgehalten wird, beherbergt und verpflegt für einige Tage eine Gästemenge, die mehrmals so groß ist wie ihre eigene Seelenzahl. Zur Vorbereitung eines Tutumang gehört der Bau einiger vollkommener Dörfer lediglich für die Gäste. Eigene Felder müssen für den Zweck angelegt werden. Die Nachzucht der Schweine muß im Kreis der betreffenden Gemeinde überwacht und so gefördert werden, daß zum Fest genügend Schlachtschweine da sind. Bei einem Tutumang in Kalasa 1925 waren es 60. Um diese Feste reißen sich die einzelnen Gemeinden. Sie gelten als eine Ehre. Die Leute haben sehr stark das Empfinden, daß sie als Gemeinde einen mächtigen Schritt vorwärtsgekommen sind, wenn sie die Aufgabe eines solchen Festes einmal gut gelöst und hinter sich gebracht haben. Die Wirtsgemeinde des Festes sorgt vorher nicht bloß für das Leibliche. Auch für Geist und Seele der Festgäste muß Nahrung vorbereitet werden. Es ist ein ganz wesentlicher Teil der Festvorarbeit, daß Redegenstände aufgestellt und die Beantwortungen von Fragen des Gemeindelebens vorher ein wenig an Redner ausgeteilt werden. Weiter aber sorgen die Leiter und Führer der Festgebergemeinde viele Wochen vorher schon für neue und zweckmäßige Sinnhandlungen, die beim Fest selbst dann aus- und aufgeführt werden und immer etwas Biblisches oder aber etwas für die Gesamtgemeinde jeweils gerade besonders Wichtiges zum Inhalte haben. Diese Sinnhandlungen sind bei unseren Leuten altes und schönes einheimisches Gut. Mit den Festen sind auch wirtschaftliche Veranstaltungen verbunden. Ich möchte sagen: Gewerbeausstellungen, wenn nicht dieser Name die Gefahr in sich schließt, daß sich der verehrte Leser etwas Größeres vorstellt, als wirklich da ist. Wir sind in Neuguinea! Aber immerhin: für unser Volk in seinem engen und dürftigen Lebensrahmen ist es wirklich das, was bei uns solche Ausstellungen sein und leisten müssen. Auch Schweinemärkte sind wohl gelegentlich mit dem Fest schon verbunden gewesen. Dabei sind diese Feste durchaus ernsthaft im Bewußtsein der Gemeinden das stärkste Missionsmittel mit Wirkung auf die noch nicht christliche Umgebung. Die Heiden werden geladen und kommen. Sie nehmen gewaltige Ein-

drücke mit, wohlgemerkt: Eindrücke von Anutu (Gott)! Vor diesen Festen und für diese Feste wird in den Gemeinden viel gebetet.

Sie sind — und darauf kommt mir's nun an — geradezu rhythmische Ansammlungen und Auslösungen der gemeindlichen Kirchenenergie. Sie sind Höhepunkte des Gemeindelebens und werden in langer Nachwirkung als solche empfunden. Ich meine nicht Stimmungshöhepunkte, wenn ich das sage, sondern Lebenshöhepunkte, Krafthöhepunkte. Sie beherrschen das Leben der einzelnen Dorfschaften weithin. Sie sind nicht Veranstaltungen, zu denen die Gemeinde eingeladen wird, und die von irgendwelcher Nicht-Gemeinde-Seite der Gemeinde geboten würde. Sie werden im Gegenteil tatsächlich aus dem Gemeindewillen geschaffen und die Gemeinden laden dazu ein. Gern haben unsere Gemeinden unsere christlichen Gestaltungsformen übernommen: Sonntag und Sonntagsgottesdienst, Gemeindegesang, Gemeindepredigt, Gemeindegebet, ja auch agendarische Liturgie. Aber sich gestalten — das tun sie vielmehr vermittelt dieser Feste. Auf einem Tutumang kann man, wenn man Gemeindeältester ist und die Gemeinde entdeckt Unlauterkeit, schneidend abgetan werden. Ganze Dorfschaften faßt ein Tutumang ernstlich und empfindlichst an. Das Tutumang ist für die Gemeinde wirklich die Verkörperung ihrer eigenen Autorität. Es ist der Gemeinde die zusammengenommene lebendige Verantwortung für das Evangelium in ihrer Mitte und in ihren Händen. Den Rhythmus und die Kraft und das Gewissen des Gemeindelebens bilden und schaffen diese Feste. Selbstgestaltungskraft heidenchristlicher Gemeinden!

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?

1. Die Niederlage

Die Siege der jungen Papua-Christen hatten bei den Heiden großes Aufsehen erregt, aber auch das Mißtrauen beträchtlich gesteigert. Die „Besiegten“ waren es vor allem, welche die Unwiderstehlichkeit der Christen in den grellsten Farben schilderten, schon um die eigene Feigheit zu verdecken. Was für Schauernmären von Dorf zu Dorf gelaufen sein mögen, kann man daran ermessen, daß einmal folgendes Gerede zu meinen Ohren drang: „M. — ein Europäer — wollte mit seinen Freunden über den Beasikiberg marschieren. Oben bekam er heftigen Durchfall und magerte vollständig ab. Als er nur noch Haut und Knochen besaß, fuhr er lebendig hinauf in den Himmel, wo ihn Anutu feierlich in Empfang nahm.“ Acht Tage später kam der in den Himmel Gefahrene wohlbehalten mit seinen Gefährten von der Reise zurück.

Die Heiden waren mißtrauisch, weil durch das Auftreten der mit dem Wasser Anutus Gewaschenen das ganze Gefüge des heidni-

ischen Bauwerkes in seinen Grundfesten zu wanken schien. Was sollte werden, wenn das Gebäude stürzte? Es mußte gewiß bei seinem Fall alle seine Verehrer unter den brechenden Trümmern begraben.

Im Oktober 1921 begab ich mich mit einigen Christen auf eine Tour ins Hochgebirge, die uns bis auf die Gipfel von ungefähr 4000 Meter führte. Von dort aus konnte man das Land am besten überblicken und gut bevölkerte Gegenden feststellen.

Als ich am Ende des Monats die Gehilfenstation wieder erreichte, empfingen mich keine erfreulichen Nachrichten. Die Bewohner des Gaengdistriktes hatten wegen eines Todesfalls ein Dorf überfallen und sieben Personen elend erschlagen. Die andern hatten sich durch verwegene Flucht zu retten vermocht. Die Überlebenden suchten im nächsten Christendorf Schutz. So hatten die Christen eine Veranlassung, sich in die schwierige, ja gefährliche Angelegenheit einzumischen. Als mich mein Weg zum Gebirge durch das Dorf führte, legten mir die Leute ihren Plan der Friedensstiftung vor. Ich mahnte sie dringend zur Vorsicht und wünschte ihnen Gottes Beistand.

Jetzt bei der Rückkehr vernahm ich, daß die Unternehmung völlig mißglückt sei. Ein Trupp von etwa dreißig Mann war in das Dorf der feindlichen Gaeng gezogen, um mit den Leuten friedlich zu verhandeln. Aber das Mißtrauen der Heiden trotzte allen Freundschaftsversicherungen. Man fürchtete ein Zerbrechen der Waffen durch die ungebetenen Gäste. Die große Zahl der erschienenen Männer mußte Bedenken erregen; Unterhändler erschienen sonst immer nur einzeln.

Die Fremden führten gewiß Unheil im Schilde und suchten sie nur zu betören. Ihr Anutu aber war gänzlich unberechenbar. Überdies war der Friedensversuch noch verfrüht, „der Blutgeruch hatte sich noch nicht ganz verzogen“. So vermochten die Christen den Argwohn der Heiden nicht zu überwinden. Die Lage wurde immer unangenehmer. Die Gaeng standen in respektvoller Entfernung, und es gelang auf keine Weise, sie zum Näherkommen zu bewegen. Schließlich erhielten sie gar noch die eiligt zu Hilfe gerufene Verstärkung aus dem Nachbardorf, und nun begannen die Pfeile zu fliegen. Die Christen sahen sich heftig bedrängt und zum Rückzug gezwungen. Einer der ibrigen wurde erschlagen.

Welch eine Schmach für die hoch angesehenen Christen, die in dem Ruße standen, daß sie mit ihrem allgewaltigen Anutu jedes Hindernis zu überwinden vermöchten! Welche Demütigung vor den Heiden, die in unbändigem Übermut über die davoneilenden Gottesleute gespottet hatten! Welch eine Schande auch vor dem Missionar, wenn er heimkehrte und von der angerichteten Bescherung erfuhr! Und endlich, welche Unehre hatte man Gott angetan! Die Heiden hatten nicht nur Menschen, sie hatten Anutu selber verhöhnt. Sie

waren in ihrem Aberglauben bestärkt und hielten ihre Geister und Zaubermittel für stärker als den ewigen, einigen Gott. Die Feinde hatten sogar die Absicht ausgesprochen, Christendörfer zu überfallen. Da gab es nur eins: die Scharte so schnell als möglich wieder auszuwehen.

Ein zweiter Zug wurde unternommen, der den Heiden von vorneherein gewaltig imponieren sollte. Über zweihundert Männer wurden aufgeboden, Bogen, Pfeile, Spieße und Schilde zusammengeführt; sogar vier Gewehre hatte man aufgetrieben. Heidnische Freunde schlossen sich an. Von wahrhaft christlicher Gesinnung, von geistlicher Führung, von einem Sehen auf Gott und einem Sich-Richten nach Gott war wenig oder gar nichts mehr zu spüren. Man redete ganz offen von Kampf, von Vergeltung, wenn sich die Christen auch auf die Notwehr beschränken wollten. Den ernstesten Christen kamen starke Zweifel, daß Gottes Wohlgefallen auf so einem Vorhaben ruhe, manche schämten sich sogar dieses ganzen Aufzuges. Die Unsicherheit äußerte sich bei etlichen in trüben Borausagungen, bei anderen in Träumen, die einen blutigen Ausgang der Unternehmung ankündigten.

Der Zug gelangte ins Dorf der Feinde. Aber Gott war nicht bei dem großen Heer. Es mußte abermals fliehen. „Der Teufel ist Sieger,“ rief einer der führenden Christen, als man vor den wilden Angreifern wich. Die gerühmten Helden Anutus verloren wieder zwei Mann und nur mit größter Mühe brachten sie ihre vierzig Verwundeten in Sicherheit. Selbst eines der Gewehre fiel in die Hände der heidnischen Sieger.

Die Niederlage der Christen ist begreiflich. Während die Gegner um ihre bedroht geglaubte Existenz kämpften, konnten die Christen nur mit halbem Herzen beim Kampfe sein. Sie waren immer auf Schonung bedacht. Sie scheuten sich, Blut zu vergießen, da sie ohnehin schon kein gutes Gewissen besaßen. Feinde, die sich in ihren Händen befanden, ließen sie wieder laufen. Sie wollten ja Frieden vermitteln, nicht Krieg führen.

Der Triumph der heidnischen Sieger kannte keine Grenzen. Sie waren trunken von dem unerwarteten Kriegsglück. Sie hatten die starken Gottesleute samt ihrem gewaltigen Anutu überwältigt. Sie jauchzten im Siegestaumel. Mit bluttriefenden Fleischstücken der erschlagenen Christen zwischen den Zähnen führten sie den Siegestanz auf. Dann hielten sie die grausige Kannibalenmahlzeit.

2. Der Untergang

Als der Missionar auf dem Rückmarsch vom Hochgebirge diese Nachrichten erhielt, trafen sie ihn wie der Blitz aus heiterem Himmel. Das erste, was sich geziemte, war die Beugung vor Gott: Herr,

sei mir Sünder gnädig! Das zweite war die Frage: Was soll nun geschehen? Die Gehilfen sahen keine Möglichkeit, das völlig verpfuschte Verhältnis zu den Gaeng wieder in Ordnung zu bringen. Aber der Missionar wollte nicht nach Hause, ohne irgendeine Verbindung mit den furchtbaren Siegern angeknüpft zu haben.

Was unmöglich geschienen hatte, gelang. Der feindliche Häuptling Tinonga sandte an den miterschlagenen Arbeiter meiner Station, der sich am Zuge beteiligt hatte, eine Sühnegabe. Mehr konnte im Augenblick und in der Eile nicht erreicht werden. Auf den Missionsstationen war man meinestwegen in Sorge und sandte eine schwer bewaffnete Abteilung, um mich sicher am feindlichen Gebiete vorüber nach Hause zu geleiten.

Nach einem Gewaltmarsch von vierzehn Stunden langte ich am Samstag abend daheim an, ungesehen von den für den Sonntag versammelten Christen; denn es war Nacht. Was mir mitgeteilt wurde, zeigte die Betäubung der Gemeinde von dem furchtbaren Schlag. Am Sonntag früh stand ich unerwartet in der Kirche.

Die Leute sehnten sich nach Trost und Teilnahme, wie sie von Nachbarmissionaren gespendet worden waren. Statt dessen schleuderte ihnen ihr „Vater“ die schwersten Anklagen voll Bitterkeit und Enttäuschung ins Gesicht: „Ihr wollt noch Christen sein? Wollt singen und beten und eine trostreiche Predigt anhören?! Euch hat Gott eine Predigt gehalten, die will ich bloß auslegen. Ihr habt euch mit Heiden gegen Heiden verbündet! Ihr habt die friedliche Arbeit des Christentums mit den Mordwaffen in der Hand treiben wollen! Ihr habt euren Meister Jesus verleugnet, habt die Sache Gottes geschändet! Blut klebt an euren Händen! Die Erschlagenen habt ihr auf dem Gewissen! Euer Hochmut hat seine Früchte getragen!“

Der Gottesdienst war ohne Sang und Klang, ohne Gebet. Stumm ging alles auseinander.

Zwei Tage später kam eine neue Hiobspost: die Gehilfen, die im Inlande gelassen worden waren, weil ihnen keine eigentliche Gefahr zu drohen schien, trafen plötzlich mit Kind und Regel in der Heimat ein. Die Heiden waren überall durch den unglücklichen Ausgang des Christenzuges aufs höchste erregt worden. Die Gehilfen wurden von ihren Freunden gewarnt. Mißverständnisse kamen hinzu. Schließlich ging jede ruhige Überlegung verloren. Da zogen die Gehilfen ab. Ihre Häuser und Felder befahlen sie der Obhut ihrer Freunde. Die drei Stationen im Westen waren aufgegeben; nur das neu gegründete Meung blieb zuerst noch unberührt. Aber kurz darauf langten auch die Gehilfen von Meung als Flüchtlinge an. Das war das Amen Gottes auf seine Predigt.

In den Dörfern wagte man keine Andacht mehr zu halten. Die Gemeinde war bis ins Herz hinein erschüttert.

Um den Missionar herum war alles schwarz. Er empfand wie eine Mutter, der man sämtliche Kinder totgeschlagen hat. Das Ergebnis so vieler Mühe, Arbeit und Sorgen: Untergang!

3. Wiederaufgang

Ein in seinen Wirkungen auf die Gemeinde gewaltiger Zusammenbruch! Alles war hin. Das Ansehen der Gehilfen, der Christen, des Missionars, ja Gottes selbst.

Der Missionar rang innerlich nach Atem.

Das erste, was klar aus dem Dunkel auftauchte, war die schmerzliche Frage: Wer ist schuld an dem allem? Bin nicht ich es? Ich war doch der verantwortliche Leiter! Hätte ich die Gehilfen, die ganze Gemeinde nicht anders führen sollen? Wäre nicht alles ruhiger verlaufen? Ja, aber konnte ich denn anders? — Vor Menschen vermochte ich mich wohl zu rechtfertigen. Aber auch vor Gott, der in die verborgenen Tiefen blickt? Nimmermehr. Das Ende war wiederum: Gott sei mir Sünder gnädig!

Es wurde heller in mir. Ich setzte mich hin und schrieb an die deutsche Kolonialregierung, man möge von einem Strafzug gegen die mörderischen Heiden absehen. Von anderer Seite war nämlich Anzeige erstattet worden. Trotzdem erschien nach Monaten ein Polizeimeister, jedoch ohne bestimmten Auftrag. Er verzichtete auf ein Strafunternehmen.

In den Gedanken, daß das mit Gott begonnene und geführte Werk plötzlich so völlig vernichtet sein sollte, vermochte ich mich nicht zu finden. Ich sah in allem nur eine schwere Prüfung und wollte nicht eher vom Inland weichen, als bis jeder mögliche Versuch zur Wiederaufnahme der Arbeit gescheitert sei. Nur das bevorstehende Weihnachtsfest sollte noch in aller Stille gefeiert werden, nachher gab es Zeit zu einer Umschau im Hubelände.

Auch die Gemeinde war in sich gegangen. Die Christen hatten ähnlich wie die Heiden gefragt: Wo ist denn nun Gott? Die Augen waren ihnen aufgegangen und sie sahen ihren Anutu wieder. In einem anderen Lichte als vorher. Sie beteten wieder zu ihm und vertrauten ihm wieder.

Wochen vergingen. Die Inlandgehilfen erhielten einstweilen Unterricht von mir. Eben saßen wir wieder beisammen, da stürzte ein Bote herein: „Ein Hube von Kulungtufu ist da!“ Die Gehilfen schnellten in die Höhe und rannten davon. Es war wirklich so. Der Mann erzählte, im Inlande sei alles ruhig. Der Abzug der Gehilfen habe zuerst einen Sturm entfesselt. Etliche haben plündern wollen. Aber die große Mehrheit duldet es nicht. Es wurden sogar die heftigsten Vorwürfe gegen die Widersacher der Christen erhoben: „Ihr seid an ihrem Weggang schuld! Mit unserm vorteilhaften Han-

del ist es aus! Wer soll für Frieden im Lande eintreten?“ Der Heide versicherte, es wäre zu Mord und Totschlag gekommen, wenn man nicht gehofft hätte, die Christen würden bei ruhigem Verhalten am ehesten zurückkehren.

Das war eine erfreuliche Weihnachtsbotschaft. Die Gehilfen umarmten den Mann und fragten ihn aus. Die Heiden hatten sich tatsächlich an die guten Leute schon so gewöhnt, daß man sie nimmer missen konnte. Ihr treuer Rat fehlte fortwährend. Man konnte nicht mehr ohne sie leben. Dabei gab es unter diesen Menschen noch keinen einzigen Christen, noch lange nicht. Ein glänzendes Zeugnis für die Arbeit der einfachen Leute!

Wohl war am Fest die Nachwirkung all des Erlebten noch deutlich zu spüren, aber hell wie der Stern von Bethlehem strahlte die neue Missionshoffnung in den Herzen der Räte von Sattelberg, nicht bloß der Getauften, auch der Ungetauften, denn auch sie beteiligten sich von Anfang an durch ihre Gaben und — Gebete an der gemeinsamen Sache.

Am 27. Dezember geleitete ich die Gehilfen auf ihre verlassenen Stationen zurück. Die jüngste, Meung, eine ohnehin verfehlt Anlage, wurde nicht wieder besetzt.

4. Der Friedensschluß

Es galt nun noch, zwischen den Feinden und der Christengemeinde Frieden zu schließen. Nicht als ob die Christen an Vergeltung gedacht hätten. Aber es mußte reiner Tisch gemacht werden, um den Argwohn der Heiden zu beseitigen, der jederzeit wieder gefährliche Formen annehmen konnte.

Boten liefen fortwährend hin und her. Wir wollten in nächster Nähe unserer Gegner eine Gehilfenstation errichten. Die unglaublich mißtrauischen Menschen wollten diese Anlage erst durchaus nicht genehmigen. Sie fürchteten trotz aller Versicherungen, daß sie ein Sprungbrett werden möchte für einen Gegenstoß der Gottesleute.

Rache ist den Heiden eine Selbstverständlichkeit. Blut fordert Sühne durch Blut. Anders als auf dieser Grundlage kann sich ein Papua keinen Frieden denken.

Mit Geduld und Zähigkeit, sowie durch vorsichtige Behandlung wurde der heidnische Widerstand überwunden. Die Gaengleute hatten mit Zerstörung gedroht, wenn die Station gegründet würde. Aber schließlich sandte der Mörderhäuptling Tinonga einen Boten, der seine Zustimmung und friedliche Gesinnung zum Ausdruck brachte. Die neue Station wurde Joanggeng genannt.

Noch viel schwieriger war es, die Angehörigen und die Freunde der Erschlagenen des zuerst überfallenen Dorfes zum Frieden zu bewegen. Auch sie waren vom Christentum wenig berührte Heiden.

Sie wollten von ihrer Blutrachepflicht um keinen Preis abstehe. Die Christen erklärten ihnen: „Ihr habt Schutz bei uns gesucht. Durch euch wurden wir in den Strudel der alten bösen Art hineingerissen. Unsere drei Freunde fielen in eurem Interesse. Darum machen wir jetzt Frieden auf unsere Art. Wir verzichten auf Sühnegaben für unsere Erschlagenen und ihr müßt von der Rache lassen.“ Unser Recht auf Einsprache erkannten die Leute gern an, zu unseren Vorschlägen schüttelten sie die Köpfe. Sie sahen keine Möglichkeit des Friedens ohne vorherige Vergeltung.

Und ebenso dachten ihre Gegner. Die Furcht der Sieger vor Rache war nicht zu tilgen. Dennoch kam nach drei Monate langer, ununterbrochener Verhandlung am 10. April 1913 der Friede zustande. Die Überraschung des Tages für alle Beteiligten bestand darin, daß der Missionar die Sühnegrabe für die sieben zuerst erschlagenen Heiden bezahlte.

So etwas war unerhört. Tinonga erklärte, er könne es unmöglich annehmen, daß der an allem ganz unbeteiligte Missionar für ihn die Buße zahle. Er wurde von den Christen niedergeredet. Beschämt und sprachlos reichte der Mann seinen Todfeinden die Hand der Versöhnung. Von dem Missionar verabschiedete er sich mit den Worten: „Ich schäme mich, daß mir die Haare ausgehen.“

Man bedenke, daß der Mann ein abscheulicher Menschenfresser war! Man sage, was man will; es kommt doch ungeheuer viel auf die Art der Menschenbehandlung an. Viele, auch sehr ernste Christen, sind überaus schnell fertig mit ihrem Urteil über die bösen, abgefallenen Ungläubigen. Ob viele nicht weit mehr unwissende Heiden als abtrünnige Christen sind? Und ob wirklich schon alles geschehen ist zu ihrer Rettung? Unpredigen und Gerichtsverkündung sind nicht die einzigen Wege der Hilfe. (Aus Chr. Rejher, „Anutu im Papualande“.)

Wie sich eine Kameruner Gemeinde bewährt hat

Von Anna Rein-Wuhrmann

Klagend und voll Trauer sind wir Basler Missionsleute im Dezember 1915 von unserer Station Fumban abgezogen, und ganz mutlos blickten wir damals in die Zukunft. Wir klagten weniger um verlorenes Eigentum, als um unser Christenhäuflein, das uns bei unserer Wegführung wie eine hirtelose Herde vorkam. Hatten wir doch die Leute bis dahin immer als „Kinder“ angesehen und auch demgemäß behandelt. Sie waren, solange Missionare in Fumban waren, „geführte“ Menschen, und wir hatten in gewisser Beziehung die Verantwortung für ihr Tun und Lassen auf uns genommen. Deshalb auch bewegten uns bei unserem Weggang recht bange Fragen: Wie wird's den Christen gehen? Werden sie treu bleiben oder abfallen? Wird ihnen die kommende, führerlose Zeit zum Segen

oder zum Fluch werden? Ist nicht unser liebes, schönes Arbeitsfeld wie ein vom Hagel zerstörtes Kornfeld?

Nach und nach sind durch die Pariser Mission beruhigende Nachrichten zu uns hindurchgedrungen, und wir haben, im Gedanken an unser Gemeindlein in Fumban, aufgeatmet. Doch zu meiner großen Freude darf ich heute berichten, daß uns auch nicht die Hälfte gesagt worden ist, und daß in Fumban unsere Christen in trüber Zeit zu „Männern in Christo“ herangereift sind.

Als ich am 10. Juli 1920 mit einem Ehepaar der Pariser Mission in Fumban wieder einzog, haben wir leere Häuser gefunden. All unser schönes Mobiliar ist weg gewesen, und wir haben Lastenlisten mit bunten Stoffen überkleidet und sind auf diese „Lugusmöbel“ nicht wenig stolz gewesen. Einen Stuhl bekam ich von einem unserer Christen geliehen, und bei aller Armut waren wir doch noch reicher als der Menschensohn, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. War das Haus armseelig und leer, so empfingen uns doch die alten Gärten in ihrem schönsten Schmucke. Die Rosenbüsche spendeten reichlich ihre duftenden Blüten; von hohen Stauden nickten vielfarbige Georginen, und die morschen Gartenzäune waren liebevoll umspannen von glühenden Kapuzinern. Der Mangobaum auf dem Hofe verhiieß reiche Ernte, und die Gujavenstauden im Garten beugten sich tief zur Erde unter der Last ihrer reisenden Früchte.

Der Garten war so recht ein Bild der blühenden Gemeinde, und ich konnte es am Tag nach unserer Ankunft nicht hindern, daß mir in der Kirche beim Anblick all der vielen lieben Menschen die Tränen in die Augen sprangen. Freilich, unsere alte Kirche war seit unserem Weggang noch älter und baufälliger geworden, aber unsere Christinnen hatten es verstanden, die Blößen des alten Gotteshauses unter eine Menge von Blumen und Palmwedeln zu verbergen. Und das, was wir damals hörten, war uns so recht ein Beweis dafür, daß wir es mit einer lebendigen Christengemeinde zu tun haben würden.

In den folgenden Tagen bekamen wir auch einen Einblick in die Organisation der Gemeinde. Man legte uns die gut geführten Kirchenbücher vor und brachte namhafte Summen als Kirchensteuer der Christen und Christinnen. Zwölf „Älteste“, neun Männer und drei Frauen, hatten während der Abwesenheit der Missionare in der Kirche für Ordnung gesorgt und die Seelsorge mit einer Treue und Hingabe betrieben, die auch für uns vorbildlich sein kann.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft berichtete einer der Ältesten, ein Bruder des Königs, über das, was die Christen seit unserer Wegführung erlebt und ausgestanden hatten. Nachdem wir abgeführt worden waren, ließ der König Nzoya die Christen vor sich kommen und versprach ihnen großmütig „Religionsfreiheit“. Doch

schon zwei Tage später wurden die Gottesdienste verboten, und der König fing an, an den Christen sein Mütchen zu kühlen. Dieser plötzliche Umschlag der königlichen Stimmung kam so: Die englischen Soldaten hatten nach unserem Weggang in unseren Häusern an sich genommen was ihnen gefiel, und auf den Hof hinausgeworfen, was sie nicht brauchen konnten. Unter den verschmähten Gegenständen waren besonders Bücher und beschriebene Hefte, die von ehemaligen Schülern der Basler Mission mit Freuden zusammengesucht wurden. Ein Sohn des Königs, der auch die Missionschule besucht hatte, fand ein Heft in Bamumsprache geschrieben. Es hatte Missionar H. gehört und enthielt Aufzeichnungen über Bamum-Sitten und Hofzeremoniell. Der Prinz eilte mit dem interessanten Funde in das Gehöft des Königs und las seinem Vater einige Aufsätze daraus vor. Nzoga war wütend. Er sagte sich sofort, daß die Missionare nur durch Christen in den Besitz solcher Aufsätze hatten kommen können, nannte unsere Evangelisten und Lehrer Verräter und ließ bei allen Christen sofort eine Haussuchung nach ähnlichen Manuskripten anstellen. Sein Unternehmen war ohne Erfolg, doch wurde es der Auftakt zu einer großen Verfolgung, die an Raffiniertheit ihresgleichen sucht. Nzoga wußte wohl, daß er immer irgend eine europäische Regierung zu fürchten habe, deshalb ging er auch bei den Quälereien den Christen gegenüber sehr schlau zu Werke; doch war alles, was er ihnen antat, recht heidnisch grausam. Die Besten von ihnen mußten, wie gemeine Verbrecher, am Pranger stehen, viele wurden öffentlich auf dem Marktplatz geprügelt; andere kamen ins Gefängnis, wieder andere wurden verbrannt, und, was mich immer besonders betrübte, er zwang die Leiter der kleinen Christengemeinde, auf dem Marktplatz, vor allem Volk, Menschenfleisch zu essen. Dann wieder drangen königliche Diener in die Christenhäuser ein und nahmen an ihren Bewohnern zwangsweise mohammedanische Waschungen vor. Die Gottesdienste wurden gestört und den Heiden wurde erlaubt, ihre getauften Frauen aus der Kirche herauszuholen. Es scheint, daß besonders von dieser „Erlaubnis“ gern und ausgiebig Gebrauch gemacht wurde, und es müssen sich in unserer Kirche wüste Szenen abgespielt haben. Es haben denn auch die Frauen heidnischer Männer meiner Ansicht nach am grausamsten gelitten, und einige von ihnen tragen, so lange sie leben, die Spuren der eheherrlichen Mißhandlungen mit sich herum.

Mit all den Quälereien erreichte Nzoga doch nicht, was er zu erreichen hoffte. Die Christen, wenigstens die besten von ihnen, blieben treu. Deshalb schlug der König andere Wege mit ihnen ein: er beschenkte sie. Er gab ihnen Licker, Werkzeug und Sklaven. Er gab ihnen Geld und versprach ihnen Reichtum und Frauen. Er zog sie an seinen Hof und machte sie zu seinen Vertrauten. Die höchsten

Stellen und die verantwortungsvollsten wurden mit Christen besetzt, und an großer Schmeichelei ließ Nzoja es nicht fehlen. Sonderbarerweise schlug dieses ein, und der Abfall war allgemein. Durch all die Quälereien waren unsere armen Christen müde geworden und gingen bei dem „neuen Verfahren“ bereitwillig auf des Königs Wünsche ein. Sie besuchten mit ihm die Moschee und murmelten ihr: Allah, il Allah! Aber ihr Herz war nicht dabei. Wie Heimatlose lebten die Abgesessenen in ihrer Heimat. In geheimen Versammlungen stärkten sie sich bald gegenseitig wieder und berieten über ihre Zukunft. Es fehlte ihnen der Mut, selber vor den König zu treten und sich offen auf Jesu Seite zu stellen. Mose Deyab, einer der ehemaligen Hilfslehrer, sandte deshalb einen Geheimboten an den eingeborenen Pfarrer Modi Din nach Duala und bat um Hilfe. Modi Din kam sofort nach Tumban, konnte aber gegen des Königs Tyrannei nichts ausrichten, und nach seinem Weggang kam für unsere Christen eine noch grausamere Zeit als die erste. Dann kamen die Missionare Allegret und Schsner von der Pariser Mission. Sie wurden mit der schwarzen Majestät leicht fertig, stellten unser Gemeindlein unter den Schutz der Regierung, und alle Not hatte ein Ende. Die Christen waren durch alle Trübsal stark geworden, und viele von ihnen hatten sogar „den Segen der Trübsal“ erkannt. Eine Frau, deren Mann Heide ist, wurde sechs Monate lang auf dem Sklavenmarkt feilgeboten, obschon sie eine „Freie“ und aus königlichem Geblüt war. Viel entehrende Behandlung und sklavische Arbeit waren in diesen Monaten ihr Teil. Dennoch sagte sie mir eines Tages: „Nie in meinem Leben bin ich so glücklich gewesen und habe so von Herzen singen können wie damals, als ich eine nichts geltende Sklavin war. Jesus war immer an meiner Seite.“

So war natürlich für uns neueinziehende Missionare von Anfang an die Arbeit wunderschön, und unsere schwarzen Evangelisten und Lehrer waren Leute geworden, die man in den Beratungen um das Wohl und Wehe der Gemeinde nicht mehr übersehen konnte. Ich habe oft die Überzeugung gewonnen, daß viele von unseren Christen uns Missionsleuten im Christenlauf viel voraus haben, und ich habe mich oft vor vielen von ihnen recht geschämt. Sie sind von einer beispiellosen Treue, und ihr ganzes Leben ist von einem tiefen, schönen Ernst getragen, den sie wohl in den schwersten Stunden ihres Lebens bekommen haben.

(Deutscher Ev. Missionskalender.)

Osterfest in Usambara

Daß die Christen von Usambara in der Kunst, Feste zu feiern, während unserer Abwesenheit ein gut Stück weitergekommen sind, das habe ich in den Ostertagen gemerkt. Sie haben eigene Gedanken zur Darstellung gebracht. Nicht nur Ostern wollten wir feiern,

sondern es sollte Taufe und Konfirmation sein. Dazu waren die Nachbargemeinden eingeladen. Auch die Heiden waren gebeten zu kommen, je mehr, desto besser. Am Nachmittag des Ostersamstags war alles zum Empfang der Gäste bereit.

Als die ersten Gäste stellten sich die von Bungu und Lutindi ein. Droben am Berge, da, wo die Station zuerst sichtbar ist, machen sie ein wenig halt, nicht etwa um auszuruhen, sondern um durch ihren Posaunenchor den Christen da drunten in Buga ihren Gruß zu entbieten. Die haben sich unter ihrem lahmen Kapellmeister Bartimeo gar rasch gesammelt. Und kaum schweigt der Chor droben, so setzt der untere Chor zum Gegengruß ein. Das wogt so eine Weile hin und her. Dann aber steigen die Gäste in langen, geordnetem Zuge zur Station hernieder. Soweit es möglich ist, sind die Instrumente bekränzt. Dem Zuge voran geht der Fahmenträger mit dem Zeichen des Kreuzes, die Frauen haben Palmen oder Blumen in den Händen. Auf dem Kopfe tragen sie fast alle kleine Körbe, in denen ihr Beitrag zum Festessen verborgen ist. Aber um diesen Korb liegt ein frischer, grüner Kranz. Auf dem Rücken ruht bei den meisten dieser Frauen das jüngste der Kinder wohlgeborgen im Tragtuch. Singend ziehen sie auf die Station, singend ziehen sie an uns vorüber. Obschon wir am Wege stehen, werden auch wir Missionare kaum beachtet. Ich wundere mich im stillen darüber. Das mag Luka, der schwarze Pastor, wohl in meinen Zügen gelesen haben, denn er flüstert mir ins Ohr: „Die gehen erst zur Kapelle. So machen sie das immer.“ Bei der Kapelle angekommen, setzt die Musik wieder ein. Und nun ziehen diese Leute, die einen Weg von mindestens acht Stunden hinter sich haben, wohl ein dutzendmal singend und blasend um das Gotteshaus herum. Ein Choral nach dem andern, ein Lied nach dem andern erklingt. Ich staune über die Menge der Texte. Ob es in der Heimat wohl eine Gemeinde gibt, die in ihrer Gesamtheit so viele Choräle Vers für Vers auswendig zu singen vermag wie diese? Sicher sind sie nicht zahlreich. Dann endlich löst sich der Zug auf, und nun beginnt die Begrüßung. Wie strahlen diese Augen, und wie ehrerbietig und fröhlich zugleich nahen sie sich uns.

Als dann alles zur Seite getreten ist, gehe ich zur Kapelle. Da liegen all die Kränze und Blumen vor der Türe am Boden. Daneben steht ein einfaches, aus Bananenblatttrippen gemachtes Kreuz, über und über mit Blumen geschmückt. Luka Sefu freut sich an meiner Überraschung und sagt: „So ehren die Gäste immer zuerst Gott in seinem Hause und grüßen ihn mit Kränzen und Blumen.“ Was für ein feiner Gedanke liegt in dieser schlichten Ehrung! Gott ist es, der ihnen durch die Erkenntnis Christi aus der Finsternis zum Licht verholfen hat, das merken sie wohl. Ich dachte an die großen Scharen, die droben von allen Enden der Erde um den Thron des Lammes

stehen, ihm ihre Huldigung darbringend dafür, daß es sich würgen ließ für die Sünden der ganzen Welt. Mir ward es ganz beweglich zumute im Gedanken an das, was ich soeben erlebt hatte. Nicht lange darnach wurde es droben am Berge aufs neue lebendig. Bumbuli war im Anmarsch. Und der Einzug der Festgäste von da vollzog sich in derselben Weise wie vorhin. Auch ihr erster Gruß galt dem Gotteshaus, und dann erst kamen wir an die Reihe. Immer wieder mußte ich denken, wie reich diese Menschen durch das Evangelium geworden sind. Aber ich freute mich auch darüber, daß sie die Erkenntnis haben, daß sie dem Evangelium all diesen Reichtum verdanken.

Am Ostermorgen geht die Gemeinde hier immer frühe zum Friedhof. Damit die Christen wissen, wann es Zeit ist, wird lange vor Sonnenaufgang geläutet. Sieghaft klingt unser Glöcklein ja schon lange nicht mehr, denn es ist gesprungen und seine Stimme ist ganz heiser geworden. Unsere Gemeinde, dazu die Gäste, ließen nicht auf sich warten. Unter Posaunenbegleitung sangen wir „Wach auf, mein Herz“ und schritten zum Friedhof. Vor dem Eingang stimmten wir dann „Laßt mich gehen“ an. Der Friedhof war schön gereinigt. Zunächst las ich aus dem 118. Psalm einige Verse vor. Dann stimmten wir „Jesus, meine Zuversicht“ an. Darnach las ich das Osterevangelium und sprach an der Hand des Wortes aus Offb. 1: „Fürchte dich nicht, ich bin der Erste und der Letzte“ über die Ostertatsache und ihre Folgen für uns. Mit „Wachet auf“ schloß diese Feier. Dann eilte alles heim, um für die Hauptfeier zu rüsten.

Die Kapelle war für die Gäste und uns viel zu klein. So zogen wir in den Schatten der Bäume, die nebenan stehen und in ihrer Fruchtfülle einen lieblichen Festschmuck boten. Während so zugerüstet wurde, zogen von Mbosi, Kwamuenda, Ubili, Ngwilo die Festteilnehmer singend zu unserer Höhe herauf. Durch solch ein „fröhliches Getümmel“ wird ganz gewiß das unwohnende Heidentum wach, und mancher kommt, angezogen durch die freudigen Töne, mit zum Fest. Rasch füllt sich zur festgesetzten Stunde der Platz hinter der Kapelle mit Menschen. Was auf den Bänken nicht Platz findet, lagert sich ins grüne Gras. Dann erscheinen, geführt von Missionar Johansen und Luka Sefu, die Täuflinge und nehmen auf ihren Bänken Platz. Die Liturgie, die diesmal recht lang ist, hält Luka. Er hat sie durchaus evangelistisch werbend gestaltet. Es liegt ihm diesmal offenbar mehr an den Heiden, die gekommen sind; die Christen finden dabei schon ihr Teil. Aber den Heiden muß er heute zeigen, was es mit dem Evangelium für eine Bewandnis hat. In seiner freundlich gewinnenden Art wendet er sich an sie und bittet sie, doch ja recht aufzupassen, damit sie merken, was für eine Gabe das Evangelium für sie sei. Dann stimmt die Gemeinde das Lied an: „Hal-

Ieluja, jauchzt, ihr Chöre“, wobei die einzelnen Verse laut vorgelesen wurden. Dann trug der Wugachor mehrstimmig „Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht“ vor. Darauf folgte durch Luka die Mahnung an alle, doch ja nicht den Reichtum der Güte Gottes zu verachten, die dann in das schlichte Bußbekenntnis vor Gott ausklang. Mit einem Vers von Luthers Bußlied: „Aus tiefer Not“ antwortete die Gemeinde. Der darauffolgende Gnadenspruch erinnerte uns alle so recht an die Karfreitagsnot des Heilandes: Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und Mühe mit deinen Missetaten usw. Ein kurzes Dankgebet war die Antwort. Dann las Luka Joh. 3, 1—8 vor. Doch nicht so, daß er den genauen Wortlaut der Stelle brachte, sondern offenbar um der Heiden willen kurze treffende Erklärungen und Überleitungen einflocht, so daß den meisten verständlich wurde, was Nikodemus suchte und Jesus ihm offenbarte. „Seht, auch wir bringen diese unsere Täuflinge zu Gott,“ sagte Luka und ließ von der Gemeinde das Tauflied singen: „Liebster Jesu, wir sind hier, deinem Worte nachzuleben.“

Dann leitete Luka in geschickter Weise zur Hauptbedeutung des heutigen Tages über, er redete von dem Kampf, den sie einst alle gegen Tod und Teufel geführt, und bei dem sie stets die Besiegten geblieben seien. Da sei ihnen nun ein Helfer erstanden, der habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. Jesus heiße er. Wie es nun in den Herzen von denen, die Jesu Jünger sind, aussieht, das soll euch jetzt gleich gezeigt werden, so wandte er sich wieder unmittelbar an die Heiden. Darauf rief er eine der Konfirmandinnen: „Laura, komm!“ Das Mädchen setzte sich ans Harmonium. „Jetzt singen wir alle das Lied: ‚Eines wünsch' ich mir vor allem andern‘,“ rief Luka mit lauter Stimme der Versammlung zu. Die einzelnen Strophen sagte er vor, Laura spielte, die Gemeinde aber sang kräftig mit. Es mag vielen unter den Heiden etwas ganz Gewaltiges gewesen sein, daß an dem Instrument eine der Ihrigen saß und ihm solche wunderbare Töne entlockte. Es folgte die Verlesung des Evangeliums, das den Taufbefehl enthielt, worauf die Gemeinde mit „Ehre sei dem Vater und dem Sohne“ usw. antwortete. Nach einem ganz kurzen Gebet redete Luka aufs neue die Heiden an, indem er sagte: „Das, was euch die Laura da vorhin gezeigt hat, ist erst der Anfang der großen Freude. Diese hat ihren Ursprung darin, daß der Herr Jesus gestorben und begraben ist, genau wie uns allen das noch bevorsteht. Aber er ist auferstanden. Das Grab hielt ihn nicht. Darum singen wir nun Osterlieder. Und ein solches soll jetzt gleich die Gefährtin der Laura vorspielen. Lea, komm, setz dich ans Harmonium!“ Die Gerufene kam, und von ihrem Spiel geleitet, sangen wir: „Erschienen ist der herrlich Tag.“ „Aber die da vor euch auf den Bänken sitzen, haben auch sonst noch allerlei gelernt. Steht einmal auf und

sagt einiges auf.“ Die kleine Schar erhob sich und sagte eine ganze Reihe Bibelsprüche auf. Darauf sang der gemischte Chor von Lutindi: „Halleluja, schöner Morgen.“ Die einzelnen Verse wurden gut gesungen. Die Täuflinge sagten nun die Gebote, den Glauben und die Erklärungen Luthers dazu auf. Bei dem mancherlei Auftragen mag es dem einzelnen Fremdling wohl etwas bänglich zumute geworden sein. Im stillen hat sich vielleicht mancher Heide gesagt: „Christ werden ist eine schwere Sache. Das lernst du nie!“ Da war es dann freilich tröstlich, daß unter denen, die da aussagten, nicht nur junge, sondern auch ältere Leute waren; saß doch die alte Schwiegermutter von Luka Sefu auch unter ihnen. Nachdem auch der Taufbefehl ausgesagt war, sammelte der Bumbuli-Chor sich nach vorne und sang die vier Verse des Liedes: „Mein Schöpfer, steh mir bei!“ vor. Ehe nun Luka Sefu dem Missionar Johanssen Platz machte, wandte er sich an die Christen und sagte: „Ihr wißt ja, wie es mit der Taufe gehalten wird, denn oft genug habt ihr es gesehen. Darum steht jetzt einmal von euren Plätzen auf und seht, wo ihr unterschlüpfen könnt, denn da, wo ihr sitzt, sollen nun die hin, die so etwas noch nie gesehen haben.“ Und wirklich, ohne das Gesicht in mürrische Falten zu legen, standen sie still auf und suchten dem Befehle nachzukommen. Dann wandte sich Luka an die Heiden und sagte: „Jetzt bitte ich euch, nach hier zu kommen. Da könnt ihr genau beobachten, was nun geschieht. Denn es ist euch sicher erzählt worden, daß die Täuflinge begraben wurden, und manches andere dazu. Da habt ihr also Gelegenheit, dieses Gerede auf seine Glaubwürdigkeit zu prüfen. Bitte, kommt, laßt euch nicht lange nötigen!“ Wie aufmerksam ist doch dieser Mann seinen Gästen gegenüber! Und wirklich, die Heiden standen auf und nahmen den freigewordenen Platz ein. Während dieses Augenblicks erschien der Häuptling von Wuga, im langen, schwarzen Mantel, von einigen Beamten begleitet, im Gottesdienst. Schnell lief einer der Christen hin und holte einen ordentlichen Stuhl für ihn. So saß er dem Taufbecken gerade gegenüber. Nun führte Missionar Johanssen die eigentliche Taufhandlung weiter, indem er sich zu den Versammelten wandte und sagte, wie einst dieses Wort des Herrn Jesus nach Wuga gekommen sei. Seit dieser Zeit sei der Krieg zwischen Jesus und den finsternen Mächten. Und eine ganze Reihe von euch haben sich auf die Seite des Herrn Jesus gestellt und dem Teufel abgesagt. Ihr werdet, wenn ihr gut aufhört, hören, daß auch diese mit ihm nichts mehr zu schaffen haben wollen. Laßt einmal hören, wie ihr es in Zukunft zu halten gedenkt! Sofort erklang mit lauter Stimme die Absage an den bösen Feind. Auf die Frage: „Wollt ihr getauft werden?“ erfolgte ein lautes „Ja“. Zu zweien traten sie an den Taftisch und ließen sich taufen. Durch ein Gebet leitete Missionar Johanssen zur zweiten Feier

über. Denn jetzt galt es, eine Schar junger Christen durch die Konfirmation in die Zahl der selbständigen Glieder der Gemeinde aufzunehmen. Daß dies der Gemeinde eine große Freude bereitere, brachte sie dadurch zum Ausdruck, daß sie anstimmte: „Lobe den Herren, o meine Seele.“ Darauf bekannte die junge Schar den Glauben, die Gebote, endlich ihren Entschluß, dem Teufel und all seinem Wesen abzusagen. Unter Handschlag wurden sie darauf in die Gemeinde aufgenommen. Jeder erhielt dabei seinen besonderen Spruch. Den Abschluß dieser Feier brachte der Lutindi-Chor, indem er die Motette: „Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist“ anstimmte. Nun folgte noch etwas besonders Liebliches. Juda Schemahonge, der treue Koch von Familie Gleiß durch lange Jahre, hatte vor Jahren seinen Sohn nach heidnischer Weise beschneiden lassen. Die ihm danach geborenen beiden Mädchen waren insolgedessen noch nicht getauft. Jetzt hatten die Gemeindeältesten der Usambarakirche nach der christlichen Gemeindeordnung die Bitte um Taufe zu erfüllen erlaubt. Die ältere von den beiden hatte immer schon gebeten: „Ich möchte doch so gerne getauft werden! Wann kann es wohl sein?“ Es sah niedlich aus, wie nun die Kleine niederkniete und auf den Namen Elisabeth die Taufe empfing. In sinniger Weise schloß der gemischte Chor von Wuga diesen Teil der Feier, indem er ein Lied von der Kraft des Blutes Jesu vortrug. Zum Schluß wurde dann noch die Ehe unseres Wäschers Toma mit seiner soeben getauften Margarete kirchlich eingesegnet. Es macht sicher auf die Heiden einen starken Eindruck, wenn sie sehen, wie die Christen Gott auch ihr Eheleben anbefehlen und vor seinem Angesicht gemeinschaftlich zu wandeln geloben. Weil dazu aber Gottes Kraft in den Herzen wirksam sein muß, darum sang der Bumbulichor die verschiedenen Verse des Liedes: „Ich will streben nach dem Leben, wo ich selig bin.“ Darauf sang die ganze Gemeinde den Vers: „Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr.“ Mit dem Segen des Herrn wurde die ganze Versammlung entlassen.

Mehr als zwei Stunden hatten alle ausgehalten. Bei manchem mochte sich der Hunger eingestellt haben. Das wußte Luka. Darum rief er mit lauter Stimme: „Es soll hier heute niemand hungrig heimgehen. Wir haben viel Speise bereitet. Ihr lieben Gäste, stellt euch einmal zusammen, damit wir euch verteilen können.“ Das geschah. Und nun war es fast wie einst bei der Speisung zu des Heilands Zeiten. Hier lag ein Häuflein im Grase unter dem riesengroßen, alten Würgefeigenbaum und ließ es sich schmecken, und dort lag ein anderes und schmaßte nach Herzenslust. Nach einer langen Pause versammelten sich dann die Gäste vor der Druckerei, und nun kamen aus den verschiedenen Gemeinden noch einzelne und legten ein kräftiges Zeugnis ab. In den Pausen sangen die verschiedenen

Chöre ihre meist gut eingeübten Stücke. Mit welcher Freude singen doch unsere Leute! Im höchsten Maß aber staunte ich, als der Lehrer von Ngulwi mit seiner kleinen Schar antrat und nun zweistimmig „Die goldne Sonne“ vortrug, und zwar fast alle Verse dieses wunderschönen Liedes. Wie würde sich der Dichter Paul Gerhardt gefreut haben, wenn er das so hätte hören können. Denn alle diese Verse waren von den Sängern auswendig gelernt worden. Als dann die Gemeinde durch ein kurzes Gebet von Luka Sefu verabschiedet worden war, kamen in ausgiebiger Weise die Posaenchöre zu Worte. In Reih' und Glied marschierten sie über den Hof. Nachdem sie sich müde gelaufen hatten, teilten sie sich in zwei Gruppen. Und jetzt begann der edle Wettstreit. Die meisten der Gäste blieben und lauschten. Als es anfang, dunkel zu werden, hörte ich ein kleines Mädchen zu seiner Mutter sagen: „Hier ist es so kalt, ich möchte nach Hause.“ Die Mutter aber meinte gelassen: „Ich kann hier nicht weg, ich muß hier bleiben. So etwas hört man so bald nicht wieder. Geh' nur allein heim.“ Doch mußte endlich geschieden sein. Mit einem Herzen voll Freude sind sicherlich an diesem Abend viele von den Hörern zu Bett gegangen. Früh am zweiten Ostertag sind dann unsere fröhlichen Chöre heimgezogen. Wir aber hatten einen schönen, stillen Tag für uns.

(W. Hosbach.)

Gesunde Gemeinden - Missionsgemeinden

Missionar Klamroth zog im Januar 1902 mit drei Kondechristen aus, um mitten in heidnischer Umgebung die Station Milow zu gründen. Als er sie allein lassen mußte, wurde ihnen das Herz schwer. Eines Samstagabends kamen die drei zu Bruder Nauhaus in Wangemannshöh ins Zimmer. Das war ein schwerer Schlag für den. Also doch überschätzt! Allein der Gemeinde, die jene drei gestellt, ließ der Missionar das erste Wort. Ohne weiter viel über die Sache mit den dreien zu sprechen, ließ er sie in ihre Hütten gehen.

Der Sonntag kam herauf, und ehe noch die Kirchenglocken riefen, da war es schon bekannt im Dorfe: „Unsere Pangwakolonisten sind zurück!“ Der Gottesdienst war vorüber. Schweigend war der Missionar in sein Haus zurückgegangen. Da versammelten sich die Männer, und es wurde viel Rats gepflogen an diesem Tag in Wangemannshöh.

Am Montagmorgen treten die Männer der Gemeinde vor den Missionar und sprechen: „Unsere Brüder sind schwach geworden und haben den Posten verlassen, auf dem sie hätten aushalten sollen in guten und bösen Tagen. Diese Schuld trifft uns alle. Siehe, hier sind drei andere Männer, die bereit sind, noch heute Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen und zu den Pangwa zu gehen, damit die Schuld von der Gemeinde genommen werde.“ — Ja, du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen.

Zwei Tage wartete man noch auf Anraten des Missionars, die Gemeinde feierte zusammen das heilige Abendmahl, und dann brachen die drei auf. Und die haben den Posten gehalten, auf den sie der Herr und die Gemeinde gestellt.

(Miss.-Insp. Beyer, Miss. und Pfarramt. 1921. S. 46 f.)

Ein den Soldaten imponierender christlicher Chinese

Wie viele herrliche Weihnachtsfeiern haben wir im Soldatenheim erlebt! Ich sehe sie noch immer vor mir, die Männer der Scharnhorst, der Gneisenau, der Emden, unter ihnen den Admiral Spee mit seinen Offizieren — wie viele von ihnen liegen bei den Falklandinseln auf dem Meeresgrunde! —, wie sie so gern den Ansprachen unserer chinesischen Prediger lauschten, die Br. Kunze und ich ihnen übersetzten, nachdem wir oft erst in langer Arbeit die Reden mit ihnen vorbereitet hatten. Namentlich unser alter Ding Si Hau, der seines Alters wegen seinen Abschied genommen hat, und den unsere Seeleute den „ollen Kung Dse“ (Konfuzius) nannten, hatte es ihnen angetan mit seinen prächtigen, seltsamen Bildern aus Chinas Vergangenheit und seinem herzergreifenden Zeugnis für den Heiland, der ihm nach langer Irrfahrt durch buddhistische und taoistische Wüsten als der Retter seiner Seele erschienen war. Und daß der liebe Alte so köstlich und gemütsfrisch von jedem Deutschen, der vor ihm saß, annahm, er trage eine besonders starke Liebe zu seinem Heilande im Herzen, das fesselte den Mann, der vielleicht seit seiner Kindheit nicht mehr an den Herrn gedacht hatte: „Da sagt solch ein oller Chinese, wir sollen an den Heiland glauben! Kinder, det imponiert mir!“

(Sup. Voskamp. BMB. 1916. S. 61.)

Sie leuchten nicht

Der alte Tsh lan paß, der einen richtigen Blick für etwaige Schäden in der Gemeinde (Tschaf schaf in der Kantonprovinz) hat, machte den Missionar Kohls darauf aufmerksam. Als der ihn fragte, woran er denn den Mangel erkenne, sagte er mit Bezug auf die Gemeindeglieder, an die er dabei dachte: „Sie leuchten nicht!“ Ein Christ, der nicht leuchtet, zeigt irgendwo ein Defizit in seinem Glaubensleben, das war seine Meinung.

(Aus Glüer. BMB. 1922. S. 88.)

Christlicher Volksdienst im Heidenlande

Am ersten Pfingstfeiertage bat unmittelbar vor dem Gottesdienst der Häuptling Daudi Shemueta um die Erlaubnis, nach dem Schlußgefang ein kurzes Wort an die Gemeinde richten zu dürfen. Ich kannte ihn als einen, der wohl wußte, was in einen Gottesdienst gehört und was nicht, so wurde ihm die Erlaubnis gern gewährt. Aufmerksam hatte die Gemeinde der Auslegung des großen Pfingst-

wunders gelauscht, mit dem Segenswort war der Gottesdienst geschlossen worden, — da machte sich der Häuptling Daudi von einer der hinteren Bänke auf, ging durch die Reihen hindurch nach vorne, sah sich da unter den Frauen um und rief dann: „Apia, gib mir das Kind!“ Dann nahm er sorgfältig ein kleines, elendes Würmchen in seine Arme, hob es auf und zeigte es nach allen Seiten hin: „Seht euch alle das Kindchen an! Es wird in der Gemeinde so viel geredet, daß ich dies Kind in mein Haus genommen habe, viel Schlechtes und Unverständiges. Ich will euch jetzt sagen, warum ich das Kind in mein Haus genommen habe.“

In den Tagen vor Himmelfahrt war meine Frau in das Mangoi-Tal gegangen, um Verwandte zu besuchen. Als sie in das Dorf kam, sah sie eine ganz verkommene Frau mit einem jämmerlich elenden Kindlein auf dem Rücken. Das Kind hatte nichts am Leibe, nur mit einer dünnen Schnur festgebunden hing es auf dem Rücken der Mutter. Meine Frau fragte die Leute: „Was ist mit der Frau, warum ist sie so abgemagert? Und das Kind hat ja nur Haut und Knochen!“ Der Anblick des Kindes tue ihr weh; sie möchte sich des Kindes wohl annehmen. Da lachten die Heiden: „Die Frau ist ja eine Berrückte, um die braucht man sich nicht zu kümmern.“ Meine Frau fragte nach dem Vater des Kindes — keiner weiß es. Sie sagen: Die Frau hat schon ein Kind gehabt, das hat sie im Busch unter den Ameisen liegen lassen, da ist es verkommen. Als meine Frau heimkam, sah sie sehr traurig aus. Sie erzählte mir: „Ich habe etwas sehr Trauriges im Dorfe gesehen, das geht von meinem Herzen nicht weg; ich kann die irrsinnige Frau und das elende Kind nicht vergessen.“

Am Himmelfahrtstage ging ich nach unserer Feier auf dem Berge nicht mit euch zurück; ich ging mit meiner Frau weiter nach Mangoi, wir hatten da noch einen besonderen Gottesdienst. Als ich in das Dorf des Häuptlings kam, da sehe ich die Frau. Sie hat ja kein Heim, sondern treibt sich überall herum. Ich sah sie in ihrem ganzen Elend. Da wurde ich zornig und suchte den Häuptling auf. Ich muß es offen bekennen: ich habe nicht christlich mit ihm geredet; ich habe ihn heftig gescholten, denn ich war zornig. Ich rief ihm zu: „Ihr Mohammedaner seht in eurem Lande nicht auf Ordnung! Warum kümmert ihr euch nicht um die Elenden in eurem Dorfe? Warum laßt ihr eine Frau und ein Kind hier so verkommen? Wenn die Frau irrsinnig ist, dann müßt ihr dafür sorgen, daß sie zur Pflegestätte für Geistesranke nach Lutindi gebracht wird, und auch für das kleine elende Kind müßt ihr sorgen, daß es in rechte Pflege kommt.“ Der Häuptling antwortete mir: „Du hast recht, aber das ist Sache der Verwandten, sich um die Frau und das Kind zu kümmern; das geht uns nichts an.“ Da habe ich ihnen gesagt: „Wenn keiner von euch sich des Kindes annehmen will, dann will ich es zu mir neh-

men. Aber dann muß es mir völlig übergeben werden, so daß die Verwandten auch später kein Anrecht auf das Kind geltend machen können. Dann will ich es zu Jesus bringen, daß es getauft wird, und will mit meiner Frau das Kind pflegen und es aufziehen; es liegt mir auf dem Herzen, daß das Kind von der Mutter nicht getötet wird. Macht es, wie ihr es für recht haltet; aber wenn ich höre, daß das Kind umgekommen ist, dann werde ich zu euch kommen und das Kind von euch fordern.“

Nach zwei Tagen kam ein Christ unserer Gemeinde in das Mangoi-Tal und brachte mir das Kind, die Verwandten hatten es ihm übergeben, damit er es zu uns trage. Zwei Tage, nachdem ich mit dem Häuptling gesprochen, hatte die Frau das Kind im Busch liegen gelassen. Der Häuptling hörte das und ließ die Verwandten rufen. Sie sind dann eins geworden, das Kind zu uns zu bringen.

Seht, das ist das Kind. Wir haben es aufgenommen, weil keiner sich seiner annehmen wollte, und weil es unter den Heiden ganz gewiß verkommen wäre. Wir haben es um Jesu willen aufgenommen, wir konnten nicht anders.“

Mit diesen Worten legte er das Kind wieder der Apia in die Arme und ging mit freudigem Blick an seinen Platz zurück.

Das war menschlich ganz unbeabsichtigt, aber von Gott gewirkt, ein ganz besonders eindrucksvoller Abschluß unseres Pfingstgottesdienstes. Nach dem Worte, das wir in der Predigt vernommen, spürten wir in dem Zeugnis des jungen Christen noch ganz unmittelbar etwas von dem Wehen des Geistes aus der Höhe. Was war das für eine warme, tatkräftige Liebe, die er in dem schwachen, menschlichen Gefäß geweckt hatte; wie ein scharfer Sturmwind und wie feurige Zungen waren die Worte des Häuptlings Daudi an die Herzen der Mohammedaner und Heiden gedrungen: da stand ein junger Mann mit seiner Frau vor uns, bei dem Gottes Geist nach vielen Kämpfen und manchen Irrwegen begonnen hatte, das steinerne Herz in ein fleischernes zu wandeln. (Missionar B. Wohlrab.)

Durch Liebe für die Mission gewonnen

Eines Tages kam ein gebildeter Europäer zu mir und bat mich, auf seiner Farm eine Missionsstation anlegen zu wollen. Als er sah, daß ich mich über die Bitte wunderte, sagte er: „Ja, sehen Sie, ich war ein Feind der Mission, und jetzt bin ich ein Freund derselben geworden. Das ging so zu. Vor einigen Jahren kam ich nach Afrika und wollte, wie so viele, schnell reich werden. Nach vielem Hin- und Herwandern kam ich auch hierher nach dem ungesunden Tieflande, um Gold zu suchen, wurde aber von dem bösen Malariafieber so schrecklich erfaßt, daß ich nicht weiter konnte. In den Heidenkrälen fand ich nicht die nötige Pflege, und so schleppte ich mich in dem hei-

ßen und wüsten Lande hoffnungslos weiter. Da kam ich eines Tages an ein nettes Dörfchen eingeborener Christen, das zu Medingen gehört. Der Vorsteher, Paulus Monafga, nahm mich sehr freundlich auf und pflegte mich mit rührender Treue und Aufopferung, bis ich gesund war. Als ich besser war, brachte er mich wieder auf den Weg und nahm trotz allen Bittens keine Bezahlung für seine Bemühungen, die er mit mir gehabt hatte. Er sagte mir als Erklärung: „Ich war als Heide ein sehr böser Mensch und habe durch mein Zauberwesen viele Menschen in Not und Unglück gebracht; durch die weißen Missionare aber bin ich zu Jesus geführt worden, habe Frieden gefunden und bin ein sehr glücklicher Mensch geworden. So oft mir nun Gelegenheit gegeben wird, einem weißen Menschen wohl zu tun, tue ich's gerne. Gehe du nun hin und tue dasselbe an meinen Stammesgenossen, das soll mein Lohn sein.“ — „Das ganze Leben und Treiben dieser christlichen Eingeborenen,“ fuhr der Bittsteller fort, „machte einen so wohlthuenden Eindruck auf mich, daß ich gerne diesen christlichen Einfluß auch unter meinen Schwarzen haben möchte, die auf meiner Farm wohnen.“

(Miss. J. Reuter, Mission und Pfarramt. 1909. S. 15.)

Ehrlichkeit

Auf einer Strafexpedition im Kondeland am Njasasee war Vieh von den Eingeborenen zusammengetrieben worden, um dann versteigert zu werden. Einer der Erstlinge der Berliner Mission, Ipiana Vituganile, hatte sich dabei billig eine Kuh erstanden zum Ersatz für sein an der Rinderpest eingegangenes Vieh. Als er diese Kuh voll Freuden heimtrieb, sah ihn ein Kondemann und erkannte seine ihm abgenommene Kuh. Voll Zorn und Schmerz sah er Ipiana nach; und seine Augen füllten sich mit Tränen. Da war's bei Ipiana um die Freude an der billig erworbenen Kuh geschehen. Bald erklärte er seinem Missionar, er müsse die Kuh dem früheren Eigentümer zurückbringen. „Aber du hast sie ehrlich gekauft,“ wandte der Missionar ein, „du brauchst das nicht zu tun!“ Ipiana antwortete: „Wie kann ich die Kuh behalten; ich habe die Träne im Auge meines Bruders gesehen.“ Der Heide begriff nicht, wie ihm geschah, als Ipiana ihm die Kuh zurückbrachte. Er meinte erst, es sei auf seine Verhöhnung abgesehen. In der praktischen Nächstenliebe Ipianas hat er etwas gespürt von dem Kommen des Reiches Gottes.

(Miss.-Inspr. Glüer, Mission und Pfarramt. 1908. S. 136.)

Antworten in Bibelfunden

(Matth. 4, 9)

Ich war oft erstaunt über Antworten, die ich in den Bibelfunden oder in den Andachten erhielt. Als 1912 Inspektor Arenfeld zur

Bisitation bei uns weilte — ich war damals in Mwakaleli —, führte uns der Helfer Jakobo seine Katechumenen vor. Er behandelte die Geschichte von der Versuchung des Herrn (Matth. 4), und zwar das Wort: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Er erklärte den Leuten, daß der Teufel ein Lügner von Anfang ist, und fragte dann, worin die Lüge des Teufels bestehe. Er erhielt verschiedene Antworten, die er aber alle abwies, und wir waren sehr gespannt, was wohl dabei herauskommen würde. Schließlich sagte dieser Helfer: „Die Lüge bestand darin, daß der Teufel dem Herrn etwas versprach, was ihm gar nicht gehörte.“ Inspektor Arenfeld war über diese Erklärung hoch erfreut und sagte zu mir, diese Erklärung hätte er in keinem Kommentar gefunden.

(Miss. Tramp-Bulongwa, Ostafrika, Mission und Pfarramt. 1925. S. 105.)

Gebetserhörung und Rettung

„Es wird dir kein Übles begegnen und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen.“ (Ps. 91, 10.)

Darüber wird aus Johannesburg (Transvaal) eine Geschichte erzählt: Als nach dem Untergang der „Vusitania“ im Mai 1915 die Wut der Engländer sich in allen Ländern des britischen Weltreiches an der hilflosen deutschen Bevölkerung ausließ, wurden in Johannesburg ganze Straßen von der wütenden Menge niedergebrannt. Viele Deutsche verloren ihre Habe und wurden in wenigen Stunden zu Bettlern. Was nicht verbrannt wurde, wurde geraubt. Englische Soldaten waren die Haupttäter, eingeborenes Gefindel kam hinzu, und die Polizei sah dem wüsten Treiben untätig zu oder bot gar noch hilfreiche Hand dabei. Auch zur Missionsstation zogen die plündernden Haufen und schrieten: „Schlagt die Deutschen tot!“ Wie die Gefahr stieg, kam ein wohlgesinnter Engländer, der sich dieses Treibens schämte, ein Quäker, zu den Unfrigen und bat sie, ihm zu folgen. Auch treue Eingeborene redeten ihnen dringend zu; so verließen sie kummervoll die Stätte ihres gesegneten Wirkens, in der gewissen Erwartung, sie höchstens als einen Schutthausen wiederzusehen. Schon brannten rund umher die deutschen Niederlassungen. Auf der Veranda des Missionshauses standen eingeborene Christen und sahen erregt dem Schauspiel zu. Gerade die Missionsstation war das Ziel der Mordbrenner; und sie war eigentlich nicht zu verfehlen; denn sie trug an der Tür ein Schild: „Berliner Mission“. Aber wunderbar: der Haufe drehte dem Hause den Rücken zu und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Hätte nur einer aus ihnen sich umgedreht, so hätte er das Schild sehen müssen. Aber hinter ihnen lag eine eingeborene Christin auf den Knien und betete fortwährend: „Ach, Herr, schlage sie doch mit Blindheit!“ Und Gott hörte ihr Schreien. Wie das ruchlose Volk in Sodom, klein und groß, die Türe

zu Vots Haus nicht finden konnte, also daß die Boten Gottes wohl bewahrt blieben (1. Mose 19, 11), so stürmte hier der Haufe an der Missionsstation vorüber und stürzte sich auf ein gegenüberliegendes Haus. Einige Gemeindeglieder holten schnell einen Schraubenzieher, entfernten unbemerkt das verräterische Schild und strichen etwas Farbe auf den Fleck, so daß das Haus auch weiterhin unerkannt blieb. Als endlich der Tumult in der Stadt sich legte und die Obrigkeit wieder für Ordnung und Sicherheit zu sorgen anfang, da konnten auch unsere Geschwister zurückkehren. Wer beschreibt ihr Erstauen, als sie die Station völlig unversehrt fanden! Wie sie aber zum Fenster hinaussehen, da liegt gegenüber in Trümmern — ein englisches Warenhaus! (Unter Gottes Hut in Südafrika. BMB. 1920. S. 130.)

Scheinbares Gottversuchen, und doch erhört

Von Gebetserhörungen könnte man manches berichten. Es ist, als ob Gott hier auf dem Missionsfelde trotz der oft noch schwachen Erkenntnis, aber um des festen Glaubens willen, sich zu den Bitten seiner Kinder besonders bekennt. In der Nähe der Zianggen-Stadt war ein Christ, der vor kurzem erst getauft worden war, gestorben. Die ganze Verwandtschaft war noch heidnisch, nur ein Sohn war vor Jahren schon in Hongkong getauft worden. Etwa vierhundert Menschen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Alles war neugierig, was nun werden würde. Der Sohn war noch rechtzeitig aus Hongkong eingetroffen und hatte seinen bestimmten Wunsch ausgesprochen: Der Vater sei Christ gewesen und müsse nach christlicher Sitte beerdigt werden. Keine Taoistenpriester, keine Räucherstäbchen, kein Totenopfer. Das war ja beinahe wie die Beerdigung eines Verbrechers fern von der Heimat. Da konnte man ja gespannt sein. Aber die Christen waren nicht müßig gewesen. Schon frühzeitig war eine ganze Anzahl aus der Stadt mit der Bibelfrau eingetroffen, hatten Fahnen und sonstige Beerdigungssachen mitgebracht. Nun wollte aber keiner der Heiden die Leiche anrühren. Das war doch zu gefährlich, denn niemand hatte ja den Geistern die gehörigen Opfer gebracht. Kurz entschlossen legte der Sohn selbst Hand an, da halfen dann auch zaghaft einige andere Verwandte. — Die ganze Nacht hatte es schon in Strömen geregnet und regnete immer noch weiter. Der Beerdigungsplatz war über eine Meile weit. Bekümmert schaute alles nach dem Himmel, ob es nicht bald nachlassen würde. Da ließ sich ein besonderer Vorläufer vernehmen: „Ach denke, der Gott der Christen ist allmächtig? Sollen ihn die Christen doch bitten, daß er endlich aufhören läßt zu regnen!“ Das hörte die Bibelfrau Ynn Fuk sang nyong. Und sofort antwortete sie in ihrer impulsiven Art: „Glaubt ihr etwa, unser Gott kann das nicht? Ruft gleich die Christen zusammen, wir wollen alle niederknien zum Gebet.“ In dem

Augenblick trat der Gehilfe Jen gwui ein. Der war nicht wenig erschrocken, als er erfuhr, worum es sich handelte. Wie, wenn Gott nun nicht das Gebet erhörte, angesichts dieser Hunderte von Heiden? Zur Bibelfrau gewendet, sagte er: „Das hättest du nicht tun sollen, es kommt mir so vor, als sei dies ein Gottversuchen.“ Kleinlaut mußte die ihm recht geben. Nachher hat sie mir auch erzählt, sie habe sich vom Augenblick hinreißen lassen, aber in ihrem Herzen zu Gott geschrien, er möge ihr diese Sünde nicht anrechnen und nicht entgelten lassen, was sie im Übereifer gefehlt. Zitternden Herzens hat dann der Gehilfe auf den Knien gebetet, und Gott hat das Gebet erhört. Als man nach dem Gebet ins Freie trat, hatte der Regen schon etwas nachgelassen, und als man nach der Trauerfeier sich zum Gang nach dem Grabe rüstete, war von Regen nichts mehr zu sehen. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf die Heiden. Noch lange nachher erzählte man in der Gegend davon. (Gramatte, BMB. 1917. S. 93 f.)

Das Evangelium in Liedern

Wie wird durch alle diese Lieder des Sulu-Gesangbuchs mit 300 Liedern das Evangelium Sonntag für Sonntag, an Fest- und an Trauertagen, bei der täglichen Arbeit auf dem Felde wie in der Werkstatt, auf der Wanderung wie am Lagerfeuer hineingesungen in die Herzen des Suluwolkes! Da sitzen die Wagentreiber und Leiter am gemeinsamen Lagerfeuer eines Transportwagentrosses. Nachdem die Ochsen für die Nacht an den Jochen festgebunden sind und die Männer sich die Erlebnisse des Tages in immer neuen Wendungen erzählt haben, heißt es, das Nachtlager aufzusuchen. Da nehmen die Christen ihre Neuen Testamente und lesen Gottes Wort laut vor, das Gebet folgt, und durch die Stille der Nacht klingt das Lied: „Nun ruhen alle Wälder“, frei für die Sulu- und Landesverhältnisse übersetzt. Dann sucht jeder sein Lager unter seinem Wagen auf. Wie oft hörte ich die Antwort auf meine Frage: „Wo hast du zum erstenmal Gottes Wort gehört, wo hat es dich gestochen?“ „Am Lagerfeuer auf der und der Reise.“ Wie oft nannten sie dann Worte eines Liedes, dort gehört, die für sie der Anstoß wurden, das Heil zu suchen!

Aber auch die Eingeborenen selbst haben schon sich Gesänge, Lieder und Melodien gegeben. Bekannt ist der Kaffersänger U-Msikana, der mit seinen Liedern singend, predigend, betend durch sein Volk zog und dem Herrn den Weg bereitete. Hier ist eines seiner Lieder, welches bezeugt, wie das Wort vom lebendigen Gott nicht bloß äußerlich von den Kaffern angenommen, sondern in ihr Herz gedrungen ist und eigenes, neues Leben in ihnen erzeugt:

„Du bist der große Gott, der im Himmel wohnt, du bist es, o Schild der Wahrheit! Du bist es, o Feste der Wahrheit, du bist es, o Wald

der Wahrheit! Du bist es, du wohnst in der Höhe, du, der Schöpfer des Lebens, du schufst da oben, du Schöpfer aller Schöpfer, du schufst auch den Himmel, du Bildner der Sterne und des Siebengestirns. Das Gestirn wirft (seine Speere) und verkündigt uns den, der selbst die Blinden machte nach seinem Willen. Die Posaune tönt und hat uns gerufen; du bist der Zeuge, der die Seelen umringt, der Führer, du führtest uns. Du bist das Lämmlein, das wir nennen Lämmlein, den Messias. Du, dessen Hände haben Wunden, du, dessen Füße haben Wunden! Warum fließt dein Blut? Dein Blut hat sich für uns vergossen; dieses große Lösegeld haben wir erlangt. Jenen, deinen Wohnort, haben wir begehrt!"

Die Lieder christlicher Eingeborener sind das Echo ihrer Seelen auf die Psalmen der Bibel und auf unsere Kirchenlieder.

(Nach Minkner, WMB. 1917. S. 106.)

Ein chinesischer Mittelschullehrer, der das Evangelium verbreitet

Einer der Lehrer der Mittelschule in Lufhang, Südchina, war Sung. Der Missionar erkundigt sich, ob er auch noch so fleißig sein Neues Testament lese wie vordem. Ja, antwortete Sung, das tue er jeden Tag, immer wieder entdecke er neue Schönheiten, neue, wunderbare Worte. Nebst Jesus mache Paulus den meisten Eindruck auf ihn, — „muß der ein heißes Herz für seine Brüder gehabt haben—!“ Man spricht noch weiter über die üblen Einflüsse der neuen Aufklärung auf das Volk und über die Notwendigkeit, mehr vom Evangelium den Leuten zu sagen. Das führt zu der Äußerung Sungs: „Ich habe eigentlich auch eine Menge Verwandte und Freunde unter den Bücherlesern der hiesigen Gegend. Es sind verständige, ernste Leute darunter. Ich glaube, ich habe bisher zu sehr an mich selbst gedacht. Was meinst du, ich möchte diesen oder jenen einmal aufsuchen und eingehend über Jesus reden. Vielleicht, daß der eine oder andere ein Führer für seine Brüder wird.“ Der Missionar stimmt ihm zu und Sung führt seinen Voratz aus. Er führt einen älteren Verwandten, der Lehrer einer größeren Schule ist, in den Gottesdienst, bringt ihn immer wieder, der bringt auch drei bis sechs seiner älteren Schüler mit, paßt darauf 35 Katechismen vom Missionar, und so lehrt ein Heide seine heidnischen Schüler die Gebote. Wenn er sie auch noch nicht erklären kann, so ist die Arbeit gewiß nicht vergeblich. Noch einen anderen Verwandten, einen ersten Konfuziusverehrer, bringt Sung dahin, daß er die Bibel liest und entlockt ihm das Geständnis: „Nie hätte ich gedacht, daß es solch ein Buch, wie die Bibel, in der Welt gibt.“ Oftmals ist Sung mit diesen Verwandten im Abendspaziergang zusammen.

(Miss.-Dir. Nak nach Berichten von Missionar Gramatte in Mission und Pfarramt. 1913. S. 106 f.)

Sehen und Glauben

Einige Tagereisen von B a z i y a entfernt wohnt der wilde, kriegerische Stamm der Pandomissi-Kaffern, der der englischen Regierung viel Not und Arbeit machte, bis er sich unter ihre Oberherrschaft beugte. N o m a a u war die erste Frau eines wohlhabenden Pandomissimannes, er besaß große Viehherden, der Reichtum der Kaffern und ihr Stolz. Er hatte erst nur diese eine Frau, zwei Söhnen waren ihre Freude. Da fiel es dem Manne ein, eine zweite Frau zu nehmen; zehn bis zwölf Rinder war der Preis für eine Frau. Das war für Nomaau eine unangenehme Sache, eine zweite Frau neben sich zu haben, die beiden Hütten der Frauen standen ja nahe beieinander. Der Mann hing auch immer noch an seiner ersten Frau mit den zwei Söhnen. Das reizte die junge Frau, und sie log dem Mann vor, Nomaau wolle sie vergiften. Nach und nach glaubte der Mann, was ihm die junge Frau sagte, und er befahl, daß der Zauberdoctor an einem bestimmten Tage kommen solle, um Nomaau zu richten. Es ging ihr also an das Leben. Daher flüchtete sie in der Nacht zuvor, mit wehem Herzen ihre Kinder zurücklassend. Wo anders sollte sie wohl hinflüchten als auf die Missionsstation B a z i y a, die damals, im Anfang, die Zufluchtsstätte für viele war, die dem Zauberdoctor verfallen waren. So kam sie denn nach zwei Tagen in Baziya an.

Dort fand sie Bekannte, die sie aufnahmen. Noch hoffte sie, der Mann werde sie zurückholen, aber er kam nicht.

So vergingen J a h r e. Traurig ging die Frau einher, das Lachen hatte sie verlernt, sie war still und fleißig, arbeitete oft im Missionshause. Dann kam ein junges Missionarspaar nach Baziya, Nomaau trat in ihren Dienst, half im Haushalt und im Garten. Daß diesen jungen Missionaren ein Kind geschenkt wurde, ein Knabe, heiterte Nomaau auf. Sie machte auch Ansprüche an das Kind. Nachmittags, wenn die meiste Arbeit getan war, holte sie das Kindchen, band es sich auf den Rücken mit einem reinen weißen Tuch, wie es die andern Christenfrauen taten. Die junge Mutter brachte es nicht übers Herz, ihr zu wehren. — Der Missionar legte ihr nahe, daß sie sich doch t a u f e n lassen solle, nachdem sie schon so lange Gottes Wort gehört habe. Sie aber sagte: „Ich kann nicht an euren Gott glauben, wenn er mir nicht meine Söhne w i e d e r g i b t!“ So gingen wieder J a h r e dahin.

Nomaau war schon eine ältliche Frau geworden, das traurige Gesicht war nicht heiter geworden. Da, eines Abends, als Nomaau in ihrer Hütte wie gewöhnlich in der Mitte der Hütte beim Feuer saß mit einer anderen Frau, da wurde plötzlich der Eingang verdunkelt, ein M a n n mit einem Bund Stöcke in der Hand, auf der Schulter

eine Decke, trat ein, hinter ihm ein zweiter, ebenso bepackt. Sie setzten sich ohne Gruß mit an das Feuer. Einige Minuten war alles still, dann auf einmal ein Schrei von Nomaau, sie streckt die Hände aus und kriecht hinüber zu den jungen Männern, mit Schluchzen ihr Gesicht auf ihre Kniee legend: Sie hatte ihre Kinder erkannt, ihre Söhne! Das war ja das ersehnte Ziel ihrer Wünsche gewesen.

Und noch am selben Abend wurde es von Hütte zu Hütte bekannt, und man strömte zu der beglückten Mutter. Am Morgen kam die Kunde ins Missionshaus und rief auch dort viel Freude hervor. Als Nomaau ihre Söhne stolz zum Missionar brachte, fragte er: „Nun, Nomaau, wie steht's, glaubst du jetzt an unsern Gott?“ „Ja, Missionar, euer Gott ist gut, ich will ihm dienen, du kannst mich taufen.“ — Die Söhne waren eigentlich gekommen, um ihre Mutter zu sich zu holen. Aber diese wollte die Station nicht mehr verlassen. Nach einiger Zeit lehrten die jungen Männer wieder zurück, siedelten sich aber später in der Nähe von Baziya an. So waren sie mit ihrer Mutter und diese mit ihnen vereinigt noch für manches Jahr.

(E. Hastings, MBl. der Brüdergemeine. 1926. S. 81.)

Ein merkwürdiger Tod

„Du hast die Niedrigkeit deiner Magd angesehen.“

Gamangoka, die Frau Tabos in Tägi, war unstreitig eine der allerdümsten Frauen, die ich je im Taufunterricht hatte. Nur weil ihr Mann ein tüchtiger Christ war und weil sich die Frau bei aller Arbeit fleißig und willig zeigte, taufte ich sie schließlich. Eigentlich war es ja kläglich, was sie zuweilen für Antworten gab. „Wie soll ich das wissen?“ war eine häufige Entschuldigung ihrer Stumpfsinnigkeit. Kürzlich hörte ich, die Frau sei schwer krank. Sie hatte sich durch eine Erkältung eine heftige Lungenentzündung zugezogen; bei Wind und Regen hatte sie im Felde gearbeitet. Schon nach viertägigem Kranksein gab sie zu verstehen, daß sie aus dem Leben scheiden werde. Meist lag sie auf einer Blättermatte am Feuer in ihrer Hütte, erzählte alle biblischen Geschichten vor sich hin, die sie wußte, und sagte die Hauptstücke und Sprüche her. Als man ihr einmal zuredete, doch etwas zu essen, entgegnete sie: „Ich lebe jetzt von Gottes Wort und habe kein Verlangen nach eurer Speise.“

Eines Nachts weckte sie ihren Mann und bat ihn, ihre drei Kinder wegzutragen in ein anderes Haus zu Verwandten, denn sie wolle ungestört einiges mit ihm besprechen.

Als die Kinder fort waren, brach sie in Weinen aus und sagte zu ihrem Mann: „Ich werde dich und meine kleinen Kinder verlassen.“ Gleich darauf fiel sie in Ohnmacht. Nach dem Erwachen erklärte sie: „Ich habe Jesus gesehen. Er hat mir gesagt, daß er mich zu sich neh-

men wolle. Er weiß, daß ich eine sündige Frau bin, aber er wird mich deswegen nicht von sich stoßen. So werde ich also bald bei ihm sein.“ „Aber was soll aus deinem kleinen Kinde werden, wenn du stirbst? Soll es Wasser trinken statt der Milch?“ „Sorge dich seinetwegen nicht, es wird am Leben bleiben.“ Nach einer Weile fuhr sie fort: „Du hast mich immer in Gottes Wort unterwiesen, und hast mir den rechten Weg gezeigt. Jetzt gehe ich einen Weg, auf dem kannst du mir nicht mehr helfen. Aber ich bin nicht allein, Jesus ist bei mir.“

Einige Male bat sie, daß die Abendandacht bei ihr im Hause gehalten werde. Sie übernahm dann immer das Schlußgebet, indem sie erklärte: „Ich habe zwar nie öffentlich vor euch gebetet; aber jetzt, bevor ich sterbe, laßt mich das Gebet übernehmen!“ Dann betete sie für ihre Kinder, ihre Angehörigen, die ganze Ortschaft, und zuletzt darum, daß Gottes Wort a l l e n Heiden auf Erden kund werden möge. Ihren Mann forderte sie auf: „Sage den Leuten, daß sie nicht von Jesu weichen und ihn nicht durch Sünden betrüben, da er doch auch für sie gestorben ist! Sage ihnen, sie sollen alles Böse lassen und dem Missionar folgen!“ — An diesem Tag — es war Samstag — bestimmte sie als ihren Sterbetag den folgenden Donnerstag.

Meist lag die Kranke ruhig da, zeitweilig klagte sie auch sehr über Schmerzen. Einmal fiel sie nachts in eine schwere Ohnmacht. Nach dem Erwachen betete sie: „O Jesu, ich danke dir, daß ich nicht als Heidin sterbe, sondern daß ich von dir gehört habe.“ Und zu ihrer Umgebung sprach sie: „Jesus hält mich fest in seiner Hand, er wird mich nun bald zu sich nehmen.“ Ein Mann entgegnete: „Rede nicht immer vom Sterben! Du mußt doch deiner kleinen Kinder wegen am Leben bleiben. Du bist ja auch noch eine junge Frau!“ Sie erwiderte bestimmt: „Ich gehe zu Jesu, und ihr werdet mich nicht aufhalten.“ Einmal sagte ihr Mann Tābo: „Du redest vom Sterben. Da vergiß nicht zu bekennen, wenn du etwas auf dem Gewissen hast. Sage alles, damit du nichts mit hinübernimmst!“ Sie antwortete: „Wir sind alle schlechte Menschen, und ich bin auch schlecht, ich weiß es. Aber denkt nicht, daß ich irgend eine besondere Sünde auf dem Herzen habe und euch verheimlichen will! Ich verhehle nichts.“ Ein andermal sagte sie zu ihrem Mann: „Du hast mich oft eine dumme Frau gescholten und ich weiß, daß ich dumm bin. Ich habe euch nie Gottes Wort gesagt, euch nie ermahnt und auf Fehler aufmerksam gemacht. Aber bevor ich sterbe, muß ich euch doch etwas sagen.“ Darauf machte sie ihr Testament. (So etwas ist bis jetzt unter den Rāte noch nicht vorgekommen.) Sie verteilte ihre wenigen Habseligkeiten, bestimmte einige für ihren Mann und ihre Kinder, gab auch je eins ihrer drei Kleinen unter die Obhut einer Verwandten. Schließlich ermahnte sie die Männer und Frauen des Dorfes in längerer

Rede und teilweise mit Namensnennung, fest und treu im Glauben an Gott zu bleiben und alles Böse zu verabscheuen.

Tags darauf schickte man nach Arznei. Ich gab zwar etwas, aber mit dem Bemerken, daß nach Menschenmeinung für die Frau keine Rettung zu hoffen sei. Die Christen des Dorfes versammelten sich aber doch und beteten um ihre Genesung. Als die Kranke davon erfuhr, tadelte sie die Leute: „Warum wollt ihr mich zurückhalten? Das ist nicht recht! Bekümmert euch doch nicht um mich, ich gehe zu Jesu, und für meine Kinder laßt Gott sorgen! Ihr werdet freilich trauern, wenn ich sterbe. Aber wißt, daß ich nur zu unserem Herrn vorausgehe. Wenn ihr nachfolgt, begegnen wir uns bei ihm wieder.“ Am selben Abend besuchte ich die Frau. Unter anderem fragte ich sie, ob sie fest an Jesus glaube. Sie antwortete: „Das ist doch keine schwere Arbeit!“ Nachts verabschiedete sie sich von ihren Kindern. Dann lag sie eine Weile ruhig. Plötzlich sagte sie zu den Leuten, welche sich in der Sterbehütte versammelt hatten: „Der Tod naht. Weint nicht, daß ich sterbe!... Ich sehe Jesus; er kommt, mich zu holen.“ Und mit lauter Stimme, so daß man es in allen Häusern des Dorfes hörte, rief sie: „Jesu, du bist mein! Jesu, du bist mein — mein — mein!“ Das letzte „mein“ sprach sie sehr langgezogen und mit sterbender Stimme. Dann sank ihr Kopf herab und sie tat den letzten Atemzug.

Es war am Donnerstag, wie sie vorausgesagt hatte.

Ein Todesfall wie dieser war hier noch nicht vorgekommen, und die Bewohner des Dorfes waren deshalb tief bewegt, um so mehr, als die Verstorbene eine Frau war und noch dazu eine geistig recht schwache. Ich habe die Geschichte dreimal gehört und die genau übereinstimmenden Hauptsachen hier mitgeteilt. Auf Wunsch der Christengemeinde mußte der Witwer die Geschichte vom Tod seiner Frau öffentlich in der Kirche auf dem Sattelberg erzählen.

(Reißer, Bunte Bilder.)

Christenverfolgung in Uganda

Über die Erstlinge von Uganda brach eine furchtbare Verfolgung herein. Der junge König M u a n g a, Mtesas Sohn, der schon das Leben dreier christlicher Jünglinge, die am 31. Januar 1885 verbrannt worden waren, sowie das Leben Bischof Hanningtons und seiner Begleiter auf dem Gewissen hatte, wurde immer finsterner und unzugänglicher. Von den Missionaren ließ er sich nichts mehr sagen; sie sollten nur noch für ihn arbeiten. Daß in seiner nächsten Umgebung, unter den Häuptlingen und Hofbeamten, namentlich aber unter den Jünglingen, welche als Läufer und Waffenträger, als Kammerdiener und Aufwärter stets auf seine Winke warteten, eine nicht geringe Anzahl ihr Herz dem Heiland geschenkt, das empörte ihn aufs äußerste. S e i n Wort sollte sein wie Gottes

Wort, seine Gunst wie Gottes Gunst. Daß jemand es wagen könne, einem andern mehr zu gehorchen als ihm, das deuchte diesem afrikanischen Nero unmöglich. Und als nun ein christlicher Hofknaube, den der Wüftling zu schändlicher Lust mißbrauchen wollte, wie einst Joseph erklärte, daß er kein so großes Übel tun und wider Gott sündigen könne, da brach sein Zorn los. Der arme Junge wurde jämmerlich geschlagen, andere wurden grausam verstümmelt, etliche zu Tode geprügelt, einer vom König eigenhändig mit der abgebrochenen Spitze eines Speeres zerfleischt und zerhackt, um dann von einem Hofbeamten vollends getötet zu werden. Fünzig andere wurden gefangen gesetzt und schwebten etwa acht Tage lang zwischen Furcht und Hoffnung. Die Missionare, sowohl die katholischen als auch die evangelischen, legten Fürbitte ein, aber ohne Erfolg. Muanga lachte nur und machte sich nichts daraus, die Missionare auch noch anzulügen, indem er zuerst behauptete, die Gefangenen seien schon alle getötet, dann aber erklärte, wer noch lebe, solle verschont werden, und schließlich doch 32 auf einem Haufen langsam verbrennen ließ! Die Getöteten waren teils solche, welche bei den katholischen Patres „mündlichen“ Unterricht erhielten, teils solche, welche bei den englischen Missionaren das Buch „lesen“ gelernt, und zwar, wie es scheint, fast lauter schon Getaufte. Nur einige sind darunter, die gar nicht Christen, sondern nur des Lesens oder Lernens verdächtig waren. Es war also eine Christenverfolgung im eigentlichen Sinne des Wortes. Und dabei hatte es der König und sein ebenso finsterner Minister (Katifiro) in erster Linie auf die Evangelischen abgesehen, wie man daran erkennt, daß besonders auch nach den „Büchern“ der Gläubigen gefahndet und diese verbrannt wurden. Es waren christliche Lieder in der Landessprache, einige Kapitel aus dem Evangelium Matthäus, das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote und das Vaterunser.

Viele Gläubige mußten sich in allerlei Schlupfwinkel flüchten und über das ganze Land zerstreut wie gehektes Wild in der Verbanung leben. Nur wenige waren in der glücklichen Lage, des Nachts verstholene Besuche bei den Missionaren machen zu können, um sich dort mündlichen Zuspruch und Rat zu holen. Ihnen widmeten sich die Brüder mit rührender Hingebung. Da geschah es z. B., daß sie nach einem angstvoll durchlebten Tage sich zur Ruhe gelegt und eben den ersehnten Schlaf gefunden hatten — da klopft es und ein paar flüchtige Christen treten ein. Es wird Licht gemacht, und schnell fliegen nun die Stunden dahin mit Fragen und Erzählen, mit Bibellesen und Beten. Dann muß wieder Abschied genommen werden — vielleicht auf Nimmerwiederssehen; denn auch die Missionare waren wiederholt in großer Gefahr.

Viele Einzelheiten dieser schrecklichen Zeit werden kaum je be-

kannt werden. Das e i n e aber steht fest, daß über 60 evangelische Christen, d. h. etwa ein Drittel aller Bekehrten, als Märtyrer Christi ihr Leben gelassen und zum Teil noch bis zum letzten Augenblick ihren Glauben bekannt oder laut gebetet haben, so daß nach all den Hinrichtungen der erstaunte Henker dem König erklärte, so habe er noch nie Menschen sterben sehen. (Calw. 1887, 3.)

Der Verfolgungsturm des Jahres 1900

Ganz furchtbar haben die chinesischen Christen im Jahr 1900 gelitten, und im großen ganzen haben sie sich ausgezeichnet dabei gehalten. Wohl hört man von einigen, die wieder Götzen angebetet oder den Ahnen geräuchert haben, um ihr Leben zu retten, wohl auch hie und da von einem, der in der Verzweiflung Opium genommen und sich selbst vergiftet haben soll. Aber das sind seltene Ausnahmen. Viele hätten ihr Leben retten können, wenn sie dem kaiserlichen Erlaß vom 2. August gemäß Buße getan hätten und zum Heidentum zurückgekehrt wären; aber sie haben es nicht getan.

Hier ein paar Zeugnisse für ihre Leiden und ihre tapfere Haltung. Der amerikanisch-baptistische Missionar L o w e schreibt aus T s i n g t a u, 14. Juli: „Das sind dunkle Zeiten für unsere chinesischen Christen. Die Heiden haben 13 unserer Gemeindeglieder mit den Zöpfen an die Schweife ihrer Pferde gebunden und sie ins Amtshaus geschleift. Der Mandarin von Pingtu bietet 3 Tael Silber für jeden eingeborenen Christen und 100 Tael für jeden Ausländer, der eingebracht wird. Die Mandarine haben Befehl aus Peking, jeden Christen zu verhaften und zu töten. Unsere Christen wagten es nicht, auf die Straße hinauszugehen, noch sich zum Schlaf niederzulegen. Unsere Herzen sind beschwert. Wir weinen mit den Weinenden. Betet für sie und für uns.“

Missionar S t e p h e n s aus der gleichen Mission: „Ihr könnt euch einfach nicht vorstellen, wie traurig es hier steht. Eben hat ein Mandarin eine Bekanntmachung erlassen, daß alle Christen ihrem Glauben absagen müssen und versprechen, nie wieder zu demselben zurückzukehren. Wer von ihnen kann, flieht an die Küste. In Pingtu sind zwei unserer Häuser ausgeplündert worden. Selbst die Nägel haben sie aus den Wänden gezogen, den Fußboden aufgerissen und jedes einzelne Stück Möbel weggeschleppt und verkauft. Die armen eingeborenen Christen! Sie wissen nicht, wohin sie fliehen sollen und sagen, sogar ihre nächsten Freunde hätten sich in Feinde verwandelt. Die armen, armen Leute! Wir hoffen, daß man daheim für sie und für uns betet.“

Von einem 64jährigen Prediger S u n S h w e T e erzählt Dr. Hartwell (am 15. Juli), er sei in Tsien Swei Tien vom Gastwirt und dem Dorfhaupt festgenommen worden und dann hätten sie seinen Reise-

sack untersucht. Da er sich vielfach der Kranken annimmt, hatte er in demselben auch allerlei Pillen, Salben und andere einfache Arzneien, unter anderem auch das in China sehr beliebte Santonin (Wurmsamen). Dies unschuldige Mittel erklärten nun die feindseligen Untersucher für europäisches Gift, womit der christliche Prediger die Brunnen vergiften wolle; und von gewissen kleinen Pillen wurde behauptet, sie seien aus Menschenblut gemacht. Man band nun dem armen Mann die Hände auf dem Rücken zusammen, hängte ihn an denselben auf und band dann noch einen schweren Stein an seine Füße, um die Qual zu vermehren. Am 5. August ist er seinen Leiden erlegen! — Ein Befehrter der Londoner Mission in Tschili, der jetzt in Tschifu ist, hat sehen müssen, wie seine eigene Mutter in Stücke gehauen und in die Flammen ihres eigenen, von den Verfolgern angezündeten Hauses geworfen wurde. Mit genauer Not ist er selbst entkommen. Er hält fest an seinem Glauben. — In Paitschau wurde ein Mitglied der presbyterianischen Gemeinde, nachdem es lange gefangen gehalten und geplagt worden war, gefragt: „Bist du noch ein Christ?“ — „Ja,“ antwortete Ting. „Schlaget ihn!“ befahl nun der Mandarin, und er erhielt fünfzig Hiebe auf die nackten Hüften. „Willst du jetzt widerrufen?“ hieß es dann. „Nein!“ lautete die Antwort. Und nun hieß es noch einmal: „Schlaget ihn!“ worauf der Arme noch einmal 200 Schläge erhielt. Da er auch jetzt nicht widerrufen wollte, wurde er in den „Kang“, diesen häßlichen Holzkragen gesteckt und so ausgestellt, damit alle Vorübergehenden ihn sehen könnten. . . Erst auf die Fürsprache der Missionare hin kam von einer höheren Instanz der Freilassungsbefehl. — Schon zeigen sich schöne Früchte dieser Bekenntnistreue der chinesischen Christen. Eben ist hier ein Herr auf Besuch in Tschifu, welcher erklärt, früher habe er nie an die Aufrichtigkeit dieser orientalischen Christen geglaubt, jetzt aber glaube er daran, nachdem er gesehen, wie standhaft sie in der schrecklichen Verfolgung bleiben.

Hierzu stimmt, was ein deutscher Zollbeamter, ein Herr Wismarck, schreibt, der die Schreckenstage in Peking mit durchlebt hat: „Es ist unmöglich, alle Einzelheiten aufzuzählen, deren sich die Böger schuldig gemacht haben. Auf einem Hausen fand man nicht weniger als vierzehn Frauenleichen, die offenbar bei lebendigem Leibe verbrannt worden waren, da sie außer den Brandwunden keine Verletzungen zeigten. Ein alter Mann von ungefähr siebenzig Jahren trug seine Mutter, eine Greisin von nicht viel weniger als hundert Jahren, auf dem Rücken, und es war rührend anzusehen, wie er sich um sie sorgte, obgleich er selbst mehrere Wunden hatte und vor Müdigkeit kaum weiter konnte. Englische Soldaten brachten an hundert Flüchtlinge herein, und auch bei ihnen wiederholte sich überall derselbe traurige Anblick. Es ist geradezu erhebend zu sehen,

wie manche schon dem Tode geweihte, alte, verwundete Männer den jüngeren Christen Trost zusprachen und sie in ihrem Glauben zu bestärken suchten. Hsiang tientschu, d. h. Denkt an Gott! hört man fast überall, und hier erst lernt man das Wort Märtyrer in seiner ganzen edeln Bedeutung kennen.“

(Monatsbl. 1901, 13 ff.)

In Konlan wurde einer der Christen auf dem Markte von einem Beamten gefragt, ob er denn schon wüßte, daß man im achten Monat alle Christen abschlachten würde. Der Heide war aber sehr verblüfft, als der Befragte die schlagfertige Antwort gab: „Das weiß ich schon lange. Ich verstehe nur nicht, warum ihr warten wollt bis zum achten Monat. Ich bin heute schon bereit zu sterben, wenn ihr bereit seid zum Abschlachten.“

(Allg. M. 3. 1901, 52.)

Ein bedeutsamer Brief von Ostafrika

Voriges Jahr zog Schwester Zidmantel, Witwe des verstorbenen Missionars Zidmantel, wieder auf ihr altes Arbeitsfeld nach Ostafrika. In ihrer Begleitung befand sich die ledige Missionschwester E. Schärf. Ein eingeborener Evangelist sandte uns folgenden Brief, welcher nach der Form eigenartig, dem Inhalt nach bedeutsam und hocharfreulich ist. Er lautet:

Ihr Väter in Herrnhut!

Mboneke (zu deutsch: Ich möchte erscheinen) und Tusekile (Wir haben uns gefreut) sind bei uns angekommen, am 15. November 1928. Ich sage Euch v i e l e n D a n k. Ihr habt uns die Mutter von früher wiederhergeschickt, die uns den Weg des Glaubens lehren soll. Weiter danken wir, daß Ihr noch jemanden geschickt habt, die mit ihr arbeiten soll. Wir sagen Dank Gott, der die Schwestern auf dem langen Weg ihrer Reise behütet hat. Wir hatten große Freude an dem Tage, als sie ankamen hier in Isoko. Trotzdem es sehr regnete, als sie ankamen, war die Freude in der Gemeinde groß! Es waren viele versammelt, im Gesang Gott zu preisen für die beiden Schwestern, die endlich sichtbar wurden. Viele brachten auch ihre Geschenke an. Nun, es ist nicht der einzige Gruß der Freude an Euch, nein, es folgte noch mehr Freude, noch eine größere als die oben erwähnte. Am 16. Dez. 1928 kam Br. Gemuseus, um T a u f e zu halten. Christen waren es 360, sie waren zu diesem Gemeinschaftsfest gekommen, mit den Heiden waren es wohl über tausend Menschen! 112 Erwachsene und 45 Kinder wurden getauft. Es war eine große Freude, neben der Freude, daß die Schwestern gekommen sind. Ein Erntetag, daß die Neu Getauften gerettet sind durch unseren Erretter Jesus. — Nun sage ich Euch noch, saget allen in der Gemeinde, daß sie sich nicht sorgen sollen um Mboneke und Tusekile, weil sie keine Verwandten hier haben; wir sind ja da! Ich meine, die Missionare,

die früher hier waren, die Ihr gesandt habt, haben hier ihre Heimat gefunden, h i e r ist ihr Deutschland und bei Euch A f r i k a. Auch alle Christen sagen, diese Väter haben unsere Augen und unsere Herzen gerichtet zu unserem Erretter Jesus Christus. Jetzt in Rutenganio sehnen sich die Leute sehr nach Mwakalindile (Br. J. Kretschmer), er soll kommen, auch wenn er alt ist, sein Grab kann er hier finden. Seht, als er von uns ging, haben wir uns nicht ordentlich verabschieden können, der Krieg hat ihn weggetrieben, als wir noch nicht Männer in Christo waren. Ja, denkt an uns, wenn Ihr andere schicken wollt, die gerne kommen möchten. Nun grüße ich Euch sehr, alle Ihr Väter, grüßt auch Mwasulama und seine Frau (Geschw. Th. Meyer). Ich der Eure A m b o k i l e M b e j e.

(Nachrichten aus der Herrnhuter Arbeit, Mai 1929.)

Das Blut des Kulis

Von Rev. R. G i l l i e s

Was für ein Anliegen mochte Hsu wohl haben, der an einem Montagmorgen noch vor der Frühstückszeit unangemeldet in mein Zimmer trat? Er war ein Mann von wenig Worten und geringem Wissen, den ich als halbverhungerten Flüchtling, dann als unermüdlischen Fragesteller kennengelernt habe, und der nun eins unserer Gemeindeglieder war. Die Ältesten hatten gesagt: „Wir wollen den guten Hsu ruhig taufen; mit dem Herzen ist er gewiß ein Christ, wenn er auch nie viel lernen wird.“ Jeden Sonntagmorgen kam er beizeiten. Wenn er den Pastor und einige seiner Bekannten begrüßt hatte, setzte er sich im Hintergrund der Kapelle auf eine Bank und wartete ruhig eine Stunde lang oder noch länger, bis zum Anfang des Gottesdienstes. Er hatte ein reichliches Tagewerk, deshalb sahen wir ihn im Laufe der Woche nur selten. Jetzt stand er hier an meinem Frühstückstisch und hatte irgendetwas auf dem Herzen.

„Missionar, ich habe die Predigt verstanden,“ sagte er. Das ist ja eine verheißungsvolle Einleitung, dachte ich und antwortete ihm: „Darüber freue ich mich sehr, Erinnerst du dich denn noch an den Text?“ „Das Blut Jesu Christi.“ „Ganz recht,“ bestätigte ich, und er fuhr fort: „Du sagtest, daß die fremden Ärzte manchmal das Blut eines gesunden Mannes brauchen, um einem Kranken zu helfen. Ich denke, da habe ich dich recht verstanden.“ „Ja,“ erwiderte ich erfreut, „das war ein Gleichnis, an dem ich zeigen wollte, wie kostbar das Blut ist, daß es einem Menschen das Leben retten kann.“ „Und du willst in dieser Woche nach Peking zu unserer lieben Missionarsfrau zurückkehren, die durch den schrecklichen Unfall mit dem Wagen schon so viele Wochen leidend ist?“ „Ja, ich fuhr doch nur von ihr fort, um an der Konferenz hier teilzunehmen.“ „Dann ist es gut. Ich möchte ihr gern mein Blut schicken, damit es ihr recht bald besser

geht. Ich bin kräftig, und die Ärzte sollen mir soviel, wie sie für sie brauchen, abnehmen. Ich werde mich bald erholen, und du sollst die Flaschen mitnehmen und der Missionarsfrau sagen, daß das alles ist, was ich für sie tun kann.“ Einen Augenblick war ich sprachlos. Da ging ein Freudenschein über das Gesicht des armseligen, zerlumpten Kulis. Seine treuherzigen Augen suchten die meinen. „Missionar, ich tue es ganz bestimmt, wirklich, ich tu's ganz bestimmt!“ (Aus Chinas Millions Nr. 2, 1928, überlebt von Johanna Beyer.)

Nias

Vor etwa zwei Jahren brachten verschiedene Zeitungen — die eine nahm es wohl von der anderen — die Nachricht: „Auf der Insel Nias, wo die Rheinische Mission schon seit Jahrzehnten arbeitet, ist diese um nichts weiter gekommen. Die Menschen sind noch gerade so wie vor Hunderten von Jahren.“ Und wenn man sich nur einmal hätte wollen unterrichten lassen, dann hätte man gerade da sehen müssen, daß die Statistik von Nias an 70 000 Christen aufwies und an 25 000 Taufbewerber unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 165 000 Menschen.

Dieser Artikel bewies die vollständige Unwissenheit des Schreibers. Aber es ist doch immer wieder schade, daß viele doch, weil unwissend, auf solche Stimmen hören.

Das *Einst* und *Jetzt*, wie wir es im Neuen Testament finden, tritt uns immer wieder in der Geschichte jedes einzelnen Missionsgebietes entgegen. Wollten Eingeborene vor Jahrzehnten von Humene, der bis dahin südlichst gelegenen Station, weiter nach dem Süden etwa vier bis fünf Stunden gehen, so taten sie das nur, wenn mindestens sechs bis acht Männer zusammen waren, bewaffnet mit Schild und Lanze und mit einem langen Messer. Und nun kann schon seit vielen Jahren, seit das Evangelium weiter vorgedrungen, ein kleiner Knabe allein seines Weges gehen, und einem Manne genügt sein Spazierstock vollständig, um diesen Weg zu gehen. „Einst“ und „jetzt“, oder wie wir es lesen im Johannesbrief: „Die Finsternis vergeht und das wahre Licht scheint jetzt,“ das kann ein jeder sehen, wer es nur sehen will. Ich will versuchen, das zu zeigen.

An der Westküste der Insel Nias lebte in Rölöwa'oe und umliegenden Orten die Kopfschnellerbande: Solago, Fadoli, Bawa faro Trechmaul, Siwa hoemöngö — dessen Gesicht neunmal größer ist als das der anderen, und Siwa hoemola — der Neunflammige. Das sind die Mordbrenner, die Jahrzehntelang das Morden verübt haben, und die unsäglich Herzeleid über die armen Menschen gebracht und Hunderte von ihnen hingemordet haben. Es war eine organisierte Bande. Von ihren Dörfern aus machten sie ihre Raubzüge. In der Nacht schlichen sie sich meist ans Dorf heran und war-

teten. In der Frühe des Tages, wenn die Menschen noch im tiefen Schlaf lagen, umstellten sie die Häuser und machten einen großen Lärm; die Schläfer wurden plötzlich wach, waren auf nichts vorbereitet, konnten sich auch nicht wehren, und so wurden denn meist die Männer gemordet, Gold und Schweine geraubt und mitgenommen, Frauen und Kinder mitgeführt und als Sklaven angeboten und verkauft. Für den Kopf eines Mannes bekamen sie für gewöhnlich 100 RM. und mehr.

In dem Dorfe Sisarahili, nicht weit von Lölöwa'oe, wohnte der so sehr gefürchtete Siwa hoemola, der sogar einen Turm für diese armen, aufgegriffenen Menschen hatte, der durch einen Gang mit seinem eigenen großen Hause verbunden war; hier kamen die Geraubten erst alle hinein. Hier mußten sie tage-, ja wochenlang zubringen, immer in dem Gedanken, daß eines Tages der Augenblick kommen würde, da auch ihnen der Kopf abgeschlagen würde. Von hier aus wurden dann auch die Menschenköpfe weiter verkauft, die man nicht selber benötigte. Die Niasser brauchen diese, so lange sie Heiden sind, zu allerlei Zwecken.

Um den Vater vor dem Tode zu bewahren, so sagt der Priester — und der muß es doch wissen — muß der älteste Sohn — und wehe, wenn er es nicht täte: die Geister würden ihm ja keine ruhige Stunde mehr lassen — einen Kopf holen, der die Genesung des Vaters dann verbürgt. Und wenn der Vater nun gar stirbt, dann muß ein Kopf vorhanden sein; denn wer sollte doch der Diener des Vaters sein in der Unterwelt?

Oder wenn ein großes Haus gebaut wird, da geht's wieder nicht ab ohne einen Menschenkopf. Unter dem Hauptpfeiler des Hauses — es sind Pfahlbauten — muß doch ein Menschenkopf vergraben werden, der zur Befestigung des Hauses und zu weiterem Ruhm des Erbauers dient.

Und wenn der Häuptling ein großes Fest macht, auf welchem Hunderte von Schweinen geschlachtet werden, kann das nach heidnischer Anschauung der Niasser doch nur sein, wenn auch dann ein frisch geschnellter Menschenkopf zum Vorschein kommt, der dem Festgeber nun erst seinen wahren Ruhm vermittelt.

So sahen wir es hier vor dreißig Jahren an der Westküste. Und hier setzte dann die Mission ein. Sie durfte auch vor diesen Leuten nicht zurückschrecken. Diese Menschen waren ja in der Finsternis, und auch sie sollten in das Reich des Lichtes geführt werden. Eine Station war bereits im Westen angelegt. Sie lag etwa sieben bis acht Stunden von diesen gefürchteten Dörfern. Ein weiterer Keil sollte durch die Errichtung einer neuen Missionsstation hineingeschlagen werden, die etwa vier Stunden von dem Dorfe der gefürchteten Räuber lag.

Die Anlage dieser Missionsstation war diesen Heiden aber ein Dorn im Auge; das kann man verstehen; denn sie wußten auch, warum man das tat. Am liebsten hätten sie das noch zu verhindern gesucht; sie haben das auch reiflich überlegt.

Eines Tages brachen sie wirklich auf und kamen zum Missionar. Er hat sich mit den Leuten freundlich unterhalten; er wußte, weshalb diese Menschen gekommen waren. Spieße und Schilde hatten sie vor dem vorläufigen Hause in die Erde gesteckt und so traten sie ein. Einige Stunden hatte der Missionar sich ihnen gewidmet, dann kamen sie mit ihrem Anliegen: der Missionar solle fortziehen; sie wollten ihn nicht in ihrer Nähe haben, zumal auch — wie einer von ihnen sagte — sein Sohn krank geworden sei, schwer krank, und das könne nur sein, weil der Missionar ein Pferd habe. Als der Missionar nicht auf ihre Bitten eingehen konnte und wollte, erklärten sie ihm in aller Form den Krieg. Sie erzählten, sie wollten nun zurückgehen und ihre streitbare Mannschaft holen und dann den Missionar bekriegen. Allerdings taten diese Helden das nicht, ohne sich erst zu vergewissern, ob der Missionar auch nicht ohne Feuerwaffen sei. Ihre Frage bejahte der Missionar. Und im selben Moment wurde es ihm sozusagen eingegeben, er solle die Schußwaffe holen. Es war ein Revolver. Nun wurden diese Leute neugierig. Sie baten, der Missionar möge doch einmal schießen. Das tat er, und zwar fünfmal hintereinander. Auf diese finsternen Gesellen machte das tiefen Eindruck, sie sahen das Feuer und hörten den Knall. Auf die Frage, ob der Missionar denn fortwährend so schießen könne, sagte er: „Ihr habt doch gesehen, wie ich's gemacht habe,“ und ließ sie bei ihrer Meinung.

Dazu forderte er nun die Häupter auf, einen ihrer Untertanen damit zu beauftragen, nach den Kugeln zu graben und zu suchen. Es wurde gesucht, aber die Kugeln waren so tief in den weichen Boden eingedrungen, daß an ein Finden nicht zu denken war. Das machte tiefen Eindruck, und wenn sie eben noch dem Missionar den Krieg erklärt hatten, so waren sie jetzt einstimmig der Überzeugung und gaben ihr Ausdrück, sie wollten Freunde des Missionars sein. Er möge sich auch ruhig an dem Platz niederlassen. Das war ein Sieg, der hier erfochten war.

Die Missionsstation wurde gebaut. Der Missionar konnte durch sein Dortsein die Raubzüge dämmen, und nach und nach kehrte Ruhe und Friede ein.

Und dann kam der größte Tag. Als Abgesandter von jener Schar kam Solago und bat den Missionar, er möge doch auch zu ihnen kommen, sie wollten ihr finsternes Handwerk aufgeben und Christen werden. Und als dann gar am Christabend einige unter den Weihnachtsbaum kamen und die vielen Lichter sahen, da wurde es wohl

manchem von ihnen wunderbar zumute. Und der Missionar sagte ihnen, so hell und glänzend und noch weit schöner werde es einst in der ewigen Gottesstadt sein. Da glänzte es in den Augen dieser heidnischen Zuhörer, und einige gingen still nach Hause.

Bald waren es 45, die Ernst machten mit ihrer Hinfuhr zu dem lebendigen Gott, die alle mit der Frage zu mir kamen: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“ Mit Freuden taufte ich sie; sie wurden der Anfang der großen Gemeinde Hili-Mazajaja. Sie waren meine ersten Gehilfen, rechte Missionare für ihr Volk.

Bald wurde ein Dorf nach dem andern vom Evangelium erfüllt, bald war die Station umgeben mit einem Kranz von 23 Filialen. 3800 Christen und 8800 Taufbewerber wurden von 27 Evangelisten, von 50 Lehrern und von 100 Ältesten unterrichtet und betreut. Die Opferwilligkeit war groß. Die Einnahmen stiegen bis auf 17 000 Mark. Die Stationskirche wurde sonntäglich von 800 Personen und jede der Filialkirchen von 200—300 Leuten durchschnittlich besucht. Wenn ich auch bis jetzt nur von meiner Station erzählte, so ist doch die Missionsgeschichte dieser einen Station ein Paradigma der Missionsgeschichte von ganz Nias überhaupt. Überall offene Türen und hungrige Herzen. Überall wuchs die Schar der Christen. Überall sah man neben vielen Enttäuschungen doch auch wirkliche Erfolge —, neben äußerlichem Christentum doch auch heilsgewissen Glauben. Hindernisse gab's überall, Hindernisse gibt's auch auf Nias, große Hindernisse, Bollwerke des Satans. Ich denke an die starke Diesseitsgesinnung und an die große Geldgier, an das heimliche Palmweintrinken und an die grenzenlose Unsittlichkeit, an die angeborene Trägheit und unbegreifliche Gleichgültigkeit, an die alles bindende Sippe und an die alles knechtende Sitte; ich denke an die böse Häuptlingswirtschaft und an die allgemeine Verschuldung, an die Volksunarten und Rassenfehler. Ja, wenn man die Niasser und die niasische Sitte gründlich kennengelernt hat, dann fragt man sich: Wie ist es überhaupt möglich, daß ein Niasser zum Glauben kommt? Jede Bekehrung auf Nias ist ein Wunder Gottes, ein Beweis der Königsherrschaft Jesu. Jede Bekehrung predigt: Die Fahnen unseres Königs gehen voran.

Das sah man besonders in der Zeit der Erweckung. Da ging buchstäblich in Erfüllung, was die heimatliche Missionsgemeinde so oft singt: „Siege bald, siege bald, komm, das kalte Reich der Nacht aller Enden zu zerstören!“ Da brauchte man nicht mehr an einen Sieg zu glauben, da sah man ihn. Unsere Niasser sahen etwas von der geoffenbarten Herrlichkeit der Königsherrschaft Jesu. Sie sagten: Es ist gerade so, als wenn der Herr Jesus wieder auf die Erde herniedergestiegen sei und unter uns wandle. Sie kamen mit Zittern, schworen ihm Gefolgschaft, ergaben sich ihm.

Es war eine wunderbare Zeit —, eine Zeit, von der nicht genug geredet werden kann. Wer sie miterlebt hat, kann sie nicht vergessen. Auch unsere Niasser werden sie nicht vergessen. Sie werden noch Jahrzehnte davon zehren, — und auch dann noch, wenn kein Missionar irgend eine Spur von der Erweckung mehr entdecken kann.

Ja, die Erweckung ist das Höchste, was auf Nias geschah; sie ist vielleicht das Höchste, was die gesamte Rheinische Mission erlebte, ja, sie ist vielleicht das Höchste, was in der Missionsgeschichte überhaupt erlebt wurde.

(Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.)

Die große Reue

Zur Zeit der „großen Reue“, von 1916—1923, geschah das Wunderbare, was man nicht machen kann und was zu erhoffen und zu erbitten wir in dieser Weise nicht gewagt hatten: es geschahen „große Taten Gottes“, die jener Erweckung einen Stempel ausdrückten, der ohne Übertreibung als „apostolisch“ bezeichnet werden konnte. Es war, als erlebten wir hin und her vor unseren sehenden Augen die Apostelgeschichte; und vor allem hatten nachdenkende Niasser selbst das Empfinden, als erfülle sich von neuem Joel 3 auf Nias. „Träume und Gesichte“ spielen eine größere Rolle als uns Abendländern gut scheint, und doch war dies nur eine Art Zeichen; biblische Verheißung wurde lebendig, und das Wort Gottes wurde Erlebnis. Was keine Erklärung, kein Unterricht hätte erreichen können, das wurde als freie Gabe niasischen Christen und Taufbewerbern, ja auch Heiden zuteil, und es wirkte wie eine Offenbarung, daß mit überwältigender Macht eine nie gekannte überweltliche Kraft in das alltägliche Leben von ungebildeten, gedankenarmen und willensschwachen Niassern eingriff, so daß sie sich, wenn sich nicht absichtlicher Widerstand entwickelte, dem Einfluß nicht entziehen konnten. Da wurden sie auch gegen ihren Willen und Erwartung davon überführt, daß es einen schöpferischen Geist Gottes gibt, der „durch das Evangelium beruft und mit seinen Gaben erleuchtet“, der in alle Wahrheit leitet und der Parakletendienste tut, heute noch wie einst. Die überlieferte Kunde und das missionarische Zeugnis war auf einmal nicht mehr fragwürdig, und die Existenz des „Gottes und Vaters Jesu Christi“ auf einmal nicht mehr zweifelhaft; mit selbständiger persönlicher Gewißheit traten sie voller Freimut auf unsere Seite mit dem Bekenntnis: „Wir glauben nun nicht mehr um eurer Rede willen: wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Der Geist Gottes war mit einem Schlage kein unbekanntes Etwas mehr, sondern spürbar lebenspendende Gotteskraft!

Wer miterlebt hat, wie auf Nias damals nicht nur in alten Gemeinden alles „ein Herz und eine Seele“ war, mit welcher offenkun-

digen Andacht ganz im Gegensatz gegen frühere Stumpfheit und Oberflächlichkeit alles Interesse sich darauf konzentrierte, Gottes Willen zu erkunden und zu tun, und wie aus einer Menge innerlich für Jesus gewonnener Leute eine Schar von Helfern erstand, die zu unterweisen und mit denen Hand in Hand zu arbeiten eine helle Freude war, sondern wie auch unter den Taufbewerbern und Heiden ein großes Fragen und Sehnen aufwachte, wie in Süd-Mias langverfeindete Stämme sich in Frieden trafen, um auf einer Bank lernbegierig zu erfahren, was zu tun sei, um von aller Bosheit erlöst zu werden, der versteht schon, daß in einzelnen Berichten von *G e i s t e s a u s g i e ß u n g* die Rede sein konnte. Es war eben eine hochgehende Begeisterung rein religiöser Natur, wie dergleichen nie zuvor dagewesen war. Daß in der so hervorgerufenen seelischen Erregung im Anfang auch Auswüchse vorkamen, die als ungesund abgelehnt werden mußten, oder daß auch einzelne wie ganze Dorfschaften beharrlich sich verhärten konnten, oder daß schon stark ergriffene Miasser sich der Zucht des Geistes nicht unterwerfen wollten und, aus welchen Gründen auch immer, wieder ins alte Wesen zurückfielen, das alles ändert nichts an der Tatsache, daß Gottes Geist damals deutlich wehte, „wo er wollte“, und daß wir Missionare endlich unerwarteterweise zu Seelsorgern des miasischen Volkes wurden, denen unbedingtes Vertrauen gezollt wurde in den auf einmal so wichtig gewordenen geistlichen Angelegenheiten.

In all das verlogene Treiben und Denken der Miasser hinein fiel Gottes „Geist der Wahrheit“ und sein strafendes Wort; und was wir bei einem gewissenlosen Geschlecht so schmerzlich vermißt hatten, das wurde in Gestalt des „bösen Gewissens“ offenbar. Natürlich finden sich auch bei dem miasischen Volk Spuren eines Verantwortungsgefühls in alten Überlieferungen und Sinnsprüchen, die zu kennen für den Missionar zwecks Anknüpfung im beginnenden Unterricht wichtig genug ist; aber ein gleichwertiges Wort für „Gewissen“ hat die Sprache nicht. So hat sich der Bibelübersetzer mit dem „Herzen“ begnügen müssen, und auch die „Stimme des Herzens“ (= Gewissen) blieb meist unverstanden. Als nun die Zeit der großen Reue anbrach und die gewaltige Bußbewegung hervorrief, hatte alles Verheimlichen und Versteckspielen mit einem Schlage ein Ende. Auch ohne Feuerflammen und Zungenreden ging es ihnen durchs Herz wie ein heiliger Schrecken, der sich in Traurigkeit zeigte oder in namenloser Angst vor dem allsehenden Auge des heiligen Gottes, dem nichts verborgen bleibt. Dies war von Anfang an und ist bis heute noch das untrügliche Kennzeichen geblieben für den Beginn der *„G e i s t e s z u c h t“*. Das „lustige Völklein der Miasser“, wie man es früher nannte, „allezeit aufgelegt zu Scherz und Tanz voller Harmlosigkeit“, das verwandelte sich in eine Schar von ge-

ängsteten, furchterfüllten Menschen, die an sich erfuhren, daß unser Gott ein verzehrend Feuer ist, und daß es wehtut, wenn die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt wird, und die unter ihrer Schuld dermaßen zusammenbrachen, daß von dem niassischen Stolz und Hochmut nichts mehr übrig blieb. Es gab nicht wenige, die gerne gewußt hätten, „wohin sie fliehen sollten vor Gottes Geist“, und die buchstäblich merkten, daß er auch am „äußersten Meer“ ist. Das Wunder, daß diese Gottesfurcht deutlich auf allen Gesichtern geschrieben stand! Beschreibt man es am einzelnen, dann klingt es dem einen vielleicht wenig glaubhaft und dem andern mindestens übertrieben; aber wer die Not mancher mitangesehen hat, kann es verstehen, daß die erdrückende Angst gerade bei Heiden, die ähnliches noch nie durchmachten, in lautem Schreien und wilder Verzweiflung sich Luft verschaffen mußte. Da waren eben Gewalten im Ringen miteinander in der niassischen Volksseele, die man nicht durch gütliches Zureden oder durch Aufklärung beschwichtigen konnte. Man konnte überhaupt nicht helfen; denn wer hineingeriet in dies Selbstgericht, der mußte auch einsam und allein hindurch, Auge in Auge mit dem lebendigen Gott. — Noch einmal betone ich, daß diese Wucht nicht alle gleich empfanden, daß viele auch nur halb aushielten, manche nur äußerlich mitliefen, daß sich vor allem manche Häuptlinge, Älteste und Lehrer, die an Ansehen und Stellung am ehesten einbüßten, ablehnend verhielten; aber alles das ändert nichts an der Tatsache, daß wie ein Sturm die innere Erschütterung durchs Land flog, und dieser Sturm war Gericht über die Sünde.

Das fast verschüttete „ungeschriebene Gesetz“ hat da bei Unzähligen, die nie etwas davon gewußt, eine unerbittliche Kritik ausgeübt an allem Tun und Lassen, so daß auch längst vergessene Dinge und langverjährte Skandale frisch aufgedeckt wurden und ihre Erledigung fanden. Wie haben sich die Niasser selbst verwundert, daß ihr Gedächtnis auch nichts auszugraben vergaß, und wären es nur geringfügige Diebstähle gewesen; wie man früher nur fremde Schuld bemaß, so wurde die eigene nun geschätzt. Und wir Missionare hatten ebenso Grund genug zum Staunen, daß auch in dieser Rasse, gegen alle natürliche Anlage, die religiöse Beurteilung der einzelnen Vergehen nicht nur, sondern auch der Sündhaftigkeit des ganzen Trachtens als eine innere Widerspenstigkeit gegen Gottes heiligen Willen bei denselben Niassern zum Vorschein kam, die sich auch bei häßlichsten Dingen früher mit einem leichtfertigen „das schadet weiter nichts“ über alle Warnung hinweggesetzt hatten.

Das Bewußtsein, daß der Mensch für sein Tun bei Leibesleben einmal verantwortlich gemacht werden wird, eine Gewißheit, die man nicht eintrichtern kann und für deren Bezeugung niassische Zuhörer meist unempfindlich gewesen waren, hatte nun auch zur Folge,

daß der Wert der Einzelpersönlichkeit, auch der Frauen und Kinder, erkannt wurde an dem *Schwergewicht der persönlichen Schuld*. Es konnte keiner für den anderen eintreten in jenen Tagen; Namenchristen, die bisher vielleicht sich begnügt hatten, an ihrer Stelle die Kinder zu schicken, merkten, daß es da keine Stellvertretung gebe; und einer wie der andere erkannte, daß er selbst genug und übergenug an der eigenen Last zu tragen habe, also mehr, als daß er sich auch noch um die Schuld anderer hätte kümmern können. Da hieß es einfach für jeden besonders: Laß alles stehen und liegen, deine Feldarbeit, dein Geschäft, deinen Gewinn, deine Nahrung und gehe hin und suche mit deinem Gott ins Reine zu kommen, bis du weißt, was es heißt, daß „bei ihm viel Vergebung“ ist. Und die nie sich ein Gewissen daraus gemacht, Gottes Gebote zu übertreten, wenn's nur nicht lautbar wurde, die fingen unter den „*terrores conscientiae*“ an, „aus der Tiefe zu rufen“ und so zu beten, daß es uns oft durch und durch gegangen ist. Denn es wurde eine Tiefe seelischen Empfindens offenbar auch bei solchen Eingeborenen, denen man soviel „Seele“ gar nicht hätte zutrauen können. Aus Reue heraus wurde ein Neues geboren, in harter *Zucht des heiligen Geistes*, und Hunderte von Mässern werden es zeitlebens nie vergeßen können, ebenso wenig wie wir Augenzeugen.

(Aus E. Fries, *Allg. Missionszeitschrift* 1922.)

Eine Afrikanerin

Als wir den Platz für die Anlage einer Missionsstation im Nyikalande, halbwegs zwischen den beiden Seen Nyassa und Tanganyika, suchten, führte uns ein Mann, namens Wakutava. Er mochte dreißig bis vierzig Jahre alt sein. Als wir den rechten Platz für die Station am Mbosihiügel gefunden hatten, blieb er als Arbeiter bei uns. Wie viele andere Arbeiter aus der ersten Zeit, baute auch er bald ein größeres Haus. Das war das Zeichen der Leute, daß sie verheiratet seien und in Mbosi bleiben wollten. Aus jener Zeit erzählte mir Meshehe, d. h. „Ich freue mich“ (der Erlösung), die Frau Wakutavas folgendes: „Als ihr euch in Mbosi niedergelassen hattet und anfingt, Häuser zu bauen, da arbeitete auch mein Mann bei euch vom ersten Tage an. Ich freute mich, daß er es tat, denn dadurch verschaffte er mir Perlen und was ich sonst haben wollte. Nach und nach wunderte ich mich über manches, was Wakutava ließ und tat. Ich verwunderte mich sehr darüber, daß Wakutava nicht mehr in dem Hause seiner andern Frau schlief, sondern nur in meinem Hause. Er ging nur zu ihr, um bei ihr zu essen. (Jede Frau hat ihr eigenes Haus. Die zweite Frau Wakutavas war bedeutend älter als er und war die Frau seines Vaters gewesen. Nach dessen Tode hatte sie seinen Sohn als Mann erwählt.) Dann wunderte ich mich dar-

über, daß er nicht mehr am heiligen Plaze des Hauses Bier ausgoß für die Ahnen. (Von jedem frischgebrauten Bier mußte vor dem Genuß etwas für die Ahnen ausgegossen werden an dem Pfahle, der das Dach trägt. Darauf wurden diese im Gebet angeredet.) Daß er die Ahnen nicht mehr anredete, sondern zu Gott betete, das wunderte mich sehr. Da dachte ich in meinem Herzen: Was ist das nur für eine neue Gewohnheit? Die hat er wohl bei den Europäern in Mbosi gelernt. Ob die Ahnen sich das wohl gefallen lassen werden? Aber ich sagte nichts. Nach einiger Zeit sagte Wakutava zu mir: ,Nansalu (so hieß Nfeshene früher; der Name bedeutet: Mutter der Nsalu, d. h. Mutter der Bachstelze), ich baue dir in Mbosi ein Haus. Ich habe schon damit begonnen.' Auch darüber wunderte ich mich, sagte aber nichts. Wieder nach einiger Zeit fragte er mich und sagte: ,Willst du nicht nach Mbosi kommen und den der Frau zufallenden Teil der Arbeit bei dem Hausbau tun? (Bauholz herbeitragen helfen, das Gras für das Dach schneiden, auch Wasser für den Abpuß tragen und den Herd bauen.) Du brauchst dich nicht zu fürchten, es sind noch andere Frauen da.' Ich antwortete ihm und sagte: ,Ich werde nicht nach Mbosi kommen, denn was soll ich dort essen? All mein Getreide und meine Feldfrüchte sind hier. (Die Frau ist nicht nur die Besitzerin des Hauses, sondern auch der Lebensmittel. Die Heimat Nsalus war vier Wegstunden von Mbosi entfernt.) In Mbosi muß ich hungern.' Wakutava antwortete und sagte: ,Was essen denn die andern Frauen? Es hungert niemand. Können wir denn nicht dein Getreide nach Mbosi tragen? und gibt es denn dort kein Land, um später Felder anzulegen?' Ich antwortete ihm nicht, aber ich dachte in meinem Herzen: Baue nur, ich komme dir nicht nach. Nach einiger Zeit jedoch überlegte ich in meinem Herzen und dachte: Warum sollte ich denn nicht auch einmal nach Mbosi gehen und sehen, was sie dort machen, was sie essen und wie es dort aussieht? Da habe ich zu Nsalu (ihrem zweijährigen Töchterchen) gesagt: ,Nsalu, komm, wir gehen zum Vater nach Mbosi!' Ich machte etwas Bier und Mehl zurecht, um es Wakutava mitzunehmen. Darauf nahm ich Nsalu auf den Rücken, den Korb mit den Lebensmitteln auf den Kopf und ging nach Mbosi. Unterwegs dachte ich: Nun gehst du doch dorthin, wo du nicht hingehen wolltest! Warum tust du das? Es hat dich niemand dazu gezwungen. Ich wunderte mich sehr über mich selbst. Als ich angekommen war, blickte ich finster in mich, war aber sehr verwundert über die vielen Leute, die da arbeiteten. Auch Frauen und Kinder waren da, die Gras für die Dächer schnitten. Als die Arbeit für den Tag zu Ende war, kam Wakutava. Er freute sich sehr, daß ich da war. Er nahm Nsalu auf seinen Schoß und sagte: ,Nun, meine Großmutter, da bist du ja! Das ist schön, daß du da bist! Nun wirst du mir helfen, das Bauholz heranzutragen, und

du wirst dann das Gras für das Dach schneiden!' Ich hörte das, sagte aber nichts. Nachher gab ich Wakutava das, was ich mitgebracht hatte. Er freute sich und sagte: 'Das ist schön, daß du an mich und meinen Hunger gedacht hast!' Ich sagte aber nichts, sondern blickte nur finster vor mich hin. Ich blieb über Nacht, denn es war zu weit, den Weg zweimal an einem Tag zu machen. Am nächsten Morgen nahm ich Nsalu auf den Rücken, den Korb auf den Kopf und ging nach Hause. Wakutava sagte: 'Komme gut nach Hause. Der liebe Gott möge die Anstöße aus dem Wege räumen (Steine, Wurzeln und wilde Tiere) und dich mit meinem Kinde gut ankommen lassen.' Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, denn wir Njika sagen nicht 'Gott', sondern 'ihr, die ihr im Licht seid' (die Vorfahren im Totenreich), helft uns! Ich wunderte mich sehr und ging nach Hause, aber meine Beine wurden sehr schwer auf dem Wege.

Als ich zu Hause angekommen war, konnte ich gar nicht recht arbeiten. Es fiel mir alles so schwer. Ich mußte immerfort denken: In Mbosi ist es nicht schön, aber zu Hause ist es auch nicht mehr schön. Für wen soll ich denn kochen? Ich bin gerade wie eine Frau, deren Mann gestorben, oder die ihm weggelaufen ist. Und mein Mann ist doch nicht gestorben, auch bin ich ihm nicht weggelaufen und will es auch nicht tun. Ich werde ihm doch nachgeben und meine Arbeit dort tun müssen. Weil ich immer so denken mußte und nichts anderes denken konnte, so habe ich dann Getreide gedroschen, Mehl gemahlen, einen Kochtopf, ein Schöpfgefäß und eine Schlafmatte genommen, habe alles zurechtgemacht, habe Nsalu auf den Rücken und die Sachen auf den Kopf genommen und bin nach Mbosi gegangen. Zu Nsalu sagte ich: 'Meine Großmutter, wir verlassen unsere Heimat und gehen dem Vater nach. Du wirst in Mbosi groß werden.' Ich ging nach Mbosi, aber mein Herz war traurig. — Wakutava freute sich, daß ich gekommen war, aber ich trauerte und tat meine Arbeit in Betrübnis. Als dann Nsalu krank wurde, dachte ich: Die Ahnen sind erzürnt darüber, daß der Vater des Kindes nicht mehr ihre Namen nennt, ihnen kein Bier mehr ausgießt und ihnen auch kein Opfer mehr bringt. Sie rächen sich, weil er angefangen hat, zu Gott zu beten. — In jener Zeit war ich sehr traurig. Eine Frau sagte mir, ich solle doch Nsalu einmal zu Nakalukwa (Tr. Bachmanns Frau) bringen, die würde ihr Medizin geben. Da habe ich das Kind zu Nakalukwa gebracht. Sie gab ihr Medizin und badete sie. Dann machte sie Packungen um den Leib des Kindes. Über das Baden und über die Packungen habe ich mich sehr gewundert und gedacht: Was soll denn das? Die Medizin ist gut, aber was soll denn das andere? Aber ich sagte nichts, ich dachte nur. In die Kirche ging ich die erste Zeit selten und tat so, als ob ich nicht aufpaßte. Aber ich habe alles verstanden. Als dann Nsalu anfang, gesund zu werden, da habe ich

gedacht: Gott ist doch wohl größer als die Ahnen. Sie können nichts gegen ihn tun, denn Nsalu wird ja gesund. Als sie dann ganz gesund geworden war, ohne daß Wakutava, der Vater des Kindes, zu den Vorfahren gebetet oder geopfert hatte, da wußte ich, daß Gott größer ist als die Ahnen. Da kam ich und gab meinen Namen für den Unterricht auf. Später bin ich einmal sehr erschrocken. Das war damals, als die ersten Nyika getauft wurden. Da habe ich gedacht: Was soll es denn mit dem Wasser? Ist es denn nicht genug, wenn wir an Gott glauben? Warum denn noch das Wasser? Da haben wohl die Europäer etwas hineingetan, um uns etwas anzutun, daß wir nicht wieder los können von ihnen. Vielleicht wollen sie uns gar nach Europa bringen, denn dort soll es sehr wenig Menschen geben. Deshalb kommen sie zu uns, begießen uns mit Wasser, in das sie etwas getan haben, um uns willig zu machen, ihnen zu folgen. (So dachte wohl nicht nur Nansalu, sondern die meisten Nyika. Später habe ich diese Rede oft gehört). Als ich dann sah, daß den Getauften nichts geschah, daß sie da blieben und fröhlich waren, da habe ich aufgehört so zu denken und bin dann auch getauft worden. Das andere aus meinem Leben weißt du alles selbst.“

Bei der Taufe gab Nansalu, wie alle Täuflinge, sich einen neuen Namen. Sie nannte sich Nfeshene. Wakutava nannte sich Ampofile, das bedeutet: Er hat mich errettet. Nsalu gaben die Eltern den Namen Wanseho, das Kind der Freude.

Als die Christen sich mehrten und wir daran denken mußten, einen Alttestament zu bilden, da war Nfeshene eine der ersten Frauen, die gewählt wurden. Sie nahm es sehr ernst mit diesem Amt. Nicht nur der Gemeinde gegenüber tat sie ihre Pflicht, sondern auch im Blick auf mich. Sie überhob sich nicht, lernte aber auch das Kriechen nicht. Wie ihre Körperhaltung eine gerade, eine königliche war trotz vieler Lasten, so war sie es auch innerlich. Eine ihrer Schwestern war auch Christin geworden, ließ sich jedoch gelegentlich gehen. Es fehlte ihr hin und wieder an der nötigen Höflichkeit im Verkehr mit den andern, auch redete sie gern über die, die nicht anwesend waren. Beides Dinge, die auch von den Heiden verurteilt werden. Als wir im Ältestenrat darüber sprechen mußten, um uns klar zu machen, was getan werden sollte, traten Nfeshene die Tränen in die Augen darüber, daß ihre Schwester sich nicht besser in Zucht nahm. Sie litt darunter, daß ihre Schwester als Christin an Mängel erinnert werden mußte, die auch bei den Heiden als solche empfunden werden, die auch von ihnen bekämpft werden. Da sie eine klare Heilserkenntnis besaß, wollte sie, daß auch andere mit Jesus bekannt werden. Eines Tages sagte eine kranke Frau, die bisher sehr bestimmt das ablehnte, was meine Frau und ich ihr von Jesus hatten sagen wollen, sie wolle getauft werden. Nfeshene hatte sie besucht und ihr so

wie von ungefähr Geschichten vom Heiland erzählt. Die Art, die Geschichten zu erzählen, hatte Eindruck auf die Kranke gemacht, und so lernte sie Jesus kennen.

Es wurde von der Mission viel getan, um den Stand der Afrikanerin zu heben. Auch ich beteiligte mich an diesen Bemühungen. Aber Njeshene, und hinter ihr standen alle Frauen, trat gegen diesen Eifer auf und wollte nicht einen „gehobenen Stand“ einnehmen. Gotteskindschaft in afrikanischem Gewande schien ihr jesushafter zu sein wie allerlei „von der Mission Erreichtes“, was mehr einem Christbaum, als einem bodenständigen, wenn auch knorrigen Fruchtbaum gleicht. An zwei Dinge erinnere ich mich besonders, für die Njeshene, gegen mich, eintrat: *Verlobung und Arbeits-
teilung zwischen Mann und Frau.*

Die wohl überall in Afrika übliche Form der Verlobung wurde allgemein von der Mission als *Frauenkauf* und als die Frau entehrend angesehen, deshalb mußte dieser, zum Besten der Frau, bekämpft werden. Njeshene war anderer Ansicht, und sie sprach das bestimmt aus. Und sie gebrauchte Gott, um den unter den Njika begonnenen Kampf gegen die allen verständliche Verlobungsform im Keime zu ersticken. Ich redete klar und deutlich gegen diese Form und sagte der kleinen Gemeinde, daß in ihr eine andere, die „christliche“ Form eingeführt werden müsse. Der „Frauenkauf“ und die „Sklaverei“, in der die Frau lebe, müsse überwunden werden. Als ich wieder einmal ernst und deutlich über diese Punkte geredet hatte, kam Njeshene zu mir, um mit mir darüber zu sprechen. Sie tat es sehr ausführlich. Wie immer, kam sie, wie auch die anderen Frauen und Männer, in afrikanischer *Höflichkeit* zu mir. Sie öffnete die Tür nur so weit, daß sie sich hindurchzwängen konnte. Das tat sie gebückt, die Hände auf die Oberschenkel gelegt. Als sie im Zimmer war, setzte sie sich hart am Türpfosten auf die Matte. Man darf auch knien. Ich ging zu ihr, hockte mich auch an die Erde, und zwar auf mein rechtes Bein, wie ich im Zimmer oft, draußen immer tat, wenn wir gemütlich schwagen wollten. Auf meine Frage, was Njeshene wolle, antwortete sie: „Du redest oft über uns Frauen, wir seien von unseren Männern gekauft und ihre Sklaven. Wir haben nun gefragt: Wo mag er das nur herhaben? Wir sind ja nicht gekauft, wir sind ja geheiratet worden. Sklaven sind wir nicht. Vielleicht haben die Männer, die dich in der Sprache unterrichten, dir gesagt, daß wir gekauft und Sklaven seien. Da haben wir mit diesen Männern gesprochen und ihnen gesagt, daß sie dir nicht etwas Verkehrtes sagen sollten. Die haben gelacht und gesagt, daß sie dir so etwas nicht gesagt hätten. Damals sind wir auf den Gedanken gekommen, daß in deinen *Büchern* etwas vom Kaufen und von der Sklaverei der Frau stehen müsse. Ob das irgendwo so ist, wissen wir nicht, aber bei

uns ist es nicht so. Wir werden geheiratet, und wir haben die Männer, die wir haben wollten. So wie wir verheiratet worden sind, wollen auch unsere Kinder verheiratet werden. Nur sollen sie etwas größer werden bei der Verlobung. Sie sollen so alt werden, wie es zu Bumbu's Zeit war." (Bumbu war ein sehr beliebter Häuptling, der der Kinder sich besonders annahm. Zu seiner Zeit wurden die Mädchen nicht im Alter von 5—7 Jahren, sondern im Alter von 9—12 Jahren verlobt. Unter den Christen ist meines Wissens kein Mädchen zwölf Jahre alt geworden, sondern nur 8—10 Jahre).

Um mir ganz klaren Wein einzuschenken, erzählte mir Mfeshene ihre eigene Verlobung: „Eines Tages rief mich mein Vater in das Haus. Ich kam hinein und fand einen Heiratsvermittler darin. (Es lag jemand im Hause auf dem Fußboden auf dem Rücken. Oft ist diese Person eine gut beleumundete Frau. Sie bringt eine Hacke als erste Gabe des jungen Mannes an die Eltern des gewünschten Mädchens. Dieser Heiratsvermittler hat dann später alle noch folgenden Gaben zu vermitteln. Durch seine Hände geht auch die sehr selten vorkommende Auflösung der Verlobung). Ich wußte, daß er um meinetwillen da war. Mein Vater zeigte auf die am heiligen Pfahle (wo er Bier ausgießt und betet) liegende Hacke und sagte: ‚Diese Hacke gehört dir. Der Mann hat sie geschickt.‘ Als ich den Namen des Mannes hörte, sah ich die Hacke mit finsternen Blicken an und verließ das Haus langsamen Schrittes, die Hacke immer anblickend. Das hieß: Nein, ich will den Mann nicht. Nach etlichen Monaten wiederholte sich daselbe, und meine Eltern haben mich nicht gezwungen! Als dann mein Vater mich das drittemal rief und ich den Namen des Mannes hörte, bedeckte ich so schnell wie möglich mein Gesicht mit beiden Händen und lief aus dem Hause, ohne einen Blick auf die Hacke zu werfen. Das hieß: Ja, den Mann will ich haben, und das ist Amposile. So wie es bei mir war, so ist's bei den meisten Mädchen. Gezwungen werden nur wenige.“

Ebenso bestimmt trat Mfeshene später gegen eine Neuregelung der Arbeitseinteilung zwischen Mann und Frau zugunsten der letzteren auf. Wir hatten wiederholt gesehen, wie schwer belastet die Frauen vom Felde kamen, wogegen die Männer fast nichts trugen. Doch kann man manches lange Zeit sehen, ohne daß es einem besonders auffällt, oder ohne sich gedrängt zu fühlen, etwas dagegen zu tun. Da, eines Abends, kommt Walusangano mit seiner Frau Veya vom Felde unter strömendem Regen. Voran kam die Frau mit einer Last Brennholz auf dem Kopfe. Auf dieser Last war ein Korb mit Mais, Bohnen, Gurken usw., wie auch die Hacke befestigt. Auf dem Rücken trug sie das jüngste Kind. Hinter ihr liefen die größeren Kinder, und den Schluß machte der Vater, den Regenschirm hoch über sich gespannt. Dieses Bild empörte uns, und es zeigte mir meine

Pflicht den Frauen gegenüber. In der nächsten Samstagabend-Singstunde suchte ich sie zu erfüllen und malte der Gemeinde das Bild, das wir gesehen, so lebhaft wie möglich vor Augen. Der Eindruck meiner Rede war nur teilweise der gewünschte. Die Männer machten verlegene, aber die Frauen empörte Gesichter. Die Verlegenheit der Männer verstand ich, aber nicht die Empörung der Frauen. — Die darauffolgende Woche ging ich eines Tages gegen Abend in der Veranda auf und ab. Draußen heftiger Regen. Ich sah den Blitzen und dem strömenden Regen zu. Da wandte ich meine Augen in der Richtung nach der Kirche und sah auf einem ganz verlorenen Wege Walusangano mit Lena ganz auf die beschriebene Weise vom Felde kommen: Lena mit einer großen Last Brennholz, Hacke und Gemüsekorb obenauf, und das jüngste Kind auf dem Rücken im Tragfell, hinter ihr die beiden größeren Kinder, und den Schluß machte der Vater mit dem ihn beschützenden Regenschirm. Das ist die Frucht meiner Arbeit, dachte ich. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf. Rede noch einmal, und die Frauen werden auf deine Seite treten! Die armen, belasteten Frauen! Am darauffolgenden Sonntagabend redete ich nochmals über diese Angelegenheit. Wenn möglich noch deutlicher und klarer. Die Männer waren verlegener als das erstemal, und die Frauen trotziger, ja die Augen einiger sprühten förmlich Blitze, und diese Frauen waren die entschiedensten Christinnen. Was bedeutete das?

Am nächsten Sonntag nach der Predigt kam Nfeshene auf die oben beschriebene Weise zu mir. Sie hätte mir etwas zu sagen. Ich dachte, sie wollte mir eine Mitteilung über irgend ein Vorkommnis in der Gemeine machen. Das wollte sie nicht. „Ich habe d i r etwas zu sagen,“ betonte sie. Ich forderte sie auf, es zu tun. Sie tat es auf die den Eingeborenen eigene umständliche Weise. „Du hast geredet!“ begann sie. „Ich meine das, was du gestern abend gesagt hast. Hast du dir überlegt, was daraus entsteht, wenn wir Christenfrauen das tun, was du forderst?“ Ich antwortete weise: „Was wird denn entstehen? Ihr Frauen werdet es etwas leichter haben und die Männer etwas schwerer.“ Darauf antwortete sie: „Nein,“ und dabei schüttelte sie sich, wie vor etwas Ekligem. Dann breitete sie beide Hände aus und zeigte nach allen Himmelsrichtungen und sagte: „Wenn wir das tun, was du forderst, dann werden alle Leute um uns herum sagen: ‚Jesus macht die Christenfrauen faul. Sie lassen ihre Männer die Lasten tragen, die sie tragen sollten.‘ Das wollen wir nicht. Wir wollen nicht in den Ruf der Faulheit kommen. Und du willst es auch nicht. Faulheit ist eine Schande für eine Nyikafrau.“ Dann machte sie eine Pause und fuhr nach einer Weile fort zu reden: „Du beobachtest uns und wunderst dich über manches. Wir beobachten dich, und da verstehen wir auch nicht alles. Wir

haben gesehen, daß deine Frau die Wäsche wäscht, und du stehst dabei und hilfst ihr nicht. Wenn wir etwas zu waschen haben, so machen das die Männer. Dann haben wir gesehen, daß deine Frau näht und sticht für dich und für die Kinder, und du stehst dabei und hilfst ihr nicht. Was wir bei uns zu nähen haben, besorgen die Männer.“ Als Nfeshene das gesagt hatte, legte sie ihre beiden Hände zusammen auf der Matte, auf der sie saß, und tat sie dann auseinander so, als ob sie etwas teilte und sagte: „So haben es Eure Väter mit der Arbeit gemacht, hier ein Häufchen und da ein Häufchen. Zu dem einen haben sie gesagt: diese Arbeit machen die Männer, und die andere Arbeit machen die Frauen. Unsere Väter haben sie auch geteilt und gesagt: diese Arbeit machen die Frauen, und die andere machen die Männer. Bei dieser Teilung mag es bleiben. Das hat mit Jesus gar nichts zu tun. In den Ruf der Faulheit wollen wir nicht kommen, und du willst es auch nicht.“ Nein, das wollte ich nicht. Und so haben die Frauen weiter ihre Lasten getragen, und sie trugen sie wie Königinnen ihre Kronen tragen. Allerdings habe ich noch keine Königinnen gesehen und weiß also nicht, wie sie die Kronen tragen, aber ich denke mir: sie tragen sie königlich, hoherhobenen Hauptes. So tragen auch die Frauen der Njila ihre Lasten auf dem Kopfe. Aber nicht nur sie tragen sie so, sondern auch die Frauen anderer Stämme habe ich mit schweren Lasten stolz einhergehen sehen. Warum sollen wir ihnen das nehmen, was sie selbst als ihre Pflicht und ihren Ruhm ansehen? Ich danke dir, Nfeshene, für jene Stunde Unterricht, den du mir in aller Einfachheit, aber, ohne mit einer Wimper zu zucken, in meiner Stube in Mbosi gabst!

(Aus Missionsblatt der Brüdergemeinde 1925.)

Sieg einer Afrikanerin und eines Afrikaners

Zum „Sprechen“ vor dem heiligen Abendmahl kamen alle Eheleute immer gemeinsam. Wenn dies nicht geschah, so war das ein sicheres Zeichen, daß etwas zwischen den beiden nicht in Ordnung war, was sich nicht so leicht beseitigen ließ. Nfeshene und ihr Mann Amposile kamen immer gemeinsam. Doch es stand etliche Male auf ihren Gesichtern geschrieben, daß etwas zwischen ihnen stand. Nfeshene klagte, daß Amposile nicht mehr die nötige Kleidung besorge, die vorhandene nicht mehr wasche und instandsetze. Er wiederum klagte, daß sie es fehlen ließe an der nötigen Sorgfalt im Hauswesen. Er müsse Zucht walten lassen und er kenne kein anderes Mittel, als eben das, sie kurz zu halten in der Kleidung. Er leide ja auch unter ihrer nicht genügenden Sorgfalt. Nfeshene entgegnete: „Du weißt ja, wie elend ich oft bin, wie die Kinder mich abhalten durch ihre Augenkrankheit und andere Leiden wie durch die Sandflohplage. Ich bin oft so müde und kann nicht mehr so gut arbeiten wie

früher. Ich habe schon oft überlegt, ob ich nicht einmal zu meiner Mutter gehen und dort ausruhen soll. Aber immer bin ich innerlich gehindert worden, es zu tun. Würden doch die Leute sagen: ‚Sehet, Mfeshene hat uns immer gesagt, daß wir im Leiden aushalten sollen, und nun hält sie selbst nicht aus, sie ist geflohen und hat ihren Mann verlassen.‘ Diese Gedanken, und weil Jesus auch aushielt in seinem Leiden, haben mir immer Kraft gegeben zu bleiben und meine Arbeit zu tun, so gut ich kann.“ Beide nahmen immer wieder einen neuen Anlauf, bekamen immer wieder neue Kraft, und so trugen sie die gegenseitigen Mängel.

Sehr gern hätte ich Mfeshene außerhalb der Station auf einem Außenposten als Helfersfrau gesehen. Amposile stand im Evangelisationsdienst, aber nur als ein Helfer, der von der Station aus seinen Dienst tat und immer wieder auf sie zurückkommen mußte, denn es lag ein Mangel bei ihm vor. Er war *H a n f r a u c h e r*. Das Volk führt einen Kampf gegen das Rauchen dieses Krautes, weil es seine Schädlichkeit kennt. Die Frucht dieses Kampfes ist, daß es nur sehr wenig Hanfraucher gibt. Jeder Vater sorgt dafür, daß keins seiner Kinder diesem Laster anheimfällt. Amposile war ihm zum Opfer gefallen. Wann und wie, weiß ich nicht. Ich und andere redeten ihm ins Gewissen, stellten ihm den die Gesundheit schädigenden Einfluß des Hanfrauchens, wie auch die Kraft Jesu, die er übrigens selbst kannte, vor Augen, doch ohne rechten Erfolg. Er rauchte weiter. Ja, es gab Zeiten, in denen er das Hanfrauchen verteidigte und sagte: „Andern schadet das Rauchen, aber mir nicht. Warum soll ich es lassen?“

Da, eines Tages hörte ich eine Anzahl Heiden miteinander über das Hanfrauchen reden. Alle verurteilten es und zeigten einander seinen schädigenden Einfluß an einigen Personen. Sie nannten den und jenen Hanfraucher, sprachen über ihre Mängel und brachten sie in Verbindung mit dem Rauchen des Hanfes. Da sagte einer von ihnen: „Habt ihr nicht den Christen beobachtet, seine Frau ist die Tochter jenes Prinzen von Mwasenga, seinen Namen weiß ich nicht, wie gierig der ist, wenn es etwas zu essen oder zu trinken gibt? Seine Bier kommt vom Hanfrauchen.“ Alle stimmten dem Sprecher zu, aber keiner wußte den Namen des Christen. Ich saß in einiger Entfernung und ließ mir nicht merken, daß mich ihr Gespräch interessiere. Es war mir klar, daß sie Amposile meinten. Dieses Erlebnis erzählte ich ihm. Er wurde blaß und sagte: „Wenn das so ist und die Heiden reden über mich und meine Bier (er war sehr gierig), dann will ich das Hanfrauchen lassen. Damit du weißt, daß ich es wirklich lasse, so werde ich das Rauchzeug Mfeshene geben. Sie soll es haben. Sie hat mir oft gesagt, ich solle das Hanfrauchen lassen, aber ich habe sie ausgelacht und gesagt: Mir schadet es nichts. Aber

wenn die Heiden meine Bier gesehen haben, dann muß es mir doch geschadet haben. Ich will nicht gierig sein.“ Und er hat Wort gehalten. Beim nächsten „Sprechen“ sagte mir Mfeshene, daß Amposile ihr sein Hanspfeifchen gegeben habe. Er sei auch jetzt geduldiger gegen sie und zufriedener mit ihr.

War Mfeshene dadurch wie vom Alp befreit, auch Amposile viel fröhlicher wie ehemals, so sagte mir dieses Erlebnis auch etwas. Oder besser gesagt, dieses Erlebnis bestärkte mich in meinen Gedanken, daß wir mehr wie bisher die gesunde öffentliche Meinung zu Hilfe nehmen müssen im Kampf gegen das Böse, wie zur Kräftigung des Guten. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß wir nicht etwas als böse hinstellen, was dem Volk nicht böse ist, oder etwas als gut empfehlen, worüber das Volk anders denkt.

Ob Mfeshene noch lebt? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß sie in Gottes Händen war und ist, denn niemand und nichts kann seine Schafe aus seiner Hand reißen.

(Tr. Bachmann, *MBI. der Brüdergemeine*. 1926. S. 82.)

Vom seligen Sterben einer schwarzen Pfarrfrau in Westafrika

Auf lustiger Höhe, fast 60 Kilometer nördlich von Kumase, der Hauptstadt Asantes, liegt die nicht unbedeutende Stadt M a m - p o n g. Gleich zu Beginn der Aufnahme ihrer Missionsarbeit in dem großen Reich der Asanteer hat die Basler Mission dort eine Filiale errichtet. Ein stattliches Gotteshaus grüßt den Wanderer beim Betreten des Ortes. In den verschiedenen Schulgebäuden sucht die afrikanische Jugend ihren Wissensdurst zu stillen. Sie findet hier auch Gelegenheit zum Besuch einer höheren Schule, deren erfolgreiche Absolvierung den Eintritt in unser Lehrer- und Predigerseminar oder in den Verwaltungsdienst der Regierung ermöglicht.

Der stattlichen Christengemeinde unserer Mission steht ein schwarzer Pfarrer vor und wird in seiner Arbeit an der Gemeinde und unter den Heiden von einer Reihe tüchtiger Ältesten unterstützt. Agwei ist ein frommer Mann, der vor Gott wandelt. Leider wurde ihm seine treffliche, uns wohlbekannte Frau Alexandrina Viktoria, eine Tochter des ehemaligen Stadthäuptlings unserer Missionsstation Abetifi, nach schwerem Lungenleiden am 13. August 1927 durch den Tod entrissen. Von ihren letzten Lebenstagen und ihrem Heimgang erzählen die folgenden Zeilen in engster Anlehnung an die schriftlichen Aufzeichnungen ihres verwitweten Mannes.

Am 1. August hatte die Kranke großes Verlangen nach dem Mahl des Herrn und wünschte, daß alles so würdig wie bei der kirchlichen Abendmahlsfeier zugerichtet werde. Bald nachher machte sie ihren Mann auf die goldenen Gefäße aufmerksam, die um ihr Lager her aufgestellt seien und sagte zu ihm: „Ach, daß du deine Augen waschen

könntest, um diese Herrlichkeit zu sehen. Gott selbst will sich an mir verherrlichen. Ich versichere dich ausdrücklich, Gott wird mich dir nicht erhalten. Ich habe meine Arbeit vollbracht. Soeben sind zwei Engel bei mir gewesen, und der eine hat zum andern gesagt: „Man will der Kranken Arznei geben.“ Da hat der erste diese ausgeschüttet. Ich werde daher von jetzt an keine Arznei mehr trinken.“ In dieser und ähnlicher Weise redete die Kranke noch eine Zeitlang und bat dann die Ihrigen, das Lied: „Himmelan, nur himmelan“ zu singen. Weiter bat sie um den Gesang der Lieder: „Der Herr ist mein Hirt“; „Der Pilger aus der Ferne“; „Ach Gott, verlaß mich nicht“ und anderer. Soweit ihre Kräfte es erlaubten, sang sie mit. Am 10. August erschienen ihr wieder die beiden Engel, welche ihr nach ihren Worten heiliges afrikanisches Wasser brachten. Ihr Mann fragte erstaunt: „Kommt denn das Wasser nicht vom Himmel?“ Sie erwiderte: „Nein, es ist afrikanisches Wasser; ich rede mit dir nicht menschlicher, sondern geistlicher Weise. Dies Offenbarung 7, 13—17. Ich komme auch aus großer Trübsal. Darum singt mir das Lied: ‚Preis dem Todesüberwinder.‘“ Nachdem das Lied verklungen war, ließ sie ihre Kinder zu sich rufen und sprach zu ihnen folgende Worte: „Ehe ich sterbe, ist es mein Verlangen, noch mit euch zu reden. Gedenket an eurer Mutter Frömmigkeit, an ihre Gastfreundschaft, an ihren Wandel, an ihre Mühsal. Ich sollte euch von rechtswegen irdische Güter hinterlassen — das wären aber vergängliche Güter. Was ich euch hinterlasse, ist einzig und allein Gottes Wort. Sonst habe ich nichts für euch. Es geht mir wie Petrus, der zu dem Lahmen gesagt hat: ‚Gold und Silber habe ich nicht, aber stehe auf im Namen Jesu und wandle.‘ Heute nehme ich von euch Abschied. Sorget für euren Vater mit fröhlichem Herzen. Und nun geht wieder in eure Schule, denn keines, das nicht in die Schule geht noch Gott recht dient, wird mich einst wiedersehen.“ — Darnach wandte sie sich zu ihrem dabeistehenden heidnischen Onkel: „Lieber Onkel, du bist es gewesen, der mich seinerzeit zur Schule brachte, in welcher ich Gott kennenlernte. Ich verlasse jetzt diese Welt. Aber wohin geht dein Weg? Werde ein Christ, dann wirst du nach deinem Tode mich wiedersehen.“ Als der Abend hereinbrach, begehrte sie noch einmal Leib und Blut Christi. Ihr Mann machte sie darauf aufmerksam, daß sie ja erst kürzlich beides empfangen habe. Aber sie verlangte doch darnach als „letzte Wegzehrung“, und bat, daß man den Tisch mit einem weißen Tuch bedecke und die heiligen Gefäße benütze, denn es sei „ein heiliges Mahl“. Zu der alten Christenfrau, welche sie pflegte, sprach sie: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu welchem du berufen bist. Laß dich weder durch Familienverhältnisse noch durch Gemeindeangelegenheiten vom Glauben abwendig machen, damit du nicht dahinten bleibst. Hältst du am Heiland fest

bis zu deinem Tode, dann wirst du ins Paradies eingehen dürfen.“ Endlich ermahnte sie noch ihren Mann: „Mein Herr, bleibe deiner Arbeit treu, wie wir sie bis heute miteinander getan haben. Jetzt wird dein Kampf heiß werden. Früher bist du gegangen und gekommen und es hat dir an nichts gefehlt. Wenn du in Zukunft nach Hause kommst, wirst du niemand antreffen. Darum ist es deine Pflicht, deinen Gott anzuflehen, dir in deinem Amt beizustehen, damit du das Ziel erreichst und nicht zu Schanden wirst.“ Dann fragte die Sterbende ihren Mann, ob er ihren Hochzeitsteg noch wisse. Er bejahte das und las ihr auf ihre Bitte Ruth 1, 16. 17.

Von da ab redete sie nichts mehr, betete aber: „Herr, was fehlt noch? Mach's kurz und laß mich zu meiner Ruhe gehen.“ Am 13. August hauchte sie in den Armen einer ihrer erwachsenen Töchter unter den Gebeten ihres Mannes ihr Leben aus.

„Wenn der Erdentag zur Rüste geht und sich die Fenster der Seele, die farbenfrohen Menschengenossen verdunkeln wie Kirchenfenster am Abend, blüht in dem verdämmernden Gottestempel des sterbenden Leibes die Seele wie das Allerheiligste am Altar unter der ewigen Lampe in dunkler Glut auf und füllt sich mit dem tiefen Glanze der Ewigkeit.“ (W. Flieg.)

(Imm. Bellon.)

Sundar Singh

1. Jugendzeit. Innere Kämpfe

Am 3. September 1889 wurde er in einem indischen Dorf geboren. Sein väterliches Haus war nicht nur eine Stätte der Behaglichkeit, sondern auch der Gottesfurcht. Sundars Mutter, eine ebenso gebildete wie fromme Frau, weckte schon früh in dem Knaben, der in innigster Liebe ihr zugetan war, den Sinn für das Göttliche und Ewige. Die Mutter war es auch, die dem jungen Sundar das gottgeweihte Leben als seinen Beruf hinstellte. „Du darfst nicht,“ sagte sie ihm, „oberflächlich und weltlich werden wie deine Brüder. Du mußt den Frieden der Seele suchen und die Religion lieben, und eines Tages sollst du ein heiliger Sādhu werden.“ Dieses Mutterwort schlug tiefe Wurzeln im Herzen des Knaben. Sein ganzes Innenleben wurde zu einer großen Sehnsucht nach dem Frieden des Herzens. Und als er ihn endlich gefunden, erfüllte er den frommen Wunsch der Mutter und machte das Leben des Sādhu zu seinem Beruf. Die Mutter gab so den Anstoß zur vita religiosa Sundar Singhs. „Der heilige Geist war es, der mich zum Christen machte, aber meine Mutter war es, die mich zum Sādhu machte.“ „Ich bin im besten theologischen College gewesen — das Mutterherz ist das beste theologische College der Welt.“ Diese Worte des Sādhu zeigen am deutlichsten, wie er selbst seiner Mutter entscheidende Bedeutung für seine religiöse Entwicklung zuweist. Im jugendlichen Alter von

14 Jahren verlor Sundar Singh seine Mutter, in einer Zeit, da seine religiösen Kämpfe bereits begonnen hatten. Tiefes Leid erfüllte seine Seele, ein Leid, das bis heute in seinem Herzen nachzittert. „Selbst heute noch legt sich ein schmerzlicher Zug auf des Sādhu Angesicht und sein Blick umflort sich, wenn man auf seine Mutter zu sprechen kommt.“ Mit doppeltem Eifer warf er sich nun auf das Studium der heiligen Bücher. Oft saß er bis Mitternacht über dem Granth, den Upanishaden und dem Koran. Zahlreiche Stellen prägte er seinem Gedächtnis ein. Sein Vater sagte sorgenvoll: „Du verlierst den Verstand, mein Sohn, du richtest deine Augen zugrunde. Du bist noch ein Kind, warum quälst du dich so sehr mit Fragen des geistigen Lebens?“ Sundar Singh antwortete: „Ich muß den Frieden um jeden Preis haben. Die Dinge der Welt können mich nicht befriedigen.“ Mit der angestrengten Lektüre verband er die stundenlange, tiefe Meditation, aber auch sie half ihm nicht zur dauernden inneren Ruhe. Unter der Leitung eines Hindu übte er sich in der Psycho-technik des Yoga. Durch die angespannte innere Konzentration gelang es ihm, sich in Trance-Zustände zu versetzen, die ihm eine vorübergehende Ruhe brachten; aber wenn er aus ihnen in die normale Bewußtseinslage zurückkehrte, fand er sich in demselben Gemütszustande, in dem er die Yogaübung begonnen hatte.

„Ich versuchte,“ bekennt er, „Ruhe zu finden durch die Mittel, welche die indischen Religionen anbieten: Hinduismus, Buddhismus, Mohammedanismus, aber ich konnte da nichts finden. Ich wollte mich selbst erretten; wie studierte ich nicht alle unsere Bücher! Wie rang ich nach Frieden und Ruhe! Ich tat gute Werke, ich tat alles, was zum Frieden führen konnte, aber ich fand ihn nicht; denn ich konnte ihn mir nicht verschaffen.“

Der Friede, den Sundar Singh so heiß ersehnte, kam nicht aus seiner Mutterreligion, sondern von ferne her. In der protestantischen Missionschule seines Heimatortes, die er besuchte, lernte er das Neue Testament kennen. Er wies es zuerst mit größter Entrüstung von sich: „Wozu die Bibel lesen? Wir sind Sikh, unser heiliges Buch ist der Granth. In jenem Buch mögen gute Dinge stehen, aber es ist gegen unsere Religion.“ Aber auch andere warnten ihn vor der Bibel: „Lies nicht die Bibel, weil ihr eine geheime Gewalt innewohnt, die dich zum Christen macht.“ Sundars Haß wider das Christentum wurde so glühend, daß er das Haupt einer eigenen Vereinigung von Schülern wurde, die alle erklärte Feinde des Christentums waren. Eines Tages zerriß er ein Neues Testament vor den Augen seiner Klasse in tausend Fetzen. Wenn er die Missionare kommen sah, um das Evangelium zu predigen, rief er: „Diese Leute sind Übeltäter, sie sind gekommen, um alles bei uns zu verderben.“ Ja, er erhob Steine wider sie und befahl den Dienern seines Hauses,

daselbe zu tun. Aber trotz seines fanatischen Hasses ließ ihn das geheimnisvolle Buch der Christen nicht los. „Schon damals,“ gesteht er, „verspürte ich die göttliche Anziehungskraft und wunderbare Gewalt der Bibel. Wie in brütender Hitze ein Seewind kühlt, so war ihre Wirkung auf meine Seele schon damals erfrischend.“ Vor allem war es ein Jesuswort, das sein ruheloses, friederverlangendes Herz im Innersten ergriffen hatte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken . . . und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.“ Sundar konnte es nicht glauben und rief: „Wie, unsere Religion, der Hinduismus, der die schönste Religion der Welt ist, gibt mir nicht Frieden, und eine andere Religion sollte ihn mir geben können?“ Noch ein anderes Wort Christi erschütterte ihn aufs tiefste: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Diese beiden Worte ließen ihn nicht los, immer tiefer bohrten sie sich in seine Seele ein; aber er konnte ihren trostvollen Inhalt nicht fassen. „Christus hat sich selbst nicht erlösen können, wie sollte er andere erlösen können?“ Um diese Worte zu widerlegen, vertiefte er sich unermüdlich in die heimischen Religionschriften. Er verglich mit ihnen das Neue Testament, aber er konnte niemanden finden, der, wie Jesus, sagte: „Ich will euch Ruhe geben,“ geschweige denn: „Ich will euch Leben geben.“ Der Kampf zwischen Christentum und Hinduismus, der in seiner Seele wühlte, führte schließlich einen Wutausbruch herbei; er verbrannte die Bibel, jenes geheimnisvolle Buch, das den Frieden verhieß und Ruhelosigkeit und Zwiespalt brachte. Sein Vater sagte befremdet: „Warum tust du etwas so Törichtes?“ Sundar Singh antwortete: „Die Religion des Abendlandes ist falsch, wir müssen sie vernichten.“ Jener Tag — es war der 16. Dez. 1904 — ist dem Sādhu unvergeßlich als der dies ater seines Lebens. Der tiefe Reueschmerz über dieses Attentat gegen die Bibel durchzittert seine Seele bis an den heutigen Tag und bricht immer von neuem in seinen Predigten und Bekenntnissen durch. „Die Erinnerung daran, daß ich Christum verfolgt und die Bibel zerrissen habe, ist wie ein Distelfachel in meinem Leben.“

2. Bekehrung

Die Friedlosigkeit und Unruhe Sundar Singhs erreichte ihren inneren Höhepunkt. Nichts konnte ihm die ersuchte Ruhe geben. So faßte er den verzweifelten Entschluß, sich zu töten, von der Hoffnung beseelt, vielleicht im jenseitigen Leben die ersuchte Ruhe zu finden. „Wenn ich Gott in dieser Welt nicht finden kann, finde ich ihn vielleicht in der anderen Welt.“ Am Vorabend des 18. Dezember trat er vor seinen Vater und sagte ihm: „Ich will dir Lebewohl sagen, mor-

gen früh wirst du mich tot finden.“ „Warum willst du dich töten?“ fragte der Vater. „Weil der Hinduismus meine Seele nicht befriedigen kann noch auch dies Geld noch auch die Behaglichkeit noch irgend eines der Güter dieser Welt. Dein Geld kann die Wünsche meines Leibes befriedigen, aber nicht meine Seele. So habe ich jetzt genug an diesem elenden und unvollkommenen Leben; ich will ihm ein Ende machen.“ Am kommenden Morgen wollte sich der Jüngling auf die Schienen legen und sich vom Schnellzug, der um fünf Uhr am Hause vorbeifuhr, überfahren lassen. Früh um drei Uhr erhob er sich von seinem Lager, nahm, wie es Hindusitte und ausdrückliche Vorschrift ist, ein kaltes rituelles Bad. Dann begann er Gott anzuflehen, ihm den Weg zum Heil zu zeigen. Weil seine Seele ganz von Zweifeln erfüllt war, betete er zunächst wie ein Atheist: „O Gott, wenn es einen Gott gibt, wollest du mir den rechten Weg zeigen, sonst werde ich mich töten.“ Er beschloß: Wenn mir nichts offenbar wird, wenn ich immer nichts verstehen kann, will ich mich töten, um Gott in der anderen Welt zu begegnen. Er betete und betete ohne Unterlaß; er flehte Gott an, die Ungewißheit und Unruhe von seiner Seele zu nehmen und ihr den Frieden zu schenken; aber er empfing keine Antwort. Er ließ sich nicht entmutigen und fuhr fort, mit Gott im Gebet zu ringen, in der Hoffnung, so Frieden zu finden. Da plötzlich — gegen fünf Uhr — gewahrt er in seinem Gebetskammerlein ein großes Licht. Er glaubt, das Haus stehe in Flammen, öffnet die Tür und blickt umher, aber es war kein Feuer da. Er schloß die Tür und betete weiter. Da sah er wie in einer Lichtwolke das liebestrahlende Angesicht eines Menschen. Er glaubte zunächst, es sei Buddha oder Krishna oder eine andere Gottheit, und wollte sich darum niederwerfen, um sie anzubeten. Da aber vernahm er zu seiner großen Überraschung auf Hindustani die Worte: „Wie lange willst du mich verfolgen? Ich bin für dich gestorben, ich habe für dich mein Leben hingegeben.“ Er war unfähig zu verstehen und konnte kein Wort sagen. Da entdeckte er die Wundmale jenes Jesus von Nazareth, welchen er für einen großen Mann gehalten, der vor langer Zeit in Palästina gelebt und gestorben, jenes Jesus, den er vor wenigen Tagen noch glühend gehaßt hatte. Und dieser Jesus zeigt in seinem Angesicht keinerlei Spur von Zorn darüber, daß er seine heiligen Schriften verbrannt hatte, sondern eitel Milde und Liebe. Da kam ihm der Gedanke: „Jesus Christus ist nicht tot; er lebt, und das ist er selbst.“ Und er sank ihm anbetend zu Füßen. Im Nu wurde sein Innerstes umgewandelt, er fühlte, wie Christus ihn gleich einem göttlichen Strom ganz und gar durchdrang; Friede und Freude erfüllten seine Seele und „trugen den Himmel in sein Herz hinein.“ Als Sundar Singh sich erhob, war Christus verschwunden, aber jener wunderbare Friede war geblieben und hat ihn seither nie ver-

lassen. Voll Freude weckte er seinen Vater und verkündete ihm: „Ich bin Christ!“ Dieser konnte es nicht glauben: „Du hast den Verstand verloren, geh schlafen. Vorgestern verbranntest du die Bibel und jetzt willst du plötzlich Christ sein. Wie reimt sich das zusammen?“ Sundar antwortete: „Weil ich ihn gesehen habe. Bisher sagte ich mir immer: das ist ganz einfach ein Mensch, der vor zweitausend Jahren gelebt hat. Heute habe ich ihn selbst gesehen, den lebendigen Christus, und ich will ihm dienen. Ich habe seine Macht erlebt. Er hat mir den Frieden gegeben, den kein anderer mir geben kann.“ Da sagte der Vater: „Du wolltest dich doch töten?“ Der Sohn erwiderte darauf: „Ich habe mich schon getötet. Dieser Sundar Singh ist tot; ich bin ein neuer Mensch.“

Nachdem Sundar Singh auf wunderbare Weise Christus als seinen Erlöser gefunden hatte, verharrte er mehrere Tage in einsamem Gebet. Riesengroß trat nunmehr vor sein Gewissen die Berunglimpfung, die er drei Tage vor seiner Bekehrung der Bibel angetan hatte. In innigem Gebet flehte er zu Gott um Vergebung: „Mein Gott, verzeih mir. Ich war geistig blind; ich konnte dein Wort nicht verstehen; deshalb habe ich die Bibel verbrannt.“ Da empfing er vom Herrn die trostvolle Zusicherung: „Du warst geistig blind, aber jetzt habe ich deine Augen geöffnet. Geh hin, gib mir Zeugnis! Zeuge von meiner großen Tat, bezeuge, bezeuge, daß ich der Retter bin.“ Wie beim Völkerapostel (Gal. 1, 15f.) schloß sich an die Bekehrung die Berufung zur Verkündigung des Evangeliums.

(Aus Heiler, „Sundar Singh“.)

Booker Washington

Unter den trostlosesten Umständen wurde er etwa im Jahre 1858 auf irgend einer Plantage in Virginien geboren. Seine Mutter war eine Negerstin, sein Vater irgend ein Weißer in der Nachbarschaft. Die Hütte, in der Booker seine Kindheit verlebte, war ein elendes, rohes Blockhaus, vier Meter im Quadrat, wie die Sklaven auf allen Pflanzungen es bewohnten. Der Raum diente gleichzeitig als Küche, Wohnzimmer und Schlafkammer. Ein Bündel Lumpen in der Ecke gab das Bett ab. Von Familienleben keine Rede. Kaum daß die Mutter ein paar Augenblicke morgens vor der Arbeit oder spät abends sich um ihre Kinder bekümmern konnte. Ohne Pflege, wie die Tiere des Waldes, wuchsen sie auf. Meist paßte Booker auf, wenn das Korn für die Schweine und Kühe gekocht wurde; davon sicherte er sich dann einige Hände voll zur Stillung des eigenen Hungers. Ein mit Sehnsucht erwartetes Ereignis war es allemal, wenn Sonntags die Sklaven aus dem Herrenhause eine Portion Sirup empfangen. Dann hielt auch der kleine Booker seinen Zinnteller hin und schloß jedesmal die Augen in der Hoffnung, bei ihrem Wiederauf-

schlagen mehr Sirup auf ihm zu finden, als er erwartet hatte. Auch hielt er dann den Teller nach allen Seiten hin schräg, damit die süße Masse sich recht ausbreite; es schien ja dann mehr zu sein, als es in Wirklichkeit war.

In Bookers früheste Kindheitstage fiel der Krieg zwischen Nord- und Südstaaten. Es ist begreiflich, daß die Sklaven den Gang desselben mit fieberhafter Spannung verfolgten, sie schwebten zwischen Hangen und Bangen. Booker erinnert sich aus dieser Zeit wohl noch, wie seine Mutter mit ihren Kindern auf die Kniee fiel und um den Sieg der Nordstaaten flehte. Dabei ist es rührend, zu hören, welche Anhänglichkeit die Sklaven selbst in diesen kritischen Zeiten gegen ihre Herren an den Tag legten. Durch die Einberufung der weisfähigen Weißen zum Heere waren die Pflanzungen ja von jedem Schutz entblößt; die weißen Frauen und Kinder wären wehrlos in die Hände der Sklaven gegeben gewesen. Aber es ist kaum vorgekommen, daß diesen ein Leid zugefügt wurde; im Gegenteil hätten die Sklaven wohl eher ihr eigenes Leben hingegeben, als geduldet, daß ihnen irgend jemand auch nur ein Haar gekrümmt hätte.

Endlich, im Jahre 1865, schlug die Stunde der Freiheit. Auch auf der Pflanzung, auf der Booker lebte, erschien ein Kommissar und verlas die Proklamation, durch welche die Sklaverei als für immer abgeschafft erklärt wurde. Sie wurde mit Ausbrüchen leidenschaftlichen Jubels aufgenommen und versetzte die Schwarzen zunächst in einen wilden Freiheitstaumel, jedoch ohne daß es zu Ausschreitungen gegen die ehemaligen Herren gekommen wäre.

Bald darnach verließ Bookers Mutter mit ihren Kindern die heimatliche Pflanzung und wanderte nach Westvirginien aus. Ihr Mann, Bookers Stiefvater, arbeitete in einer großen Salzfiederei. Booker und sein Bruder mußten ihm schon von frühester Jugend auf zur Hand gehen. Es war ein hartes, freudloses Leben, kaum besser als die frühere Sklaverei. Schon morgens früh um vier Uhr begann die saure Arbeit. Von irgend einem Unterricht war keine Rede. Und doch war es der sehnlichste Wunsch unseres jungen Freundes, lesen zu lernen. Er ließ seiner Mutter keine Ruhe, bis sie ihm endlich eine Bibel anschaffte. Diese nahm er jede freie Minute vor und quälte sich damit ab, aus ihr lesen zu lernen. Einen Lehrer hatte er dabei nicht. Wie schlug dann sein Herz in freudiger Hoffnung, als um jene Zeit ein Schwarzer sich als Lehrer in Malden niederließ und eine Schule eröffnete. Viele lernbegierige Schwarze drängten sich in dieselbe — die Glücklichen! Booker aber mußte sich damit begnügen, daß er wenigstens nach Feierabend noch auf eine Stunde zu dem Lehrer gehen durfte. Und diese Stunde nutzte er mit solchem Fleiße aus, daß er in ihr vielleicht mehr lernte, als andere in der Tagesschule. Schließlich erreichte er es sogar, daß er auch diese besuchen

durfte. Freilich mußte er erst von vier bis neun Uhr morgens in der Salzsiederei arbeiten; und der Unterricht in der ziemlich weit entfernten Schule begann pünktlich um neun Uhr. Wenn er ankam, waren die Aufgaben immer schon aufgesagt. Da verfiel er auf eine kleine List: heimlich stellte er jeden Morgen die große Uhr in der Salzsiederei eine halbe Stunde vor; das gab ihm Frist, rechtzeitig die Schule zu erreichen. Daß er damit den Fabrikherrn schädigte, kam ihm kaum zum Bewußtsein. Zu seinem Leidwesen merkte übrigens der Aufseher sehr bald den Betrug, und nicht lange darnach nahm der Schulbesuch überhaupt ein Ende, denn sein Vater, der sehr aufs Geld aus war, schickte ihn jetzt in ein Kohlenbergwerk, weil er hier mehr verdienen konnte.

Dem armen Jungen war die schmutzige Beschäftigung im dunklen Schoß der Erde besonders widerwärtig, und nur mit Widerstreben ging er täglich daran. Einmal hörte er in diesem Bergwerk zwei Schwarze sich über eine Lehranstalt unterhalten, die in der Stadt Hampton eröffnet sei, und in der Schwarze in verschiedenen Handwerken unterrichtet würden; auch ganz arme seien von der Aufnahme nicht ausgeschlossen, sie könnten sich durch ihrer Hände Arbeit dort ihren Lebensunterhalt nebenher verdienen. Von jetzt an hatte Booker nur noch einen Wunsch: nach Hampton! Er mußte aber zuerst noch eine andere Schule durchmachen. Eine vornehme Frau nahm ihn aus dem Kohlenbergwerk als Hausburschen zu sich. Das war schon ein Fortschritt. Aber diese Frau stand im Ruf, eine sehr strenge Herrin zu sein: kein Negerbursche hatte es bei ihr bisher länger ausgehalten. Nur mit Zittern und Zagen trat er in ihre Dienste. Er sollte angenehm enttäuscht werden! Die Frau war in der That eine sehr strenge Frau, sie hielt peinlich auf Sauberkeit, auf pünktliche Pflichterfüllung, auf Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, und unserem Booker, für den dies meist völlig fremde Begriffe waren, fiel es in der ersten Zeit nicht so leicht, sich in seine Herrin zu finden. Aber er bemühte sich rechtschaffen, ihre Zufriedenheit zu gewinnen, und je mehr ihm das gelang, desto mehr lernte er sie auch als gerechte und gütige Herrin, als eine wohlwollende Lehrmeisterin, ja als eine teilnehmende Freundin schätzen und lieben. Es wurden wertvolle Lehrjahre, die er in ihrem Hause verlebte. Er lernte es, die Arbeit um ihrer selbst willen zu tun, setzte seine Ehre darein, sorgfältig und treu zu sein; und gewann dabei — was er noch nie so gehabt hatte — Selbstachtung und Selbstvertrauen.

Aber Hampton blieb seines Herzens Sehnsucht. Und als er vierzehn Jahre alt war, machte er sich dahin auf die Wanderschaft. Nur mit Bangen ließ seine Mutter ihn ziehen; sein Bruder unterstützte ihn mit Geld. Die wenigen Habseligkeiten waren bald in ein Kofferchen gepackt. Von Malden bis Hampton sind es 800 Kilometer. Er

hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, so war er am Ende seines Reisegeldes. Aber er verzagte nicht. In Richmond arbeitete er, um sich neues Reisegeld zu ersparen, längere Zeit bei einem gutmütigen Herrn. Nachts schlief er, um kein Schlafgeld zahlen zu müssen, unter einem erhöhten hölzernen Fußsteg zur Seite des Fahrweges, wo er die ganze Nacht die Leute über sich hingehen hörte. Endlich hatte er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht und stand vor dem stattlichen Anstaltsgebäude in Hampton. Es war ihm zumute, als stände er vor den Pforten des Paradieses. Nun trat er klopfend den Herzens ein und trug der Hausdame sein Anliegen vor. Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Er sah wenig vertrauenerweckend aus: die Kleider zerrissen und beschmutzt, das Haar wirr und ungepflegt. Die Dame ließ ihn lange stehen. Schließlich, als er mit Bitten und Flehen nicht nachließ, gab sie ihm auf, den großen Versammlungsaal zu reinigen. Er machte sich an die Arbeit — er hatte es ja aus dem *ss* gelernt —, und jetzt, das fühlte er, stand seine ganze Existenz auf dem Spiele. Er lehrte alle Ecken gründlich aus und wischte jedes Stäubchen drei-, viermal ab, dann rief er die Hausdame. Sie nahm eine sorgfältige Besichtigung vor und meinte dann schließlich: „Ich glaube, wir können dich hier aufnehmen.“ Das war der Wendepunkt in seinem Leben!

Etwas mehr als zwei Jahre blieb er nun in der Anstalt, Jahre nicht des Spielens und Tändelns, sondern Jahre, reich an Mühe und Arbeit, reich an Entbehrung und Selbstverleugnung. Gleich im Anfang wurde ihm der Pfortnerposten angeboten, und da er völlig mittellos war, ergriff er mit Begierde diese Gelegenheit, sich damit die Mittel zu seinem Unterhalt in der Anstalt zu verdienen. Es war ein arbeitsreicher Posten. Es bedurfte einer eisernen Energie, um bei dieser ermüdenden Tätigkeit doch für den eigentlichen Unterricht die nötige Spannkraft zu behalten. Aber unter seinen Mitschülern mögen wohl wenige mit solchem Eifer ihren Studien obgelegen haben wie er.

Die Anstalt zu Hampton, von dem um das Wohl der Farbigen hochverdienten General Armstrong gegründet und geleitet, war im Unterschied von allen anderen damaligen Schulen darauf angelegt, die Farbigen für das praktische Leben zu erziehen. Neben den theoretischen Studien wurde auf Erziehung zur Arbeit der Hauptnachdruck gelegt. Gerade der bei den Farbigen damals allgemein verbreiteten Sucht nach wissenschaftlicher Bildung gegenüber und angesichts eines bloß äußerlichen Bildungsfirnisses, auf den sie dann lächerlich eingebildet waren, sah es General Armstrong als seine Aufgabe an, ihnen immer wieder den inneren Wert und die Würde gewissenhafter, tüchtiger Arbeit zu zeigen. Und daß diese Auffassung in Bookers Seele tiefe Wurzeln schlug, das war die Hauptlehre, die

er von Hampton mitnahm. Zum andern lernte er, wie köstlich es ist, ein selbstloses Leben im Dienste des Nächsten zu führen. Darin waren ihm General Armstrong und die übrigen Lehrer der Anstalt leuchtende Vorbilder. Mit Staunen sah er, wie diese edlen Männer rastlos und unverdrossen arbeiteten und sich uneigennützig abmühten, nur um den armen, verachteten Negern aufzuhelfen. Eine solche ihm bis dahin ganz unbekannte, ja ungeahnte Gesinnung überwältigte ihn wie eine neue Offenbarung. Er lernte es jenen Männern ab, daß das höchste Glück des Lebens darin besteht, möglichst vielen zu helfen.

Nach Beendigung der schönen Lehrzeit in Hampton kehrte er nach Malden zurück und nahm dort eine kleine Stelle als Gemeindeflehrer an. Die Abendschüler, die den Tag über in den Fabriken gearbeitet hatten, machten ihm durch ihren Fleiß und Bildungshunger die meiste Freude. In ihnen erkannte er Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist. Die fähigsten von seinen Schülern, darunter seinen Bruder, bereitete er für Hampton vor. Aus dieser bescheidenen Tätigkeit wurde er aber sehr bald weggerufen. Zu seiner großen Überraschung erhielt er von General Armstrong die Aufforderung, als Lehrer in Hampton einzutreten, wobei er zugleich Gelegenheit haben würde, sich selbst noch gründlicher auszubilden. Er säumte nicht, dieser Einladung zu folgen, und brachte nun zwei weitere Jahre in Hampton unter der anregenden Leitung des von ihm hochverehrten Generals zu, von dessen Geist er immer mehr in sich aufnahm.

Seine eigentliche Lebensaufgabe eröffnete sich ihm aber, als im Jahre 1881 der Ruf an ihn erging, nach Tuskegee in Alabama zu kommen, um dort nach dem Muster von Hampton eine eigene Erziehungsanstalt für Farbige zu gründen. Mit jugendlicher Begeisterung ging der noch nicht 24jährige Lehrer an die Arbeit. Sie war schwieriger, als er erwartet hatte. Es war kein geeignetes Lokal vorhanden, und erst nach langem Suchen fand er eine alte Methodistenkirche und ein Blockhaus dabei, die man ihm für ein Billiges vermietete. Hier fing er in Gottes Namen seine Tätigkeit an. Lernbegierige Schüler stellten sich ein. Bei heftigem Regen hielt einer von ihnen einen Schirm über den Lehrer, um ihn vor dem hereinströmenden Wasser zu schützen. Doch bei diesem Notbehelf blieb es nicht lange. Bald bot sich Gelegenheit, eine verwahrloste Farm in der Nachbarschaft zu kaufen, und er wagte den Kauf. Die Übersiedlung war schnell bewerkstelligt. Die Schüler halfen die paar vorhandenen Gebäude, ein Blockhaus, eine Küche, einen Stall und ein Hühnerhaus notdürftig instandsetzen. Das Herrenhaus war abgebrannt.

Die äußeren Schwierigkeiten waren übrigens das Geringste. Schlimmer war das Vorurteil und das Mißtrauen der weißen Be-

völkerung, das Schlimmste aber die trostlose Lage der Farbigen selbst. Gänzlich verarmt, bis über den Kopf verschuldet, in Unordnung und Schmutz verkommend, so lebten sie dahin; die meisten waren an einer Besserung ihrer Lage verzweifelt, und die Strebamen trachteten für sich und ihre Kinder nicht darnach, für irgend einen praktischen Beruf tüchtig zu werden, sondern nur nach sogenannten „Bildung“, bei der sie dann hofften, ein arbeitsloses Leben führen zu können. Gegenüber dieser Anschauung war seine Parole: Ausbildung von Hand, Kopf und Herz, und demgemäß war er fest entschlossen, an nützlicher Arbeit als Hauptziel seiner Wirksamkeit festzuhalten. Davon ließ er sich kein Haarbreit abbringen, mochten auch viele Väter in törichter Kurzsichtigkeit ihm ihre Kinder wieder entziehen oder diese enttäuscht seiner Schule den Rücken kehren, oder seine Schule in der Umgegend als „Schule für Hüterjungen“ verschrieen werden. Vor allem legte er Wert auf den Ackerbau und die Landwirtschaft, und demgemäß erklärte er eines Tages seinen Zöglingen, daß man nun an die Urbarmachung des Farmlandes gehen müsse und daß sie dabei mit Hand anlegen sollten. Die Zumutung rief bei den meisten starres Entsetzen hervor. Erst als er den Rock auszog, selbst Rodehacke und Axt in die Hand nahm, merkten sie, daß er Ernst machte. Zögernd folgten einige wenige der Einladung. Am nächsten Tage waren es ihrer schon etliche mehr, und von Tag zu Tag wurde es besser, bis sich schließlich alle in das Unvermeidliche fanden. In der ersten Zeit fehlten so ziemlich alle Ackergeräte, sie mußten aus der Nachbarschaft zusammengeborgt werden. Als einziges Zugtier verfügte man über ein altes, blindes Pferd, das ein Gönner der Anstalt gestiftet hatte. Unter solchen Umständen die Grundsätze rationeller Landwirtschaft zu lehren, war nicht leicht. Dazu war der Boden von so mäßiger Fruchtbarkeit, daß die Schüler meinten, er lohne die Mühe nicht. Booker aber bewies ihnen, daß er vielmehr für ihre Zwecke besonders geeignet sei; denn wer gelernt habe, armem Boden einen Ertrag abzugewinnen, werde bei reichem dann desto höhere Erträge erzielen. Das war überhaupt seine Art: aus jeder Not wußte er eine Tugend zu machen und einen Vorteil zu ziehen. Und Gott hat es ihm gelingen lassen, denn heute gilt seine Anstaltsfarm als vorbildlich für die ganze Umgegend. Ihr Areal ist nach und nach auf 2300 Morgen angewachsen. Sie ist ausgestattet mit einer Fülle der modernsten landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen. Dampfkraft und Elektrizität finden ausgiebige Verwendung. Aus dem einen blinden Gaul sind 2000 Pferde, Kühe, Maulesel und Kälber geworden. Auch eine treffliche Schweine-, Ziegen- und Schafzucht erfreut des Landmanns Herz.

Zu den landwirtschaftlichen Betrieben kamen, wie es die Bedürfnisse mit sich brachten, immer neue Arbeitszweige. Da es sehr wün-

schenswert war, die Zöglinge aus den Privatquartieren, in denen sie bisher untergebracht waren, herauszunehmen und beständig unter Augen zu haben, und da auch ihre Zahl schnell wuchs, so entschloß sich Booker, ein großes Anstaltsgebäude zu errichten und den Bau durch seine Schüler selbst ausführen zu lassen. Natürlich mußte dabei manches Lehrgeld gezahlt werden. Dreimal mißglückte das Ziegelbrennen, und die Schüler warfen die Flinte ins Korn. Booker hatte keinen Pfennig mehr in der Tasche. Da ging er hin, versetzte für fünfzehn Dollar seine Uhr und machte einen vierten Versuch, und dieser gelang. Seitdem sind in Tuskegee Millionen von tadellosen Ziegelsteinen teils zum eigenen Gebrauch, teils zum Verkauf gebrannt worden. Außer dem Ziegelbrennen lernten die Zöglinge bei diesem das Maurer- und Zimmerhandwerk und noch manches andere. Auch die ganze innere Einrichtung wurde von ihnen hergestellt. In der Anfangszeit ging es dabei wohl recht kümmerlich zu. Von den selbstgezimmernten Bettstellen brach da wohl allnächtlich die eine oder andere zusammen. Die Stelle von Matratzen vertraten Säcke, die mit Kiefernadeln aus dem nahen Wald vollgestopft waren. Tische und Schemel waren auf das denkbar primitivste aus Brettern zusammengeschlagen. Aber nach und nach lernten es die Tischlerlehrlinge, dauerhaftere Möbel herzustellen, und dann nicht bloß dauerhaftere, sondern auch ansehnlichere. Ungeachtet ist so ein Handwerk zum andern gekommen. Es werden ihrer jetzt acht- undzwanzig in Tuskegee gelehrt; außer den genannten noch Schneiderei, Schuhmacherei, Sattlerei, Stellmacherei, Wagenbau, Schmiedehandwerk, Klempnerei, Eisengießerei, Seilerei, Meierei, Maschinentechnik, Baufach, Druckerei, dazu für Mädchen Kochen, Haushalt, Nähen, Schneidern, Waschen, Gartenbau, Geflügelzucht u. a.

Doch wird keineswegs nur die Hand geübt. Kopf und Herz kommen darüber nicht zu kurz. Theoretischer und praktischer Unterricht gehen Hand in Hand miteinander und ergänzen sich gegenseitig. Letzter Zweck ist nicht eine Summe von Kenntnissen oder Fertigkeiten, sondern Charakterbildung, Erziehung zu selbständigem, tüchtigem Menschentum. Dem religiösen Elemente widerfährt alle wünschenswerte Pflege. Booker ist ein überzeugter Christ; so weiß er den erzieherischen Wert des Christentums wohl zu schätzen. Einen ausgesprochen konfessionellen Charakter hat seine Anstalt nicht, aber es findet nicht nur sonntäglich ein gemeinsamer Gottesdienst statt, sondern auch allabendlich eine Gebetsversammlung; Sonntagschule, Jünglings und Jungfrauenvereine werden liebevoll gepflegt. Wenn er auf seinen vielen Reisen nur zu oft minderwertige Glieder der farbigen Geistlichkeit kennenlernte, so hat ihn das stets tief geschmerzt, aber er hat es sich nach Kräften angelegen sein lassen, diesen Stand zu heben. Eine besondere Abteilung, die Bibelschule, ist mit

der Anstalt verbunden, und in dieser werden Prediger ausgebildet; auch sie erlernen übrigen nebenher ein Handwerk.

Die Zöglinge haben für ihren Unterhalt eine kleine Pension zu zahlen. Aber auch solche, die gar nichts zahlen können, werden aufgenommen. Sie arbeiten jeden Wochentag zehn Stunden und erhalten nur abends einen einstuündigen Unterricht. Ein kleiner Betrag wird ihnen gutgeschrieben, für welchen sie dann im dritten und vierten Jahr mit den übrigen Schülern den vollen Unterricht empfangen. Diese Abendschüler sind Bookers ganze Liebe. Er urteilt: wer zwei Jahre lang so aushält, der hat damit den Beweis erbracht, daß es ihm mit dem Lernen ernst ist und daß etwas in ihm steckt. Aus ihrer Mitte sind auch mit die tüchtigsten Leute hervorgegangen.

Es ist ein Riesenbetrieb mit einem Jahresbudget von einer Million Mark. Booker hat es verstanden, in weiten Kreisen Interesse für seine Bestrebungen zu wecken. Es war sein Grundsatz, erst zu zeigen, daß seine Anstalt praktische Früchte zeitige und also der Unterstützung wert sei. Und solche hat er denn auch reichlich gefunden. Der Eisenbahnkönig Huntington zum Beispiel, der ihn ein erstesmal mit acht Mark Beitrag abspeiste, überwies ihm das letztemal die Summe von 200 000 Mark, der Milliardär Carnegie gab zum Bau einer Bibliothek 80 000 Mk., und das waren keine vereinzeltten Fälle. Neben diesen großen Gaben fehlen aber auch die kleinen und kleinsten nicht — von den sechs Eiern an, die ihm im Anfang eine arme, alte Negerin brachte, und die sie sich vom Munde abgespart hatte. Diese kleinsten Gaben — das ist seine Erfahrung — bilden zusammen doch den größeren Teil des durch seine Hände gegangenen Geldes.

Mit dreißig Schülern beiderlei Geschlechts hat er 1881 seine Tätigkeit begonnen. Gegenwärtig beherbergen die Anstalten etwa 2000 Zöglinge, die aus 27 Staaten, ja selbst aus Afrika, stammen. Viele tausend Farbige sind so im Laufe der Jahre durch die Anstalt hindurchgegangen und führen nun, zum größten Teil weithin durch das Land zerstreut, ein nützlich und vorbildliches Leben. Ihre materielle wie ihre geistige, sittliche und religiöse Lage unterscheidet sich vorteilhaft von der ihrer Umgebung, und schon dadurch wirken sie für eine Verbreitung der in Tuskegee ihnen eingepflichten Grundsätze. Vornehmlich sind das aber die in Tuskegee ausgebildeten Lehrer und Lehrerinnen, die ihrerseits nun wieder in Stadt und Land die farbige Jugend so zu unterrichten und erziehen suchen, wie sie selbst unterrichtet und erzogen worden sind.

Fürwahr ein reiches Leben — das Leben dieses einstigen Sklavenkindes, dessen Name — *Booker Washington* — jetzt in ganz Amerika, ja auch in Afrika und in Europa mit Ehren genannt wird.

E. Und wir?

Die Kranken in Bethel und die Mission

An einem Weihnachtsmorgen ging ich durch den beschneiten Buchenwald in Bethel bei Bielefeld zur Zionskirche. Da rief jemand hinter mir her. Es war ein junger Mann, ein Epileptischer. „Wissten Sie, was mein schönstes Weihnachtsgeschenk ist?“ fragte er mich; „das ist eine Tabakspfeife aus Butoba. Missionar Johanness hat sie mir geschenkt. Ich rauche ja gar nicht, aber über die Tabakspfeife habe ich mich doch am allermeisten gefreut!“ Wenn ein Nichtraucher sich über eine Tabakspfeife freut, dann muß das einen besonderen Grund haben. Sie kam aus Afrika; durch sie fühlte sich der glückliche Besitzer mit der Missionsarbeit verbunden. Alle Tage erinnerte ihn der kleine schwarze Tonkopf daran, daß auch er, der arme und geringe Pflegling von Bethel, mithelfen dürfe bei der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. —

Es war am 12. Juni 1908. Vater Bodelschwingh stand auf der aus grauem Tropfstein gebauten Kanzel der Waldkirche von Bethel. Unter dem grünen Blätterdach der Bäume hatte sich die Zionsgemeinde versammelt. „Ich will mich heute entschuldigen,“ sagte er, „wir sind verklagt, daß wir hoffärtige Leute seien. So eine epileptische Gemeinde habe kein Recht, Mission zu treiben. Aber wir sind Leute, die mehr als andere einen Heiland nötig haben, weil wir früh sterben. Kein Doktor kann uns helfen. Vielleicht werden von hundert Epileptischen sieben wieder besser. Weil es so mit uns steht, haben wir vor allen anderen einen Heiland nötig. Und wir haben eine heilige Pflicht, den Armen und Sterbenden ringsumher diese Hilfe jederzeit anzupreisen. Wir können es nicht lassen. Wir strecken unseren armen Heiden die Hände hin, daß Arme und Kranke aus tiefem Elend gerettet werden.“

Vater Bodelschwingh hat Bethel zum Sitz einer eigenen Mission gemacht, um seiner Gemeinde von Kranken eine besondere Verantwortung aufs Herz zu legen. Unsere Kranken sollten nicht immer nur denken, daß sie selber Liebe und Erbarmen empfangen müssen, sie sollten sich derer erbarmen, die noch elender sind als sie, weil sie den Heiland nicht kennen. Vater Bodelschwinghs Hoffnung hat sich in reichem Maße erfüllt. Die Freude an der Mission lebt unter den Kranken in Bethel. Noch voller als sonst ist die Kirche, wenn vor dem Altar eine kleine Schar von Missionsleuten sitzt, um abgeordnet zu werden für Ostafrika. Bei einer solchen Feier kommt selten ein Anfall vor, so hingenommen sind die Kranken von dem, was sie miterleben. Wenn ich nachher auf der Straße gehe und die epileptischen Knaben von Kapernaum begegnen mir, dann rufen sie mir schon von weitem zu: „Du, Herr Missionar, ich will auch Missionar werden.“

Der Missionsarzt, der im Bufobalande sein Krankenhaus baut, schreibt in einem Brief, daß die schwarzen Mütter, wenn sie ein Kindlein bekommen, oft nur ein kaltes Bananenblatt haben, um das Neugeborene darin einzuwickeln. Kaum wird das in Bethel bekannt, da regen sich die Hände, und Hemdchen über Hemdchen werden genäht für kleine Negerkinder. Hier und da werde ich eingeladen in ein Haus, um von der Mission zu erzählen. Dann steht dort ein Tisch, auf dem sind alle die Handarbeiten aufgebaut, die die kranken Frauen und Mädchen gemacht haben, für den Verkauf der Mission.

Am Schluß eines Missionsfestes in Bethel wurde gesagt, daß für eine neue Schule in Afrika Lehrmittel nötig seien. Unsere Kranken möchten doch für Tafeln und Griffel, für Tinte und Federn, für Schreibhefte und Fibern sorgen. Da fing das Sammeln an. Haus Nebo war das erste, das eine Gabe ins Missionshaus sandte. Die Schulwandtafel sollte davon angeschafft werden. Fritz und Willi, die beiden Schwächsten im Hause, hatten zwei Mark gegeben und baten darum, daß davon ein großer Schwamm gekauft werden sollte. Hie und da kommt Max zu mir. Seine Sprache ist stockend und fast unverständlich, aber was er tut, ist kein Rätsel für mich. Er holt sein Geldtäschchen heraus und legt mir, vielleicht in ganz kleinen Münzen, mehrere Mark in die Hand; denn er spart für Afrika. „Was kostet die ganze Mission?“ so fragte mich kürzlich ein kranker Knabe, als ich am Hause Tabor vorüberging. „Warum möchtest du das wissen?“ „Ich möchte sie jetzt ganz übernehmen,“ war die Antwort. Freilich stellte sich heraus, daß er noch gar nichts hatte. Aber er hoffte doch, jede Woche fünf Pfennig sparen zu können. In seinem einfältigen Glauben war er gewiß, daß er damit der Mission die ganze Sorge für ihren Unterhalt abnehmen könne, und dazu war er von Herzen gern bereit. Gibt es viele Christen in unseren Gemeinden, die bereit sind, auch nur 5 Pfennig jede Woche für die Mission zu geben? Hat unsere deutsche Christenheit schon begriffen, was es heißt, die ganze deutsche Evangelische Mission zu „übernehmen?“

Durch den Eifer für ihre eigene Bethel-Missionsarbeit werden die Herzen unserer Kranken nicht eng gemacht. Seitdem die Liebe für Ostafrika in den Herzen brennt, sind diese auch offen für andere Not und andere Aufgaben. Alle Jahre feiern wir auch ein Missionsfest für die Rheinische Mission. Vater Bodelschwingh hat niemals Sorge gehabt, daß sein eigenes Werk darunter leiden werde, wenn wir auch andern dienen, und seine Weitherzigkeit wurde von Gott gesegnet.

Vom Innersten will ich schweigen. Aber ich weiß, daß sich in Bethel vieler Kranken Hände falten für die Mission. Die Gemeinde der Schwachen, Kranken und Sterbenden in Bethel ist eine Missionsgemeinde, wie wir uns viele wünschen möchten. Sie erfährt es aber auch, daß sie durch die Mission mehr empfängt als sie gibt. (Tritteltölg.)

Utschimura in Amerika

Der bekannte K a n s o U t s c h i m u r a schreibt: Daß ich die christlichen und englisch redenden Völker mit besonderer Ehrfurcht betrachtete, war wohl bei mir eine entschuldbare Schwäche. Ich hatte alles Edle, Nützliche und Erhebende durch Vermittlung der englischen Sprache gelernt. Ich las meine Bibel Englisch; einen englischen Schundroman hatte ich nie in der Hand gehabt, und gemeine Wörter der englischen Sprache waren mir gänzlich unbekannt. Das christliche Amerika mußte meiner Ansicht nach erhaben, fromm, puritanisch sein. In der Sprache mußte man viele Anklänge ans Hebräische hören, und die Straßen mußten von Halleluja und Amen widerhallen.

Ich hatte freilich aus guter Quelle gehört, daß in Amerika das Geld alles in allem sei und der allmächtige Dollar dort angebetet werde, daß die Rassenurtheile sehr stark seien, und daß der gelbe Mann mit den mandelförmigen Augen verspottet, ja von den Hunden angebellt werde. Solche Behauptungen erschienen mir aber ganz unglaublich. So stark war mein Glaube an das, was ich von der Überlegenheit der christlichen Zivilisation über die heidnische gelesen und gehört hatte. Ich meinte, Amerika müsse eine Art von Heiligem Land sein.

Am 24. November 1884 bei Tagesanbruch erblickten meine entzückten Augen zum erstenmal das Land der Christenheit. Ich stieg noch einmal hinunter in meine Kabine und warf mich auf die Kniee. Der Augenblick war zu ernst für mich; ich konnte mich nicht unter die aufgeregte Menge auf dem Deck mischen. Als die flache Küste deutlicher wurde, überwältigte mich das Gefühl der Dankbarkeit, daß nun meine Träume erfüllt waren, und Tränen entströmten meinen Augen. Bald fuhren wir durch das Goldene Tor, und die Kamine und Masten, die ich nun erblickte, erschienen mir wie lauter ganz Japaner fuhren in einen Gasthof, der einem Irlander gehörte. Es hieß von ihm, er sei immer besonders gut gegen meine Volksgenossen. Meine Bekanntschaft mit der kaukasischen Rasse hatte sich bisher fast ausschließlich auf Missionare beschränkt. Ich meinte, alle Leute, denen ich begegnete, seien Boten des Evangeliums und hätten einen hohen christlichen Beruf; es war mir, als wandelte ich unter der Gemeinde der Erstgeborenen. Nur ganz allmählich konnte ich mich von dieser kindlichen Anschauung freimachen. Hebräische Wörter hörte ich allerdings genug. Jedermann hatte einen biblischen Namen, selbst die Pferde. Worte, die wir nur mit Ernst und Ehrfurcht auszusprechen pflegten, sind auf den Lippen von Arbeitern, Kutschern. Schuhpußern und Leuten von höhern Berufsarten, denn auf jeden kleinen Verstoß folgt ein Fluch. In einem Gasthof fragten

wir einen anständig aussehenden Herrn, was er von Cleveland, dem neuernwählten Präsidenten halte. Er antwortete: „Bei Gott, er ist ein Teufel.“ Wir fuhren in einem Auswandererzug nach Osten, und als der Zug plötzlich mit einem starken Ruck hielt, so daß wir fast von den Bänken fielen, rief einer unserer Reisegefährten ärgerlich: „Jesus Christus!“ und stampfte dabei mit dem Fuß. Dergleichen Dinge waren uns etwas ganz Neues. Ich hatte früher nie recht verstanden, wozu das zweite Gebot gegeben war. Jetzt verstand ich's.

Daß das Geld die größte Macht in Amerika ist, lernten wir auch durch die Erfahrung. Gleich nach unserer Ankunft in San Francisco mußte unser Glaube an die christliche Zivilisation eine harte Probe bestehen, denn einem von uns wurde sein Geldbeutel mit einem Bierdollarstück darin gestohlen. „Taschendiebe unter Christen wie unter Heiden!“ sagten wir warnend zu einander.

Doch erst in Chicago lernten wir recht den Mammonsdienst kennen. Wir waren vier Tage in einem Auswandererzug umhergeschüttelt worden und stärkten uns nun in der Bahnhofswirtschaft; zugleich gedachten wir dankbar dessen, der unsere Seelen stärkte. Als die schwarzen, wollhaarigen Kellner sahen, daß wir zu Tische beteten, klopfte uns einer auf die Schulter und sagte: „Ihr seid gute Männer, ihr.“ Wir sagten ihnen von unserem Glauben, denn wir dachten, wir müßten uns buchstäblich nach Matth. 10, 32 halten. Da sagten sie uns, sie seien alle Methodisten, und die Ausbreitung des Reiches Gottes liege ihnen sehr am Herzen. Bald erschien ein weiterer Kamite, den sie uns als den Diakonen ihrer Gemeinde vorstellten. Er war sehr freundlich gegen uns und hörte mit ansehender Teilnahme, was wir ihm von der Mission in Japan erzählten. Während der zwei Stunden bis zu unserer Abreise war er um uns. Dann nahm er unser Handgepäck und folgte uns sorglich bis an die Stelle, wo wir unsere Fahrkarten vorweisen mußten. Mit vielem Dank streckten wir unsere Hände nach unseren Sachen aus, um sie an uns zu nehmen. Aber so war's nicht gemeint: Unser Methodisten-Diakon reichte seine schwarze Hand her und sagte: „Gib Sie mir auch was.“ Ohne dieses „Was“ hätte er uns unser Gepäck nicht ausgeliefert. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, wir hatten keine Zeit zum Streiten. So gaben wir ihm jeder ein Fünzigcentstück und eilten mit unseren Sachen in den Wagen. Da sahen wir einander erstaunt an und sagten: „Hier ist ja sogar die christliche Liebe um Geld feil.“ Seither trauten wir den freundlichen Worten schwarzer Diakonen nicht mehr.

Ein Jahr nachher wurde mir auf einem Flußdampfer mein seidener Regenschirm gestohlen. Der Dampfer war prachtvoll eingerichtet und es wurde schöne Musik gemacht. Ich, in meiner heidnischen Unschuld, ließ mir nicht träumen, daß auch hier die Schur-

keri lauerte. Vor vierzehnhundert Jahren hatte die chinesische Zivilisation solche Zustände herbeigeführt, daß sich niemand etwas aneignete, was auf der Straße verloren wurde. Und hier auf dem christlichen Wasser, in einem schwimmenden Palast, unter den Klängen von Handels- und Mendelsohns Musik, war die Habe so unsicher wie in einer Räuberhöhle!

Diese Unsicherheit war uns wirklich etwas ganz Ungewohntes. Wie viele Schlüssel diese Christen brauchen! Daheim in unseren heidnischen Häusern brauchte man fast keine Schlüssel. Die Häuser stehen in der Regel für jedermann offen. Razen gehen nach Belieben ein und aus, und die Menschen legen sich schlafen, so daß ihnen der Wind ins Gesicht weht. Niemals fällt's uns ein, zu fürchten, daß Diensthoten oder Nachbarn uns unsere Sachen nehmen könnten. Aber in der Christenheit ist's ganz anders. Nicht nur Geldschränke sind verschlossen, sondern auch Türen und Fenster, Kisten und Kasten, Schubladen, Eisschränke und Zuckerdosen. Die Hausfrau hat, während sie ihre Geschäfte besorgt, einen klappernden Schlüsselbund an ihrem Gürtel hängen; der Junggeselle, der abends heimkommt, muß aus einem Haufen von zwanzig oder dreißig Schlüsseln den herausuchen, der ihm sein einsames Gemach öffnet. Alles am und im Haus ist verschlossen, als ob der Diebsgeist in der Luft läge.

In nichts aber schien mir das Christentum dem Heidentum ähnlicher als in den starken Rassevorurteilen seiner Bekenner. Noch jetzt sind die kupferfarbenen Kinder des Waldes, denen man durch grausame und unmenschliche Mittel ihr Land entrissen hat, in den Augen eines gewöhnlichen Amerikaners nicht besser als die Büffel und die Bergschafe, die man nach Belieben fangen und jagen darf. Was nun die zehn Millionen Hamiten anlangt, die die Amerikaner einst von Afrika einführten, wie man jetzt Stiere und Kühe einführt, so hat man ihnen vor etlichen dreißig Jahren viel Teilnahme und christliche Bruderliebe erwiesen. Aber jetzt lassen sich die Amerikaner zwar so weit herab, daß sie in der Straßenbahn mit den Schwarzen fahren, doch im übrigen halten sie sich in ihrem Stolz noch möglichst fern von der Rasse, deren Freiheit sie mit ihrem Blut erkaufte haben.

So stark und unchristlich aber auch die Abneigung der Amerikaner gegen die Indianer und Neger ist, so ist das doch noch nichts im Vergleich mit dem Widerwillen und dem Vorurteil, das sie gegen die Söhne Chinas hegen. Dergleichen ist uns unter Heiden nie vorgekommen. Das Land, das seine Missionare nach China sendet, um dessen Söhne und Töchter von der Irrlehre des Konfuzius und dem Aberglauben des Buddha zum Christentum zu bekehren — dasselbe Land verabscheut auch den Schatten eines Chinesen auf seinem Boden. Wo hat man je von einem solchen Widerspruch gehört?

Ich bin kein Chinese, aber ich schäme mich der Verwandtschaft mit dem ältesten Volk nicht, — einem Volk, das der Welt einen Menzjus und Konfuzius gegeben, und, Jahrhunderte ehe man sich in Europa so etwas träumen ließ, Kompaß und Druckerpresse erfunden hat. Jedoch all den Schimpf und all die Härte zu ertragen, womit die armen Kulis aus Kanton von dem amerikanischen Pöbel gequält werden und dabei Kopf und Herz am richtigen Fleck zu bewahren — das konnte ich nur mit Hilfe von christlicher Langmut und Geduld.

Ich könnte, wenn ich Zeit hätte, noch von manchen unchristlichen Zügen in der Christenheit sprechen: von den gesetzlich erlaubten Geldlotterien; von der Spielwut, die sich in Hahnenkämpfen, Pferderennen und Fußballwettspielen offenbart; von Faustkämpfen, die roher sind als die Stiergefechte Spaniens; von dem Lynchen, das sich mehr für Sottentotten ziemt als für das Volk einer freien Republik; von dem Demagogentum in der Politik; von der Eifersucht unter den verschiedenen Kirchen; von dem Schnapshandel, der wohl nirgends in der Welt in solcher Ausdehnung betrieben wird; von der Tyrannei der Kapitalisten und der Frechheit der Arbeiter; von den Narrheiten der Millionäre; von der Liebesheuchelei der Ehegatten usw. Ist das die Zivilisation, die, wie die Missionare sagen, ein Beweis ist für die Überlegenheit der christlichen Religion über die andern Religionen? Friede ist das letzte, was wir in der heutigen Christenheit finden. Da gibt's nichts als Unruhe, Verwirrung, Irrenhäuser, Zuchthäuser, Armenhäuser.

Wehe mir! Ich bin getäuscht worden! Ich habe meinen Frieden geopfert für etwas, was kein Friede ist. Aus meinem alten Glauben bin ich hinausgewachsen und dem neuen kann ich mich nicht anbequemen. O glückliche Unwissenheit, die mir einen andern Glauben als den meiner lieben Großmutter verborgen hätte! Ihr Glaube machte sie fleißig, geduldig und treu, kein Schatten von Reue umwölkte ihr Gesicht, als sie ihren letzten Atem aushauchte. Sie hatte Frieden, ich habe Zweifel. Wehe mir; ich habe sie eine Gözendienerrin genannt, sie wegen ihres Uberglaubens bedauert, für ihre Seele gebetet, und ich selbst schiffe doch auf einem unergründlichen Meer und werde von den Stürmen der Furcht, der Sünde und des Zweifels umhergeworfen. Eins weiß ich gewiß: Ich werde nie wieder das Christentum darum verteidigen, weil es die Religion Europas und Amerikas ist.

(Utschimura, „Wie ich ein Christ wurde“, S. 57 ff.)

Die Mission und Du

Aus einer Ansprache von Missionsinspektor N e r n, Neuendettelsau

Dies Thema ist spitz, fast anmaßend. Die Mission macht sich anheißig, mit dir etwas zu tun zu haben, mit dir, als einem m o d e r n e n , d e n k e n d e n M e n s c h e n. Die Mission kann von dir ver-

langen, daß du den Missionsfragen I n t e r e s s e entgegenbringst. Es kann dir einfach nicht gleichgültig sein, wenn dort in der Südsee auf Neuguinea aus einem Volk niedrigster Stufe durch den Einfluß der Mission ein gesittetes Volk wird, das uns in mehr als einem Stück vorbildlich ist. — Es kann dir einfach nicht gleichgültig sein, wenn streng wissenschaftliche Forscher angesichts furchtbarer heidnischer Greuel den Ruf in die Welt ergehen lassen: „Missionare an die Front!“ nicht aus Vorliebe für die Mission, sondern weil sie merken: in solcher Finsternis kann nichts helfen als Mission, Evangelium, Christus. — Du kannst an der einzigartigen Erscheinung nicht vorübergehen, daß dort in Indien 60 Millionen Kastenlose, die Zertretenen, Entrechteten ihres Volkes in Bewegung kommen und ihr Schicksal in die Hand nehmen. Der amerikanische Missionar Jones schreibt in seinem „Christus der indischen Landstraße“: „Diese Frage der Kastenlosen ist eines der bedeutamsten Phänomene der Gegenwart.“ Es kann dir nicht gleichgültig sein, ob diese 60 Millionen im nächsten Jahrzehnt sich dem Hinduismus, Buddhismus, Mohamedanismus oder dem Christentum zuwenden. — Du siehst, wie durch den Fortschritt von Technik und Industrie die Grenzen fallen zwischen Ländern und Erdteilen, wie dadurch ein neues Problem in seiner Schwere sich aufstürmt und in unseren Gesichtskreis tritt: das Rassenproblem. Urinstinkte der Menschheit lodern auf. Man will keine Gemeinschaft haben mit fremdem Blut. Du denkst an die unterdrückten Neger der amerikanischen Union oder Südafrikas. Nicht Gesetze schaffen hier Wandel, sondern allein der Geist des Evangeliums. Er verwischt gottgeschaffene Unterschiede nicht, aber schlägt Brücken des Verstehens. — Am letzten Weihnachtsfest sitzt ein trauriger Missionar in Neuguinea; durch seine Gemeinde rast die Seuche. Er sieht vor sich das Bild einer langsam sterbenden Gemeinde. Wer hält den Tod auf? Keine Kolonialmacht, keine Mandatsherrschaft! Nur die Mission wird und kann helfen, wenn sie von der Liebe Christi getriebene Ärzte schickt ins sterbende Volk. — Tu deine Augen auf und du mußt es sehen, wie die Mission es war, deren Einfluß die Sklaverei zu Fall gebracht, die der Frau die Gleichberechtigung neben dem Mann geschenkt hat. Du mußt es sehen, daß die Mission als Christusträgerin auch Kulturträgerin ersten Ranges ist. Sie rodet Wälder, baut Straßen, gründet Schulen, erzieht die Völker. Die Mission tut das alles kraft des göttlichen Auftrags: „Geht hin in alle Welt!“ Und du?

Du bist aber nicht nur ein moderner, denkender Mensch, sondern auch ein C h r i s t. Ich kenne deinen Einwurf. So lautet er: „Mission ist nötig, aber heute in der Notzeit unseres Volkes haben wir nicht Zeit und Kraft, uns zu verzetteln, da müssen wir in erster Linie uns für die Erfordernisse der Inneren Mission bereithalten.“ Gewiß,

Innere Mission ist nötig, ja sie ist die stete Begleiterin unserer Missionare, wohin sie auch kommen. Aber schnüre sie ab vom Lebenszusammenhang mit der Äußeren Mission, so verkümmert sie, muß sie verkrüppeln. Nein, beide sind wie zwei Hände, die sich eben Hand in Hand arbeiten müssen. Mehr als eine andere Zeit weist uns die Geschichte der Weltkonferenzen, der Weltrekorde, der Weltindustrie, auf die weltumfassende Kraft des Evangeliums, die weltüberwindende Kraft des Glaubens. Weltmission! Und du?

Du hast Verantwortung für die Mission, weil du ein Christ bist. Ein Christ ohne missionarischen Sinn ist kein Christ. Es sind deine Brüder und Schwestern, die draußen sterben, vielleicht noch christuslos! Sie erwarten von dir, daß du hinter ihnen stehst, daß du ihnen zu Hilfe kommst. Du hast Verantwortung, d. h. du sollst Antwort geben auf den Gottesruf der Mission. Der eine gibt so Antwort, der andere anders. Du weißt zum Beispiel, daß die Not der Mission vielfach eine Geldnot ist. Leider spielt das Geld bei der Mission eine große Rolle, leider können wir mit Gottes Schreiten durch die Völkerwelt oft nicht Schritt halten, weil uns das leidige Geld fehlt. Du weißt aber auch, wie diese Not zu beheben ist, wie jeder helfen kann, der Reiche so gut wie der Arme, der Greis wie das Kind. Aber glaube niemand, daß er sich von seiner Verantwortung loskaufen könne durch eine Summe Geldes, die er vielleicht in ein Sammelbecken wirft. Ob er es auch tut: die Verantwortung bleibt! Die Mission, oder besser der Herr der Mission will mehr als dein Geld, er will deine Zeit, deine Kraft, dein Interesse, dein Nachdenken, den Einsatz deiner Persönlichkeit, deinen Willen, deine Liebe, dein Herz, deine Fürbitte. Die Mission will dich ganz. Es geht um die Entscheidung, es geht ums Ganze, da helfen halbe Herzen, halbe Kräfte, halbe Menschen nichts. Es ist Zeit, daß wir aus dem Stellungskampf bloßer Erwägungen und Überlegungen losbrechen zum Entscheidungs- und Endkampf. Der Kampf ist so heiß, drinnen wie draußen, in der Heimatkirche wie auf den Kampfgebieten. Hier eine Welt ohne Christus, dort christusbewegte Menschen. Wo ist dein Platz? Wo setzt du deinen ganzen Willen, deine ganze Kraft, deine ganze Persönlichkeit, deine ganze Liebe, dein ganzes Herz ein? Sag an, wo stehst du? Die Mission und du!? Das ist ein Ruf und eine Frage zugleich. Sieh zu, wie du mit beiden fertig wirst, mit dem Ruf: die Mission und du!, mit der Frage: die Mission und du?!

Übersicht

über die in „Beispiele und Geschichten“ behandelten Missionsgebiete

Amerika

Grönland Seite 292

Nordamerika Seite 256, 430, 440

Asien

Indien Seite 215, 250, 251, 280, 426

Niederl. Indien Seite 296, 408

China Seite 248, 391, 396, 398, 404, 407

Japan Seite 224, 440

Afrika

Westafrika Seite 237, 284, 356, 381, 424

Kongogebiet Seite 230 (M. Schweitzer), 231, 303, 313, 314, 371

Südwestafrika Seite 340

Südafrika Seite 276, 393, 394, 395, 397, 399

Ostafrika Seite 225, 232, 243, 257, 260, 266, 275, 277, 289, 315, 322, 339,
365, 384, 390, 391, 394, 402, 406, 415, 422

Ozeanien

Neuguinea Seite 307, 318, 320, 326, 373, 375, 400

Eine Fortsetzung von Hebräer 11 Seite 284

Die Kranken in Bethel Seite 438

Die Mission und Du Seite 443

Für die Bücherei des Pfarrers, des Predigers, des Missionars

Folgende Bücher von Joh. Hesse sind noch in wenigen Exemplaren lieferbar:

Frühlingswehen in der Völkerwelt

45 Missionsgeschichten. 491 Seiten in Halbleinen gebunden RM. 6.—

Vom Segensgang der Bibel durch die Heidenwelt

77 Bilder und Briefe. 480 Seiten, in Halbleinen RM. 6.—

Sind wir noch Christen?

Eine neutestamentliche Studie. 139 Seiten, kartoniert RM. —.80

Lebensbilder bedeutender Missionsmänner

Joseph Josenhans. Ein Lebensbild von Joh. Hesse. 325 Seiten mit Bild.

Tamate. Aus dem Leben des Bahnbrechers und Märtyrers der Neu-Guinea-

Mission James Chalmers von Luise Dehler. 296 Seiten mit Bild.

Hermann Gunders Leben. Von Joh. Hesse. 344 Seiten.

An den Grenzen des Zwergenlandes (Uganda) von R. Fischer, 248 Seiten.

Jeder dieser 4 Bände kostet gebunden RM. 3.—

Solche lebens- und kraftvolle Gestalten bleiben deutlicher im Gedächtnis und wirken stärker als eine Reihe erbaulicher Gedanken. Sie können manchem den oft fehlenden Umgang mit Gleichgesinnten ersetzen und gewähren wahre Hilfe in den Fragen des Lebens und Berufs.

Geschichte des jüdischen Volkes

seit der Zerstörung Jerusalems

Von Professor S. Heman. 2. gekürzte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage, herausgegeben von D. D. v. Harling. 448 Seiten Großoktav. In Halbleinen RM. 11.—, in Buckramleinen RM. 12.—

Das sachlich und fesselnd geschriebene Werk bietet eine umfassende Darstellung der jüdischen Geschichte, sowie eine wissenschaftliche Orientierung über die gesamte Judenfrage und über die Bedeutung des Judentums für die einzelnen Weltvölker wie für die Christenheit im besonderen

Ausführliches Bücherverzeichnis über die Werke von

Dr. Adolf Schlatter, Dr. Karl Hezer, Dr. Th. Haering, Dr. Paul Volz, Martin Luther, Pfarrer Paul Dorisch, Calwer Bibellerikon, Bibelkonfanz usw. kostenlos.

Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart

Handbuch der Religionsgeschichte

Von Dekan P. Wurm. Durchgreifende Neubearbeitung von Alfred Blum-Ernst,
Direktor der Evangelischen Lehranstalt in Schiers. 647 Seiten Großoktav,
brochirt RM. 11. —, in Leinen RM. 14. —.

Aus dem Inhalt:

1. Die Religionen der primitiven Völker, übersichtlich nach Ländern geordnet und miteinander verglichen. 2. Die Nationalreligionen: die Religionen im nahen Orient, die chinesische und japanische Volksreligion, die arischen Nationalreligionen in Asien, die europäischen Nationalreligionen (griechisch, römisch, slawisch, germanisch, slavisch usw.) 3. Die Universalreligionen: der Buddhismus — der Islam, klar gegliedert.

Das schöne Buch, das schon in seiner früheren Gestalt sich großer Schätzung erfreute, wird auch in der Neubearbeitung viele Freunde gewinnen. Pfarrer A. Blum-Ernst hat mehrere Jahre in Indien zugebracht, und so konnte er der indischen Religion, die an Bedeutung vor anderen hervorragt, eine besonders eingehende Untersuchung widmen. Aber die anderen Religionen kommen nicht zu kurz. Es werden in drei großen Abschnitten behandelt: die Religionen der primitiven Völker, die Nationalreligionen, die Universalreligionen. In der Zeit des ungemein gesteigerten Weltverkehrs rücken die Erdteile und Völker einander nahe und es kommen damit auch die Religionen immer mehr in Berührung miteinander. Die Mission hat ihre Aufgaben neu erfasst. Da ist eine genaue Kenntnis der Religionen und ihrer geschichtlichen Entwicklung unerlässlich für jeden Gebildeten. Es versteht sich von selber, daß unser Buch die verschiedenartigen Religionen gerecht und objektiv — ganz unpolemisch — anschaut. Es weiß wohl, daß am Himmel nicht bloß die Sonne steht, sondern daß dort auch Sterne zu finden sind. Die Absolutheit des Christentums soll nicht damit nachgewiesen werden, daß den andern Religionen ihr Wert genommen wird. Die Darstellung ist klar und wohl verständlich, aber die zuverlässige Wissenschaft ist gewahrt. So kann das Buch Missionaren, Pfarrern und Theologiestudierenden, aber auch sonst allen, die sich für religiöse Dinge interessieren, sehr wertvolle Dienste tun. Man wird es nicht bloß einmal durchlesen, sondern immer wieder zu ihm zurückkehren.

Kirchlicher Anzeiger für Württemberg

Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart

